UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CXXXXIX

(Oktober — November — Dezember 1911)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. E. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schulthess & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 149

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundvierzigſten Bande (Oktober — Dezember 1911).

		Seite
I.	Das Leben der Salome Zeller. Eine Erzählung von **Ernſt Zahn.** I.	1
II.	Jung-Deutſchland. Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege. Von **Freiherrn von der Goltz,** Generalfeldmarſchall. I.	29
III.	Fürſt Bismarck als Leiter der politiſchen Abteilung. Aus dem ſchriftlichen Nachlaß des Unterſtaatsſekretärs Dr. Buſch. Herausgegeben vom Kaiſerlichen Geſandten z. D. **L. Raſchdau**	47
IV.	Briefe von Ernſt v. Wildenbruch aus den Jahren 1881 und 1882. Mitgeteilt von **Berthold Litzmann**	55
V.	Tzŭ Hſi, Kaiſerin-Regentin von China (1835—1909). Von **Charlotte Lady Blennerhaſſett**	81
VI.	Über die Ausgeſtaltung des Seekriegsrechts ſeit dem ruſſiſch-japaniſchen Kriege. Von **Kurt Freiherrn v. Maltzahn**	107
VII.	Buddhiſtiſches in der chriſtlichen Legende. Von **Richard Garbe**	122
VIII.	Die Entvölkerung Frankreichs. Von **W.**	141
IX.	Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Von **Lina Frey**	152
X.	Schlöſſers Platen-Biographie. Von **Harry Maync**	154
XI.	Eine neue Vaſari-Ausgabe. Von **Georg Gronau**	156
XII.	Literariſche Notizen	158
XIII.	Literariſche Neuigkeiten	160
XIV.	Das Leben der Salome Zeller. Eine Erzählung von **Ernſt Zahn.** (Fortſetzung.)	161
XV.	Briefe von Ernſt v. Wildenbruch aus den Jahren 1881 und 1882. Mitgeteilt von **Berthold Litzmann.** (Schluß.)	191
XVI.	Die Deutſche Schiller-Stiftung. Von **Karl Berger**	214
XVII.	Jung-Deutſchland. Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege. Von **Freiherrn von der Goltz,** Generalfeldmarſchall. II. (Schluß.)	222

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XVIII. Die Pſalmen. Von **Hermann Gunkel** 241
XIX. Julius II., der Schöpfer des Kirchenſtaats. Von **Ernſt Gagliardi** (Zürich) 262
XX. Beethoven und Thereſe Malfatti. Eine kritiſche Studie von **Albert Leitzmann** 276
XXI. England und die Anzeichen ſeines Niederganges. Vom Grafen **Vay von Vaya und zu Luskod.** A. S. M. — A. P. 291
XXII. Neues über Ludwig Uhland. Von **Hermann Fiſcher** 302
XXIII. Neuere Belletriſtik. Von **Thaſſilo von Scheffer** und Dr. **Herbert Stegemann** 307
XXIV. Der Freiherr von Dahlerup. Von **Max Mell** . . 311
XXV. Hauptprobleme der Philoſophie. Von **Adolf Laſſon** 314
XXVI. Literariſche Notizen 316
XXVII. Literariſche Neuigkeiten 318
XXIII. Das Leben der Salome Zeller. Eine Erzählung von **Ernſt Zahn.** (Schluß.) 321
XXIX. Neues aus Gottfried Kellers Frühzeit: „Die Winterthurerin". Von **Emil Ermatinger** 354
XXX. Bismarck und die Konſervativen. Briefe aus Trieglaff. Herausgegeben von **Hermann Witte** (Danzig) 372
XXXI. Die Renaiſſance des Idealismus in Frankreich. Von Dr. **J. Benrubi** 388
XXXII. Goethe im Geſpräch. Von **Richard M. Meyer** . . 407
XXXIII. Die auswärtige Politik der ungariſchen Revolution 1848/49. Unter Benutzung neuer Quellen von **Wilhelm Alter** (Wien) 429
XXXIV. Die Korreſpondenz von Fauriel und Mary Clarke. Von **Charlotte Lady Blennerhaſſett** 461
XXXV. Weihnachtliche Rundſchau 467
XXXVI. Literariſche Notizen 477
XXXVII. Literariſche Neuigkeiten 479

Das Leben der Salome Zeller.

Eine Erzählung

von

Ernſt Zahn.

Erſtes Kapitel.

Unter den Bögen zu St. Felix, wo die rotgelben Apfelſinen, die Zitronen, die weißen Eier und die roten Äpfel ſo ſauber und appetitlich aus den Verkaufskörben der Frau Regula Zeller lugten, ſaß ein kleines Mädchen auf einem niederen Stuhle und ſah mit nachdenklichem Ausdruck gegen das Limmatkai hinaus.

Es war eine ſtille und ſpäte Nachmittagsſtunde. Die Straße war nicht ſehr begangen. Manchmal kamen die dicken Straßenbahnpferde mit dem Schienenwagen hinter ſich ratata vorübergetrollt, manchmal raſſelte auch ein Fuhrwerk vorbei, ſonſt war nur ein gemaches Hin und Her einer kleinen Zahl von Fußgängern.

Das kleine, behäbige Mädchen ſummte vor ſich hin, wie zufriedene Leute tun. Dabei ſtemmte es die feſte Hand an die rote Wange und hielt den Zeigefinger an die etwas ſtarke, ſpitze Naſe gelegt; ſchien ein geſcheites Jüngferlein zu ſein. Die Sonne fand manchmal einen halben Durchweg durch den wolkenverſchleierten Himmel, dann kam jedesmal ein leiſer, goldener Bach an die Füße der kleinen Salome Zeller gefloſſen, und ſie vergnügte ſich, ihn mit ihrem währſchaften Bundſchuh tot zu treten.

Jetzt ſchlug die Uhr von St. Peter fünf. Salome wendete den Kopf weſtwärts dem Turm zu, ohne die Armſtütze wegzunehmen, und horchte aufmerkſam, wie einer nach dem anderen der fünf Schläge aus dem alten Bauwerk kam, das jedem Bewohner von St. Felix vertraut und lieb iſt, weil es gleichſam mit ihm redet; jetzt eine Fahne im Turmdache fröhlich verkündet: Heute iſt Feſt, ihm allezeit die Stunde anzeigt, manchmal freilich auch ihn erſchreckt und Feuer anſagt.

Der Turm redete auch mit der kleinen Salome Zeller ernſthaft, bieder und würdig, wie es ſich für ſolch alten Herrn ſchickte: Eins! — Zwei! — Drei! — Vier! — Fünf! — Der letzte Schlag hatte den längſten Nachhall,

so, als sollte er noch bestätigen: ja, fünf, kleines Mädchen! Salome ihrerseits betrachtete die Uhr noch ein paar Sekunden aufmerksam, gleichsam als ob sie stumm sich erkenntlich zeigte: Fünf? So? Danke!

Noch bevor sie den Blick abwendete, kam Heinrich Hirzel, der Gymnasiast, zwischen sie und den Turm und nahm ihr die Aussicht weg.

„Eine Orange," sagte er und streckte Salome ein Münzstück hin.

Die nahm es aber nicht, blieb auf dem Stühlchen sitzen und sah sich nach rückwärts um. Die Mutter werde gleich kommen, sagte sie dann.

Heinrich Hirzel wartete und drehte sich halb ab, die schwarze Ledermappe mit den Schulbüchern im Arm. Eine Pause trat ein. Frau Zeller kam länger nicht, als zu erwarten gewesen. Da fragte Salome: „Hast du erst jetzt die Schule aus?"

„Um vier!" gab er kurz zurück. Aber der Bescheid schien ihm nachher zu karg. „Ich bin noch auf dem Turnplatz gewesen," erklärte er, „darum bin ich später."

Sie betrachteten einander, das Mädchen den langen, starken Knaben, der in Kniehosen und Mütze stand, der Knabe die Kleine mit den braunen Zöpfen und dem frischen Gesicht.

„Jetzt kommt die Mutter," sagte sie dann, und Frau Zeller trat barhaupt in braunem, schlichtem Stoffkleid aus einem Nachbarladen, wo sie eins geschwatzt hatte. Ihrer Wohlbeleibtheit halber ein wenig wackelig, versunken in ihr Strickzeug, das die Finger emsig handhabten, kam sie heran, erblickte Heinrich, der die Mütze zog, und grüßte ihn mit ruhiger Freundlichkeit: „Guten Tag, Heinrich."

Der Knabe wählte sich seine Orange und brachte seine Münze ab.

„Wenn ich so spät nach Hause komme, bekomme ich kein Abendbrot mehr," erklärte er mit einem offenen und freundlichen Lachen. Dann grüßte er: „Ade, Frau Zeller!" und schritt rasch um die Ecke einem Hause zu, das dem über dem Bogen stehenden angebaut war, aber weiter hinten mit einer Ecke frei und stattlich auf den Rüdenplatz hinaussah.

Die kleine Salome schaute ihm nach und wendete sich dann zur Mutter. „Hat der Heinrich schon Geld im Sack?" fragte sie im Ton der Bewunderung.

„Ja, ja," bestätigte Frau Zeller mit einem Klang in der Stimme, der besagte, daß die Hirzels ihrem Knaben wohl Geld in den Sack zu stecken vermöchten.

„Das sind reiche? Gelt, Mutter?" fragte Salome wieder, und die Mutter gab es mit einem abermaligen, nachdrucksamen „Ja, ja" zu.

Nach Kinderart ließ aber die Kleine noch lange nicht Ruhe, hatte den Gedanken nun einmal angesponnen und fragte, während die Mutter sich neben ihre Verkaufskörbe setzte, weiter, alles in kurzen, nachdenklichen Pausen und zwischen das Stricken der Frau hinein.

„Der Herr Hirzel ist dem Vater sein Herr, gelt, Mutter?"

„Gelt, das Haus, in dem wir wohnen, gehört ihm auch?"

„Gelt, unser Laden auch?"

Alles das konnte die Händlerin bestätigen und tat es mit einer sichtlichen und tiefen Hochachtung vor der Familie, von welcher sie und die Ihren in Abhängigkeit lebten.

Das wirkliche Verhältnis zwischen den kleinen Zellers und den großen Hirzels war aber folgendes: Diese wohnten im Haus zum „Weißen Brunnen" auf dem Rüdenplatz und betrieben seit alter Zeit ein in Stadt und Land als ebenso verläßlich wie einträglich bekanntes Geschäft in Tuchen und Stoffen. Vater Zeller war, wie sein Vater vor ihm schon es gewesen, Packer und Ausläufer in der Hirzelschen Handlung. Seit etwa zehn Jahren hatte Frau Regula den Früchte- und Eierhandel unter dem Bogen am Limmatkai inne. Vorher war da ein Italiener gesessen, mit dem jedoch der Kaufherr Hirzel verschiedene Anstände gehabt. Eines Tages schlug dieser seinem Ausläufer, den er als ehrlichen Menschen schätzte, vor, den kleinen Handel zu übernehmen. Anfänglich zögernd, willigte der etwas ängstliche Mann bald ein und hatte es seither nie bereut. Das Geschäft warf jährlich ein so schönes Sümmchen ab, daß die sparsamen Leute nach und nach ein kleines Vermögen zurückzulegen vermochten. In ihren Kreisen genoß infolgedessen die Ausläuferfamilie eines ähnlichen Ansehens wie der Kaufherr Hirzel und seine Sippe in den ihrigen. Ihrer Schlichtheit und Bescheidenheit, die besonders bei Salomon Zeller, dem Vater, einen leisen Anflug von Frömmelei hatte, tat jedoch diese Lebensverbesserung keinen Eintrag.

Wie oft aus unscheinbaren Anfängen Großes, Eindruckschweres oder Bleibendes sich gestaltet, so hätte sich nun vielleicht bestimmen und nachweisen lassen, daß der Einkauf der Apfelsine, bei dem die kleine Salome zufällig zugegen war, das Interesse des Kindes für Heinrich Hirzel, den Gymnasiasten, zum ersten Male geweckt hatte, obgleich sie den Knaben schon vorher oft, fast täglich, gesehen. Es möchte sein, daß er ihr durch die Worte der Mutter, die ihn als den Sprossen eines reichen Hauses bezeichneten, gleichsam in ein helleres Licht gerückt worden war. Es dauerte indessen einige Zeit, bis der Knabe Heinrich dieses Interesses gewahr wurde. Eines Tages sah er jedoch die kleine Salome, die Hände auf dem Rücken und scheinbar gleichgültig, an der Hausecke stehen, an welcher er auf seinem Schulheimwege immer vorbeikam. Da er nicht grüßte, grüßte auch sie nicht, aber er bemerkte wohl, wie ihr Blick ihm folgte, ja wie sie in ihrer Neugier sogar einige Schritte ihm nachging und ihn beobachtete, bis er drüben ins elterliche Haus trat. Da nun erinnerte er sich plötzlich, daß das Kind nicht zum ersten Male dieses seltsame Gebaren zeigte. Nach Jungenart empfand er etwas wie Zorn und Verlangen, die kleine Wundernase zu verspotten. Dann aber erwachte doch auch seine Neugier, so daß er nun seinerseits am anderen Tage nach Salome Zeller Ausschau hielt.

In dieser Zeit lag der Anfang einer Art Freundschaft, welche den Sohn des Kaufherrn Hirzel und die Tochter seines Ausläufers während ihrer Kindheit verband. Es war kein sehr inniges Verhältnis, mehr ein gegenseitiges und gelegentliches Aneinander-Gefallen-finden, und es war beeinflußt durch allerlei Umstände, insbesondere durch die gute Meinung, welche die

Eltern voneinander, der Höherstehende vom Untergebenen und dieser wiederum von jenem hatten. Heinrich Hirzel hörte in der guten Bürgerstube daheim den rastlosen Fleiß und die peinliche Verläßlichkeit des Ausläufers Zeller, die Sauberkeit und Freundlichkeit seiner Frau, die Musterhaftigkeit und den auf einer tiefen gegenseitigen Liebe der einzelnen Glieder fußenden Frieden seines Haushaltes rühmen, während Salome ihrerseits von Vater und Mutter manches bewundernde Wort über die Geschäftserfahrung und die Strenge des energischen Kaufherrn, über die fast übertriebene Einfachheit seiner Gattin vernehmen konnte. Hier und da wurden die Kinder durch einen Auftrag oder aus einem anderen Alltagsgrunde das eine in die Kaufherrnwohnung, das andere in die einfachen Räume des Ausläufers geführt. Salome Zeller lernte in jener braunvertäfelte Stuben mit weißer Gipsdecke und schönen alten Messingbeschlägen an den Türen kennen. Sie sah die bleiche, mittelgroße Frau Hirzel, die kluge und trotz ihrer zu großen Gesprächigkeit selten im Wort sich vergreifende. Sie bemerkte allmählich und im Heranwachsen dieser Frau kleine Eigenheiten, die wie schadhafte Stellen aus einem schönen Kleide hervorschimmerten, und verwunderte sich darüber, während sie anfänglich in atemloser Bewunderung zu ihr aufgesehen hatte. Frau Anna Hirzel hatte eine etwas zu spitze Zunge und einen ein wenig lächerlichen Hang, sich und ihre Familie zu den alten Geschlechtern der Stadt, die eine Art Adelskaste bildeten, zu zählen, obwohl sie selbst ihrer Geburt nach dazu nur ein entferntes Recht besaß. Im Gegensatz zu ihr hatte Herr Heinrich Hirzel, der Kaufherr, keinen Hauch dieses Stolzes in sich, tat sich vielmehr auf seine Spießbürgerlichkeit etwas zugute, liebte ein Kartenspiel oder einen Kegelschub mit Freunden an einem Wochenabend und legte keinen Wert auf feine Manieren oder vornehmen Umgang. Er war ein großer, behäbiger Mann mit glattrasiertem Gesicht und früh kahl gewordenem mächtigem Schädel. Er verstand sein Geschäft und wußte sein ererbtes großes Vermögen jährlich noch bedeutend zu vermehren, besaß auch jene Überlegenheit des Wesens, die äußere Unabhängigkeit verleiht. Seine Stimme, die laut und rauh war, erschreckte anfänglich die kleine Salome, bald aber war sie ihr lieber als die leisere, aber schärfere Frau Annas. Ein gewisses Unbehagen vermochte die Tochter des Ausläufers nie ganz zu überwinden, so oft sie im Laufe der Jahre in den Kreis der Hirzelschen Familie trat; denn es herrschte dort kein freier, behaglicher Ton. Vielleicht war es das Wesen der Frau, das ihn nicht aufkommen ließ. Sie war von großer Empfindlichkeit, die selbst der Kaufherr seltsam schonte und die den Knaben Heinrich immer kleinlaut machte. Ein wenig war es, als gingen die Hirzels alle auf Erbsen, wenn sie beieinander waren, und nach und nach meinte Salome zu bemerken, daß jedes von den dreien sich erleichtert fühle, sobald es aus des anderen Gegenwart entronnen.

Es war nicht erstaunlich, daß im Gegensatz zu dem gezwungenen und geschraubten Wesen daheim Heinrich Hirzel der Jüngere einen tiefen Eindruck von Gemütlichkeit empfing, wenn er in die bescheidene Wohnstube des Salomon Zeller trat. Einmal überraschte er die Familie beim Abendbrot. Sie hatten

sein Klopfen überhört, und er trat unsicher, ob er gerufen worden sei, ein, während Zeller noch eben das Tischgebet sprach. Er kannte diesen als einen demütigen und still zuvorkommenden Menschen, noch nie aber war ihm so die fast rührende Schlichtheit der Familie aufgefallen wie jetzt, da er sie in der Stube mit den alten Strohstühlen, dem zersessenen Ruhebett und an einem mit karger Kaffeemahlzeit bedeckten Tisch beisammen sitzen sah. Ihre Bescheidenheit hatte auf den ersten Blick etwas Übertriebenes, Unechtes, bald aber erkannte man, wie sie ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und wie an ihrem Grunde die Liebe war, welche sie fortwährend eines sich dem anderen unterordnen hieß. Ruhig und würdig betete Zeller zu Ende, dann standen alle drei auf, entschuldigten sich, daß sie ihn hatten stehen lassen, und zeigten ihm eine so unterwürfige Freundlichkeit, als ob er schon selbst der Herr des Hauses Hirzel wäre, ein Benehmen, das ihm nicht wenig schmeichelte. Ein andermal fand er sie, als Vater Zeller aus der Bibel vorlas, und wieder einmal hörte er schon auf der Treppe ihren Gesang und die Klänge des kleinen Harmoniums, das der Ausläufer sich angeschafft und das er selbst spielte. Immer neue Bilder boten ihm die drei Menschen, die in ihrer Eigenart überraschten und ihm ein Gefühl der Hochachtung abzwangen. Empfand er so längst ein gewisses Wohlgefallen an ihnen, so wuchs eines Winterabends sein Interesse für sie noch, als er mit einem Auftrag seines Vaters an den Ausläufer in ihre Wohnung trat. Frau Zeller war nicht da. Ihr Mann aber entfernte sich, um den ihm gewordenen Auftrag sogleich auszuführen. So blieb Heinrich eine Weile mit der Tochter allein. Er war jetzt Schüler der obersten Industrieschule und stand nahe vor dem Übergang in die Lehre für das väterliche Geschäft. Auch Salome war gewachsen und zählte jetzt vierzehn Jahre. Bei seinen gelegentlichen Besuchen war seine Aufmerksamkeit mehr durch die Eltern in Anspruch genommen gewesen, und er hatte heute eigentlich zum ersten Male Muße, sie allein zu betrachten und zu sprechen. Er entdeckte mit Staunen, daß sie ein altkluges, hausmütterliches, kaum mehr kindisches Wesen hatte. Während er anfänglich nicht recht wußte, was er mit ihr reden sollte, war sie nicht verlegen, sondern saß mit einer Stickerei ruhig ihm gegenüber auf dem Stuhl und plauderte, verriet, daß sie mit einer Weihnachtsarbeit beschäftigt, die eine Gabe für die Mutter werden sollte, und daß sie die seltenen Augenblicke, in welchen Frau Zeller von Hause abwesend sei, hierzu nützen müsse. Trotzdem sie sich gestreckt hatte, war sie noch immer klein von Gestalt, aber ihre Formen rundeten sich, und sie hatte ein anmutiges Gesicht, das braun und klug aus dem Rahmen ihrer Zopffrisur sah.

Ein sonderbares Gefühl ergriff Heinrich, eine Art Respekt vor der nahenden Erwachsenheit seiner Jugendbekannten und daneben ein prickelndes Behagen, das er früher in ihrer Nähe nicht gefühlt hatte. Auch er kam dann ins Reden und unterhielt sich so gut mit dem Mädchen, daß, als Zeller zurückkam, es ihm schien, als sei dieser kaum weggegangen gewesen. Er zog von da an den Hut vor Salome, während er sich bisher damit begnügt hatte, ihr zuzuwinken, und seine Blicke folgten

ihr dann und wann mit heimlichem Wohlgefallen, wenn sie ihm über den Weg kam.

Heinrichs Erscheinung blieb ihrerseits nicht ohne Eindruck auf die kleine Salome. Zu der heimlichen Ehrfurcht, welche sie vor ihm und seiner Familie schon immer empfunden, trat eine mehr persönliche, naive Bewunderung. Er war ein starker, schöner Mensch geworden, der mit seiner offenen, klugen Stirn, seinem klaren, grauen Auge zu einer starken Ähnlichkeit mit dem energischen Vater heranwuchs.

Das sich steigernde Wohlgefallen der Kinder aneinander ging indessen, während Woche um Woche und Monat um Monat verstrichen, nicht über eine ferne und ihnen kaum zum Bewußtsein gelangende Freude hinaus.

Woche um Woche, Monat um Monat wechselten weiter. Im Hause zum „Weißen Brunnen" lebten die Hirzels das Leben einer in behaglichen Lebensumständen sich befindenden Familie für sich, und im Nebenhause wirtschafteten die Zellers, genügsam und ohne Aufhebens von sich zu machen, weiter. Und das Haus zum „Weißen Brunnen" stand stattlich und herrisch mit seiner grauen Mauer und seiner schweren, alten, schönen Eichentür in den Rüdenplatz hinaus. Aus kleinen, freundlichen Fenstern aber lugte die Dachwohnung der Familie Zeller aus dem über den Bogen gebauten Nebengebäude nach dem Turm zum St. Peter hinüber und auf die treibende Limmat mit den weißen und schwarzen Schwänen, die in umgitterten Käfigen gehalten und den ganzen Tag von Vorübergehenden beschaut und gefüttert wurden. Der Laden zu ebener Erde hatte ein moosüberdecktes kleines Vordach gegen den Fluß hin und lag wie eine Insel zwischen den zwei Straßenströmen, dem freieren Kai und der von dem Hausbogen überspannten Gasse, die fast mehr begangen war als die Kaistraße, und in welcher die Schritte der Fußgänger hohl und seltsam widerklangen.

Eines Tages, nachdem sich die Wochen und Monate zu Jahren gesponnen, kam Salomon Zeller, der Ausläufer, zu seiner Familie mit der Nachricht, daß der Kaufherr und Prinzipal den einzigen Sohn in nächster Zeit ins Ausland schicken werde, zuerst nach Frankreich, dann nach England. Die junge Salome horchte auf und machte große Augen. Tochter und Eltern saßen in der niederen Wohnstube am runden Tisch beim Schein der Lampe.

„Ja, ja, die Zeit vergeht," sagte die rüstige Frau Regula und fuhr sich mit der Hand über die braunen Haare, als ob sie sich daran erinnerte, daß dort seit einiger Zeit graue, feine Striche zu sehen waren.

„Auf einmal ist der Knabe ein Mann," fügte Zeller hinzu. Er selbst brauchte das Grau auf dem Kopf nicht erst zu suchen; denn sein volles, krauses Haar war gesprickelt, wie wenn man Pfeffer und Salz mischt.

„Das Kind ist auch keine Spielschülerin mehr," bemerkte die Mutter ernsthaft und sah vom eigenen Strickzeug auf und nach der ebenfalls mit einer Handarbeit beschäftigten Tochter hin.

„Zu Ostern komme ich schon aus der Schule," sagte die runde, kleine Salome.

Sie hatten wohl hier und da schon von der Zukunft gesprochen. Nun aber kamen sie zum ersten Male in angelegentliche Erwägungen, was nach der Schulzeit mit dem Mädchen werden sollte.

„In den Laden hinab will ich sie nicht setzen," sagte Frau Regula.

„Nein, nein," fiel der Vater rasch ein, und ein Blick ging zwischen den beiden Ehegatten hin und her, der eine ganze Geschichte von allerlei Unschicklichkeiten erzählte, die mit dem Laden für ein junges Mädchen verknüpft waren.

Dann stellte Salome, die ein energisches Menschenwesen war, den Stuhl dorthin, wo sie ihn haben wollte. „Ich möchte am liebsten einmal in eine Bank oder auf die Post," sagte sie. „Es ist das Schönste, den ganzen Tag seine regelmäßige, saubere Arbeit zu tun."

„Eine gute Schrift hast du," meinte die praktische Mutter nachdenklich, und Zeller bemerkte ebenfalls nach einigem Überlegen, es möchte nicht zu schwer halten, mit Hilfe von Bekannten der Tochter später einmal einen Posten auf einer Bank zu verschaffen.

Es war nun seltsam und für ihre kleinbürgerliche Ängstlichkeit und Unbeholfenheit bezeichnend, wie die Zellers, Mann und Frau, von diesem Abend an den einmal besprochenen Gedanken an Salomes Zukunft nicht mehr los wurden, daß er sich ihnen vielmehr in den nächsten Wochen in alle Gespräche, Begegnungen und Ereignisse drängte. Sie gingen mit ihrer Sorge aus der Familie heraus und zu Bekannten. Frau Regula ließ ein paar treue, alte Kundinnen darum wissen, und ihr Mann sprach an dem und jenem Sonntag mit einigen angesehenen Stundenbrüdern davon. Das waren Leute wie er selber, Angehörige einer harmlosen, frommen Sekte und selbst harmlose, gütige Menschen, deren Charaktereigenschaften mehr Ehrlichkeit als Tatkraft zur Unterlage hatten. Aus allen diesen Beratungen heraus ergab sich für die Zellerschen Eheleute die Erkenntnis, daß sie mit ihrer Tochter auf dem richtigen Wege waren, ihnen für deren Zukunft nicht bange zu sein brauchte, daß vielmehr für ein braves Mädchen so schätzbarer Leute sich manche Tür gern auftun werde. Es ging ihre Angelegenheit selbst im Mund der Leute herum, und in deren Reden lag abermals die Bestätigung: die hatten es nicht schwer, die Zellers, ihr Kind in ein rechtes Auskommen zu bringen! — So brave Leute wie die!

Der Ausläufer bekam dann Gelegenheit, von einer der größten Banken in der Stadt zu hören, daß sie immer einige Töchter rechtschaffener Familien in ihren Kontoren beschäftige, und daß es ihm möglich sein werde, dort auch Salome später anzubringen. Als sich diese beruhigende Aussicht ihm eröffnete, teilte Zeller Frau und Tochter seine Absicht mit, für die Ausbildung seines Kindes ein übriges tun zu wollen, meinte verständig, man könne heutzutage nicht genug mit Kenntnissen aller Art sich bereichern, und schlug vor, daß Salome nicht nur eine Weile nach Frankreich sich begeben, sondern selbst einige Monate in England zubringen solle. Dem stimmte die Tochter mit mutiger Freude zu und meinte mit erwachender Selbständigkeit, sie wolle den Eltern nicht mehr als nötig zu Lasten sein, sondern werde

sicher in beiden Ländern auskömmliche Beschäftigung finden, um so weniger von des Vaters Tasche abhängig sein zu müssen.

„Jesus, Jesus aber auch," äußerte Frau Regula bedenklich, „so soll das Kind allein in die große Welt hinaus?"

Salomon aber lüftete sein Hauskäpplein und meinte, der liebe Gott sei überall, und sie wären mit ihm noch immer gut gefahren, wollten ihm auch diese Sache ruhig anheimstellen.

Sein Gottvertrauen beruhigte auch die Mutter und teilte sich ihr mit. Es half ihnen über alle ferneren Zweifel und die mit den Reisevorbereitungen und dem Abschied verbundenen Mühen hinweg. Als Salomon Zeller im nächsten Frühjahr im Welschland einen Aufenthaltsort für seine Tochter gefunden hatte, konnte diese ruhigen Herzens in die Welt hinausfahren. Wohl weinte die Mutter heftig, und auch dem kleinen, ernsthaften und sonst so wenig Wesens machenden Vater traten Tränen in die Augen, als er am Bahnhof stand und der Zug mit Salome davon fuhr. Allein dem Mädchen wurde die Erinnerung an diese augenblickliche Herbe des Abschieds tröstlich verklärt durch den Gedanken an die Tage, welche ihm vorauf gegangen waren, die fromme Sicherheit der Eltern und ihre liebevolle Opferfreudigkeit. Nie vorher war Salome Zeller die Heimat so köstlich erschienen als im Augenblick, da sie sie verließ, noch nie hatte sie auch das Bild der elterlichen Stube, der Eltern selber so scharf und deutlich vor Augen gehabt. Und noch nie hatte sie sich so gefreut und es so dankbar empfunden, daß sie zu den beiden einfachen, ehrbaren Menschen und in diese schlichte, trauliche Stube gehörte.

Zweites Kapitel.

Salome Zeller war in der französischen Schweiz in einer Familie gewesen, wo ihr Vater ein weniges zu bezahlen, sie selbst in der Haushaltung mitzuhelfen hatte, dafür aber Unterricht in der Landessprache empfing. Nach Verlauf eines Jahres hatte sie mit Hilfe des Vaters eine Anstellung auf der Schreibstube eines Advokaten und Agenten in Hastings, der an der Südküste von England gelegenen alten Stadt, gefunden und zog hier in die kleinste Stube einer deutschen Witwe, die ihr spärliches Auskommen mit dem Vermieten von Zimmern suchte. So kam es, daß Salome Zeller, die Ausläuferstochter, die in dem Bögenquartier zu St. Felix gewohnt hatte, eines Tages, an dem sie von Arbeit frei war, zum erstenmal auf den Klippen von Hastings stand und statt des alten St. Peterkirchturms und der zahmen Limmat das Meer vor sich hatte. Da lag es blaugrau, weitgedehnt, wie ein riesiges, atmendes Tier, das den Rücken draußen an den fernen ebenso blaugrauen Wolken hatte und mit zuckenden Flossen nach dem Lande schwamm, unablässig, in stöhnenden Stößen. Salome Zeller konnte nicht sehen, wo das Meer das Land erreichte, denn die Klippe, auf welcher sie stand, war steil und hoch, und sie wagte nicht, bis an den Rand zu treten, aber sie hörte den Atem des riesigen Tieres aus der Tiefe. Unablässig, in stöhnenden

Stößen. Sie stand ganz allein auf dem tiefgrünen Klippengrase, war in planlosem Wandern da heraufgekommen und zitterte nun von einem Gefühl des Schreckens und der Einsamkeit. Ein scharfer Wind stürmte von der Wasserseite auf sie ein oder vielmehr schienen es Hunderte von Winden zu sein, die gleichsam aus den fernen, graublauen Wellen aufsprangen und heranhasteten, bis sie schlagenden Armen gleich Salomes Röcke flattern machten. Und Salome Zeller war solch ein fremdes, kleines, spießbürgerliches Wesen in dieser großen Welt von Wolken und Wasser und Wind. Wäre einer der wetterdunkeln Fischer aus Alt-Hastings heraufgekommen, sein ernstes Gesicht würde das Lachen gelernt haben ob der landungewohnten Erscheinung in dem glatten schwarzen Kleid, mit den schwarzen Handschuhen und dem runden schwarzen Hütchen, dem Staat, den Salome Zeller schon daheim bei der Konfirmation getragen hatte. Der Wind schien an ihr Ärgernis zu nehmen, denn er riß toller und toller an den Röcken und färbte die prallen Wangen blau, und die starke, scharfe Nase bekam ihre Frostfarbe; nur die schönen, braunen Zöpfe vermochte er unter dem Hute nicht aufzuzausen.

Salome schaute sich scheu um. Keine Seele da oben auf dem Steinberg als sie! Sie fror. Alle die Tage her — sie war noch nicht lange da -- hatte schon ein Gefühl des Verlorenseins auf ihr gelegen. Sie hatte mit der Sprache noch Mühe, und die Leute kümmerten sich hier nicht um sie, es fehlte die Anteilnahme, wie sie sie im Welschland, wo sie vorher gewesen, immerhin gefunden. Es wurde ihr eng und angst. Sie drehte sich von der Klippe ab und eilte landeinwärts, lief ein Stück wie verfolgt, daß der Atem ihr flog, und verlangsamte erst den Schritt wieder, als sie die Stadt in der Tiefe sah. Da kam ihr die Keckheit zurück, an der es ihr sonst keineswegs gebrach. Sie lachte über sich selbst. Aber das Gefühl der Einsamkeit verließ sie doch nicht, während sie nun gegen die Stadt hinabstieg. Sie kam unter die Menschen, aber sie waren ihr alle noch nie so fremd erschienen wie heute. Sie wußte nicht, was sie wollte, und dachte daran, nach Hause zurückzugehen. Ihre Hausfrau war gut zu ihr. Vielleicht nahm sie sie eine Weile in ihre Kellerstube! Als sie an diese Stube dachte, fielen ihr die Räume der Eltern wieder ein, und es brachte ihr Tränen in die Kehle. Da nahm sie ihre Tapferkeit zusammen und ging weiter, zwang sich erst recht, unter der Menge zu bleiben. Der Vater brachte Opfer für sie, gab ihr jeden Monat ein tüchtiges Handgeld. Da sollte sie selbst nicht wenigstens den guten Mut aufbringen?

Sie wußte, daß die lebhafteste Straße dem Meere entlang führte. Neben ihr lief der Kai hin mit den windgeschützten Bänken, dem Hafendammtheater und dem bunten Gewimmel der Spaziergänger. Da hinab zwang sie sich zu gehen, so scheu sie vor den vielen Leuten war und so sehr sie in ihrer kleinbürgerlichen Schlichtheit hier aufzufallen meinte.

Als sie aber mitten in dem Treiben war, achtete niemand auf sie. Die Menschen hatten alle etwas Kühles, Gemachtes, gleichgültig Überlegenes, hatten es in Gesichtsausdruck, Kleidung und Wesen. Es war, als ob ihre

Ruhe beruhigte. Salome ging langsam unter ihnen dahin und machte große Augen. Es war zur beginnenden Ebbezeit, das Meer hier schon weit zurückgetreten. Hunderte von Kindern spielten unten in Steinen und Sand. Hier umstand ein Haufen von Leuten einen predigenden Heilssoldaten, dort spielte eine Musikkapelle. Es war ein buntes Leben und ein steter Wechsel von Bildern. Salome schritt hin und her. Sie gelangte in einen ruhigeren Teil des Spazierweges. Und als sie der wachsenden Stille inne wurde, fühlte sie sich etwas müde und setzte sich auf die leere Bank des nächsten Glashauses.

Wenige Spaziergänger gingen vorbei. Auch am Strand unten zu ihren Füßen war es leer, und sie sah weit aufs Meer hin. Der Wind hatte sich gelegt. Das Meer schien ruhiger. Da meinte sie, stundenlang so sitzen zu können. Das Gewirr des Menschentreibens, aus dem sie gekommen war, warf ein Rauschen bis an die Stelle, wo sie saß, aber das zurückgehende Meer schwieg. Weit, weit draußen zogen Schiffe vorüber. Fremde Menschen mit fremden Zielen!

Salome lehnte sich zurück; die wohlige Mattigkeit, die sie befallen, wuchs. Halb im Traum überlegte sie, wer der Mann sein möge, der drüben, ein Stück von ihr ab, am Geländer lehnte. Sie hatte ihn vorhin zweimal an sich vorübergehen sehen, in hellbraunem, weitem, neumodischem Geckenmantel und gleichfarbiger Mütze. Ein Engländer, wie jeder andere! Er war ihr nur aufgefallen, weil er sie so fest angeblickt hatte. Nun stand er mit dem Rücken gegen das Wasser und zündete sich eine Zigarette an. Plötzlich schaute er wieder nach ihr hin, aufmerksam, fast aufdringlich. Sie wollte sich eben entfernen. Da lachte er laut und sagte in ihrer breiten, heimischen Mundsprache: „Natürlich sind Sie es!"

Er näherte sich, und sein Gesicht erschien ihr bekannt.

„Sie kennen mich nicht mehr," fuhr er fröhlich weiter und nannte dann seinen Namen; aber schon bevor sie den gehört hatte, war ihr heiß ums Herz geworden, halb vor Freude, halb vor Verlegenheit, und sie wußte, daß der Fremde Heinrich Hirzel war.

„Es ist mir bekannt, daß Sie hier sind," erzählte er. „Es stand in irgendeinem Brief von daheim, daß Ihr Vater Sie auch herüberschicken würde. Aber ich dachte nicht, daß Sie mir so in die Hände laufen würden."

Aufgesucht würde er dich jedenfalls nicht haben, dachte Salome ein wenig beleidigt. Er hatte eine luftige Von-oben-herab-art, gab ihr aber die Hand und ließ sich ohne Umstände auf die Bank nieder, so daß sie sich, fast dazu befohlen, neben ihn setzen mußte.

„Heutzutage meint jedermann, in England gewesen sein zu müssen," fuhr er fort. Es klang rücksichtslos, gleichsam als ob er sagen wollte: Leute deines Schlages gehören sonst nicht auf so weitläufigen Bildungsweg. Aber schon durchbrach ein vertrauterer, herzlicherer Ton seine schnarrende Hochnäsigkeit.

„Der Vater meint es gut mit mir," sagte Salome kleinlaut, Tränen im Blick.

Vor Heinrichs Augen stand das Bild des alten Angestellten seines Vaters, des ehrenwerten, kleinen Mannes, in dessen Stube er zuweilen ge-

sessen. Die alte Achtung für ihn regte sich, und sein Ton fiel unwillkürlich noch eine Note demjenigen näher, in welchem er als Knabe mit Salome verkehrt hatte.

„Ich bin in London natürlich," erklärte er, „bin nur für den Bankfeiertag einmal hierher gefahren, um mir den Ort anzusehen."

Eine Weile unterhielten sie sich dann. Frage und Antwort fielen: Was Salome getrieben, seit er fort sei? Wo sie gewesen? Seit wann sie hier sei? Dann erzählte er wieder von sich.

Unmerklich wurden sie vertrauter. Dann erwachte in ihnen eine gewisse Freude über das Zusammentreffen und die Behaglichkeit, die jeden überkommt, wenn ihm in der Fremde etwas zur Heimat Gehöriges in den Weg kommt. Salome verfiel in die kecke, freie, tapfere Redeweise, die sie sonst hatte. Als Heinrich sich neben sie gesetzt, war ihm zumute gewesen wie einem, der im Vorbeigehen an einer Pflanze stehen bleibt, sie oberflächlich betrachtet und bald weiterzugehen denkt. Nun fesselte ihn etwas an Salomes Persönlichkeit, was über das Vergnügen, eine Landsmännin getroffen zu haben, hinausging. Während sie ihr Leben in der Fremde schilderte, wunderte er sich über den Mut zur Arbeit, zum Vorwärtskommen und Alleinsein, der aus ihren Erzählungen sprach. Ihre Heiterkeit, ein kluger Witz und eine leise Schalkheit, die in ihrem Wesen lagen, begannen ihm zu gefallen.

Sie wagte sich bald mit ihrer Fröhlichkeit an ihn, indem sie sagte: „Ihnen sieht kein Mensch mehr den Heinrich unter den Bögen an."

Und nachher: „Der Schnurrbart ist Ihnen auch gewachsen, soweit der Stutzer ihn nicht gestutzt hat."

Nun verlor auch er seine Steifheit. Sie neckten sich bald, bald sprachen sie ernsthaft und vernünftig von Dingen, die ihnen nahegingen. Manchmal sah Heinrich Salome von der Seite an und fand sie trotz ihres altväterischen Äußeren hübsch. Ihre kleine Gestalt hatte pralle Formen, ihre braunen Augen glänzten.

Sie verlor das Einsamkeitsgefühl, das sie bedrückt hatte, und das Herz ging ihr auf, daß sie plötzlich jemanden hatte, der irgendwie zu ihr gehörte. Sie rühmte die Schönheit der Stadt und sagte, daß sie tüchtig umherzustreifen gedenke.

Heinrich schlug einen gemeinsamen Gang vor, doch wollte sie zuerst nach Hause und meinte, wenn er gegen Abend noch Zeit und Lust habe, so – möge er sie in ihrer Wohnung abholen.

Er erwiderte, daß er die Nacht am Orte bleibe und versprach zu kommen.

Sie trennten sich darauf bald, aber wirklich kam er nach einigen Stunden nach dem schmalen, kleinen Hause, wo sie wohnte. Ihre Hausfrau führte den Gast in einen gemeinsamen Empfangsraum, den sie ihren Mietern zur Verfügung hielt. Hier machte Heinrich den Vorschlag, Salome nach dem Piertheater zu führen und ihr die Pantomime zu zeigen, da es zu einem Spaziergang zu spät geworden. Ihre Hausfrau redete ihr zu. So gingen sie zusammen.

Es dämmerte stark, und, als sie an den Strand hinunter kamen, war es dunkel. Der Himmel aber hatte sich etwas geklärt und trug einzelne Sterne. Das Meer und der Wind waren zurückgekommen. Die Wellen rauschten heran und davon. Weit in das Wasser hinaus lief der Hafensteg, an dessen Ende das kleine Theater stand. Heinrich und Salome betraten ihn Seite an Seite. Da sprang wieder der scharfe Wind sie an, wie er auf den Klippen geblasen.

„Geben Sie mir den Arm," sagte Heinrich Hirzel, als er sah, daß sie dem Wind kaum Stand hielt, und sie gehorchte und war neben dem großen, starken blonden Menschen doppelt klein und unscheinbar. Es fiel aber wieder zwischen sie, daß sie, ohne es zu merken, froh übereinander waren, und dieses Empfinden steigerte sich noch, als sie dann auf unbequemen Stühlen in einer drolligen Gesellschaft von Fischervolk und Leuten gewöhnlichen Standes in dem kleinen Theater saßen und dem stummen Bühnenspiel zusahen. Von Zeit zu Zeit neigte Heinrich sich zu Salome hinab und machte ihr ins Ohr spöttische Bemerkungen über das Publikum oder die Schauspieler, über Dinge, die ihrer schweizerischen Eigenart fremd waren. Diese Eigenart bildete ohnehin ein Band zwischen ihnen, und sie waren gute Freunde, als sie nach der Vorstellung das Theater verließen.

Auf dem Nachhauseweg ließ Heinrich Salomes Arm nicht aus dem seinen. Sie sprachen davon, daß er am nächsten Tag wieder nach London zurück müsse, und es mischte sich schon etwas wie Bedauern in ihre Worte. Zuweilen, während sie durch menschenleere Straßen hinanstiegen, zog er ihren Arm leise und mit einer bewußten Vertraulichkeit an sich. Sie überließen sich mehr und mehr der Freude, die sie aneinander hatten. Es war am Ende ganz natürlich, daß Heinrich sich äußerte, er würde bestimmt von Zeit zu Zeit wieder kommen, um Salome aufzusuchen.

Schon zwei Tage später kam aus London eine Karte von ihm, und dieser Karten und Grüße wurden viele, während die Zeit verging.

Salome stand indessen in dem unwohnlichen Arbeitsraum ihres Prinzipals mit zwei anderen Schreibern, gleichgültigen höflichen Leuten, an den Pulten und erarbeitete sich die Achtung derer, mit denen sie zu tun hatte. Sie war fleißig, genau und geschickt und nicht scheu, so daß sie in ihrer Stellung zu ihrem Rechte und Range kam. Zu Hause aber in ihrer schmalen Stube, in der nur eben das Bett, ein Tisch und ein Stuhl neben ihrem Koffer Platz hatten, las die sonst Vernünftige jeden Abend vor dem Zubettgehen ein Häuflein Karten mit im Grunde nichtssagenden Worten, in deren Anzahl vielleicht mehr lag als in ihrem Inhalt. Und wenn sie sie gelesen hatte, stützte sie den braunen Kopf in die Hand, hatte nichts von Heimweh in sich und vergaß jedes andere Erlebnis des eben zu Ende gehenden Tages. Die Heimat, Vater und Mutter, an welche sie sonst häufig hatte denken müssen, fielen aus ihren Sinnen. Sie malte sich immer wieder aus, wie sie mit Heinrich Hirzel Arm in Arm gegangen. Es war dabei nichts geschehen, nichts, was man wirklich schauen, an was man sich besonders erinnern konnte, und doch war es wunderbar, immer wieder daran zu denken, und sie tat es

mit einem Empfinden leiser Scham und doch wonnigen Glückes. Das Herz klopfte ihr unruhig dabei.

Ihre Hausfrau pflegte sie jetzt manchmal des damaligen Gastes wegen zu necken. Salome hatte es gern, wenn sie es tat. Sie lachte dazu und wehrte sich nicht, wenn die Frau dem Besuch Heinrichs ihre besondere Deutung gab.

Nach einigen Wochen sagte Heinrich Hirzel abermals seinen Besuch an. Kurz, gleichsam so beiläufig schrieb er: „Wie geht es Ihnen? Nächsten Sonntag fahre ich wieder nach Hastings hinunter." Es klang, als ob es zweifelhaft sei, daß sie einander dabei begegnen könnten; aber am Vormittag dieses Sonntags stand er wieder in dem kleinen Empfangsraum der Frau Kellermann. In seiner überlegenen, kühlen Manier erhob er sich zu seiner ganzen Länge vom Stuhle, als Salome eintrat. Es fiel ihr zum erstenmal auf, wie stark und groß er war, als sie ihre feste, braune Hand in seine weiße, gepflegte Rechte legte und jene darin wie ein Ei in einem Strumpf verschwand.

Sie wechselten ein paar gleichgültige Redensarten. Salome war rot geworden, er jedoch saß die Besuchsviertelstunde mit weltmännischer Ruhe ab. Selbst die Wirtin, die zweimal kam und ging und im Punkte der Schicklichkeit genau war, vermochte nichts in seinem Benehmen zu finden, was auf mehr als bloße Förmlichkeit hinwies. Nur eben, als er sich verabschiedete und dabei Salome allein hatte, strich er mit der rechten Hand über die Fläche der ihren, die er in seiner Linken hielt. Dabei schmolz seine Oberflächlichkeit zu einer gewissen Wärme und Vertraulichkeit.

„Auf Wiedersehen," sagte er leise und herzlich. Sie hatten verabredet, am Nachmittag wieder einen gemeinsamen Spaziergang zu machen.

Die Veränderung in seinem Wesen machte auf Salome einen tiefen Eindruck. Sie eilte über die Treppe hinauf in ihre kleine Kammer, als er gegangen war, und hatte eine förmliche Angst davor, jetzt der Hausfrau zu begegnen.

Sie wurde auch über und über rot, als sie am Nachmittag der alten dicken Dame verriet, wohin sie zu gehen beabsichtige.

Diese war nicht ganz zufrieden und murmelte etwas davon, daß am Sonntagnachmittag in England nur gewöhnliche Leute auf die Straße gingen. Dann entfernte sie sich kopfschüttelnd.

Salome erschrak und schon in Hut und Ausgehstaat begab sie sich noch einmal in ihre Kammer zurück. Hier stand sie einen Augenblick, und das Herz klopfte ihr, als sei sie eine Turmtreppe hinaufgestoben. Sie war weder leichtfertig noch schwach, hielt ehrlich über sich selber Gericht. Es war nicht wegzuleugnen, daß ihr Pflicht und Arbeit seit einigen Wochen nicht mehr die Hauptsache waren! Und Vater und Mutter daheim würden sich vielleicht wundern, wenn sie wüßten, was sie zu tun im Begriff stand, wenn sie von — ihrer Vertraulichkeit mit · mit Heinrich Hirzel erführen! Aber aber — es war doch nichts Böses dabei. Er war der einzige Mensch hier, der ihr nicht fremd war! Es ließ sich mit ihm reden und lachen und jung

sein! Nein! Es konnte ihr niemand die Freude mißgönnen oder mißdeuten!

Allmählich, während sie so überlegte, bekam alles ein ganz anderes Ansehen. Die Angst wandelte sich ihr in freudige Ungeduld. Es zog sie aus dem Hause.

Sie eilte die Treppe hinab und ins Freie, gab sich die Mühe, ganz langsam und sittsam zu gehen und ertappte sich doch alle Augenblicke wieder dabei, wie die Schritte rascher wurden.

Am Strand traf sie Heinrich. Er trug leichte, helle Sommerkleider und einen weißen Strohhut, und sein Wesen zeigte weniger Gleichmut und Überlegenheit als sonst. Er bot ihr die Hand und sagte mit Herzlichkeit: „Lassen Sie uns einen rechten Sonntagslauf tun, wie es daheim Sitte ist."

Von Anfang an und obgleich sie auf ganz fremden Wegen gingen, war etwas Heimatliches in ihrem Beieinandersein. Die Sonne schien und färbte den blassen Himmel blau. Die Wiesen hatten ein tiefes sattes Grün und waren von gelber Wolfsmilch wie mit Gold besprengt. Je mehr sie sich in die Hügel verloren, desto weniger Menschen begegneten ihnen. Heinrich gab einer gemachen Unterhaltung die Richtung und kam nicht wie früher auf England und seine Vorzüge, sondern sprach von daheim.

„Haben Sie kein Heimweh, Fräulein Zeller?"

„Wissen Sie noch die kleine niedere Stube, wo Ihre Eltern wohnen? Und die engen Gassen in unserem Quartier? Hier ist es anders, aber nicht schöner."

Er war in einer an ihm ungewöhnlichen Stimmung. Eine merkwürdige Wärme lag am Grunde aller seiner Worte.

Salome hielt die Augen am Boden. Aber wenn er etwas besonders Freundliches sagte, schaute sie ihn groß und froh an. Dabei stimmte sie seinen Worten zu, so etwa indem sie sagte: „Ja, nicht wahr, man denkt doch immer gern heim?" oder: „Wir Schweizer haben eben wärmeres Blut als diese Inselleute."

Sie fühlten sich als etwas Besonderes in diesem Lande und pochten ein wenig auf ihre Zusammengehörigkeit.

Während ihre Unterhaltung allmählich erlahmte, fand Heinrich zuweilen Ursache, Salomes Hand zu nehmen, so, indem er ihr über einen winzigen Bach half oder indem er ihr ein Landschaftsbild zeigte. Jedesmal hielt er diese Hand ein wenig länger.

Salome fiel in einen Traum. Die Gedanken versagten ihr. Sie fühlte das Klopfen ihres Herzens. Dabei wartete sie jedesmal mit Angst und Ungeduld auf den Augenblick, da seine Hand wieder die ihre suchen würde. Wenn das geschah, war sie glücklich und lehnte sich leise an den Gefährten.

Sie gerieten durch Büsche und Baumschlag auf einen Fußpfad, an dessen einem Ende ein Wegweiser mit einer Hand und der Aufschrift: „Zur Bank des Verliebten" stand.

„Davon hat mir meine Wirtin gesprochen," sagte Salome. „Es ist ein Aussichtspunkt. Irgendeine Sage ist damit verknüpft."

„Lassen Sie uns hingehen," sagte Heinrich. „Da gehören wir ja hin," fügte er dann plötzlich in bewegtem Tone hinzu und legte frei und siegessicher den Arm um Salomes Schulter.

Nahe aneinander gelehnt schritten sie den Pfad entlang, nichts als die Stille um sich und ein Windsäuseln. Sie wußten nicht, wie es kam. Sie waren auf einmal Liebesleute, standen bald unter einem Busch still, küßten sich oft, immer verlangender und suchten und fanden nachher die Bank am Ende des Weges, die „die Bank des Verliebten" hieß.

Von dieser Bank war ein weiter Ausblick. Sie fußte auf einer Felsschroffe, und man sah von ihr aus weithin auf die Hügel, auf Laubwald und einzelne Gehöfte. Darüber hinaus aber erreichte das Auge wiederum das Meer. Und ob es viel ferner war als an den Klippen, wo Salome an jenem Morgen gestanden, sie sah es doch landein wandern, und manchmal war es, als komme mit dem Wind ein Ton ferner Brandung. Die Sonne schien. Der Hügel Grün leuchtete, und sanft floß draußen am Horizont das mehr stählerne Blau der See mit dem hellen des Himmels zusammen.

„Ich bin so glücklich," sagte Salome. Sie beugte sich aus dem Arm Heinrichs, der sie umschlang, vorwärts und faltete die Hände vor den Knien. Das dunkle Gesicht war von einer heißen Erregung durchglutet.

Heinrich Hirzel erschrak ein wenig; das Gewissen schlug ihm. Er hatte vielleicht nicht gedacht, daß sie es so ernst nehmen würde. Unwillkürlich löste er den Arm von ihrer Schulter, aber — nur für Augenblicke. Sein Herz hatte so viel Anteil an seinen Empfindungen wie seine Sinne. Ein Widerstreit von Gefühlen erhob sich in ihm: gewalthaberische, Herrenrecht fordernde, die ihm eingeben wollten, daß die Tochter des kleinen Ausläufers ihm doch so halb und halb gehöre; dann warnende: Weißt du noch, die braven, ordentlichen Menschen? Und leichtfertigere: Du willst dich doch vergnügen in deinen Jahren, Heinrich! Und wieder andere: Wie sie hübsch ist und wacker und zum Mögen!

Aus all diesen Gefühlswettern brach plötzlich gleich einer Sonne eine rauhe Ehrlichkeit, die in Heinrichs Charakter lag:

„Eines muß ich dir sagen, Sali, heiraten kann ich dich nicht."

Sie sah noch immer in vorgebeugter Haltung und mit gleichen großen, heißen Augen ins Leere. Ihr Mund zuckte jetzt, heftig, als ob das Wort, das Heinrich gesagt hatte, ein Messer gewesen wäre, an dem sie sich geschnitten. Aber dann kam die heiße Freude wieder in ihre Züge, und sie flüsterte, ohne ihn anzusehen: „Das habe ich doch gewußt, das dachte ich doch nicht anders."

„Ich bin dir aber doch schuldig, es dir zu sagen," beharrte er.

Und nach einigem Schweigen erwiderte sie immer im gleichen, heimlichen und aus der Seele brechenden Ton: „Unsereiner hat nicht viel Wahl. Wer weiß, ob mir je so etwas, wie ich es jetzt empfinde, von meinesgleichen hätte kommen können."

Es war wundersam, wie ihre ganze Gestalt gleichsam in jede Fiber von dem durchbebt war, was sie jetzt fühlte.

Heinrichs Leidenschaft erwachte. Er nahm das Mädchen an sich, fester jetzt. „Ja, nicht wahr," sagte er mit mühsamem Atem, „man muß das Glück nehmen, wo man es findet?"

Sie überließ sich ihm ganz. Dabei hatte sie etwas in den Augen, was ihm Gewalt antat. Es war ganz, als ob sie seine Gedanken, die sich noch manchmal zerstreuen wollten, und seine Gefühle, die noch irrten und sich verwirrten, mit ihren kleinen festen Händen sammelte und sie zu einem Ganzen zwinge, das ihr gehörte: Ihr müßt hier bleiben bei mir. Ihr eigenes Empfinden war so stark und sieghaft, daß es mehr und mehr Macht über alle Regungen seiner Seele gewann. So wuchsen sie zusammen, ähnlich zweien Flammen, die sich finden und vereint zu einem hochaufschlagenden Feuer werden.

Sie vergaßen der Zeit, und die Dämmerung kam über sie, ohne daß sie es merkten. Diese Dämmerung hatte etwas Verführerisches. Die Gefahr, daß sie überrascht oder gestört würden, schien noch ferner gerückt als vorher. Licht und Wind waren von seltsamer Milde. Heinrichs Zärtlichkeit wurde drängender. Da zitterte Salomes Gestalt in seinen Armen. Sie machte sich mit eigentümlich widerstrebender und doch sicherer Kraft frei und verlangte zu gehen.

Er stand sogleich auf, schien aber verletzt und kälter, weil sie ihn zurückstieß. Aber sie hängte sich im Davongehen an seinen Arm und hatte bald, und wie sie wollte, seine Verstimmung verscheucht. Es wurde Nacht über ihrer Heimkehr. Sie fragten nicht nach den Leuten. Dicht aneinander gelehnt, erreichten sie Salomes Wohnung. Vor dem Hause erfaßte sie Heinrichs Arm. Er fühlte durch den Stoff des Ärmels hindurch, daß ihre Finger heiß waren.

„Du kommst wieder? Nicht wahr?" flüsterte sie.

„Ja," gab er zurück.

Wenn sie ihn gebeten hätte, morgen, Tage noch dazubleiben, würde er es ebenso versprochen haben. Er war in ihrem Bann wie droben auf der Bank.

Da zog sie ihn unter die Haustür und küßte ihn heftig. Dann verließ sie ihn plötzlich.

Als er in die Nacht zurücktrat, kam ihm ein Teil seines Gleichmuts zurück. Er dachte an die Ereignisse des Tages als an ein Abenteuer, aber es war etwas, was er nicht von sich loslösen konnte, eine halb furchtbare, halb — seltsame Erinnerung. Er hatte ein Gefühl, als — als sei ihm eine große Katze an die Brust gesprungen, die sich mit starken, unlöslichen Griffen an ihn krallte, schwer wie ein Alp und doch — warm, so daß es ihm den Körper noch immer wohlig durchrieselte von der Wärme des — anderen Körpers.

Salome war in ihr Zimmerchen hinaufgegangen. Auf den Zehen und mit Herzklopfen, ängstlich vor einer Begegnung mit der Wirtin. Als sie in ihrer Behausung das Licht aufdrehte, fiel ihr Blick auf die kleine Uhr, die auf der Kommode stand. Nachteſſenszeit war schon vorüber; die Hausfrau mußte sie vermißt haben. Der Kopf wurde ihr heiß, und sie lauschte hinaus. Da hörte sie auch schon Schritte auf der Treppe, und nach kurzer Zeit klopfte

es. Die Wirtin fragte in ihrer freundlichen, behäbigen Art, ob sie nicht essen wolle. Dennoch hörte Salome irgendwie eine leise Verstimmung aus dem Ton der guten dicken Dame heraus. Sie log hastig, sie sei schon im Begriff, sich zu Bett zu legen, fühle sich nicht ganz wohl. Sie hatte die Frau gern, und in ihrer Stimme klang eine stumme, herzliche Bitte trotz ihrer Erregung. Das schien die alte Dame zu versöhnen; denn sie mahnte gutmütig, sich nur ja recht auszuruhen.

Dann hörte Salome die Frau mit ihrem schwerfälligen Gang die Treppe wieder hinuntersteigen. Da erst löste sie sich den Hut vom Kopfe. Es war, als ob mit einem letzten Brausen ein großer Lärm hinter ihr still würde. Und nun setzte sie sich auf den Rand ihres aufgedeckten Bettes und legte die Hände an die Schläfen. Es war eine ganz unwillkürliche mechanische Bewegung, wie man sie macht, wenn man seine Gedanken zu sammeln versucht. Die Hände glitten langsam an den Wangen nieder und über die Brüste hinunter in den Schoß. Dann seufzte Salome; es war ein heftiger, ruckhafter Seufzer, ihr Gesicht aber leuchtete dabei auf. Die Gedanken kamen ihr in Schwällen wie sprudelndes Wasser zurück. Zuerst waren es nur Glücksgedanken. Mein Gott wie schön! Der Augenblick! Und der! Und der! Wie sie einander immer näher gekommen waren, Heinrich und sie! Und da hatten sie sich geküßt! Und so war das gewesen! Und so das! Mein Gott, wie schön! Schauer schüttelten sie.

Und dann — hatte er gesagt — „heiraten kann ich dich nicht," hatte er gesagt!

Es war, als ob ihr jemand einen harten, schütternden Stoß versetzt hätte. Aber sie war gleich wieder bei klaren Gedanken. Dann sah sie schärfer als je vorher alles, was da war. Sie redete sich selber zu: Das wußtest du doch, daß er dich nicht heiraten kann! Aber? — Sie besann sich. Ihre Zukunft tauchte vor ihrem inneren Auge auf. So, wie sie sich dieselbe früher ausgemalt. Heimzukehren hatte sie gedacht und dann eine Anstellung in einem Bankhause oder auf der Post zu finden. Man hatte in einer solchen Stelle ein gutes Ansehen bei den Leuten. Und — und die Eltern würden eine Ehre darin sehen, wenn sie eine solche fände. Dann — hm, das hatte sie sich bisher nie überlegt — dann würde eines Tages ein einfacher Mann — so von des Vaters Art kommen und sie — um Heirat fragen. Aber — aber — Herrgott, wie gleichgültig würde — er ihr sein! Mit ihm — hätte sie nie dieses Wunderbare erleben können — dieses Große, das sie jetzt mit Heinrich erlebte! Mein Gott, er, der Stattliche, Hochstehende und — und sie! Mein Gott, wie war das schön! Wie sie sich geküßt hatten! Und das! Und das!

Die Eltern? — Ja — was wollte sie zu sich selber sagen von den Eltern?

Die Gedanken versagten ihr einen Augenblick.

Dann sah sie deutlich das Haus über den Bögen von St. Felix und die Wohnstube mit Vater und Mutter darin. Sie — ei — sie hatte lange nicht mehr daran gedacht! Früher hatte sie manchmal Heimweh gehabt. Jetzt — gar nicht mehr! —

Es war doch manches klein und eng daheim! Das erschien ihr jetzt so, weil sie etwas von der Welt sah und andere Menschen kennen lernte!

Vater und Mutter würden das nicht gern gesehen haben, — das von heute!

Sie verstanden so etwas eben nicht, der Vater und die Mutter. — Was — was sie wohl jetzt taten, die alten Leutchen? Beteten vielleicht noch oder lasen in der Bibel, wenn sie nicht schon zu Bett gegangen waren?

Hm! Sie selber Salome hatte — nicht mehr gebetet — letztlich.

Es wurde ihr angst deshalb, und sie faltete die Hände. Aber sie konnte die Gedanken nicht beisammen halten. Die Angst wuchs in ihr. Sie fühlte, daß sie nicht mehr so sein konnte, wie sie daheim gewesen war!

Endlich gab sie es auf.

Dann kam ihr ein Einfall, der ihr wieder Kraft gab: Das war doch nur der freiere Sinn und der weitere Blick, die sie jetzt die alte Gottesdemut nicht mehr finden ließen. Sie hatte doch — nichts Böses getan! Wollte nur das Beste, auch in Zukunft. Ha, sie sollten schon alle mit ihr zufrieden sein! Sollten schon sehen, daß es ihr nicht an Tüchtigkeit fehlte! Plötzlich befiel sie ein freudiges Verlangen nach dem morgigen Arbeitstag, nach jedem Tag, der kommen wollte. Sie — sie wollte sie schon nützen!

Das Glück aber, welches in ihrem Verhältnis zu Heinrich Hirzel lag, wollte sie genießen, so lange sie es hatte! So etwas kam nie — wieder! So wollte sie es auskosten, sich eine Erinnerung schaffen, an der sie das ganze Leben hindurch zehren konnte! Und wenn es außergewöhnlich war und selbst unrecht nach dem Sinn mancher Leute, gut, so wollte sie auch die Verantwortung tragen! Wer wußte davon? Niemand als sie selbst, und sie wollte es schon in ihrem Inneren verschließen als etwas, was nicht vor die Augen der Welt gehörte!

Getröstet und frei begann sie sich auszukleiden. Und als sie sich niederlegte, kamen die Erinnerungen wieder: So war das gewesen. Und so das! Wie schön, wie — schön!

Drittes Kapitel.

Salome Zeller stand am Pult in der Geschäftsstube ihres Prinzipals. Es war längst Überzeit. Die beiden Schreiber, die mit ihr sonst die Stube teilten, hatten sie verlassen. Sie aber arbeitete noch emsig weiter, und eben als sie den Stempel des Advokaten unter ein langes Schriftstück setzte, das sie beendet hatte, trat dieser aus einem Nebengemach bei ihr ein. Er war ein stiller Mann, der wenig Wesen machte und noch nie anders als im geschäftlichen Ton mit ihr gesprochen hatte. Im Äußeren hatte er etwas Ehrwürdiges, ging in tadellosem schwarzem Anzug, hatte graues, lockiges Haar und zwei graue Bartstriche an den Schläfen, während das übrige scharfgeschnittene Gesicht glatt rasiert war.

„Noch immer hier?" fragte er, als er auf sie zukam, und ohne eine Miene zu verziehen. Sie überhörte das in der Bemerkung liegende Lob,

griff einen Haufen Schriftstücke, die vor ihr auf dem Pult lagen, auf und legte sie ihm, Stück um Stück, vor. Zuweilen fügte sie in noch etwas mangelhaftem Englisch eine knappe Erklärung dazu.

Der andere nahm die Arbeit gelassen entgegen. „Gut," sagte er, „sehr gut. Sie fassen die Sache richtig an."

Er lehnte sich ans Pult und sah auf sie nieder, die neben seiner langen, hageren, bleichen Erscheinung doppelt klein, fest und braun aussah. Vielleicht zum Zeichen, daß er jetzt etwas außer dem Geschäfte Liegendes tue, begann er Französisch mit ihr zu sprechen, ein schreckliches, gebrochenes Französisch, wobei er aber dennoch nichts von seiner Geschäftsmannsüberlegenheit einbüßte. „Ich habe erfahren, daß Sie sich um einen Bankposten daheim in Ihrer Stadt für später zu bemühen gedenken. Sie werden bestimmt eine solche Anstellung finden. Ich zweifle nicht. Ich werde Gelegenheit nehmen, Sie zu empfehlen. Knapp, ehrlich, scharf, fleißig! Sie wissen, was Sie wollen, Miß Zeller!"

Als ob er damit eine Aufgabe erledigt, grüßte er mit einem kleinen Kopfnicken und ging in seiner ganzen steifen Tadellosigkeit wieder aus dem Zimmer.

Salome nahm ihre Sachen zusammen und machte sich auf den Heimweg. Das Zeugnis, das sie soeben bekommen, tat ihr in all seiner Kargheit dennoch wohl. Sie wußte auch, daß sie es verdiente. Sie fühlte, wie ihre Muskeln sich spannten, als ob sie körperliche Kräfte zur Erreichung ihres Zieles brauchte. Dann fuhr ihr ein Gedanke durch die Seele, wie ein heißer Wind durch eine kalte Landschaft zieht. Heinrich Hirzel! Am Samstag kam er wieder! Zum viertenmal nun! Jeden Samstag abend würde er kommen! So hatte er gesagt! Und sie war gewiß, daß er kam. So gar kein Zweifel war daran. So fest gehörten sie schon zusammen!

Salomes Herz klopfte stürmisch. Wie reich war die Welt! Wie gütig und gut alle Menschen!

Auch die Eltern fielen ihr wieder ein, ihre Fürsorge und ihre schlichte Tüchtigkeit. Sie sah den kleinen, geschäftigen Vater und die gelassenere Mutter deutlich vor sich und sich selbst wieder bei ihnen. Hei, da wollte sie ihnen Arbeit abnehmen, wenn sie außer Dienst und zu Hause war! Sie sollten sich auf ihre alten Tage Ruhe gönnen können. Und manchmal würde sie, Salome, allein am Fenster der alten Wohnstube sitzen und in die Gasse hinunter schauen, abends zum Beispiel. Schauen und nichts sehen, nichts Wirkliches! Wohl aber Vergangenes! Alle die Zeit würde sie da wiedersehen, die sie jetzt lebte. Und es würde über ihrem Leben von dieser jetzigen Zeit wie ein leises Licht liegen. Immer würde sie denken müssen: Das ist das Schönste gewesen! Und immer würde sie sich freuen und sich glücklich preisen, daß es gewesen war. Manchmal kam dann wohl Heinrich Hirzel vorbei, da oder dort, ein ihr Begegnender. Groß, stattlich und ein angesehener Bürger und Geschäftsmann wie jetzt sein Vater. Er grüßte sie freundlich, ein wenig herablassend, wie das jetzt sein Vater ihren, Salomes, Eltern tat. Sie wechselten wohl auch manchmal ein paar Worte. Dann

ging er vorüber. Er hatte natürlich viel anderes zu denken dann hatte wohl Weib und Kind. Sie aber, Salome, würde mit ums Knie gelegten Händen sitzen und in sich hinein lächeln, weil es einmal so anders gewesen war zwischen Heinrich Hirzel und ihr. So würde diese Zeit als etwas Unauslöschliches in ihrer Erinnerung bleiben!

Sie konnte von den dankbaren, glücklichen Gefühlen, welche ihr die Seele durchwogten, an diesem Tage gar nicht loskommen.

Am Abend saß sie mit Frau Kellermann, ihrer Hausfrau, in deren Wohnstube, die im Erdgeschoß lag. Die gute Frau hieß sie manchmal zu ihr hinunter kommen und meinte, zwei Einsame, wie sie beide, müßten sich Freundschaft zeigen. Sie war eine Deutsche, die vor langen Jahren ihrem Bräutigam, einem armen Musiklehrer, über den Kanal gefolgt war. Ihr Mann war aber bald nach der Heirat schwer erkrankt, und sie hatten sich aus ihren letzten Mitteln das kleine Miethaus erworben, aus dessen Zinsertrag sie kümmerlich lebten. Der Mann wurde nicht mehr gesund, starb nach jahrelangem Leiden. Nun war die Frau allein mit ihrem kleinen Hause und seinen wechselnden Mietern. Sie hatte sich aber aus trüben Tagen eine zufriedene Emsigkeit und ein kleines, von Herzen brechendes und herzerfrischendes Lachen gerettet, und Salome weilte gern in ihrer Gesellschaft. Da draußen der schon herbstliche Seewind wehte, hatte Frau Kellermann im Kamin ein Feuer angezündet, und an diesem saßen die beiden Frauen, jene mit einem langnadligen, klappernden Strickzeug, Salome müßig. Die dicke Hausfrau hatte in ihrer englischen Witwenhaube und ihrem schwarzen Kleide ein Achtung einflößendes Äußere. Ihr Gesicht war fein und lieblich gewesen, und da an diesem Abend das kleine, frische Lachen häufig ihr aus den Augen und von den Lippen brach, fühlte Salome sich ihr näher als je, wurde gesprächig und erzählte ihr manches von zu Hause und aus ihrem Leben, was sie bisher ihr nicht hatte anvertrauen mögen. Da begann auch die Frau von ihrer Vergangenheit zu sprechen, und es wurde die Geschichte einer großen, starken, an Sorge reichen und in Freude genügsamen Liebe.

Salome hatte jetzt ein feines und offenes Ohr für alles, was Liebe hieß. Das Feuer knisterte und leuchtete rot in das sonst dunkle Zimmer. Die beiden Frauen saßen in seinem lohenden Schein, und seine Wärme teilte sich von außen Salomes Körper mit, wie ihn eine wachsende Zuneigung für die Frau ihr gegenüber von innen wärmte. Immer mehr von dem, was im Innersten ihres Herzens war, drängte sich ihr auf die Lippen. Schon meinte sie den Namen Heinrich Hirzels nennen zu müssen. Da sagte Frau Kellermann: „Ich glaube zu wissen, daß Sie gern von derlei Dingen erzählen hören, Fräulein Zeller."

Sie lächelte leise und zwinkerte ein wenig mit den klugen Augen.

Statt aller Antwort sagte Salome: „Er kommt am Samstag wieder." Sie drehte sich dem Feuer zu und sah, die Hände im Schoß, in die Glut. „Ich bin so glücklich," fuhr sie fort. Und weiter: „Es kann ja nie etwas daraus werden. Er ist von reichen Leuten. Und ich muß meinen eigenen kleinen Weg gehen. Aber es ist doch schön, so schön!"

Alles das sagte sie mit langen Pausen zwischen jedem Satz. Das Strickzeug der Frau neben ihr klapperte dazu, und manchmal war im Kamin ein Sinken und Rutschen des Holzes und ein Sprühen von Funken.

„Sie müssen nur vorsichtig sein, liebes Kind," sagte die Frau gütig und ohne von der Arbeit aufzusehen. Sie zeigte weder Mißbilligung noch Zustimmung, nur ein ruhiges Verstehen, das sie sich aus eigenen Erfahrungen gesammelt. „Die Männer sehen manchmal die Grenze nicht; da müssen wir Frauen sie wissen."

Salome beugte sich tiefer nach dem Feuer, so daß die Glut, die es ausströmte, sie an Augen und Wangen beinahe schmerzte. Sie hörte, daß Frau Kellermann weiter sprach, verstand aber nicht mehr, was sie sagte, wendete in ihren Gedanken nur noch ihre Mahnung. Es war, als sei sie plötzlich zur Erkenntnis eines Empfindens gekommen, das sie in sich gehabt, ohne es zu verstehen. Es war etwas Unbestimmtes, eine rieselnde Glut, ähnlich derjenigen, die ihr aus dem brennenden Holze entgegenstieg. Sie hatte sie gefühlt, wenn — wenn sie mit Heinrich Hirzel allein war, und fühlte sie jetzt. Ihre Glieder dehnten sich. Sie vergaß, daß jemand neben ihr saß, und sah nur Heinrich wie durch einen Nebel auf sich zukommen. Seine Arme hielten sie! Sein — — —

Sie erschrak. Ein lauter gesprochenes Wort der Frau weckte sie: „Es ist manchmal in einem einzigen Augenblick geschehen, was einen ein ganzes Leben hindurch reut."

Sie lächelte mechanisch. Ja, ja, sie habe ganz recht, sagte sie. Sie dankte ihr auch mit leisen, verlegenen Worten, dann suchte sie sich bald frei zu machen und ging in ihre Kammer hinauf.

Es war aber', als ob die Glut des Kaminfeuers mit ihr gegangen sei. Noch immer war das rieselnde Lohen des Blutes in ihrem Körper. Da zwang sie sich zum Nachdenken und empfand zum ersten Male, daß ihr Glück eine Grenze habe. Sie konnte – seine — Heinrichs Frau nicht werden! Kinder! — Kinder! Sie liebte nichts so sehr wie Kinder! Bei jedem, das ihr in der Gasse begegnete, konnte sie still stehen, jedes Lachen, das sie von einem solchen kleinen Menschen erntete, tat ihr wohl. Das aber — es selbst erleben – ein eigenes kleines Wesen auf den Armen tragen, das konnte sie nicht!

„Konnte — konnte sie nicht?"

Herrgott, wie das in ihr aufschoß! Wie ein leuchtender Blitz in stockdunkler Nacht!

Der Gedanke und die Frage waren gleich wieder tot. Sie grübelte nicht darüber, dachte sie nicht einmal aus, wagte nicht, daran zu denken, denn das Herz klopfte ihr in einer unerklärlichen Angst, aber – der Gedanke war gewesen. Da! Zum ersten Male! –

Der Samstag, der Heinrich Hirzel wieder bringen sollte, kam. Salome war in großer Erregung erwacht, hatte Mühe, sich tagsüber zur Arbeit zu zwingen, arbeitete schwer an den einfachsten Dingen und hatte Herzklopfen. Dieses Herzklopfen wuchs und wuchs, je näher die Stunde von Heinrichs

Ankunft rückte. Endlich stand sie am Bahnhof, und er sprang aus dem Zuge. Es war schon dunkel. Sie sah, daß er sie in der Einsteighalle erblickt hatte, und trat aus dem Bereich der Lichter, erwartete ihn an einer versteckten Stelle, wo sie allein waren. Da faßte sie mit einer jähen, klammernden Bewegung seine Hand.

Es überraschte ihn. Er war der Kühlere von beiden und suchte nach einem Grund für die sichtliche Befangenheit, in welcher sie sich befand.

„Was hast du?" fragte er ein wenig betreten.

Aber sie versicherte ihm, daß ihr nichts sei, bat ihn nur, nicht gleich nach seinem Gasthause zu gehen, sondern mit ihr einen Gang zu tun. So schritten sie Arm in Arm nach der See hinunter und den windüberworfenen Kai entlang. Die Nacht war wolkig, von jener Unruhe, die des Himmels schwarze Schattendecke da und dort aufreißt, daß ein weißeres Gewölk, ein Stück Blau, ein Stern selbst sichtbar werden.

Von einer ähnlichen Unruhe, wie sie den Himmel aufdeckte und wieder überwölkte, war Salome durchwogt. Sie preßte oft Heinrichs Arm, lehnte ihre Wange daran, drängte sich näher und näher an ihn, und plötzlich glitt ihr Arm wieder aus dem seinen und ging sie ein Stück von ihm entfernt, als ob sie ihm grolle. Anfänglich wiederholte er seine Frage, was ihr sei, aber als sie immer wieder versicherte, daß ihr nichts fehle, und er nicht verkennen konnte, daß ihre Liebe nur leidenschaftlicher geworden war, weckte ihre sprunghafte Art seine Sinne und steigerte auch seine Zärtlichkeit. Sie waren ganz allein. Niemand begegnete ihnen. Nach zwei Stunden zielloſen Wanderns erst standen sie, ohne zu wissen, wie sie daher gekommen waren, vor dem Hause der Frau Kellermann.

„Wie spät es ist!" sagte Salome schauernd. Sie gab Heinrich die Hand zum Abschied.

„Gute Nacht!" flüsterte er mit beklommener Stimme, aber er ließ ihre Hand nicht los.

Es waren zwei Stufen an der Haustür. Über die stieg sie hinauf, noch immer die Hand in der seinen. Ob sie ihn zog oder ob er ihr sonst folgte, wußte sie wiederum nicht.

„Es ist niemand mehr wach," sagte er.

„Ja, ja," gab sie ebenso leise zurück. Sie öffnete die Tür und trat über die Schwelle; aber als sie die Tür hinter sich zumachen wollte, stemmte er den Fuß dazwischen.

Da packte es sie, daß sie in jäher, verzweifelter Furcht ihm beide Hände vor die Brust stieß und ihn hinaus drängte. Dann schlug sie die Tür zu und floh die Treppe hinauf. Aber kaum in ihrem Zimmer angekommen, eilte sie ans Fenster, riß es auf und sah durch den herabgelassenen Laden hinab. War er noch unten? War er gegangen? Sie hätte ihn jetzt rufen mögen. Sie empfand eine wilde Reue, daß sie ihn hatte gehen lassen.

In der Nacht schlief sie nicht. Sie lag mit festgefalteten, oft mit gerungenen Händen. Es war alles Wirrnis in ihr, keine Klarheit, lauter wechselnde, ineinander verschwimmende Bilder ihres Lebens, vergangene und künftige.

Gegen Morgen setzte sie sich im Bett auf. Ein graues Licht fiel durch die Läden. Da wurde es auch in ihr kühler und ruhiger. Und plötzlich wechselte die Beruhigung zu der klaren Empfindung eines am Ziele-seins. Sie wußte nicht, woher sie ihr kam. Sie wiederholte sich bei klaren Sinnen alles, was sie früher gesagt: dieses Glück ging vorüber und kam nie wieder! Aber — die Erinnerung bliebe wohl! Die Erinnerung, an welcher sie ihr Leben lang zehren wollte. Sie würde — — etwas Wesenloses sein, nichts Wirkliches!

Aber — — das Kind!

Da war der Gedanke wieder.

In einem Kinde würde sich dieses Glück von heute, das vergängliche, verkörpern, bleiben für alle Zeit als etwas Sichtbares, als — —

Die kleine Salome Zeller wußte nicht, was für eine Gewalt in ihr schaffte. Sie wußte nicht, daß die Sehnsucht nach Treue, die Kraft zur Treue, welche der Grund der Frauennatur ist, sie auf ihrem Wege vorwärts stieß. Aber *diese* Gewalt war es, die ihren Willen bestimmte. Es war nicht mehr Verlangen erwachter Sinne, sondern der heimliche, schwärmerische Wunsch, sich aus dem wundersamen Glück von heute ein Bildnis zu schaffen, vor dem sie den Rest ihres Lebens in einer Art ewiger Anbetung zu knien vermöchte. Sie liebte schon ein Kind, das noch nicht war, diente ihm, opferte sich für es. Etwas Heiliges und Großes war in der kleinen, schlichten Salome Zeller in dem Augenblick, da sie beschloß, sich aufzugeben.

Dann wußte sie, daß Heinrich Hirzel nicht umsonst bitten würde, wenn er abermals Einlaß heischte.

Den ganzen Sonntag verbrachte sie mit ihm auf dem Lande. Sie waren zuerst befangen, dann wiederholte sich das Spiel von gestern, das Einander-Suchen und Sich-einander-Verweigern.

Es wurde wieder Nacht. Sie kamen an die Haustür, als niemand mehr wachte. Und Heinrich ging an diesem Abend — nicht hinweg.

Viertes Kapitel.

Der graue Herbst hatte die Herrschaft über das Land. Es war, als ob die Erde gestorben wäre und als entfliehe aus dem entseelten Leibe Tag um Tag der letzte Rest von Wärme, mit welcher ihn die Sonne durchgossen. Der Boden wurde hart und dürr und gelb. Das Meer hatte keine Weite mehr. Es kam aus einer grauen Nacht von Nebeln gerauscht, selbst grau und nächtig und dampfend wie landfressender Nebel. Die Stadt stand düster und, von feuchten Dünsten durchwogt, an seinem Ufer. Es wurde nie mehr recht Tag in ihr. Die Sonne war tot wie das Land. Doch wurde es noch immer Sonntag.

An einem solchen Sonntag saß Salome Zeller am Fenster ihrer kleinen Kammer und blickte hinter weißen Gardinen hervor auf die Straße hinab. Die Gegend, wo sie lebte, war wenig begangen. Heute war sie vollends leer wie eine Pestgasse. Alle Menschen waren in der Kirche. Salome hätte

auch hingehen sollen. Sie war es von Haus aus gewohnt, nie beim Gottesdienst zu fehlen, und hier in England sah man darauf. Ihre Hausfrau besonders, die ihrer Mieter wegen selbst nicht fort konnte, wollte jedesmal wissen, ob sie dort gewesen sei. Allein Salome *wollte* heute zu Hause bleiben. In ihrem Schoß lagen zwei Briefe, die sie beim Frühstück gefunden. Es war sonderbar, daß diese beiden Briefe ganz zu gleicher Zeit in ihre Hände gelangt waren. Sie hatte sie uneröffnet hier herauf in ihr Zimmer getragen, sie hier gelesen, erst den einen, dann lange Zeit nachher den anderen. Und saß nun immer noch, die Seele und den Kopf von dem durchsaust, was sie gelesen hatte.

Zuerst die wenigen Worte Heinrich Hirzels: „Was ich Dir das letzte Mal gesagt habe, ist eingetroffen. Ich muß nach Hause. Der Vater braucht mich im Geschäft. Einer der ersten Angestellten ist erkrankt. Nun soll ich früher, gleich abreisen. Ich werde nicht mehr dorthin kommen können."

Am Schlusse dieses Briefes standen ein paar Sätze, die Salome das Blut zum Herzen jagten: „Ich danke Dir für die schöne Zeit, die Du mir gegeben hast. Hoffentlich sehen wir uns daheim manchmal — später."

Diese Worte klangen aus dem ganzen Briefe als etwas Besonderes heraus, so als ob in ihnen der eigentliche tiefe Inhalt liege. Sie klangen und läuteten und bebten. Und Salome saß und lauschte. Das war das Ende! Sie wußte, daß es einmal und daß es nicht spät kommen werde. Nun war es auf einmal da. In den beiden Sätzen da am Schluß des Briefes lag ihre ganze Geschichte.

„Ich danke Dir für die schöne Zeit!" Es war ihr, als höre sie die Worte, wirklich von Heinrichs Stimme gesprochen. Er verriet seine Gefühle nicht. Nüchtern war er oder vielleicht konnte er nicht aus sich heraus. Aber da in dem Satze lag es doch, daß es ihm leid tat, um — das, was gewesen war, wirklich leid. Sie kannte ihn doch.

Und dann der nächste Satz: „Hoffentlich sehen wir uns daheim manchmal — später." Das war schon etwas ganz Fernes, etwas gleichsam aus der Zukunft heraus. Auch das aber war nichts Unerwartetes. Es baute die Brücke in das neue Leben und konnte nicht anders lauten. Der das sagte, war der Heinrich, den sie zu Hause wieder finden würde, ihres Vaters künftiger Prinzipal und Mietsherr, mit dem sie äußerlich nichts mehr gemeinsam hatte. Salome Zeller machte sich keine Flausen vor. Wohl war in ihr selbst etwas wie zu Scherben und Fetzen gegangen, aber nun kam es ihr zu Hilfe, daß sie dem Willen und dem Verstand Teil gegeben hatte an dem, was sie mit Heinrich verband, daß sie sich nie in Hoffnungen gewiegt, die sich nicht erfüllen konnten. Die Zeit begann schon, in der sie nur aus der Erinnerung leben konnte. Sie hätte wohl noch ein wenig anstehen können, meinte sie, aber — nun — war sie schon da. Und — und —

Plötzlich wogte in ihr etwas auf, was für einen Augenblick alle übrigen Gefühle erstickte. Das! *Das war!* Das, von dem niemand wußte! Als lebendiges Andenken würde es künftig in ihrem Leben stehen. *Es war!* Seit einigen Wochen wußte sie es. Sie allein. Und — mein Gott — was für ein Empfinden! Es durchwogte die ganze Natur als eine Welle von

Glück, ähnlich jenem, da Heinrich sie zum ersten Male geküßt hatte, und doch wieder anders. Sie hatte nicht gewußt, daß es so etwas geben konnte, etwas so Mächtiges, in jede Fiber rinnendes!

Das Empfinden wogte und wallte und verebbte. Dann schlug eine andere Welle ihm entgegen. Eine schwere Bangigkeit befiel die Sinnende. Was sollte werden? Wie sollte es werden? So viel Äußerliches blieb zu bedenken, und sie, Salome, war in manchem unerfahren, so selbständig sie auch mit der Zeit geworden war. Man zeigte sonst mit Fingern auf Mädchen, wie wie sie eine war. Wie – nein, nein! Nur die Sache nicht anders sehen als sie war! Sie — war — keine Sünderin. Sie hatte das alles so gewollt, ihr Leben auf diese eine Straße gelenkt. So mußte sie auch den Mut und den klaren Blick haben, sie zu gehen. Und niemand – sollte ihretwegen sich grämen, niemand wissen, niemand, außer den Wenigen, die es erfahren mußten.

Vater und Mutter?

Die Erinnerung an diese beiden kam ihr wie ein plötzlicher körperlicher Schmerz. Gleichzeitig wußte sie, daß sie – es nie erfahren durften, sie am allerwenigsten von allen Menschen. Sie würden es nicht begreifen!

Unwillkürlich legte sie in diesem Augenblick ihre Hand auf den zweiten Brief, der in ihrem Schoß lag. Sie brauchte ihn nicht aufzunehmen und wieder zu lesen; während ihre Hand so auf dem Papier lag, ging ihr jedes Wort durch den Sinn, das darauf geschrieben war. Der Brief war vom Vater. Er schrieb immer selbst, die Mutter fügte nur manchmal zwei Worte hinzu. Der kleine, emsige Vater hatte immer alle äußeren Angelegenheiten der Familie in der Hand behalten. Auch die ihren. Solche Briefe hatte sie in den Jahren ihres Fortseins viele bekommen. Sie waren immer voll Fragen: wie es gehe, ob auch ja nichts geschehen sei, was wider Pflicht und Gewissen ginge, ob sie immer dem nachzukommen vermöge, was die Vorgesetzten von ihr erwarteten. Ob sie auch das Beten nicht vergesse? Und das Bibellesen? Es komme so viel Trost und Erquickung aus der Bibel. Viel kleine Ängstlichkeit und Ehrlichkeit und Frömmigkeit und – Liebe lagen in den Briefen. Manchmal lief auch eine Klage mit unter. Der Vater wäre gern einmal gekommen, nach der Tochter zu sehen. Es schicke sich doch nicht, daß Eltern nie sich den Brotherren ihres Kindes zeigten, aber – es sei eine so weite Reise und so kostspielig, es ginge nicht an, so oft er sich die Sache durch den Kopf gehen lasse. Alles in den Briefen war etwas spießbürgerlich eng, aber voll guten Meinens.

Und nun da in diesem letzten Schreiben stand, sie, Salome, werde nun wohl bald an die Heimkehr denken. Es habe keinen weiteren Anstand. Auf einer Bank könne sie jederzeit eintreten, man habe ihm, dem Vater, ihre sofortige Anstellung zugesichert. So werde sie wohl am besten aufs Frühjahr, vielleicht auf Ostern, heimkommen?

Da — — überlegte Salome – da war der erste Stein in ihrem Wege! Sie — sie mußte einen Grund finden, um außer Landes bleiben zu können. Die Wirklichkeit und der Alltag verlangten schon ihr Recht. Sie hatte es schon mit den Folgen dessen zu tun, was sie beschlossen hatte!

Sie nahm die beiden Briefe in die Hand und erhob sich. Sie sah die Notwendigkeit, sich zu wehren, damit das Ungewöhnliche, das in ihrem Leben war, vor den Leuten verborgen bliebe. An die ihr bleibenden Wege hatte sie öfter schon gedacht. Es galt, einen zu wählen. Und sie wollte nicht säumen, gleich heute mit der Hausfrau sprechen, die ehrlich und recht denkend war und ihr gutgesinnt und — nicht engherzig.

Salome verschob nie eine Pflicht, nie eine Arbeit. So begann sie auch jetzt auf ihrem Tisch das Schreibzeug auszubreiten. Sie ließ sich nieder und zwang ihre Gedanken, setzte das Datum auf einen Briefbogen. Dann wurde ihr das Herz heiß. Sie hatte die Absicht, Heinrich ein paar Worte zu schreiben, ihm zu danken, ihm noch einmal zu sagen, was er ihr war. Es strömte in ihr von innigen Worten auf, die sie ihm schreiben wollte.

Aber als sie nun die Feder ansetzte, zögerte sie wieder. Nein! Nicht mehr! Es war besser, daß alles zu Ende war! Gleich! Er würde es als eine Last empfinden, wenn sie noch schrieb, hatte jetzt anderes zu denken. So mußte sie den Mut haben, abzubrechen! — Und das eine, Große, was er noch nicht wußte? — Auch — das mochte ihm verborgen bleiben! Er sollte ihr in nichts verpflichtet sein, in nichts, was den künftigen Prinzipal des Vaters vielleicht — gegen diesen einnehmen könnte!

Sie atmete tief auf. Dann setzte sie mit einem kräftigen Strich die Feder an und mit ihren festen deutlichen, bei ihren Dienstgebern beliebten Schriftzügen begann sie einen Brief an — den Vater.

Anfänglich kam sie nur langsam vorwärts. Aber allmählich brauchte sie nicht mehr nach jedem Satze nachzudenken, sondern schrieb gleichmäßig weiter wie jemand, der genau weiß, was er zu sagen hat. Ihre jetzige Stellung ermögliche ihr, viel zu lernen; ihr Prinzipal halte, wie der Vater wisse, große Stücke auf sie, habe übrigens in diesem Jahre — das entsprach vollständig der Wahrheit — einer wichtigen politischen Angelegenheit wegen besonders viel Arbeit. Auch fühle sie, Salome, sich der Sprache noch nicht so sicher, wie sie es wünschen möchte, und so habe sie beschlossen, ein weiteres Jahr am Orte zu bleiben. Sie verspreche dafür, frühzeitig im nächsten Frühling heimzukehren und möge der Vater sie immerhin auf diesen Zeitpunkt bei der Bank anmelden. Sie schrieb in selbständigem und unabhängigem Ton, aus dem Bewußtsein heraus, daß sie auf eigenen Füßen stand, schon seit längerer Zeit keine Unterstützung von zu Hause mehr erhielt, und daß sie die Kraft und die Tüchtigkeit in sich hatte, die das Leben verlangte. Sie ließ auch durchblicken, daß sie an ihrer Stelle gut bezahlt sei, aber als sie sagen wollte, daß sie sich etwas ersparen könne, zögerte sie und hatte das dunkle Gefühl, daß sie ihrer letzten Mittel zukünftig benötigen werde.

Als sie den Brief gefaltet und geschlossen hatte, war ihr leicht und frei zumute. In ihr braunes Gesicht trat ein beinahe eigenwilliger Zug, der als Falte zum ersten Male am unteren Rande ihrer Wange saß. Am Nachmittag erbat sie sich bei ihrer Hausfrau eine Unterredung. Die alte Dame sah sie verlegen an, als ob sie ahne, was sie ihr zu sagen habe. Dann bestellte sie sie auf eine bestimmte Stunde in ihre Wohnstube.

Es war um die Dämmerzeit, als die beiden Frauen einander gegen über saßen. ..

Frau Kellermanns Gesicht trug einen Ausdruck leiser Ängstlichkeit.

Salome Zeller legte die runden Arme auf den Tisch und faltete die Hände ineinander. Eine Herbheit, die sie älter aussehen ließ, lag über ihrer ganzen Erscheinung.

„Ich werde zum ersten und einzigen Male davon sprechen," begann sie. Ihre Lippen zuckten dabei unmerklich. „Wenn Sie mich nicht begreifen können, gehe ich in eines der Londoner Spitäler. Ich weiß, daß ich das kann, ich habe mich umgesehen."

Dann erzählte sie weiter, wie alles gekommen und wie sie alles sah. Sie hatte knappe, karge Worte. Nur einmal schob sie die Arme tiefer über den Tisch herein, ihr Blick leuchtete auf, und ihr Gesicht gewann einen Ausdruck fast der Verklärung. Das war, als sie die Worte sprach: „Ich wollte etwas haben, das von nun an meinem Leben Wert und Inhalt geben sollte. Das habe ich jetzt. Es kann mir nichts mehr geschehen, was mir mehr wird als das."

Auf den glatten Wangen der Frau Kellermann kam und ging während Salomes Erzählung die Farbe, als ob sie sich für die andere schämte. Jetzt sagte sie mit ernsthaftem Kopfschütteln: „Das ist nicht recht. Das hätten Sie nicht tun sollen. Das hätte nicht in meinem Hause vorkommen dürfen."

Salome erschrak. Sie zog die Arme vom Tisch zurück, stand auf und machte Miene zu gehen, während ihre Augen noch groß und mit dem Ausdruck der Überraschung auf der Frau hafteten.

Da faßte diese vielleicht ein plötzliches Mitleid. „Bleiben Sie nur!" sagte sie beschwichtigend. „Setzen Sie sich nur wieder."

Eine weiche Stimmung befiel die alte Dame; sie erinnerte sich plötzlich ihrer eigenen Liebesgeschichte.

„Jede andere," begann sie wieder, „würde ich aus dem Hause geschickt haben. Aber Sie – sind ein tüchtiges Mädchen und fleißig und ordentlich. Und — und in dieser Zeit seines Lebens ist der Mensch nicht ein voller Mensch. Die Liebe ist eine so — große Gewalt, daß sie die Grenzen zwischen gut und böse verwischt, daß — —"

„Ich bin keine Sünderin," unterbrach sie Salome hart. „Ich habe von Anfang an gewußt, was ich tue und ich werde die Verantwortung tragen ganz allein und ohne Hilfe."

Die Frau achtete des Einwandes nicht. „Sie sind ein tüchtiges Mädchen," wiederholte sie. „Und — es ist gut, daß Sie mir gleich und ehrlich die Wahrheit gesagt haben. So bleiben Sie bei mir im Hause, so lange es sein kann. Bleiben Sie nur."

„Ich werde Ihnen nicht beschwerlich fallen," sagte Salome. Sie hatte sich wieder gesetzt. Und nun sprach sie mit einer leiseren Stimme von allem, was in ihr vorgegangen. Sie sprach ganz zu sich selbst, als sei sie plötzlich in Schlummer gefallen und verrate, im Traum sprechend, ihre innersten Gedanken. „Das, was ich erlebt habe, war etwas so Schönes, wie ich es zu erleben in meinem Stande nie hätte hoffen dürfen. Nun habe ich

meines Lebens Zweck eigentlich beinahe erfüllt und werde fortan nur noch in Erinnerungen leben."

Ihre Worte rührten die Frau. Sie tätschelte ihr die Hand und kramte in eigenen Lebensschätzen: „Ich weiß wohl, Kind, — weiß wohl — habe doch auch meine Liebesjahre gehabt." Der Drang, die Mutter zu spielen, der in jeder Frau liegt, erwachte in ihr. Sie gefiel sich in der Rolle einer Beschützerin, fand gute Worte und wußte, von Wirklichkeiten redend, manchen kleinen Rat. Am Ende schieden sie in gutem Einvernehmen.

Am andern Tage begann Salome ihr Leben nach einer bestimmten Richtschnur. Wenn es möglich war, so arbeitete sie noch mehr als früher. Sie bewies ihren praktischen Sinn und ihre Zielbewußtheit, indem sie mit ihrem Prinzipal Rücksprache nahm und sich besonders bezahlte Arbeit nach Hause erbat. Mit festem und klarem Blick bemaß sie ihre Zukunft und legte sich zurecht, was sie dafür benötigte. Sie verhehlte sich nicht, daß sie eine schwere Last auf sich genommen, aber sie war fröhlich bereit, sie zu tragen, und wußte auch, daß sie sie tragen würde. Sie sparte und sorgte und machte Pläne. Von zu Hause ließ sie sich Zeitungen kommen. Dann trat sie in schriftlichen Verkehr mit einer Bauernfamilie in einem kleinen Dorfe droben hinter den Seehügeln von St. Felix, deren Adresse sie in diesen Zeitungen gefunden. Manchmal saß sie bis tief in die Nacht und nähte. Kleine Leiden kamen, die ihr fremd waren und sie überraschten. Sie trug sie willig. Ja, sie gewährten ihr eine seltsame Freude, denn sie sagte sich, daß sie nur der Anfang vieler Ungelegenheiten seien, die ihr zu tragen bestimmt, und sie war es zufrieden, ihre Tage des Erduldens angetreten zu haben.

Sie war nie unter die Leute gegangen, hatte keinerlei Freundschaft geschlossen. Nun aber zog sie sich vollends in sich selbst zurück. Alle die gewaltige und schlackenlose Liebe, die sie Heinrich Hirzel gegeben hatte, warf sich dabei auf etwas, was noch nicht da war, was sie nur geheimnisvoll in sich leben und wachsen fühlte.

So war Salome in diesen Tagen ein gegen Fremde herbes, verschlossenes und darum mit mehr Groll als Gefallen betrachtetes Menschenkind, dessen fast eigensinniger Fleiß allein jedermann Bewunderung abzwang.

Ganz selten quälte sie eine leise, stille Furcht. Frau Kellermann, ihre Hausfrau, war freundlich und gut zu ihr wie immer. Vielleicht hatte sie mehr als früher einen mütterlich überlegenen Ton, der zuweilen fast etwas Gönnerhaftes bekam. Vielleicht war auch manchmal, wenn es eben die Laune wollte, eine kleine Ungeduld, eine leise Empfindlichkeit Salome gegenüber in ihrem Wesen, die sie früher der Mieterin nicht gezeigt haben würde. Aber es war etwas so Verborgenes, daß nur ein scharfes, mißtrauisches Ohr aus dem Gewöhnlichen und Friedlichen diesen ungewöhnlichen Beiklang heraushören konnte. Und doch hörte ihn Salome. Sie schalt sich selbst mißtrauisch, aber indem sie merkte, daß sie es war, bangte ihr zuweilen, sie möchte es auch gegen andere Menschen werden, und sah sie ahnend aus nichts, aus ihrem eigenen Innern einen Schatten wachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Jung-Deutschland.

Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege.

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall.

I.

Lang ist es her! — Im Jahre des Heils 1876 veröffentlichte ich ein heute vergessenes Buch unter dem Titel „Leon Gambetta und seine Armeen". Es behandelte das damals die Welt lebhaft beschäftigende Problem militärischer Massenaufgebote, wie sie in Frankreich in der Stunde der Not nach Sedan erfolgt waren und wider alles Erwarten den schon für beendet gehaltenen Krieg noch lange fortführten. In einem einzigen Monat war die gefürchtete kaiserliche Armee Frankreichs, die Siegerin von 1859, soweit sie im freien Felde auftrat, vernichtet worden. Zwei Monate behauptete sich noch ein Teil hinter den schützenden Wällen von Metz, dann war sie verschwunden. Fünf Monate lang hielten die republikanischen Heere uns in Atem.

Der Vergleich gab zu denken. Eine Abwägung der Kraft stehender Heere im Verhältnis zu Milizen und improvisierten Volksbewaffnungen drängte sich unwillkürlich auf. Das Thema, das zum erstenmal durch den großen Sezessionskrieg in Nordamerika das Tagesinteresse in Bewegung gesetzt hatte, war von neuem zur Diskussion gestellt. Diese fiel, trotz der namhaften Leistungen der französischen Nationalverteidigung, auch für mich, ohne jeden Zweifel zugunsten der stehenden Heere aus. Die unverhältnismäßig großen Geldopfer, welche Truppenimprovisationen stets erfordern, genügen fast allein, die Wage zu ihren Ungunsten ausschlagen zu lassen. Zeitigten sie doch, noch während des Krieges selbst, im französischen Lager das Witzwort vom „Gouvernement de la dépense nationale". Freilich war es den Anhängern des Milizsystems möglich, vorzurechnen, daß der einzelne Soldat der schnell zusammengerafften Streitkraft der Republik nicht kostspieliger gewesen sei als der der Kaiserzeit. Allein man muß, um nicht zu Trugschlüssen zu kommen, billig in Ansatz bringen, wieviel jene von diesen an Werkstätten, Vorräten und Einrichtungen aller Art geerbt hatten. Sodann ist nicht der Zahlenvergleich, sondern der Vergleich zwischen Aufwand und Leistung maßgebend.

Während die Kaiserheere gegen eine bedeutende numerische Überlegenheit der deutschen Invasion die den Krieg entscheidenden Schlachten geschlagen und uns den Sieg ernsthaft streitig gemacht hatten, gelang es den Armeen der Septemberrepublik, trotz einer bedeutenden numerischen Überlegenheit, nicht, die durch unverhältnismäßig große Verluste geschwächten deutschen Heere aufzuhalten. Das war ein ungünstiges Fazit. Aber immerhin blieb die Frage von Wichtigkeit, in welcher Art sich künftig die Vorteile beider Systeme miteinander verschmelzen ließen, und wo das richtige Maß für den Ausgleich zwischen Quantität und Qualität läge.

Ich suchte sie damals — zur Zeit der rechtlich noch bestehenden dreijährigen Dienstzeit — in vermehrter Einstellung von Rekruten ins Heer bei Herabsetzung des Verbleibs unter der Fahne, die sich jedoch an eine Reihe von Vorbedingungen knüpfte, wie die bessere Ausstattung der Truppen mit Unterkunft, Lehranstalten, Turnhallen, Exerzierhäusern und an eine gründliche Vorbereitung der heranwachsenden Geschlechter für den Waffendienst. Die Volksschule müsse die körperliche Ausbildung der Jugend in ihre Obhut nehmen, um später im Waffendienste in kürzerer Frist dasselbe zu erreichen, wie ehedem bei der längeren. Militärische Jugenderziehung, gedacht als Staatsinstitut, mit ausgedienten Unteroffizieren an den Volksschulen und inaktiven Offizieren an den höheren Lehranstalten als Erzieher für die künftigen Vaterlandsverteidiger, war empfohlen. Aber nicht zur Miliz sollte diese Maßregel führen, sondern zu einem Zustande, der unser Vaterland davor bewahrte, im Augenblick der höchsten Gefahr zum Milizsystem greifen zu müssen, weil andere Einrichtungen fehlten, um alle Kräfte der Nation für die Vaterlandsverteidigung verfügbar zu machen.

Dennoch rief die Arbeit damals in einem Teil der offiziellen militärischen Welt eine Erregung hervor, für die man heute Mühe hat, verständliche Gründe zu finden. Fast hätte sie mich um meine militärische Laufbahn gebracht; doch kam ich mit dem blauen Auge davon, was ich in erster Linie dem Feldmarschall Moltke zu verdanken hatte. Nach einer leider nur zu kurzen Periode praktischen Dienstes in den Generalstab zurückberufen, wurde ich 1878 zu den französischen Herbstmanövern gesandt und hatte hierbei Gelegenheit, viel von den ersten Anfängen praktischer Ausführung einer militärischen Jugenderziehung zu hören. Ich verfolgte ihre Entwicklung mit lebhaftem Interesse und entschloß mich, einige Jahre darauf eine neue Anregung durch einen Vortrag in der militärischen Gesellschaft Berlins zu geben. Vorsichtig kleidete ich sie in das Gewand eines Berichts über die militärische Jugenderziehung in Frankreich, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdiene, weil sie zu einer ansehnlichen Vermehrung der kriegerischen Kraft und Tüchtigkeit unserer westlichen Nachbarn beitragen werde. Dennoch sah ich nachdenkliche Gesichter vor mir. Das Thema galt noch als ein heikles, und beim Verlassen des Saales äußerte der mir befreundete, leider zu früh verstorbene Oberstleutnant von Malachowski vom Generalstabe, der bekannte Verfasser von „Scharfe Taktik und Revuetaktik" scherzweise zu einem Bekannten: „Goltz hat den Instinkt des Maultieres, immer am Rande eines

Abgrundes entlang zu gehen." Eine Teilnahme für oder wider gab sich nicht kund. Wenn: „Stumm will ich mein Publikum!" die höchste Forderung für den Vortragenden wie für den ausübenden Künstler sein sollte, so konnte ich ohne Zweifel zufrieden sein.

Die Anregung blieb ohne Folgen. Ich versuchte es dann noch einmal im Jahre 1883 mit der Veröffentlichung einer Reihe von Aufsätzen unter derselben Spitzmarke, wie sie der Vortrag trug. Die einleitenden Worte lauteten: „Die Bestrebungen für Einführung der militärischen Jugenderziehung haben in Deutschland bisher keinen rechten Boden gefunden. Auch hat der Gegenstand in unserer Armee im ganzen nur wenig Sympathien erweckt." Das war unzweifelhaft richtig, und ich vermag sogleich hinzuzufügen, daß es noch lange Zeit hindurch so geblieben ist. Auch dieser neue Appell fand keinen Widerhall, obwohl ich darauf hinwies, daß Frankreich die militärische Jugenderziehung als staatliche Einrichtung anerkannt und durchgeführt habe und sie nunmehr eine ganz direkte Beziehung zur Wehrhaftigkeit der Nachbarnation gewonnen hätte.

Sie war, dem Revanchegedanken unmittelbar entsprungen, als spezialistisches Sonderinstitut gedacht. Allein die vielfach verbreitete Annahme, daß es sich nur um eine Art Spielerei mit Säbel und Gewehr gehandelt habe, die dem Rachedurst ein Ventil öffnen sollte, trifft dennoch nicht zu. Die Einrichtung hatte einen tieferen Inhalt. Die moralische Einwirkung auf die französische Jugend, ihre Stärkung an Körper und Geist für künftige große Aufgaben, die Belebung ihres vaterländischen Gefühls wurden deutlich als das zu erreichende Ziel bezeichnet. Paul Bert, Unterrichtsminister unter Gambetta, erklärte bald nach Übernahme seiner Stellung die soldatische Erziehung der französischen Jugend für eine Sache von höchster Bedeutung. Er wies hin auf den Gegensatz, der sich durch die fortschreitende Zivilisation herausbilden müsse zwischen dem Geschmack am Wohlleben, dem Triebe der Selbsterhaltung, dem Gefühl für Unabhängigkeit und bürgerliche Rechte einer- und den Bedürfnissen der Nation andererseits, die den Geist der Zucht und der Selbstverleugnung fordere. Diesen Gegensatz auszugleichen, sei Aufgabe der Erzieher der Nation und könne erreicht werden durch Verschmelzung der bürgerlichen mit der patriotischen und soldatischen Erziehung. Er forderte zuerst deren Fortsetzung zwischen Schule und Heer. Ganz ähnlich sprach sich Ferry aus, der sich gegen die Verzärtelung der Jugend durch die Eltern wendete, denen jede Schulzucht übertrieben, die Pflichten zu schwer, die Bestimmungen zu strenge erschienen. In einem Erlasse der Munizipalität von Paris, die selbständig in der Frage der Jugendfortbildung vorging, wird gute Zucht und Ordnung als erstes gefordert: „Es handelt sich weniger darum, die Schüler in der Handhabung der Waffen zu unterrichten, als die Tugenden zu erwerben, die dem Soldaten zukommen."

Das alles könnte heute gesprochen werden.

Im Jahre 1881 bewilligte das französische Parlament einen Kredit von 1 Million Franken für die militärischen Fortbildungszwecke der Schulen. Ausflüge, Wettkämpfe, Jugendspiele, patriotische Vorträge wurden empfohlen,

der ganze Betrieb unter staatliche Aufsicht gestellt; die bedenklichen Jahre zwischen 15 und 20, nach dem Aufhören der Schulzucht, waren besonders berücksichtigt.

Der Kriegsminister Billot sorgte 1882, durch eine Verfügung an die kommandierenden Generale, für Lehrer und Führer aus dem Reservestande der aktiven Armee und der Territorialarmee. Den Jugendbataillonen wurden je ein „Instructeur en chef" und mehrere „Instructeurs adjoints" zur Verfügung gestellt, die einstweilen auch aus der aktiven Armee entnommen werden durften. Ärztliche Untersuchung der eingestellten Knaben, Prüfung ihrer Leistungen, Fahnenverleihungen usw. wurden angeordnet. Vom 14. Lebensjahre ab durften die jugendlichen Krieger an Schießübungen teilnehmen. Eine militärische Fortbildungsschule für die jungen Leute zwischen 17 und 20 Jahren ward auf Paul Berts Antrag beschlossen. Auf einem Turnerkongreß zu Reims am 28. Mai 1882 fällte Jules Ferry sein Endurteil über die ganze Bewegung mit den Worten: „Zehn Jahre der Anwendung der neuen Gesetze, zehn Jahre obligatorischen Unterrichts in den militärischen Übungen werden Frankreich männliche, tüchtige, an Geist und Körper gesunde Generationen bescheren. Diesen Generationen bringe ich meine Huldigung dar."

Das alles klang ernst und verständig, und die Folgen sind nicht ausgeblieben. Es wäre ein Frevel, an der militärischen Erstarkung Frankreichs seit jener Zeit Zweifel zu hegen.

In der Nutzanwendung für Deutschland stellte ich die ethische Bedeutung der soldatischen Jugenderziehung noch mehr in den Vordergrund und nicht das Waffentechnische. Belebung der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinns, Stärkung der sittlichen und moralischen Eigenschaften durch Anregung von Wetteifer in Leibesübungen, Erweckung des Bewußtseins einer großen nationalen Aufgabe in dem heranwachsenden Geschlecht, kurz, eine harmonische Gestaltung der gemeinsamen Ausbildung von Körper und Geist sollten die zu erreichenden Ziele sein. Mein Urteil faßte ich damals in die Worte zusammen:

„Wie sehr das gemeinsame Leben, der Wetteifer auf dem Turn- und Spielplatz der Schulen ferner geeignet ist, sittliche und Charaktereigenschaften zu heben: Mut, Tatkraft, Selbstbewußtsein, Gefühl der Verantwortlichkeit, Selbsttätigkeit, Unabhängigkeitssinn und Ehrgeiz — dürfte ebensowenig zu bezweifeln sein, als daß die leibliche Pflege und die körperliche Ausbildung von Nutzen für den ganzen Menschen ist."

Der Schluß lautete: „Die Stärke eines Volkes liegt in seiner Jugend, und für seine Größe und Sicherheit geschieht alles, was man für diese tut."

Der Erfolg blieb auch diesmal aus. Wirkungslos verfiel die Mahnung der Vergessenheit, wie so viele eingehendere und verdienstvollere Schriften über denselben Gegenstand [1]).

[1]) Z. B. Ratzenhofers Staatswehr, die Schriften Dr. Carl Walkers, des unermüdlichen Vorkämpfers für die Idee einer vervollkommneten Jugenderziehung und andere mehr.

Wohl trafen einzelne Lehrinstitute, wie die Falk-Realschule in Berlin, Einrichtungen, um die Jugenderziehung auch für die körperliche Ausbildung wirksamer als bisher zu gestalten. Die Turnvereine taten vieles, aber eine allgemeine Bewegung blieb aus.

Bald folgte für mich der Ruf nach der Türkei und damit die Eröffnung eines ganz neuen Arbeitsfeldes. Die Aufsätze wurden mit anderen Dingen in eine Kiste verpackt, wo sie bis heute unbeachtet geschlummert haben. Vergessen wurde im Geräusch des Tages und im Getriebe einer ganz anders gearteten Welt, was ich in der Heimat gewollt und erstrebt hatte. —

Jene Lebensperiode mit ihrem Dichten und Trachten für Deutschlands mannhafte Stärke wurde mir nach langen Jahren auf amerikanischem Boden lebhaft in die Erinnerung zurückgerufen, als ich die schmucken Bataillone der argentinischen Jugend und ihre gymnastischen Übungen und Spiele gelegentlich der Nationalfeier 1910 sah, zu denen ich geladen war, und die in das Programm der Feier gehörten. Die liebe Jugend hatte sich dort einen ganz merkwürdigen Platz erobert: die Schüler der Regierungskollegien spielten mit ihren Umzügen und Manifestionen förmlich eine politische Rolle, und zwar im besten Sinne, nämlich in der patriotischen Unterstützung ihrer Regierung gegen alle auf Umsturz und Schwächung der Autorität gerichteten Bestrebungen. Die zukünftige Größe des argentinischen Volkes stand als Wahlspruch auf ihren Fahnen, und dazu gehörte nach ihrer ganz richtigen Meinung eine starke Regierung.

Unwillkürlich regte sich in mir die Frage, wie es hat kommen können, daß die patriotische und nationale Fortbildung der Jugenderziehung gerade in Deutschland sich nur so langsam Bahn brechen konnte.

Als am 27. Oktober 1882 der damalige Kultusminister von Goßler in einem Rundschreiben an seine unterstellten Behörden die Beschaffung von Turnplätzen und die Förderung des Turnens im Freien empfahl, galt dies als ein großes Ereignis, als ein wichtiger Schritt vorwärts in der Entwicklung der Jugendpflege.

„Mit dem Turnplatz wird eine Stätte gewonnen, wo sich die Jugend im Spiel ihrer Freiheit freuen kann, und wo sie dieselbe, nur gehalten durch Gesetz und Regel des Spiels, auch gebrauchen lernt. Es ist von hoher erziehlicher Bedeutung, daß dieses Stück jugendlichen Lebens, die Freude früherer Geschlechter, in der Gegenwart wieder aufblühe und der Zukunft erhalten bleibe. Öfter und in freierer Weise, als es beim Schulturnen in geschlossenen Räumen möglich ist, muß der Jugend Gelegenheit gegeben werden, Kraft und Geschicklichkeit zu betätigen und sich des *Kampfes* zu freuen, der mit jedem rechten Spiel verbunden ist. Es gibt schwerlich ein Mittel, welches, wie dieses, so sehr imstande ist, die geistige Ermüdung zu beheben, Leib und Seele zu erfrischen und zu neuer Arbeit fähig und freudig zu machen. Es bewahrt vor unnatürlicher Frühreife und blasiertem Wesen, und wo diese beklagenswerten Erscheinungen bereits Platz gegriffen, arbeitet es mit Erfolg an der Besserung eines ungesund gewordenen Jugendlebens."

In England spotteten die „Times" lustig darüber:

„Es ist ergötzlich, sich auszumalen, wie verblüfft die Häupter unserer öffentlichen Schulen sein würden, wenn sie eine solche zurechtweisende Mahnung erhielten, ihre Zöglinge zu ermuntern, sich mehr in gesunden Spielen und Leibesübungen in freier

Luft zu ergehen. Dieser Auftrag würde wahrscheinlich die Schule bei Kricket oder Fußball antreffen und die Lehrer mitten unter den Spielern. Man könnte sich versucht fühlen, zu überlegen, ob diese Spiele im Freien auf den englischen Schulen nicht schon im Überfluß betrieben werden. Erfolg in dem jährlichen Wettkampfe mit einem benachbarten Institut ist für sie wichtiger als alle Preise für Unterrichtsgegenstände. In Deutschland ist, wie die Deutschen selbst zugestehen, das Gegenteil der Fall; Scharen deutscher Schüler, die an Kurzsichtigkeit, blasser Gesichtsfarbe und eingefallenen Schultern leiden, verkünden nur zu laut die Folgen, welche die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung mit sich bringt."

Bei uns stieß dieser Erlaß keineswegs nur auf Beifall, sondern auch auf sehr ernste Bedenken, zumal in der Lehrerwelt, die an der Ausführbarkeit zweifelte und eine Beeinträchtigung der alleinseligmachenden wissenschaftlichen Bildung befürchtete.

Die Armee verhielt sich im großen ganzen auch weiterhin ablehnend. Und doch war ehedem der erste Anstoß dazu von ihr ausgegangen. In der tiefsten Not des Vaterlandes nach den Unglücksjahren von 1806 und 1807 hatten Scharnhorst und Gneisenau die Umwandlung des Schulwesens, die Aufnahme einer patriotischen und soldatischen Erziehung in seine Kreise verlangt. Gneisenau wollte, daß der Jüngling die Braut nicht eher zum Altar führen dürfe, als bis er auch fähig und vorbereitet sei zum Vaterlandsverteidiger. Der Reichsfreiherr vom Stein, dessen praktischer Sinn sicherlich keinem Zweifel unterliegt, fügte Gneisenaus Forderungen die auffallende Bemerkung hinzu: „Man wird in allen Stadtschulen Anstalt treffen können, um Kenntnisse im Gebrauch der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken." Er ging also weiter, als wir heute gehen — freilich in einer Zeit, da der Schießprügel, mit dem der Bauer den Hasen tötete, und das Infanteriegewehr noch etwa auf der gleichen Stufe waffentechnischer Unvollkommenheit standen und die Armee sich von der Notwendigkeit eines systematischen Unterrichts im Schießen noch nichts träumen ließ. Verstand man doch unter Schießen nur das Abschießen und nicht zugleich das Zielen und Treffen. Sind doch 1813 noch viele Bataillone ins Feld gezogen, bei denen nur das zum Schützengefecht bestimmte dritte Glied drei scharfe Patronen nach einer scheunentorgroßen Scheibe verschossen hatte. Damals hätten Schießübungen an Schulen und Lehranstalten Nutzen haben können.

Man kann noch weiter in der Geschichte zurückgehen und stößt auf die gleichen Spuren. Der vielverkannte, mit Undank belohnte und schließlich zugrunde gerichtete verdienstvolle Heinrich Dietrich v. Bülow hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts schon eine soldatische Erziehung der Jugend verlangt, und sein Zeitgenosse Berenhorst schrieb: „Besonderen Fleiß wendet mir an schöne Kasernen für Knabenbataillone, Euren jungen Anflug." Der Gedanke ist uralt, und hätte König Friedrich Wilhelm I. die Mittel dazu besessen, schon er würde ihn vielleicht durchgeführt haben.

Aber unglücklicherweise geriet die militärische Jugenderziehung in eine verdächtige politische Sippe hinein, und anrüchige Verwandtschaften werden den Ideen oft ebenso verhängnisvoll, wie den Menschen. Zunächst folgte den Freiheitskriegen die üble Zeit der Demagogenriecherei, die selbst die jungen

Turnvereine verpönte. Später kam die Konfliktsperiode zu Beginn der sechziger Jahre. Obschon die unselige politische Epoche von 1848—1850 mit unwiderleglicher Klarheit bewiesen hatte, daß Preußens Heer, zwar innerlich gesund, doch in seiner damaligen Verfassung viel zu schwach und viel zu wenig schlagfertig war, um den Aufgaben gewachsen zu sein, welche die Pflicht der Einigung Deutschlands ihm stellte, sollte dieser Zustand kriegerischer Impotenz nach der Meinung der Masse des Volks doch verewigt werden. Gerade diejenigen Parteien, welche die Größe und Einheit des erweiterten Vaterlandes am meisten im Munde führten, bekämpften die unerläßliche Vorbedingung, die Reform des Heeres, am erbittertsten. Nicht Preußens Waffenmacht, sondern Reden, Majoritätsbeschlüsse, moralische Eroberungen und Vereinsmeierei sollten uns das neue Deutsche Reich bringen, Turner, Sänger und Schützen, aber keine steif exerzierte Soldateska, Germania in den Sattel heben. Jede Befürwortung einer Erweiterung der Jugenderziehung auf Pflege der für den künftigen Kriegerberuf erforderlichen Eigenschaften wurde von der Opposition hartnäckig zur Begründung ihrer Forderungen einer kürzeren Dienstzeit im Heere und des allmählichen Überganges zum alles umfassenden Milizsystems ausgenutzt. Immer wieder kam dies Verlangen zum Vorschein. In Sonderheit spitzte es sich auf das Verlangen der zweijährigen Dienstzeit zu. König Wilhelm hatte diese in ihrer falschen Anwendung, nämlich durch einfache Entlassung eines ganzen Jahrganges aus dem aktiven Dienste, und ihre verderblichen Folgen als Prinz aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit wurde daher für ihn die Grundbedingung einer gesunden Heeresverfassung. Wer direkten oder auch nur indirekten Anlaß zur Erschütterung dieses Grundsatzes gab, wurde wie ein Gegner unserer bewährten Heereseinrichtungen angesehen.

Auch der Unwillen über das Buch „Gambetta und seine Armeen" entstand hauptsächlich dadurch, daß ein Kritiker – wenn ich mich recht entsinne, in der „Weserzeitung" — behauptete, der Verfasser sei augenscheinlich ein Anhänger der zweijährigen Dienstzeit. Dies genügte, obwohl von zweijähriger Dienstzeit in dem Buche gar nicht die Rede war, sondern nur allgemeine Grundsätze für die Entwicklung der Wehrverfassung erörtert wurden. Anhänger- und Gegnerschaft der dreijährigen Dienstzeit erschien fast gleichbedeutend mit Gesinnungstüchtigkeit und Gesinnungsmangel. Das übertrug sich natürlich auch auf die Frage der militärischen Jugenderziehung. Wer für diese eintrat, der mußte es sich gefallen lassen, auch für einen politisch bedenklichen Charakter mit sehr starker Hinneigung zur äußersten Linken und ihrem verbissenen Doktrinarismus zu gelten, obwohl die ganze Frage an sich gar nicht politischer Natur ist. Militärische Jugenderziehung hätte ebenso gut etwas Stockkonservatives wie etwas Ultraliberales sein können, je nachdem die eine oder die andere Partei sich der Sache annahm. Etwas politisch Neutraleres kann es, im Grunde genommen, nicht geben; denn die Pflicht der Vaterlandsverteidigung ist das Einzige, was alle deutschen Männer verbindet, mögen sie der einen oder der anderen politischen Partei angehören. Damit ist auch für alle die Notwendigkeit gegeben, sich auf Erfüllung dieser

Pflicht vorzubereiten. Allein die unglückliche Beziehung mit der Agitation für Milizwesen und Abschaffung der stehenden Heere, in welche die Idee der militärischen Jugenderziehung ganz gegen den Willen ihrer Urheber hineingezerrt worden war, ließ sich nicht mehr vergessen machen. Für die Armee und ihre Freunde wurde es ein Gebot der Pietät, sich von allen ähnlichen Bestrebungen fern zu halten. So kam es, daß sie sich beiseite hielt und in der Entwicklung unseres Wehrwesens eine Lücke entstand, in die sich die Sozialdemokratie mit ihrer weitverzweigten Organisation der Jugendpflege hineinschob.

Es ist heute sehr viel schwieriger geworden, eine allgemeine und einheitliche Organisation der Jugendpflege zugunsten der Vaterlandsverteidigung und Stärkung der Wehrhaftigkeit des Volkes durchzuführen, als es vor dreißig Jahren gewesen wäre; denn damals war das Feld dafür noch frei. Heute sind — auch abgesehen von den sozialdemokratischen Schöpfungen — zahllose Vereine im größten Teile des Vaterlandes entstanden, die dasselbe oder ähnliche Ziele verfolgen, aber alle ihre Eigenart besitzen und von dieser nicht gern lassen werden.

Dennoch ist es zugleich wichtiger geworden, einen einigermaßen gleichartigen Zug in die Erziehung und Pflege der reiferen Jugend zu bringen, als ehedem. Die praktische Bedeutung für das Vaterland und seine Wehrkraft hat eine ganz neue Bedeutung gewonnen. Deutschland ist im Fluge reich geworden, der Wohlstand und mit ihm die verbesserte Lebenshaltung sind in einer Art gestiegen, die dem Ernstdenkenden Besorgnis erregen muß. Verwöhnung und Verweichlichung nehmen damit naturgemäß zu, die Kriegstauglichkeit und die Lust zum Heeresdienste ab. Zumal in den großen und größeren Städten ist — mit wenig Ausnahmen — die Zahl der wehrfähigen jungen Männer zurückgegangen. Wir verzichten auf das Wiederholen der in letzter Zeit viel genannten Zahlen. Der Streit über die richtigste Art der Berechnung ist noch nicht entschieden. Es genügt, die Tatsache im großen anzuführen, daß die Wehrtüchtigkeit des Volkes im Rückgange begriffen ist; man nimmt sie sogar als eine notwendige Folgeerscheinung der fortschreitenden Zivilisation ziemlich gelassen hin. Seit vierzig Jahren genießen wir eines ununterbrochenen Friedens, und noch ist nicht abzusehen, wie lange er fortwähren wird. Die Erzählungen von 1870 muten uns schon an wie eine Heldensage aus entfernter Vergangenheit. Wer denkt heute noch im Ernste daran, daß er möglicherweise selbst dazu berufen sein könne, mit der Waffe in der Hand den heimischen Herd schützen zu müssen. „Es gibt ja doch keinen Krieg" schallt's zurück, wenn jemand die Rede darauf bringt.

Mögen nun die Apostel des ewigen Friedens ihre voreilige Freude daran haben; wer aufrichtig des Vaterlandes Zukunft abwägt, kann das Herz vor schwerer Bangigkeit nicht bewahren. Freilich, die Zeiten sind vorüber, da man Krieg führte um des Krieges willen, da man den Kampf suchte, nur um Mannesmut und Manneskraft zu proben. Niemand aber kann die Notwendigkeit verneinen, die gerade deshalb an das lebende Geschlecht herantritt,

alles zu tun, was irgend möglich ist, um die heranwachsende Generation stark und wehrfähig zu erhalten, damit sie, wenn es gilt, Deutschlands Größe und Unabhängigkeit mit dem Schwerte zu verteidigen, auch die Kraft dazu in sich trage. Noch hat uns die Geschichte auf allen Seiten gelehrt, daß Völker wachsen, blühen, gedeihen, alt werden und vergehen, wie die Individuen, daß dementsprechend die Staaten sich umbilden, daß aber der Staatenumbildungsprozeß sich nicht ohne Kriege vollzieht. Vor Beginn des ewigen Stillstandes, der mit ewiger Versumpfung gleichbedeutend ist, werden die Kriege nicht aufhören. „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner." Die Langlebigkeit in diesem ewigen Umwandlungsprozeß aber wird, wie bei dem Manne, der als Kämpfer im Leben steht, so auch bei den Völkern davon abhängen, wie sie ihre Kräfte stählen und ihre Gesundheit wetterhart zu machen verstehen. Deutschland hat es mehr als andere nötig. Wir haben der Freunde wenig, der offenen und geheimen Gegner aber viele. Man blicke nur bei der ersten besten politischen Verwicklung in die internationale Presse hinein, welche Absichten und Pläne, wieviel List und Tücke man uns zutraut. Haben wir nicht erst ganz kürzlich drastische Beispiele davon erlebt?

Wir sind ja aber gut gerüstet und tragen schwer genug an dieser Rüstung, höre ich mir entgegnen! Der Vordersatz kann noch immer, trotz mancher Lücken und Mängel unseres Wehrwesens, für richtig gelten. Aber wir bleiben nicht stehen und die anderen Völker auch nicht. Alle machen Anstrengungen, ihre kriegerische Stärke zu mehren. In der Heranziehung der irgend noch tauglichen Mannschaft zum Waffendienste gehen sie zum Teil weiter als wir. Bei dem Wachstum der Bevölkerung verschlechtert sich das Verhältnis der wirklich Dienenden zur Gesamtzahl der in das wehrfähige Alter tretenden jungen Männer bei uns von Jahr zu Jahr. Ein immer geringerer Teil des gesamten Volkes wird durch das Heer für den Waffendienst ausgebildet. Die Gefahr, daß wir überholt werden, ist keineswegs so fern, als es sich der Durchschnittsdeutsche in seiner souveränen Schulweisheit träumen läßt. Wir sind sicher geworden durch 1870/71, vielleicht zu sicher, und wir vergessen leicht, daß wir damals unsere Erfolge im Beginne des Krieges wesentlich unserer numerischen Überlegenheit von 500 000 zu 350 000 zu verdanken hatten. Alles sollte geschehen, um uns auch in Zukunft diese erste günstige Bedingung für den Sieg zu erhalten.

Nur zu leicht wird außer acht gelassen, daß der Waffendienst im Heere dem Manne auch fürs bürgerliche Dasein zugute kommt. Die beredte Klage über die zwei Jahre, die der junge Deutsche, der Soldat wird, für seine gewerbliche Ausbildung verliert, ist eine ganz ungerechtfertigte. Je mehr als Richtschnur für alle staatlichen Einrichtungen das Behagen des Einzelnen genommen wird, desto wohltätiger wirkt auf ihn die Zeit, die er im Heere verbringt, und die ihn zur Selbstzucht nötigt. Sie gewöhnt ihn an Einordnung in ein Ganzes, an Pünktlichkeit, an eigene Verantwortung, rechtzeitigen Entschluß, überhaupt an Selbständigkeit der Person und des Handelns. Sie entwickelt durch das Leben im Freien, durch Übungen, systematische

Schulung für Anstrengungen seine körperlichen Kräfte. Das sind Gewinne, die einen nicht unbeträchtlichen Wert für das ganze Leben haben. Wer den Menschen nicht einfach als Arbeitsmaschine auffaßt, die an ein und derselben Stelle, ohne eigene Willensäußerung nur eine bestimmte, immer gleichbleibende Leistung zu vollbringen hat, der wird zugeben müssen, daß der durch das Heer gegangene Mann auch für Erwerbstätigkeit tüchtiger geworden ist, als der, dem diese Schule gefehlt hat. Er repräsentiert für das Volksganze einen höheren nationalökonomischen Wert.

Freilich muß endlich das abgestandene Märchen schweigen, daß im Truppendienste nur der Drill, das Parademäßige betrieben, jedenfalls eine übertrieben lange Zeit damit verloren wird. In der Verbannung des Drills und des Parademäßigen, die als Mittel zum Zweck, leichte Bewegung und Beherrschung großer Menschenmassen, ihre vollgültige Bedeutung haben, sind wir in der deutschen Armee bis an die Grenze des Zulässigen gegangen. In Damaskus und in Buenos Aires, ja gewiß in manchen anderen großen Garnisonen des Auslandes wird verhältnismäßig mehr gedrillt als in Berlin und Potsdam, und der viel verschriene Militarismus, bezüglich dessen die meisten Leute, die ihr Anathema dagegen schleudern, sich gar nicht klar sind, was darunter zu verstehen sei, muß anderswo gesucht werden, als bei uns. Vier Fünftel aller Mühe des Lehrpersonals ist im Heere heutzutage auf Erziehung der Charaktere, auf Weckung der Intelligenz und Moral, sowie auf das Kriegsmäßig-Fachliche gerichtet, ein Fünftel vielleicht auf das Unentbehrliche an äußerlichen Zutaten.

Die durch den Militärdienst erzeugten Gewinne nehmen mit dem Sinken des Prozentsatzes der ins Heer Eingestellten ab. Es wächst die nationalökonomische Einbuße, für die ein Ersatz geschaffen werden muß. Dieser kann aber nur in Einrichtungen gesucht werden, welche, außerhalb des Heeres, es der heranwachsenden Jugend ermöglichen, sich kräftig und wehrtüchtig zu machen, sich auch soldatische Tugenden, die nichts anderes sind als Mannestugenden überhaupt, zu eigen zu machen.

Mit dieser Notwendigkeit trifft ein neues Bedürfnis des militärischen Dienstes zusammen, das bisher nicht überall genügend erkannt ist. Die Ausbildungsweise der Truppen hat sich seit einem Jahrzehnt völlig verändert. Wir befolgen seit nahezu einem halben Jahrhundert eine individuelle Behandlung des Soldaten bei seiner Anleitung für den Beruf. Prinz Friedrich Karl, einer der bedeutendsten Erzieher unseres Heeres, führte sie zuerst im großen Maßstabe durch, als er vor nunmehr nahe an fünfzig Jahren zum kommandierenden General des III. Armeekorps ernannt wurde. Die Leistungen dieses Korps auf den Schlachtfeldern von 1870/71 lieferten den glänzendsten Beweis für die Richtigkeit seiner Methode. Aber es handelte sich damals und noch bis in die neueste Zeit hinein nur darum, den einzelnen Mann zum geschickten und brauchbaren Mitgliede des unter Kommando stehenden Ganzen zu machen. Heute ist diese Forderung zu der Aufgabe gesteigert, jeden Soldaten zu einem vollkommen selbständigen Streiter heranzubilden, der auch ohne Führung, ohne in eine Truppe fest eingegliedert zu sein, imstande ist,

die Bedingungen des Kampfes und die Verwendung seiner Waffen richtig zu beurteilen und ohne anderen Rat überlegt und zweckmäßig zu handeln. Der Burenkrieg und nicht minder der südwestafrikanische Krieg mit den Erfahrungen, die deutsche Streiter dort erwarben, hat dazu den Anstoß gegeben, das Nachdenken und die Arbeit auf den Übungsplätzen die Neuerung fortgeführt. In jenen Feldzügen, die gleichsam den einzelnen Mann zur taktischen Einheit werden ließen, mit der der Führer rechnen muß, traten die persönlichen Eigenschaften des Soldaten deutlicher hervor, als in den früheren Kriegen mit ihren Massenangriffen und von oben her geleiteten Verteidigungen. Die Benutzung der Waffe und des Geländes wurden außerordentlich vervollkommnet, die Anforderungen an die menschlichen Sinne in gleichem Maße erhöht. Zum Teile lernten unsere Soldaten erst von Wilden und Halbwilden, deren große Überlegenheit sich ihnen darin schnell fühlbar machte, wieviel jene zu leisten imstande sind, und wie sehr sich ihre Kraft durch andauernde Übung mehren läßt. Auch für Strapazen und Entbehrungen wurden ganz neue, bis dahin unerhörte Maße geschaffen, Kraft, Ruhe, Ertragungsfähigkeit und Nervenstärke auf weit härtere Proben gestellt. Kolonialkriege spielen nun freilich für uns keine entscheidende Rolle; sie werden auch immer nur einen geringen Teil unserer Wehrkraft berühren. Aber ihre Errungenschaften übertragen sich auf die großeuropäische Kriegführung, wie sich einst die Erfahrungen des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes auf die Taktik der Koalitionskriege übertrugen. Die vermehrte Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes mit der Wucht der Massenheere zu verschmelzen, ist das Ideal der heutigen Truppenerziehung geworden; wer darin der Überlegene ist, dessen wird künftig auch der Sieg sein. Sie zu erreichen, erfordert aber viel Zeit und Geduld.

Zugleich ist die Ausbildung durch die verfeinerte und mannigfaltiger gewordene Waffentechnik sehr viel schwieriger geworden als ehedem. Unsere Geschütze und Gewehre sind Präzisionsmaschinen. Ihre Wirkung hat sich gegen früher mehr als verzehnfacht. Aber ihr Gebrauch und ihre Behandlung erfordern auch ein im gleichen Maße vervielfältigtes Verständnis. Unsere Infanteriewaffe wirkt verheerend auf alle lebenden Ziele – aber nur unter der Bedingung, daß die Entfernung, auf die man schießt, richtig erkannt und das Visier dementsprechend eingestellt wird. Kommen Irrtümer darin vor, so bedingt es gerade die hohe Treffsicherheit des Gewehrs, daß die Geschoßgarbe dem Ziele keinen Schaden tut. Schießplatzerfahrungen ergeben als Beweis dafür die merkwürdigsten Resultate. So muß denn der einfache Bauersohn oder Knecht vom Lande heute nicht nur ein wenig Mechaniker werden, sondern auch ballistische Anschauungen gewinnen, damit er imstande ist, sich die Flugbahn seines Geschosses vorzustellen und sich seiner Waffe auch dann noch mit Nutzen zu bedienen, wenn niemand mehr bei ihm ist, der ihm befiehlt. Und dieser Fall wird in europäischen Kriegen kein seltener, sondern, bei der Auflösung des modernen Kampfes und den unverhältnismäßig hohen Offiziersverlusten sogar die Regel sein. Wieviel mehr Sachkunde aber erfordern noch Maschinengewehre und Geschütze. Bei der schweren Artillerie,

bei der die Geschosse zu Minen werden, die mit äußerster Vorsicht zu behandeln sind, kann eine geringe Vernachlässigung, eine begreifliche Unkenntnis die schwersten Unfälle verursachen, die meist Menschenleben kosten. Wer dem theoretischen Unterricht unserer Mannschaften beiwohnt, wird oft erstaunt sein, wieviel den Leuten, trotz ihrer mangelnden Vorbildung, in kurzer Frist beigebracht worden ist. Die im Pionierdienste eine so große Rolle spielende Sprengtechnik, die ein fortwährendes Umgehen mit gefährlichen Explosivstoffen bedingt, bildet für sich allein einen Zweig, der den normal veranlagten Mann ganz in Anspruch nimmt. Sie soll aber neben vielen anderen Dingen, wie Rudern, Brückenschlag, Lagerbau usw. erlernt werden.

Oft legt man sich ernsthaft die Frage vor, ob es bei so vermehrten und gesteigerten Anforderungen an Intelligenz, Aufnahmefähigkeit und Willensstärke der jungen Mannschaft noch möglich ist, mit einer zweijährigen Dienstzeit auszukommen. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dies heute schon sehr viel schwieriger wird, als es zu der Zeit war, da man sie einführte. Sie wird dauernd nur aufrecht erhalten werden können, wenn die Erziehung unserer Jugend dem Heere einen zielbewußt vorbereiteten Ersatz zuführt. Zumal für Schärfung der Sinne, Stählung der Körperkräfte, Abhärtung des Leibes, Erhöhung des Verständnisses für die umgebenden Dinge, die Fähigkeit, eigene Beobachtungen klar in Worte zu kleiden und ähnliches; wo, der Natur der Sache nach, häufige Wiederholung oder anhaltende Gewöhnung notwendig sind, ist die Zeitspanne von zwei Jahren sehr kurz. Sie genügt gerade, um mitgebrachte Fähigkeiten zu festigen oder für mangelnde den Grund zu legen.

Eine durchdachte und vollständige, nicht allein die wissenschaftliche Vorbildung umfassende, sondern sich auch auf Körper, Geist, Herz und Gemüt erstreckende, in frühen Jahren begonnene Jugenderziehung muß der späteren Schule des Heeresdienstes zu Hilfe kommen. Aber sie vermag dies auch in weit höherem Maße, als man es gemeinhin glaubt.

Erstaunlich ist, wie viel sich durch systematische Übung der Sinne erreichen läßt. Dabei kann man von Ergebnissen absehen, wie sie das dauernde Leben in der Wildnis zeitigt, die wunderbare Gabe von Indianern, Hottentotten, Witbois oder Hereros im Spurenlesen und Zurechtfinden. Aus einer, unseren ungeübten Augen kaum sichtbaren Spur erkennen, zu welcher Stunde Leute und Tiere darauf hingezogen sind, ob sie groß, klein, welchen Alters sie gewesen seien, ob sie belastet waren oder ohne Last gingen, wird der intelligenteste Rekrut schwer lernen. Auf europäischem Boden ist diese Gabe, die uns fast an einen sechsten Sinn beim Menschen glauben läßt, aber auch nur selten von Nutzen. Wir dürfen es uns daran genügen lassen, was die zu unserem Kulturkreise gehörenden Völker zu erreichen vermögen; es ist beträchtlich genug.

An der Karte der Umgegend von Konstantinopel arbeitend, die ich weiter östlich fortsetzen wollte, als sie später erschienen ist, ritt ich, nur von dem

Begirdji [1]) begleitet, dessen Pferd ich gemietet hatte, durch wenig bewohnte und noch unbekannte Teile der bythinischen Halbinsel. Plötzlich blieb der Mann, der neben mir ging, stehen, nachdem er zuvor schon mehrfach aufmerksam nach einer bestimmten Richtung gespäht hatte.

„Was siehst du denn da?"

„Iki adam war." — „Es sind zwei Leute da."

„Das ist doch nichts Merkwürdiges!"

„Gewiß ist das merkwürdig! Ja heidud, ja tschoban — es sind entweder Räuber oder Schäfer," d. h. fremde kurdische Schäfer, die zu bestimmten Zeiten mit ihren Herden nach Stambul ziehen.

„Woher willst du das wissen?" Durch mein Glas entdeckte ich in der klaren Luft des Südens auf eine Entfernung von sicherlich drei Kilometern oder mehr zwei kleine Gestalten, die wie ein paar Käfer einen sonnigen Berghang emporklommen.

„Ich kenne sie nicht — sie sind nicht aus dieser Gegend."

Nie und nimmer hätte ich, selbst mit Hilfe des Glases feststellen können, ob ich die beiden Bergsteiger kannte oder nicht.

Auch bei den Übungen der türkischen Militärschüler war mir das scharfe Sehen der jungen Leute öfter aufgefallen. Die Beleuchtungsvorrichtungen in der sonst gut und luftig gebauten Schule waren aber der dürftigsten Art. Ein bekannter Breslauer Augenarzt, der, soviel mir erinnerlich, Schulhygiene mit Bezug auf Augenschonung studierte, und dem ich die Erlaubnis zu einem Besuch des Instituts vermittelte, sprach sein Staunen darüber aus, aber noch mehr darüber, unter den jungen Leuten so wenig Brillenträger zu finden. Ich versicherte ihm in bestem Glauben, daß sie, mit wenig Ausnahmen, sähen wie die Luchse. Das veranlaßte ihn zu der Bitte, Messungen der Sehkraft vornehmen zu dürfen, die von der Generaldirektion der Schule gern gewährt wurde. Auch nach seiner Abreise ließ ich sie noch fortsetzen und sandte ihm die Ergebnisse zu. Der Erfolg war höchst merkwürdig; es stellte sich heraus, daß das natürliche Sehvermögen der jungen Türken durchschnittlich nicht bedeutender war, als das unserer jungen Leute, ja, daß die aus Tripolis in Afrika stammenden Schüler sogar eine etwas geringere Sehschärfe hatten. Übung im Erkennen, Aufmerksamkeit des Blicks war es also gewesen, was ich für überlegene Naturanlage gehalten hatte.

Der Kulturmensch unserer abendländischen Welt, zumal der Städter, verlernt das Spähen, weil er sich überall sicher weiß und fühlt. Auf türkischem Boden, zumal in entlegeneren Gegenden, trifft das nicht zu, und traf namentlich in jener Zeit nicht zu. Der Wanderer, der Reisende macht die Augen auf, mustert die Umgebung nach der Möglichkeit einer Gefahr. So lernt er erkennen und meint, daß er sehen lerne. Unzweifelhaft üben der regelrechte Gebrauch der Sehkraft und ihre Anwendung auf größere Entfernung auch eine Wirkung auf die Sehnerven aus.

---

[1]) Pferdeverleiher, die man auf Bahnhöfen, in größeren Orten usw. auch auf dem platten Lande findet.

Wie viel mehr sieht der weidgerechte Jäger an Wild als der Spaziergänger neben ihm, der gleich gute Augen hat!

Als ich nach Deutschland zurückkehrte, flößten mir die Leistungen unserer Nichtkanoniere, wie ich offen gestehe, zunächst einiges Mißtrauen ein. Auf 3000 oder 4000 Meter Entfernung wollten sie an einem Waldsaume oder einer Berglehne nicht nur halb verdeckt stehende Batterien erkennen, sondern auch die einzelnen Geschütze, so daß sie angaben, wenn drüben ein Zielfeuer aufging, das wievielte Geschütz vom rechten oder linken Flügel es gewesen sei. Ich selbst sah dabei anfangs, auch mit Hilfe des Glases, gar nichts und erst nach längerer Übung ein undeutliches Etwas, das ich später an kleinen Zeichen, Farbe und Form als Ziel erkennen lernte. Oft habe ich dabei hinterdrein die Erfahrung gemacht, daß ich das gesuchte Objekt schon im Gesichtskreise gehabt und nur nicht beachtet hatte, daß es dem Blicke nicht aufgefallen war. Es will eben durch längere Übung gelernt sein, an den Umrissen und der Färbung sofort den künstlichen Gegenstand vom natürlichen zu unterscheiden, also auf den ersten Blick aufzufassen, was in die Umgebung von rechts wegen nicht hineingehört.

Als kommandierender General förderte ich die auf Stärkung der Sinne gerichteten Übungen nach Kräften und mit um so mehr Interesse, als ich ihre erstaunliche Wirkung kennen lernte. Rekruten, die am Tage ihres Eintritts nur auf die nächste Umgebung achteten — und auch dies nur lässig[1]) — erkannten nach einigen Monaten auf den ersten Blick, in dem sie umgebenden Panorama, bei 1000, 1200 Meter Entfernung und mehr, jede lebende oder künstliche Kopfscheibe, die irgendwo im Grase oder Busch an einem Grabenrande verborgen lag. Eine ganze Städter-Picknick-Gesellschaft würde vielleicht nichts davon ahnen. Der Vergleich zwischen einer Truppe, in der die Ausbildung der Sinne voll Verständnis und Ausdauer gepflegt wird, mit einer anderen, welche diesen Dienstzweig noch nicht mit gleichem Nachdruck betrieben hat, lieferte Resultate, als handele es sich um verschiedene Nationalitäten und verschiedene Armeen. Heute wird in unserem ganzen Heere mit großem Fleiße an diesem „Zielerkennen" und „Zielauffassen" gearbeitet, das die Grundlage für die Gefechtstätigkeit bildet. Ein wichtiger Fortschritt liegt darin gegen alte Zeiten, wo man die Schärfe der Sinne als etwas Gegebenes und Unabänderliches ansah, woran sich durch Arbeit nicht viel verbessern ließe. Wäre unsere Jugenderziehung eine vollkommene und einheitliche, so müßte sie diese Vorbedingungen für den Heeresdienst dem Jüngling schon mit auf den Lebensweg geben.

Wichtig ist auch die meist vernachlässigte Ausbildung des Gehörs. Mit der nötigen Beharrlichkeit unternommene Übungen werden den Beweis der Möglichkeit seiner Schärfung ergeben. Ehedem, als der Minenkrieg vor den Festungen noch eine größere Rolle spielte wie heute, und infolgedessen die Mineure gründlicher ausgebildet wurden, lernten sie das Horchen systematisch und stärkten mit der Zeit ihr Ohr außerordentlich.

[1]) Zum Beweise dafür mache man den Versuch, marschiere eine Strecke mit neueingestellten Rekruten und frage sie dann unvermutet, was sie unterwegs gesehen hätten?

In der japanischen Armee werden, nach Berichten eines unserer Offiziere, der dort gestanden hat, bei den Vorbereitungen für den Nachtdienst die Hör übungen sehr sorgsam betrieben. Von Vorgesetzten und erfahrenen Kameraden lernen die jungen Leute die Entfernung richtig einschätzen, in der sie von ihrem Standpunkte aus einen Mann gehen hören. Dies Entfernungsschätzen nach dem Ohr kann für Nachtgefechte von bedeutendem Werte sein. Sie lernen ferner nach dem Schall der Fußtritte unterscheiden, ob der Gehende Waffen trägt oder nicht, ob er mit oder ohne Gepäck marschiert usw. Der Schall setzt sich freilich je nach dem Zustande der Luft sehr verschiedenartig fort. Sichere Ergebnisse können also nicht erwartet werden. Ohne Zweifel aber wird ein geübter Mann, der mit Bewußtsein des Zweckes sorgfältige Beobachtungen gemacht hat, sich weniger täuschen als der ungeübte. Die Nachtgefechte bedürfen bei uns überhaupt noch einer gründlicheren Durcharbeitung; scharfe Sinne kommen dabei mehr als im Kampfe bei Tage zur Geltung.

Auge, Ohr und Naturbeobachtung, aber auch ein gutes Gedächtnis für das Gesehene, sind die Grundlagen für das Zurechtfinden, das nicht bloß dem Soldaten im Felde, sondern jedermann nötig ist, der im gewerktätigen Leben steht. Wie sehr sich darin die natürlichen Anlagen schärfen lassen, kann ich durch ein Beispiel belegen, das, wie das frühere, nicht aus fernen Steppen und Wüsten, sondern aus gut kultiviertem und bewohntem Lande herrührt.

Am 8. Oktober 1892 erstieg ich, in Gesellschaft des Schweizer Arztes Dr. Lardy, von dem Dorfe Maschukiekioj aus, den im Hintergrunde des Golfes von Ismid, dieser Stadt, dem alten Nicomedia, gegenüber gelegenen Keltepe. Es war ein herrlicher Ausflug; unzweifelhaft der schönste, den man von Konstantinopel aus im Zeitraume von zwei bis drei Tagen unternehmen kann. Tscherkessen aus Maschukiekioj begleiteten uns. Der Pfad führte bald durch herrlichen Buchen- und später Edeltannenwald ziemlich steil hinan. Azaleen bildeten das Unterholz. Nach viereinhalbstündiger Wanderung rasteten wir; ich erzählte meinen Begleitern vom neuerfundenen rauchlosen Pulver und der großen Durchschlagskraft der heutigen Geschosse. Meine Versicherung, daß ein Bandit hinter einem starken Baume keine Deckung mehr fände, wurde mit Zweifeln und Kopfschütteln aufgenommen. Ich durchschoß also eine im Durchmesser etwa 40 cm haltende Tanne mit dem damaligen preußischen Kavallerie-Karabiner, den ich mitführte. Großes Staunen, als wirklich ein Ein- und Ausschuß in der Baumrinde zu finden war! Dann ging es weiter. Nach abermaliger Wanderung von etwas über eine Stunde wurde der höchste Gipfel, eine Felspyramide ohne Baum und Strauch, die dem Berge den Namen „Kahlspitze" gegeben hat, erklommen und dort die Hauptrast gemacht. Dann ging es in ganz anderer Richtung steil hinab, stets im dichten Hochwald, ohne Weg und Steg — eine recht anstrengende Partie. Unter den Tscherkessen entstand lebhafte Diskussion, die immer lauter wurde, uns aber unverständlich blieb, da sie ihre Landessprache und nicht das Türkische brauchten. Für uns hatte ihr Meinungsaustausch die unangenehme Folge, daß sie immer mehr eilten und wir nur unter Aufbietung aller Kräfte noch mitkamen. Die Sonne begann zu sinken; wir hatten die Richtung nochmals geändert und jede Orientierung verloren.

Am Ende liefen unsere Führer, gestikulierend und lebhaft sprechend auf einen Baum los, der für uns von seinen Nachbarn nicht zu unterscheiden, aber die Tanne war, die ich beim Aufstiege durchschossen hatte. Einer der Tscherkessen hatte einen starken Draht hervorgeholt und untersuchte unter allgemeiner gespannter Aufmerksamkeit den Schußkanal.

Augenscheinlich hatten sie unterwegs Verdacht geschöpft, der fremde Pascha könne ihnen irgendein Zauberstückchen mit Ein- und Ausschuß vorgemacht und sie getäuscht haben. Daher hatten sie sich entschlossen, vom geraden Rückwege nach Maschukiekioj abzuweichen und nach fünfstündiger Wanderung mitten im dichten Walde gerade die Tanne wiedergefunden, an der sich das Mirakel um Mittag begeben hatte. Es handelte sich hier um Leute, die als friedliche Ackerbürger in einem wohlhabenden Dorfe lebten, nicht um Söhne der Wildnis. Aber der Verkehr mit der Natur, deren aufmerksame Beobachtung, war ihnen noch nicht verloren gegangen, wie den Kulturmenschen des Abendlandes.

Wer einen Krieg oder Manöver mitgemacht hat, wird es erlebt haben, daß der tüchtige Generalstabsoffizier, mit guten Karten versehen, gelegentlich an einem Kreuzwege im Zweifel ist, die Straße zurückzufinden, die er zuvor hingeritten war, daß dann aber die Ordonnanz, die anscheinend unachtsam hinter ihm hertrabte, Bescheid weiß. Wir sind nicht mehr gewohnt, pedantisch auf unseren Pfad zu achten, weil uns die vollkommensten Hülfsmittel zur Verfügung stehen, und geraten in Verlegenheit, wenn diese versagen. Unsere Gedanken irren ab, beschäftigen sich mit anderen Dingen als den Wegen und der Naturbeobachtung; der einfache Mann aber, der uns folgt, sieht auf diese und ist uns im entscheidenden Augenblicke überlegen. Auch das Gedächtnis läßt sich stärken, wenn man sich gewöhnt, nach dem Studium der Karte die Augen zu schließen und zu prüfen, ob deren Bild in der Vorstellung genau haften geblieben ist. Eine kurze stumme Schilderung von Weg und Gelände, die man sich selbst macht, festigt die Erinnerung sehr.

Ich hatte es im Orient am Ende recht gut gelernt, nach dem Stande der Sonne, der Gestalt der Berge, dem Laufe der Gewässer meinen Weg zu finden und von jeder höheren Kuppe im reitershohen Gebüsch aus festzustellen, wo ich mich befand. Noch entsinne ich mich, welchen Eindruck es auf mich machte, bei Ausflugsorten im Vaterland, an jeder Verzweigung des Pfades einen Wegweiser zu finden oder gar Inschriften wie: „Nach der Wilhelmshöhe den blauen Zeichen folgen" usw.! Das ist sehr bequem, tötet aber mit der Zeit alle Gewandtheit im Pfadfinden.

Ganz einfache natürliche Hilfsmittel gehen dem Bewußtsein verloren, weil der in der Kulturwelt Lebende sich ihrer entwöhnt. Im lebhaften Gespräch mit einem befreundeten General zur Nachtzeit im dichten Walde verirrt, sah ich mich plötzlich am Ende eines Holzabfuhrweges. Die Richtung war uns verloren gegangen und guter Rat teuer, ein Unterkommen zu finden. Schon entschlossen wir uns, im Freien zu bleiben und à la belle étoile zu logieren, da kam mir ein in Anatolien manchmal gebrauchtes Mittel in den Sinn. Ich stieg auf die nächste kleine Anhöhe und ahmte Hundegebell nach.

In kurzer Zeit hatte ich Antwort, bald wurden Kuhglocken hörbar, und zehn Minuten darauf befanden wir uns in einer Försterei. Bei einer anderen Übung mit schwer beladenen Kriegsfahrzeugen auf der frischen Nehrung, die sich bis tief in die Dunkelheit eines Novembertages hineinzog, verlor die durch das Dünengelände hinziehende Kolonne den Zusammenhang; hier und da blieb ein Geschütz, ein Fuhrwerk im tiefen Sande liegen. Bei dem Hin und Her der Hilfsleistungen mit Vorspann kamen auch die Leute auseinander und fanden sich bei der Dunkelheit nicht mehr zurecht. Vorn an der Spitze waren Vorbereitungen für ein Zeltlager und ein Biwak getroffen, das alle Vereinzelten aufnehmen sollte. Aber es kehrten Leute schon von dort zurück; sie hatten beides nicht gefunden und glaubten es weiter rückwärts suchen zu sollen. Inmitten der Sandberge, die einander, zumal in der Dunkelheit, alle ähnlich sahen, gingen sie in die Irre. Ich eilte daher voraus, fand auch die Vorbereitungen in tadelloser Ordnung, aber noch kein Feuer auf einer Höhe angezündet, um Verirrten den Weg zu weisen, wie wir es bei kleinasiatischen Streifzügen stets taten, wenn die Karawane nach Sonnenuntergang erst das Ziel erreichte. Karabinerschüsse deuteten den Nachkommenden dort noch an, daß das Feuer von den Unseren, nicht von Hirten oder anderen Reisenden, herrührte.

Diese gewöhnlichen Dinge vergessen wir in der sich immer gleich bleibenden Alltäglichkeit unseres Daseins, und die Klage, daß unsere Leute, plötzlich auf fremden Boden versetzt, wie nach China oder Südwestafrika, dort anfangs recht unbeholfen auftreten, mag wohl berechtigt sein. Die Unterrichtspresse im Dienst, die in kurzer Frist nachhelfen soll, führt leicht zu entgegengesetzten Resultaten, als sie beabsichtigt waren, und zu vermehrter Unselbständigkeit, die dann erst recht den Wald vor Bäumen nicht sieht und für alles eine Instruktion haben will. Eine köstliche Manöverszene wird mir stets in Erinnerung bleiben. Unter dem funkelnagelneu gestrichenen Wegweiser an einem etwas verwickelten Straßenkreuz fand ich einen Dragoner der Vorposten, den Karabiner im Arm, aufmerksam nach dem Feinde spähend. Ich fragte ihn, wohin denn die verschiedenen Wege führten. Hastig war die Karte aus der Tasche geholt, die er unter halblautem Selbstgespräch über Orientierungsregeln nach der Umgebung einzurichten suchte, was bei deren Natur gar nicht leicht war. Dann ging's ans Suchen und Irren, bis ich ihn aufforderte, einmal in die Höhe zu sehen, wo das Richtige in dicken schwarzen Buchstaben angeschrieben war.

In engem Zusammenhang mit der Kunst des Zurechtfindens steht die Geländebeurteilung überhaupt, die den Blick für verdeckte Wege, gute Stellungen, zweckmäßige Ausluge stärkt. Daran schließt sich das Entfernungsschätzen an, dessen große Wichtigkeit für den Gebrauch unserer aufs höchste vervollkommneten Waffen schon erläutert worden ist. Es bedarf vieler und auf längere Zeiträume ausgedehnter Übung, um darin zur Sicherheit zu gelangen. Das Auge bedarf eines andauernden Eindrucks, um ein Maß gehörig festzuhalten. Auf der obersten Stufe des säulengeschmückten Eingangs zur alten Aja Sofia-Moschee von Saloniki fand ich genau unter

einer der Säulen einen deutlich sichtbaren starken Strich und daneben die Inschrift: „Von diesem Striche an bis zu dem, der sich unter der siebenten Säule gegenüber befindet, ist ein dönüm“ [1]). Eine andere Zeile sagte: „Dies ist das Maß des aus der Hauptstadt vom Schatzamte gesandten dönüm.“ Das ist gewiß eine praktische Art, den Blick an ein Maß zu gewöhnen; denn der fromme Muselmann, der regelrecht seine fünf Gebete verrichtete, hatte es zehnmal am Tage vor Augen. Ein jeder sollte sich auch bei uns eine leicht erkennbare Maßeinheit, eine Mauerlänge, eine Hausbreite usw. merken, deren Meterzahl er festgestellt hat, um sie als Anhalt für seine Schätzungen zu brauchen. Das Auge gewinnt viel Sicherheit dadurch. Noch heute schätze ich viel lieber nach Ruten als nach Metern, weil ich in meiner Jugend drei Jahre lang als Topograph nach Ruten arbeitete und mir diese noch jetzt im Blicke liegen.

Die Bedeutung der Marschfähigkeit bedarf keiner näheren Erläuterung; sie versteht sich von selbst. Ein Heer, das in der Stunde einen Kilometer mehr marschiert als ein anderes, hat alle Aussicht, dieses zu schlagen, wenn beide im Waffengebrauch sich annähernd gleich sind. Allein die Marschfähigkeit will ebenso regelmäßig und ausdauernd geübt und gepflegt sein, wie Blick und Gehör. Plötzliche Steigerungen sind darin unmöglich, wenn die Gewohnheit fehlt. Einem marschierenden Truppenzuge kann man nicht befehlen, sofort länger auszuschreiten, wenn die Ungeduld des Führers dazu treibt, oder man wird seine Mannschaft vorzeitig außer Atem bringen und ermüden. Ein langer, freier und leichter Schritt soll von Kindesbeinen an geübt werden. Das würde dem jungen Soldaten später viel Anstrengung ersparen. Je mehr der gesamte Verkehr sich der künstlichen Transportmittel bedient, desto notwendiger werden in der ganzen Volkserziehung besondere Veranstaltungen, um die Marschfähigkeit trotzdem zu erhalten. Bei den Truppen wird heute viel und systematisch dafür getan, und es sind Erfolge damit erzielt worden, die man früher nicht für möglich hielt. Aber Mühe und Anstrengung, die bei dem einzelnen sogar eine Schädigung der Gesundheit hervorrufen können, würden sich wesentlich herabmindern, kämen unsere Rekruten besser dafür vorbereitet schon in den Dienst hinein.

Ähnlich steht es mit dem Lagerleben, mit etwas Gewöhnung an das Nächtigen im Freien, mit der Übung, Hindernisse im Gelände zu überschreiten, Spuren zu finden und zu benutzen, Vorübung in einigen Handgriffen, die jeder Mann kennen sollte, der sich im Leben in allen Lagen selbst zu helfen entschlossen ist. Wie oft hat die Unkenntnis ganz einfacher Vorkehrungen schon den Verlust eines Menschenlebens verursacht, das leicht hätte gerettet werden können! Schwimmen sollte man schon als Kind lernen, ebenso sich gegen Kälte und Sonnenbrand schützen, bei Feuer- und Wassersgefahr sich richtig verhalten, vor allem aber, durch wohl überlegte und beharrliche Leibesübung seinen Körper stark und geschmeidig erhalten.

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Gebräuchliches türkisches Längenmaß.

Fürſt Bismarck als Leiter der politiſchen Abteilung.

Aus dem ſchriftlichen Nachlaß des Unterſtaatsſekretärs Dr. Buſch.

Herausgegeben vom
Kaiſerl. Geſandten z. D. **L. Raſchdau.**

Neben den fortlaufenden Tagebüchern, die der frühere Unterſtaatsſekretär des Auswärtigen Amtes, Geſandter Dr. Buſch, über ſeine Tätigkeit im Auslande und an der Berliner Zentralſtelle geführt hat, finden ſich in ſeinem Nachlaß eine Reihe von Einzeldarſtellungen, die anſcheinend dazu beſtimmt waren, in einer größeren zuſammenhängenden Schilderung ſeines Lebens Aufnahme zu finden. Zu ihnen gehört der nachſtehend veröffentlichte Aufſatz über ſeine Beſchäftigung im Auswärtigen Amt, in das er zur Bearbeitung der ihm beſonders vertrauten orientaliſchen Vorgänge berufen worden war. Der Aufſatz verdient Beachtung, weil in ihm zum erſten Male von einem naheſtehenden Mitarbeiter das geſchäftliche Verfahren des erſten Reichskanzlers als Leiters des damals wichtigſten Reichsamtes geſchildert wird. Man kennt allenthalben wohl die Ergebniſſe der umfaſſenden Tätigkeit des großen Staatsmannes; ſeine, um es kurz auszudrücken, amtliche Werkeltagsarbeit jedoch iſt nur ſo nebenbei geſchildert worden, weil keiner der wirklich Berufenen — und deren Zahl iſt ſehr gering — ſeine Erfahrungen bisher der Öffentlichkeit übergeben hat. Auch der vorliegende Aufſatz iſt nur ein Bruchſtück und ſchließt ziemlich unvermittelt ab. Indeſſen auch dieſe kurze Betrachtung über die Arbeitsweiſe des genialen Staatsmannes iſt von Reiz. Die ſcharfe Sonde, die der Verfaſſer gebraucht, wird auch dem Bewunderer der großen Perſönlichkeit nicht wehe tun, und diejenigen, die in ähnlicher Lage Beobachtungen anſtellen konnten, werden die geübte Kritik nicht weſentlich anfechten können. Wer in der Nähe des Fürſten und unter deſſen beſtändiger Einwirkung ſich ſeine Selbſtändigkeit zu wahren vermochte, hat gegen das Schalten und Walten dieſer Herrennatur oft ſchwere innere Kämpfe durchgemacht. Sie ſind auch Dr. Buſch nicht erſpart geblieben, und die Wirkung dieſer Empfindungen ſpiegelt ſich in der Schilderung, die er von der amtlichen Arbeitsweiſe des in ſeinen großen Zielen immer ſelbſtſicheren und der eigenen Kraft unbedingt vertrauenden, in ſeinen Stimmungen aber wechſelnden Führers gibt.

Im Jahre 1874 wurde ich von St. Petersburg, wo ich als Konſul und Legationsrat bei der kaiſerlichen Botſchaft fungierte, in das Auswärtige Amt

berufen, um in der politischen Abteilung als vortragender Rat Verwendung zu finden, insbesondere für die orientalischen Angelegenheiten. Der Gedanke, einen mit dem Orient speziell vertrauten Beamten für jenen Geschäftskreis heranzuziehen, war wiederholt in Berlin erwogen worden; kurz nach Beendigung des französischen Krieges hatte man mich bereits einige Monate im Auswärtigen Amt beschäftigt, in der Absicht, mir später das orientalische Dezernat zu übertragen; allein es fehlte damals noch an einer verfügbaren Ratsstelle; auch wurde das Bedürfnis nach einem Spezialisten bei der damaligen politischen Lage nicht so lebhaft empfunden wie später.

Seitdem hatte sich in den Personalverhältnissen des Auswärtigen Amtes vieles geändert. An der Spitze der Geschäfte stand nach dem Reichskanzler als Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten der frühere Mecklenburgische Minister v. Bülow; er hatte als hauptsächlichen Mitarbeiter in den allgemeinen Geschäften des Ressorts Herrn v. Radowitz, der zugleich die orientalischen Sachen bearbeitete. Herr v. Radowitz war für dieses Dezernat ganz besonders geeignet, da er den Orient aus eigener Anschauung kannte. Er war zuletzt als Generalkonsul in Rumänien und als Geschäftsträger in Konstantinopel tätig gewesen und von dort ins Auswärtige Amt berufen worden. Für einen aktiven Diplomaten hat eine solche Berufung, so interessant und nützlich sie an sich ist, stets den Nachteil, daß sie ihm beträchtliche pekuniäre Opfer auferlegt, da die Besoldung in der teuren Reichshauptstadt gegen die im Auslande zurücksteht. Um Herrn v. Radowitz für den Ausfall, der ihm durch seine Verwendung in Berlin entstand, schadlos zu halten, hatte man den Ausweg gefunden, ihn zum Gesandten in Athen zu ernennen, ihn aber mit unbeschränktem Urlaub in Berlin zu beschäftigen. Der Athener Posten schien nicht so wichtig, um die ständige Anwesenheit des Gesandten in Griechenland nötig zu machen. Herr v. Radowitz sollte daher nur ab und zu seine Berliner Tätigkeit unterbrechen, um in Athen zu fungieren. Diese Einrichtung erforderte, daß ihm im Ministerium ein Vertreter bestellt wurde, der in Abwesenheitsfällen seine Tätigkeit übernehmen könnte; es schien auch sonst erwünscht, eine jüngere Kraft für das orientalische Dezernat und den Dienst in der politischen Abteilung, der mit den Jahren an Umfang gewachsen war, auszubilden. Ich wurde für diese Verwendung ausersehen. Die Besetzung der politischen Ratsstellen ging stets vom Reichskanzler selbst aus. Wenn ich auch den Vorteil hatte, von ihm persönlich gekannt zu sein, so hatte an meiner Berufung das günstige Urteil, welches meine Freunde und früheren Chefs über mich bewahrten und bei ihm geltend machten, doch den hauptsächlichsten Anteil.

Im Sommer 1874 traf ich in Berlin ein. Der Aufenthalt in Petersburg war für mich in jeder Beziehung angenehm und lehrreich gewesen, allein die Aussicht auf eine neue und bedeutsame Tätigkeit hatte einen großen Reiz, und ich ging sozusagen mit vollen Segeln der unbekannten, aber, wie alle Umstände zu verheißen schienen, glücklichen Zukunft entgegen.

Der Reichskanzler befand sich damals in Varzin; sein Gesundheitszustand erforderte möglichste Enthaltung von Geschäften; er übte sie in einem Maße, das gänzlich von der umfangreichen und ins einzelne gehenden Tätig-

keit abstach, die er in späteren Jahren, namentlich seit 1880, entwickelt hat. Die eingehenden Berichte und Aktenstücke wurden ihm nur in seltenen Fällen vorgelegt. Die Korrespondenz mit unseren Missionen wurde durch den Staatssekretär in Vertretung des Reichskanzlers unterhalten; zwar nach des letzteren allgemeinen Weisungen, aber ohne daß in jedem Falle besondere Instruktionen eingeholt oder die Konzepte der ausgehenden Erlasse dem Fürsten zur Genehmigung vorgelegt worden wären. Dies geschah nur ausnahmsweise und in seltenen Fällen. Um dem Reichskanzler den Überblick über die Eingänge zu ermöglichen, ohne ihn mit der Durchlesung des umfangreichen Depeschenmaterials zu behelligen, wurde ihm ein Auszug aus dem sogenannten Eingangsjournal übersandt, in dem der Inhalt der wichtigeren eingelaufenen Berichte kurz zusammengefaßt war. Auf diese Auszüge hin traf der Reichskanzler meist in margine seine Verfügungen, die dann als Direktiven für die Behandlung der Sachen dienten. Die Tätigkeit des Reichskanzlers im Gebiete der Auswärtigen Angelegenheiten beschränkte sich damals im wesentlichen auf die politischen Vorgänge; in Personalien und Angelegenheiten des laufenden Dienstes, die er später bis auf die kleinsten Details an sich zog, wurde seine Entscheidung nur in den wichtigsten Fällen angerufen. Auch der Handelspolitik hielt er sich fern; die wirtschaftlichen Fragen, die seit Ausgang der siebziger Jahre einen immer beträchtlicheren Teil seiner Tätigkeit in Anspruch nahmen, wurden von dem Präsidenten des Reichskanzleramtes, Herrn Delbrück, mit einer Selbständigkeit geleitet, die keiner von dessen Nachfolgern mehr gehabt hat.

Ich wurde nach meinem Eintritt in das Amt vorzugsweise in dem orientalischen Dezernat beschäftigt; Herr v. Radowitz und ich teilten die eingehenden Sachen unter uns und arbeiteten uns so miteinander ein, daß der eine in jedem Augenblick die Feder dort aufnehmen konnte, wo der andere sie gelassen hatte. Herr v. Radowitz sollte im Spätsommer von seinem Posten in Athen Besitz ergreifen und der Form wegen einige Wochen dort verweilen; ich hatte in diesem Falle seine Vertretung zu übernehmen.

Meine erste Aufgabe bestand darin, mich mit den ministeriellen Redaktionsformen vertraut zu machen, deren leichte und sichere Handhabung immerhin eine besondere Übung erfordert; denn es macht einen großen Unterschied, ob man als Berichterstatter eigene Eindrücke und Beobachtungen darzulegen oder ob man im Sinne eines anderen zu schreiben, dessen Gedankengang zu verkörpern und sich gewissermaßen mit seinem Auftraggeber zu identifizieren hat. Je länger ich Gelegenheit hatte, diese Technik zu üben und die Arbeit anderer auf diesem Felde zu beobachten, je mehr sah ich, daß dazu eine spezielle Begabung erforderlich sei. Denn mit der bloßen Wiedergabe der empfangenen Aufträge und Weisungen ist es nicht getan. Wer mündlich einem anderen seine Gedanken zur schriftlichen Verarbeitung übergibt, pflegt dabei eingehender zu sein, als die geschriebene Form verträgt, namentlich die eines Ministerialerlasses, bei dem gedrängte Kürze stets als ein Haupterfordernis gilt. Es handelt sich also darum, aus der mündlichen Weisung alles das auszuscheiden, was an Rede oder Gedankenbeiwerk darin über-

wuchert, ohne wesentliche Gesichtspunkte zu vernachlässigen. Ferner wird ein geschickter und unterrichteter Redakteur aus seiner eigenen Sachkunde hie und da neue Argumente und Tatsachen, die in den Gedankengang seines Auftraggebers passen und denselben zu stützen geeignet sind, hinzufügen; er wird, wie Fürst Bismarck dies bezeichnete, die leeren Räume, die jener gelassen hat, auszufüllen bestrebt sein. Eine gute Redaktion nach mündlichen Angaben setzt daher rasche Auffassung, klare Anordnung, Beherrschung des tatsächlichen Materials und ein gewisses Maß von Phantasie voraus, die das Wiederzugebende zu beleben und im Sinne des Auftraggebers zu gestalten versteht. Nach meinen Erfahrungen ruht diese Kunst der Wiedergabe und Assimilation fremder Gedankenarbeit mehr auf natürlicher Anlage als auf Fleiß, obschon Übung das vorhandene Talent außerordentlich zu entwickeln vermag. Ich habe häufig scharf denkende, gut beobachtende, kenntnisreiche Männer, deren eigene Berichterstattung eine musterhafte war, an der ministeriellen Redaktionsarbeit scheitern sehen. Entweder gaben ihre Entwürfe mit allzugroßer Ängstlichkeit die ganze hypertrophische Fülle des mündlichen Auftrages wieder und die Anordnungen und Folge der Gedanken wurde dadurch unklar und undurchsichtig; oder sie beschränkten sich auf die dürre Wiedergabe des logischen Inhalts der Instruktionen, die infolgedessen eine plumpe Gestalt annahmen und der Verbindlichkeit ermangelten, die bei dem ministeriellen Stil als Regel gilt. Immer scheint mir die Hauptquelle dieser Mängel in dem Unvermögen der betreffenden Schriftsteller zu liegen, sich in den Gedankengang eines anderen mit schöpferischer Phantasie hineinzuleben. Wie man nicht über seine leibliche Physiognomie, so vermag man auch nicht über seinen eigenen Stil zu urteilen. Ich glaube aber nicht, daß ich die Fähigkeit, fremde Gedankengänge wiederzugeben und schriftlich zu gestalten, in einem hervorragenden Maße besaß. Dazu überwog bei mir zu sehr eine kritische und analysierende Richtung. Dagegen wurde meiner Disposition meist besondere Klarheit nachgerühmt, und meine Sach- und Personenkenntnis auf dem orientalischen Gebiet gestattete mir auch, manche Ausführungen aus dem Meinigen zu vervollständigen und das Geschriebene dadurch zu beleben. Nach langjährigen Erfahrungen bin ich zu der Ansicht gelangt, daß gute, für den Dienst im Auswärtigen Amt geeignete Redakteure so selten sind wie gute Opernsänger. Man sollte daher durch besondere Auszeichnungen und Vorteile diejenigen, die man hat, zu halten und neue dadurch zu gewinnen suchen. Auch müßten dergleichen Künstler nur mit den ihrer besonderen Veranlagung entsprechenden Arbeiten beschäftigt, nicht mit anderen Pflichten und Obliegenheiten belastet werden. Denn das Wort eines Vielbeschäftigten, „daß er nicht Zeit genug habe, um kurz und gedrängt zu schreiben", ist durchaus zutreffend. Das Auswärtige Amt hatte in jenen Jahren zwei Virtuosen politischer Redaktionskunst aufzuweisen, den nicht lange vor meinen Eintritt verstorbenen Geheimen Legationsrat Abeken und den Wirklichen Geheimen Legationsrat Bucher. Die Laufbahn des ersteren, der von Hause aus Theologe gewesen, zeigt, wie jene Kunst der politischen Schriftstellerei nicht gerade an die fachmäßige Ausbildung des Diplomaten oder Juristen gebunden ist. Abeken galt stets als das Muster eines politischen

Redakteurs, namentlich was die Form anbelangte. Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit und verstand es, ein Thema pro et contra mit der gleichen Fülle der Diktion und Argumentation zu behandeln. An Reichtum staatsrechtlicher Kenntnisse und politischer Gedanken übertraf ihn, wie bei dessen Lebensgang natürlich war, Geheimrat Bucher. Auch zeichnete sich des letzteren Stil im Gegensatz zu dem Abekens durch gedrängte Kürze aus; er wußte namentlich die prägnante Ausdrucksweise des Reichskanzlers glücklich zu treffen.

Von politischen Vorgängen beschäftigte uns im Sommer 1874, als ich in das Ministerium eintrat, besonders die spanische Frage. Die karlistische Bewegung hatte durch ihren Zusammenhang mit der allgemeinen ultramontanen Strömung eine mehr als lokale Bedeutung. Sie wurde von Frankreich aus unterstützt, und der Reichskanzler hielt es um so mehr für geboten, ihr entgegenzutreten, als Erfolge einer französischen ultramontanen Koalition auf dem spanischen Gebiete auch auf die allgemeine Haltung Frankreichs zurückwirken und die Anhänger des Revanchegedankens hätten ermutigen können. Die Kundgebungen des Kulturkampfes in Deutschland selbst, die damals mit besonderer Heftigkeit auftraten, und einzelne Zwischenfälle, wie das Kullmannsche Attentat und die brutale Erschießung eines deutschen Zeitungskorrespondenten durch die Karlisten, trugen dazu bei, den Reichskanzler in dieser Richtung zu bestärken. Es wurde deshalb deutscherseits die Anerkennung der Regierung des Marschalls Serrano in die Hand genommen und bei der Mehrzahl der europäischen Kabinette durchgesetzt. Nur Rußland lehnte seine Beteiligung ab. Schon aus meinem Petersburger Aufenthalte war mir bekannt, wie Fürst Gortschakow, wenn er auch ängstlich an dem Dreikaiserbunde hielt, doch gern jede Gelegenheit benutzte, um dem Reichskanzler kleine Steine in den Weg zu werfen, und wie er sich rühmte, das, was er das Nervöse und Stoßweise in der Politik Bismarcks nannte, nicht mitzumachen. In der spanischen Frage trat jener Gegensatz zum erstenmal vor die Öffentlichkeit; er wurde damals in den offiziellen Äußerungen möglichst verhüllt und als unerheblich dargestellt.

Im Spätherbst 1874 siedelte der Reichskanzler von seinem Landaufenthalte nach Berlin über. Wie gewöhnlich hatte diese Ortsveränderung eine gesteigerte Tätigkeit in unserem Ressort zur Folge. Denn der Fürst war nun nicht mehr auf die ihm nachgesandten Depeschen oder die Auszüge aus ihnen beschränkt, sondern nahm von dem ganzen Inhalt des größten Teiles der politischen Eingänge Kenntnis. Dies regte ihn zu größerer Tätigkeit an, wie denn überhaupt das Maß dieser letzteren stets von der Reichhaltigkeit des ihm zufließenden Materials sehr beeinflußt wurde. Er hat nie die Gewohnheit gehabt, sich über Kleinigkeiten hinwegzusetzen, und das „minima non curat praetor" galt bei ihm nicht. Mochte irgendein unbedeutender Agent in seiner Berichterstattung eine Äußerung fallen lassen, die in die Auffassungen des Reichskanzlers nicht paßte, so konnte dieser nicht widerstehen, ihr mit derselben Entschiedenheit entgegenzutreten, als wenn es sich um einen folgenschweren Irrtum eines Vertreters an einem verantwortungsreichen Posten gehandelt hätte Formelle Mängel, sie mochten sich auf die

Qualität der Tinte, des Papiers, den ihm verhaßten Gebrauch der lateinischen anstatt der deutschen Schriftzeichen oder auf den Stil und einzelne Ausdrücke beziehen, wurden gerügt, mit Ahndungen bedroht oder belegt. Eine besondere Neigung hatte er, den einzelnen Fall einer ihm widerstrebenden Erscheinung in der Technik des Dienstes zur Aufstellung einer allgemeinen dienstpragmatischen Regel zu benutzen, die der Wiederholung des Mißliebigen vorbeugen sollte. Da solche Regeln aber häufig in dem ersten Augenblicke der Erregung zu allgemein und weitgehend gefaßt wurden, so waren sie vielfach ohne Schädigung anderer Erfordernisse des Dienstes nicht auszuführen. Auch kam es vor, daß sie anderen Vorschriften des Reichskanzlers, die gleichfalls unter dem lebhaften Eindruck irgendeines ihm mißliebigen Vorkommnisses entstanden waren, zuwiderliefen. Ein Ausgleich solcher widerstreitender Bestimmungen wurde selten versucht, denn der Fürst liebte es nicht, auf eigene Widersprüche aufmerksam gemacht zu werden. In ruhigen Stunden gab er dies selbst zu; sein Gesundheitszustand, führte er aus, sei nicht mehr derart, daß er seine Verfügungen erkämpfen oder darüber disputieren könne; dazu fehle ihm die Kraft; es möge sein, daß manchmal seine untergebenen Räte im Rechte gegen ihn seien; aber er sei zu matt, um mit ihnen streiten zu können; er bäte sie deshalb, sich bei seinen Verfügungen zu beruhigen und etwaige Bedenken zu unterdrücken. Daneben machte sich auch noch eine andere Eigentümlichkeit geltend. Der Reichskanzler befolgte auch in kleinen Dingen den Satz, den er in der großen Politik als eine Grund- und Kardinalregel bezeichnete und oft praktisch verwirklichte, daß ein Staatsmann verstehen müsse, zu „wenden", d. h. daß er sich nicht an früher von ihm aufgestellte Regeln und Gesichtspunkte binden dürfe, sondern diese unter Umständen entschlossen über Bord werfen müsse. So wurden auch in der dienstlichen Technik Regeln, die als unabänderlich festgestellt schienen, plötzlich unter dem Eindruck anderer Umstände aufgegeben; aber gleichzeitig wurden wieder mit dem gleichen Charakter der Allgemeinheit und Unumstößlichkeit andere aufgestellt, deren Unausführbarkeit ihrer zu weiten Fassung wegen von vornherein klar war. Allein die reichskanzlerischen Bestimmungen bewegten sich mit Vorliebe in der Form des Apodiktischen und Ausschließlichen. Die Neigung des Reichskanzlers, jeden ersten Eindruck auf das lebhafteste zu erfassen, das ihm Widerstrebende sogleich mit der allergrößten Energie niederzuschlagen, dessen Wiederholung durch Verbote und Vorschriften von schärfster und ausschließlichster Fassung zu bannen, dann aber plötzlich zu „wenden", hat von jeher allen Ressorts, die mit ihm zu tun hatten, die größten Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitet. An den Direktiven, die er in lapidarem Stil entweder mündlich gegeben oder schriftlich niedergelegt hatte, wagte niemand zu rütteln oder zu deuten; jeder suchte sich ängstlich an sie anzuklammern und sich von ihrem Sinne durchdringen zu lassen; je tiefer hinunter die hierarchische Leiter reichte, mit desto größerer Ausschließlichkeit, desto blinderer Beeiferung wurden sie zur Ausführung gebracht. Es traf sich dann oft, daß mehr der Buchstabe als der Geist jener Verfügungen befolgt wurde und daß sie bei ihrer kategorischen und allgemeinen Fassung auch da an-

gewendet wurden, wo sie nicht paßten. Dann pflegte erst recht Unzufriedenheit an der leitenden Stelle zu entstehen; so gab es ein beständiges Schwanken zwischen der Furcht, die ganz bestimmten und ausdrücklichen Worte des Ministers nicht befolgt oder bei ihrer Anwendung auf einen bestimmten Fall nicht die gehörige Unterscheidungsgabe bewiesen zu haben. Trat vollends eine jener plötzlichen „Wendungen" in der sachlichen Auffassung des Reichskanzlers ein, so wurde die Verwirrung erst recht gesteigert. Man hatte sich in eine gewisse Gedankenrichtung mit eifrigem Bemühen hineingelebt, und nun bog plötzlich die leitende Kraft, die den ganzen Zug hinter sich schleppte, scharf ein und drohte diesen aus dem gewohnten Gleise hinauszuschleudern. In vielen Fällen hatte der Reichskanzler, der ja unmöglich die Tätigkeit der Verwaltungsmaschine in ihren kleinsten Teilen im Auge behalten konnte, auch keine Ahnung davon, wie seine Impulse in ihren letzten Ausläufen wirkten. Der Kulturkampf mag dabei als Beispiel dienen. Unter dem lebhaften Eindruck, daß eine ultramontane Koalition die Früchte des großen Krieges zunichte zu machen bestrebt sei, setzte der Reichskanzler gegen diese Gefahr sofort einen ungeheuren Apparat von Kampfmitteln in Bewegung, der von zelotischen Beratern und Vollstreckern in einem Maße ausgebildet und angewandt wurde, das weit über das Ziel hinausschoß und erst recht den Zusammenschluß der ultramontanen Elemente zu einer Oppositionspartei zur Folge hatte. Erst nach Jahren wurde der Reichskanzler dieser Wirkung inne, und auf eine Periode steigenden Angriffs folgte dann die der Abwiegelung, wobei er dann selbst den Anteil, den er an der ersteren gehabt hatte, leugnete. — Eine nie versiegende Quelle der Reizung bildeten bei dem Fürsten die Kundgebungen der Presse. Die Ansicht anderer Staatsmänner, daß man Zeitungsangriffe ignorieren müsse, bestritt er grundsätzlich als einen Ausfluß sentimentaler Weichlichkeit, an der unser Zeitalter überhaupt kranke. Jeder Preßangriff solle niedergeschlagen, jede Beleidigung geahndet werden. Bezüglich der letzteren bestand eine generelle Anweisung, wonach ihm die Anträge auf gerichtliche Verfolgung der Beleidiger, die der Häufigkeit der Fälle wegen litographiert waren, stets vorgelegt werden sollten, auch ohne seine Anregung abzuwarten. Zahllose Aktenbände waren damit angefüllt. In gleichem Grade empfand er das Bedürfnis, ihm widerstrebende Auslassungen der Zeitungen zu bekämpfen, und zwar auch die sachlich unbedeutendsten oder aus wenig angesehenen Quellen stammenden. Wäre es ihm tatsächlich möglich gewesen, alle Zeitungen zu lesen, so würde er nie aus der Polemik herausgekommen sein. Sein Gesundheitszustand und seine Arbeitskraft litten geradezu unter diesen Preßnörgeleien, namentlich zu der Zeit, wo im Auswärtigen Amt ein besonderes Preßdezernat bestand, dessen übereifriger Leiter nicht müde wurde, ihm Zeitungsausschnitte vorzulegen. Dies Dezernat wurde später glücklicherweise abgeschafft[1]), und der Fürst entging dadurch nach dem Sprichwort: „Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß", manchem Ärger. Zuweilen aber führte der Zufall, namentlich wenn der Fürst auf dem Lande oder bei einem Badeaufenthalte weniger beschäftigt war, ein Blatt in seine Hände und fachte

[1]) Nur vorübergehend aufgehoben. Anm. des Herausgebers.

neue Fehden an. Ein bezeichnendes Beispiel der Art ist mir in Erinnerung geblieben. Während eines Badeaufenthaltes, wo er verhältnismäßige Muße hatte, kam ihm täglich eine ausländische Zeitung vor die Augen, die er in der Heimat niemals zu lesen pflegte. Nun begann ein regulärer Feldzug gegen dieses Blatt, dessen hohle Phrasen ihn kaum verdienten. Wir wurden mit telegraphischen und schriftlichen Aufträgen zu polemischen Artikeln gegen jene Zeitung überschüttet; die Repliken der Angegriffenen verschärften den Kampf, und wir zählten die Tage, bis der Aufenthalt des Fürsten in jenem Bade zu Ende käme und die Zufuhr des Blattes an ihn aufhörte. Mit dem Augenblick, wo er den Ort verließ, hörte dann auch die Polemik auf, und jene Zeitung war wieder der Nichtbeachtung preisgegeben. Sie hat natürlich fortgefahren, an den 365 Tagen des Jahres dieselben Doktrinen zu verteidigen, die sie bis dahin seit Jahren vertreten hatte und die nur während des Badeaufenthaltes des Reichskanzlers der Ehre einer Bekämpfung teilhaftig geworden waren.

Geschäftlich kamen die anderen Räte und ich mit dem Reichskanzler nach seiner Übersiedelung in die Stadt im Winter 1874—75 wenig in Berührung. Sein Gesundheitszustand erforderte damals große Schonung, er ermüdete viel schneller als in späteren Jahren. Deshalb nahm er auch nicht die Vorträge der einzelnen Dezernenten entgegen, sondern erteilte seine Weisungen auf alle die verschiedenen Eingänge dem Staatssekretär v. Bülow, der sie dann an die Dezernenten zur schriftlichen Verarbeitung weitergab. Die Einrichtung hatte den Vorteil, daß dem Reichskanzler erspart wurde, eine große Zahl von Beamten zu empfangen; auch wurde dadurch die Einheitlichkeit in der Bearbeitung des Materials gesichert und dem Staatssekretär die Übersicht über die Gesamtheit der Geschäfte gewahrt. Auf der anderen Seite erschwerte diese Vermittlung freilich die Wiedergabe der Intentionen des Reichskanzlers. Wenn auch Herr v. Bülow mit einer erstaunlichen Gedächtnis- und seltenen Arbeitskraft ausgestattet war, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß bei dieser doppelten Überleitung der Gedanken des Reichskanzlers manches von ihrer Ursprünglichkeit verloren ging, daß manche Nuance auf dem Wege verblaßte und verschwand.

Das sachliche Material der Vorträge war außerdem so mannigfaltig, daß auch das starke Gedächtnis des Staatssekretärs nicht immer ausreichte, um die vollständige Wiedergabe der reichskanzlerischen Weisungen in allen ihren Einzelheiten zu sichern. Dazu kam, daß Herr v. Bülow von Haus ebensosehr zu einer gründlichen und ausgeschmückten Darstellung neigte, wie der Reichskanzler zu einer nüchternen, alles rhetorische Beiwerk verschmähenden. Die schriftliche Verkörperung der reichskanzlerischen Gedanken, wie sie auf dem Umwege über Herrn v. Bülow durch die Räte bewirkt wurde, entsprach deshalb häufig, insbesondere in der Form, den Wünschen des Reichskanzlers nicht. Geschäftlich machte sich diese Inkongruenz indes damals nicht so fühlbar, weil der Reichskanzler den größten Teil der auf seinen Weisungen beruhenden schriftlichen Erlasse nicht selbst durchzusehen verlangte, sondern sie unter der Unterschrift des Staatssekretärs gehen ließ.

Briefe von Ernst v. Wildenbruch

aus den Jahren 1881 und 1882.

Mitgeteilt
von
Berthold Litzmann.

Als man in Wien die „Nibelungen" aufführte und er zum ersten Male in seinem Leben den nie gesuchten dämonischen Reiz eines spontan aus den Massen aufrauschenden wie eine ungeheure Welle in sein stilles Arbeitszimmer hereinflutenden Begeisterungssturmes am eigenen Leibe erfuhr, schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Es ist wie im Märchen. Man schläft ein unter einem Strohdach und erwacht in einem Palast."

„Es ist wie im Märchen," hätte auch Ernst v. Wildenbruch am Morgen des 27. Oktober 1881 rufen können, als der bis dahin nur von wenigen beachtete in weiteren Kreisen fast unbekannte Hilfsarbeiter im auswärtigen Amt als berühmter Mann erwachte. Am Abend vorher hatte man im Viktoriatheater zu Berlin seine „Karolinger" gegeben, in der Nacht spielte der Telegraph nach allen Himmelsrichtungen, und am Morgen verkündeten es in ganz Deutschland die Blätter: Deutschland hat wieder einen großen Dramatiker.

Aber noch seltsamer und märchenhafter war eigentlich das, was folgte! Nicht nur traten diese „Karolinger" nun einen Siegeszug über alle deutschen Bühnen an und trugen den Namen des Dichters der „Karolinger" auch in die stillsten entlegensten Winkel: ehe ein Jahr vergangen, hatte derselbe Mann, von dem bisher kein Theaterdirektor, „soweit die deutsche Zunge klingt", etwas hatte wissen wollen, dem Drängen und Bitten dieser selben Theaterdirektoren nachgebend, noch *vier* große Dramen herausgebracht, die fast ausnahmslos mit derselben, wenn nicht noch größerer Begeisterung aufgenommen wurden als das erste.

Wenn nun auch dies Phänomen sich zum Teil damit erklärt, daß von jenen vier Dramen drei bereits seit mehr als Jahr und Tag vollendet, schon lange der Aufführung harrten und erst das vierte nach dem ersten Erfolge entstanden war, so bleibt doch immer das Märchenhafte bestehen, daß ein bis dahin auf der Bühne völlig Fremder innerhalb Jahresfrist sich mit fünf

Dramen großen Stils die Herrschaft eroberte. Ich glaube, dieser Vorgang ist in der gesamten Literatur ohne Beispiel.

Diejenigen von uns, die damals Augen- und Ohrenzeugen der Dinge waren, werden sich denn auch wohl noch heute der starren Verblüffung entsinnen, die sich angesichts dieses Wunders vor allem der Wortführer der öffentlichen Meinung bemächtigte. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Resonanz, ihre Voraussetzungen und Ausdrucksformen einzugehen, ein so interessantes Kapitel es für den Literarhistoriker und den Psychologen ist; dies muß einer zusammenhängenden Darstellung von Wildenbruchs Leben vorbehalten bleiben. Wohl aber wird es sowohl für diejenigen, die es damals mit erlebt, wie für die, die nur davon erzählen gehört haben, vielleicht von einigem Interesse sein, in der Seele des Hauptbeteiligten diese merkwürdigen Vorgänge mit zu erleben in den Briefen, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe. Ich glaube, keiner wird sich dabei dem Reiz der wirklich dramatischen Aktion, die sich hier abspielt, entziehen können, noch weniger aber dem Zauber der Persönlichkeit des Helden, den von den heute Lebenden nur die wenigsten so gekannt haben, wie er sich hier gibt, und der, wie wenige, dieses Belauschen der menschlichen Persönlichkeit in jedem Augenblick verträgt, ja der in dem Maße als Dichter wächst, als man den Menschen verstehen und lieben lernt.

Die Briefe sind an mich, den viel jüngeren Freund, der ihm in den Jahren 1878—1880 im täglichen persönlichen Verkehr nahegetreten war, gerichtet. Ein neidisches Schicksal hatte mich gerade in dem Augenblick, als sich nach langen Jahren des bangen Wartens und bitterer Enttäuschungen für ihn der Himmel aufzuhellen begann, von seiner Seite gerissen. Im Herbst 1880 hatte ich Berlin zur Beendigung meiner Studien in der Heimat verlassen und verlebte die nächsten Jahre in meiner Vaterstadt Kiel im elterlichen Hause. So konnte ich nur aus der Ferne Zeuge jener märchenhaften Entwicklung sein, die sich in den Jahren 1881 und 1882 äußerlich und innerlich mit Wildenbruch vollzog. Wie sehr er aber bestrebt war, mich diese Trennung nicht empfinden und mich an allem teilnehmen zu lassen, was an Erfüllungen und Enttäuschungen auf ihn einstürmte, davon geben eben diese Briefe eine Vorstellung. Und insofern bin ich jetzt als sein Biograph fast dankbar dafür, daß er mir damals schreiben mußte, weil diese aus dem Sturmlauf der Begebenheiten herausgeborenen Berichte und Stimmungsbilder die Ereignisse und Persönlichkeiten in den Farben und dem Rhythmus jener Jugendtage festgehalten haben. Zum Verständnis des Folgenden ist es vielleicht aber erwünscht, noch einige Bemerkungen voranzuschicken.

Die Briefe setzen ein mit dem Anfang des Jahres 1881 [1]. Die letzten Monate des verflossenen Jahres hatten schon bedeutsame Wandlungen seines Geschickes ahnen lassen. Nachdem noch eine Aufführung seines „Menoniten"

[1] Briefe Wildenbruchs an mich aus den vorangehenden Jahren (1878—1880) habe ich vor zwei Jahren bereits in den „Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn" (4. Jahrgang S. 141—165) mitgeteilt. Die hier veröffentlichten schließen sich zeitlich unmittelbar daran an.

im April 1879 durch Studenten und junge Schauspieler veranstaltet, ganz gegen unsere Erwartungen so gut wie spurlos an der größeren Öffentlichkeit vorübergegangen, hatten im Laufe des Sommers 1880 durch Vermittlung des Adjutanten des Herzogs von Meiningen, des Herrn v. Schleinitz, mit dem Meininger Hoftheater — d. h. mit dem Herzog und seiner Gemahlin Frau von Heldburg — eingeleitete Verhandlungen über die „Karolinger" gegen Ende des Jahres zu günstigen Ergebnissen geführt; das Stück war angenommen, allerdings erst nach einer Umarbeitung des dritten und vierten Aktes. Die Aufführung stand für den Januar bevor. Gleichzeitig hatte der Direktor des Lobe-Theaters in Breslau, Schönfeldt, das 1880 vollendete Schauspiel „Väter und Söhne" angenommen, so daß also für das Jahr 1881 die Aussichten günstiger waren als je zuvor. Und eben für „Väter und Söhne" hatte während einer militärischen Dienstleistung, die Wildenbruch im Herbst 1880 beim ersten Garderegiment in Potsdam ablegte, der damalige Prinz Wilhelm in einer Weise sich begeistert, die dem Dichter für kommende Zeiten das Recht zu den schönsten Hoffnungen zu geben schien. Ein fernerer Gewinn dieser letzten Monate war die persönliche Bekanntschaft mit Wilhelm Scherer gewesen, die in der Folge schnell zu herzlicher Freundschaft, begründet auf gegenseitigem vollsten Verständnis, erwarmte, und die ja leider nur zu früh durch Scherers Tod getrennt werden sollte. Auch in anderer Hinsicht bereitete das Jahr 1880 eine neue Entwicklungsphase vor. Im Frühling 1880 war sein erster größerer Versuch auf dem Gebiet der Novelle, „Der Meister von Tanagra", erschienen. Nach dem Gesetz der Traubenbildung hatte sie die novellistische Ader in Wildenbruch geweckt. Im Sommer hatte er „Franzeska von Rimini" geschrieben, die von der „Schlesischen Zeitung" zum Abdruck im ersten Quartal 1881 erworben war. Und schließlich hatten auch die letzten Wochen des alten Jahres ein zunächst nur den Dichter persönlich beglückendes Ereignis gezeitigt: eine Umarbeitung des letzten Aktes von „Väter und Söhne", der ihm in der bisherigen Gestalt noch nicht geglückt schien, und den er daher noch einmal völlig umgeschmolzen und zu seiner eigenen Genugtuung vollendet hatte. Von dieser Umarbeitung ist im ersten Brief die Rede.

Von meinen persönlichen Verhältnissen in dieser Zeit wäre vielleicht noch ein Wort zu sagen. Ich bereitete mich damals nach bestandenem Doktorexamen — meine Dissertation behandelte Johann Christian Günther — im Elternhause auf das Staatsexamen vor, auf Wunsch meines Vaters. Meine eigenen Wünsche zielten in anderer Richtung. Mich drängte es zunächst weg vom Schulamt. Journalistisch-dramaturgische Pläne, redaktionelle Tätigkeit auf wissenschaftlichem oder literarischem Gebiet, die Biographie Friedrich Ludwig Schröders, zu der ich damals eifrig sammelte, sonstige theatergeschichtliche Studien, eigene novellistische Arbeiten beschäftigten und beunruhigten mich innerlich und ließen auf keinem Boden, bei keiner Arbeit mich wirkliche Befriedigung finden. Eine Vielgeschäftigkeit, die mein Vater nicht ohne Besorgnis verfolgte, bis schließlich im Laufe des Sommers 1882 mit dem Entschluß, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, in diese

disparate Tätigkeit Ziel und Stetigkeit kam und dadurch zugleich ein alter Herzenswunsch meines Vaters sich erfüllte. In dieser Zeit hatte ich an Wildenbruch und indirekt durch ihn auch an Scherer, treue Berater und Zusprecher, wenn ich im Konflikt der Pflichten und der aus meiner Natur herauswachsenden Wünsche mir manchmal nicht mehr zu helfen wußte. Wildenbruch hätte mich am liebsten an seiner Seite behalten in irgendeiner dramaturgischen oder redaktionellen Stellung, und so ist es psychologisch erklärlich, daß er meine Entscheidung für die akademische Laufbahn mit gemischten Gefühlen aufnahm. Er empfand es fast wie eine Art von Felonie. Und so grundlos diese Auffassung war, und so sehr und so oft er in der Folgezeit sich überzeugt und mir bezeugt hat, daß sie unberechtigt sei, ganz hat er sich, glaube ich, nie damit versöhnt. In der hier zunächst in Frage kommenden Zeit spielten solche Besorgnisse oder Verstimmungen freilich noch keine Rolle, zumal kaum eine Woche ins Land ging, wo nicht geschriebene oder gedruckte Zeugnisse meiner Werbetätigkeit für ihn auf seinen Schreibtisch flatterten. Abgesehen von Besprechungen und Notizen über ihn und seine Werke in der „Kieler Zeitung", in deren vortrefflichem Chefredakteur Alexander Niepa ich einen eifrigen und verständnisvollen Förderer unserer Bestrebungen gefunden, hatte ich im Sommer 1881 noch eine andere Art propagandistischer Tätigkeit zu entfalten begonnen: nämlich durch das Vorlesen seiner Dramen; zunächst im Elternhause, dann bei Freunden und Bekannten meiner Eltern, schließlich auch bei mir bis dahin Unbekannten, die von Wildenbruch und seinen Propheten gehört hatten und nun durch gemeinschaftliche Freunde anfragen ließen, ob ich wohl auch einmal bei ihnen lesen würde. Und keinem sagte ich nein. Ich finde auf einem Blatt aus jenen Tagen die Notiz, daß ich vom Sommer 1881 bis Ende des Sommers 1882 „Väter und Söhne" zehnmal, „Harold" sechsmal, den „Menoniten" viermal, die „Karolinger" dreimal, „Opfer um Opfer" einmal vorgelesen habe! Am meisten Freude machten mir aber die Vorlesungen vor studentischem Publikum. Der germanistische Verein, in dem ich verkehrte, nahm die Sache in die Hand, lud am schwarzen Brett die Kommilitonen dazu ein, und sie kamen und lauschten die zwei bis drei Stunden lautlos, bis zum Schluß. Dann aber waren meinen spröden Landsleuten die Zungen gelöst, und die Wogen der Begeisterung gingen hoch. Was in jenen Jahren neu entstand, hat Wildenbruch meist selbst bei seinen Besuchen in meinem Elternhause uns vorgelesen, so die Novelle „Vor den Schranken" und die „Kindertränen".

Diese Besuche in der auf der Höhe über der Düsternbrooker Allee gelegenen Dienstwohnung meines Vaters haben in der im Jahre 1882 erschienenen Novelle „Brunhilde" ein eigentümliches Nachspiel gehabt. Als jene Novelle im Septemberheft des genannten Jahres in „Nord und Süd" erschien, gab es in meiner Vaterstadt viel erstaunte und erzürnte Gesichter. Denn jeder glaubte in dem unglücklichen „Helden" jener Geschichte, dem jungen blonden Holsteiner Benno Rother, dessen Vater ein Haus „am Düsternbrook" bewohnt, mich wieder zu erkennen, und die Frage war nun nur die, wieviel von dem Grausigen, was dort von Benno Rother erzählt

war, dem Urbild passiert sei. Auf die Entstehungsgeschichte und das Motiv der „Brunhilde" werde ich in der Einleitung zum ersten Bande der „Gesammelten Werke", der diesen Herbst erscheint, zu sprechen kommen. Hier sei nur bemerkt, daß in der ursprünglichen Fassung die Porträtierung noch naiver war, der Held „Reinhold Niemann" hieß und sein Vater, wie der meine, Professor war. Daß diese Zur-Schaustellung weder dem zunächst davon Betroffenen noch seinen Eltern besonders angenehm war, wird man begreifen, um so mehr, wenn man weiß, daß auch die Eingangsszene unmittelbar seine erste Begegnung mit mir im akademisch-literarischen Verein wiedergab, während im übrigen seine Phantasie mit dem inneren und äußeren Menschen vollkommen frei geschaltet hatte. Er selbst hatte nicht das Gefühl, irgendwie mir etwas Unangenehmes zugefügt zu haben, und glaubte, nachdem er den Namen etwas geändert und den Professor gestrichen, könne die sonstige teilweise Porträtähnlichkeit uns gleichgültig sein. Wir haben uns damals darüber ausgesprochen, und ich habe ihm kein Hehl daraus gemacht, daß ich doch etwas anderer Auffassung sei. Damit war dann aber für uns beide die Sache erledigt.

Im übrigen mögen die Briefe für sich selber sprechen. Was etwa im einzelnen noch zu erklären oder zu erläutern ist, wird man teils in kurzen Zwischenbemerkungen, teils in den Fußnoten finden.

Berlin, 7. I. 81.

. . . Habe Dank für das, was du mir neulich über den letzten Akt von Vätern und Söhnen gesagt. Nicht nur daß, sondern wie es dir gefallen, hat mich hoch erfreut, denn es giebt nächst dem Schaffen keinen höheren Genuß, als das Geschaffene geistvoll erfaßt zu sehen Du hast mir diesen Genuß durch den wirklich vortrefflichen Kommentar, den du zu dem Akte gegeben, bereitet, und ich überlegte bei mir, welche Freude und Wohlthat es für mich sein müßte, wenn du an dem Orte, wo Stücke von mir gespielt werden, dem Publikum so die Augen darüber aufknöpfen könntest. Besonders erfreut hat mich, daß dir die Stimmung, in welcher der Alte jetzt im letzten Akte wiedererscheint, innerlich an die des vorhergehenden anschließt. Du hast mir damit in Worten klar gemacht, was ich instinktiv gefühlt hatte.

Quoad Meiningen schicke ich dir den neuesten Brief des Herrn von Schleinitz, wonach am 20. Februar die Karolinger losgehen sollen; der Brief hat mich süßsauer berührt, du wirst begreifen, warum. Und damit du den vielbesprochenen neuen 4ten Akt doch nun einmal kennen lernst, lege ich ihn dir bei. Laß ihn mir b a l d wieder zugehen. Daß er unter dem alten steht, ist keine Frage; vergiß aber den alten einmal, und prüfe, wie er dir als Theater-Akt an sich gefällt . . .

Berlin 19. 2. 81.

. . . Bezüglich meiner Angelegenheiten theile ich dir mit, daß die Aufführung der Karolinger auf den 6ten März verschoben ist. Das in London

projectirte Gastspiel der Meininger hat diesen Aufschub veranlaßt, der mir recht erwünscht ist, da ich mit meiner Gesundheit immer noch nicht wieder in Ordnung bin, bis dahin jedoch in integrum restituirt zu sein hoffe. Ich reise am 3ten März nach Meiningen, wo die Proben am 4ten und 5ten stattfinden sollen. Wenn du dort sein könntest! Es wird wohl nicht möglich sein, aber wie schön wäre es, im Angedenken an den Menoniten! Das sind noch nicht 2 Jahre her; mir aber ist, als wären es 10. Höniger[1] wird von hier hinüberreisen und eine Besprechung für die National-Zeitung schreiben, die hoffentlich durch Rudolph Genées Vermittelung, den ich hier kennen gelernt habe, Aufnahme finden wird. Schreibe mir, damit ich fühle, daß dein Herz in diesen Tagen, die in ihrer Erfüllungsgröße wie eine Qual auf mich heranrücken, bei mir ist.

Deine Mittheilung von dem Nachdrucke meiner Novelle in der Revaler Zeitung ist höchst dankenswerth; es ist ein ganz gemeiner literarischer Diebstahl, von dem ich keine Ahnung hatte, und werde ich meine Schritte thun. Mit einer Publikation derselben in der Kieler Zeitung scheint es, nach deinem Schweigen, nichts zu sein. Du hast mir auch nichts darüber gesagt, welchen Eindruck die Erzählung als Ganzes auf dich gemacht hat, was mich betrübt, da ich annehmen muß, daß sie dir nicht gefällt. In Schlesien hat sie vielen Anklang gefunden und so auch hier, wo Ludwig Pietsch sich zu einem begeisterten Herold für dieselbe aufgeworfen hat und sie in allen Ecken und Enden vorlesend verbreitet. Koschkull[2] schickte mir aber auch zwei Briefe eines Pastors in Breslau zu, in welchen dieser der schlesischen Zeitung heftige Vorwürfe darüber macht, daß sie eine so unsittliche Novelle in ihre Spalten aufgenommen hätte. Dichter und Pfaffen kommen nun einmal nicht zusammen.

Wagner[3], der dich grüßen läßt, hat mir zu den Karolingern (Act II Gesang der Chorknaben) Musik gesetzt, ich habe sie nach Meiningen zur eventuellen Verwerthung geschickt . . .

Berlin 14. 3. 81.

Liebster, Bester, Theuerster

es ist kein Augenblick gewesen, in dem ich Deiner nicht gedacht. Ich wollte und will noch, wenn irgend möglich, Dir persönlich in Kiel Nachricht[4] sagen; ich warte nur auf Bescheid aus Breslau. Sage mir umgehend, ob ich einen Tag in Eurem Hause wohnen kann. Tausend, tausend Grüße

Dein Wildenbruch

[1] Professor Robert Höniger, damals Student, einer der treuesten Genossen des engeren Kreises.

[2] Chefredakteur („Gerant" der Schlesischen Zeitung.

[3] Dr. Ernst Wagner, heute Mitglied des Abgeordnetenhauses, damals Student der Mathematik in Berlin, ein Genosse des engeren Freundeskreises, der sich in jenen Jahren in der italienischen Weinstube von Raffo in der kleinen Mauerstraße allabendlich zu versammeln pflegte.

[4] Über die erste Aufführung der „Karolinger" in Meiningen am 6. März 1881.

Berlin 16. 3. 81.

Liebster Litzmann

ich reise morgen, Donnerstag d. 17. d. M. Morgens 9¼ von hier ab und bin Nachmittags, ich denke um 6, in Kiel.

Länger als bis Sonnabend früh kann ich nicht bei Euch verweilen, da ich, wenn auch nicht nach Breslau, so doch wieder nach Meiningen reisen muß, wo am 22ten die Wiederholung der Karolinger stattfinden soll. Wir werden also bei der Kürze der Zeit um so intensiver schwatzen müssen. Damit ich es nicht vergesse, lege ich Dir hier den Theaterzettel bei. Grüße die Deinigen herzlichst von mir und sei gewiß daß Deine Freude über unser Wiedersehen nicht größer sein kann, als die meinige.

Dein Ernst von Wildenbruch

Bei dem in den beiden vorangehenden Briefen angekündigten Besuch schrieb er mir am Morgen der Abreise noch die folgenden Verse auf:

Du mit Seeen und mit Buchten
und mit grün umrauschtem Strand,
Du mit Höhen und mit Schluchten,
Schleswig-Holstein, schönes Land,
Heimat blauer Augensterne
und der blonden Lockenpracht,
aus der Trennung, aus der Ferne
endlich, endlich heimgebracht,
Heute nicht von Schlacht und Grauen
heb ich an ein stolzes Lied,
Heut den Dampf nur laß mich schauen,
der um deine Hütten zieht;
Heut bei deiner Buchen Rauschen
tief im duft'gen grünen Hag
laß mich liegen, laß mich lauschen
deinem süßen Herzensschlag;
Wie es, frei von Gram und Kummer,
der es einst so tief bewegt,
nun in tiefem Friedensschlummer
leise sich und lächelnd regt,
Laß mich lauschen, laß mich liegen
bis ein seel'ger Traum erscheint:
Jede Träne wird versiegen,
welche Deutschland je geweint.

Meinem lieben Berthold Litzmann mit vieler Liebe und wenig Dinte
Kiel 18. 3. 81 Ernst v. Wildenbruch

Berlin 16. 4. 81.

Liebster Litzmann.

eine gewisse süße Lethargie, die sich meiner bemächtigt und mich von gespannter Thätigkeit rasten heißt, läßt es mir möglich erscheinen, den Entschluß zu einem mehr als zehn-zeiligen Briefe zu fassen.

Hervorgerufen ist diese Lethargie einestheils durch den Frühling, der nun endlich, mit aufbrechenden Knospen als Ordenszeichen im Knopfloch, durch die sonnigen Straßen Berlins hereinspaziert kommt und der mich, wie er das immer zu thun pflegt, gewissermaßen in den Zustand eines zufriedenen Thieres versetzt, welches nur ein Bedürfnis kennt: mit Wonne dasein. Hervorgerufen ist sie andererseits durch die Abspannung, welche einer Vorlesung bei mir zu folgen pflegt; ich habe nämlich gestern Abend bei mir „im engeren Kreise" wieder einmal gelesen. Und was? den Harold[1] in verbesserter Gestalt. Staunst du, oder hattest du schon durch mich davon gehört, daß ich wieder

[1] „Harold", 1875 entstanden, war bereits 1879 in den von den Gebrüdern Hart herausgegebenen „Deutschen Monatsblättern" (S. 277—321) im Druck erschienen.

an dieses alte Lieblingskind herangehen wollte? Ich weiß nicht einmal, ob ich dir in Kiel davon erzählt habe.

Der Entschluß zu dieser, nun hoffentlich letzten, Umgestaltung ward am Abende des 6ten März, während der Aufführung der Karolinger geboren.

Wenn ich ein Stück von mir aufführen sehe, verwandelt sich mein Inneres gewissermaßen in einen Brei von heißem flüssigen Metall, aus dem man alles formen und gestalten kann, oder richtiger, das was ich in Gedanken habe, wird solch ein Brei, der jeglicher Neugestaltung fähig wird. So zerschmolz mir an jenem Abende der Harold; ich wußte plötzlich, daß er in der bisherigen Gestalt, wo Adele nur vorüberrauschende Episode war, nicht möglich für die Bühne sei, meine Phantasie griff mit beiden Händen in das aufgelöste Stück hinein, und gestern Abend habe ich Wagner, Höniger, einem kunstenthusiastischen Banquier Kahle und noch zwei Leuten, die du nicht kennst, das neue Gebilde vorgeführt. Es ist gelungen; jetzt ist jene schlimmste Wunde des Stücks, daß dasselbe in zwei Hälften zerfiel, welche nur durch den dünnen Faden des Bildes Adelens verknüpft wurden, geheilt; Adele ist eine ganz andere bedeutende Figur geworden, ihre Liebe mit Harold entwickelt sich, ohne daß das Stück länger geworden wäre, viel breiter und intensiver als früher.

Der bisherige Anfang des III Actes ist an den Anfang des II Actes gesetzt; Adele erscheint mit ihren Damen, und im Augenblick, da sie zu Pferde steigen wollen, erscheint Wilhelm, der soeben aus England heimkehrt. Er bringt die Nachricht, daß Eduard ihn zum Erben gemacht hat u. gleichzeitig den Knaben Wulfnoth, der schlafend auf die Bühne getragen wird. Adelens Herz fliegt sofort dem Knaben zu, den sie sich vom Vater ausbittet; dabei hört sie von Harold und seiner Feindschaft mit Wilhelm; gleichzeitig kommt die Nachricht, daß Harold von Flandern mit 20 Schiffen gegen England aufgebrochen ist. Die Scene verwandelt sich und springt nach London über, wo sie in der bisherigen Weise, mit beträchtlicher Kürzung der ersten Auftritte bis zum Ende des Actes wie früher durchgeht.

Act III beginnt in einem Walde bei Rouen. Harold ist auf dem Wege nach Rouen, Eustach, Odo, Radulph lauern ihm auf. Ihre mörderischen Vorbereitungen werden durch die Dazwischenkunft Adelens unterbrochen, die mit ihren Damen jagend kommt; Wulfnoth bei ihr. Leonore, die von Odo auf die Seite genommen worden, sucht Adele zum Aufbruch zu bewegen; Bewaffnete lauern Jemandem auf — aber wem? Adele eilt fort; in dem Augenblick stürzt Wulfnoth links ab — „mein Bruder Harold" — Adele, von Entsetzen gepackt beschließt ihn zu retten, Alice, Leonore sollen den Vater rufen, sie bleibt mit Harold allein. Ihre Anwesenheit hält die Mörder zurück, bis daß der Herzog kommt — bei Ankunft des Letzteren fällt Adele, von der Aufregung übermannt, Harold ohnmächtig in die Arme.

2te Scene springt nach dem Hofe zu Rouen über; mit wesentlichen Kürzungen ungefähr wie früher; Wilhelm wird von Bischof Robert zu dem Trugspiele angeleitet; er sträubt sich anfänglich, giebt widerwillig nach; dann der Act wie früher ad finem.

IV Act wie früher.

V Act: 1 Scene in Rouen. Adele will den Knaben Wulfnoth haben, ist in das Gefängnis gedrungen, wo er liegt, findet ihn todt; sie verfällt in visionäre Geistesabwesenheit, sieht Harolds Tod —.

2te Scene Schlachtfeld von Hastings wie früher.

Dies in aller Kürze die Neugestaltung, aus der du erkennen wirst, daß Adelens Verhältniß zu Harold eine ganz andere Fülle von Leben bekommen hat, als früher. In diesem Augenblick bekomme ich, während ich schreibe, die ersten Exemplare des gedruckten Manuscripts der Karolinger zugeschickt. Damit, theuerster Freund, ist leider meine Lethargie gebrochen und ich muß daher als Schluß meines Briefes die Notiz anfügen, daß „Väter und Söhne" Anfangs nächster Saison kommen sollen. Barnay war bis jetzt auf dem Lobetheater und da gab es nichts anderes neben ihm. Ich muß wirklich schließen, und diesmal ist es keine Redensart die Zeit drängt. . . .

Berlin 28. 4. 81.

Mein Liebster

ich kann zwar nicht sagen, daß ich die Sonne über meinem Danke nicht will untergehen lassen, denn sie ist längst unter — es ist tiefst in der Nacht, nachdem ich den Abend in dem hier neu begründeten literarischen Klub verbracht habe — aber der Tag soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich dir sage, wie sehr du mich durch Übersendung der Kieler Zeitung mit der poetischen Einlage[1]) erfreut hast. Ich habe, vielleicht wohl noch mehr als Herr Niepa, der „gefälligen Hand" gedankt, die sich wieder einmal, wie schon so oft, thätig für mich gezeigt hat, und selten habe ich eine böse That denn das war doch in Wirklichkeit die greuliche Kritzelei, die ich dir niederschrieb — so gut belohnt gesehen. Habe Dank, und ebenso für dein Erinnerungs-Telegramm vom 22ten[2]). Ich erhielt es in dem Augenblick, als ich mich in die Droschke setzte, um zur Aufführung der lebenden Bilder[3]) nach Potsdam zu fahren.

Das ist nun gewesen, und Alles in Allem war es ein schöner Abend, wenngleich der Ärger dabei nicht gefehlt hat. Der Hofopern-Direktor von Strantz führte die Regie, der Maler von Heyden stellte die Bilder. Beide liefen, jeder mit einer Kuh-Glocke bewaffnet, hinter dem Vorhange hin und her, und die nothwendige Folge war, daß der Vorhang zu früh aus einander ging, so daß das erste Gedicht „Belehnung Friedrichs I." [4]) dem Prolog-Sprecher im Halse sitzen blieb und gar nicht gesprochen wurde. -- Wenn du schon einmal das Gefühl gehabt hast, daß Einem die Eingeweide plötzlich zu moussiren

[1]) Eben jene Verse, die er mir am 18. März aufgeschrieben hatte.

[2]) Dem Jahrestag jener ersten „Menoniten"-Aufführung 1879 im Nationaltheater, über die ich eingehend in der „Frankfurter Zeitung" vom 22. April 1909 berichtet habe: „Die erste Aufführung von Wildenbruchs ‚Menonit' am 22. April 1879 in Berlin. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte."

[3]) Zur Feier der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares. Die die lebenden Bilder begleitenden Verse waren von Wildenbruch verfaßt. Auch die oben erwähnten gehörten dazu.

[4]) „Lieder und Balladen", S. 166 ff.

beginnen, so daß man im nächsten Augenblick zu platzen glaubt, dann weißt du, wie mir war. — Im Uebrigen ging Alles glatt, und der Kronprinz äußerte sich mir gegenüber sehr freundlich über die Verse. Auch Herr von Hülsen war da und sagte mir einige lobende Worte. Auch auf die Karolinger, welche ihm mein Agent eingereicht, kam er zu sprechen, und meinte, daß das Stück im Lese-Comité gefallen hätte er würde sehr glücklich sein, wenn etc. etc. werden wird es wohl doch nichts denn wer soll den Bernhard spielen? „Excellenz wissen, daß das Stück in Meiningen aufgeführt ist?" fragte ich „Das würde mich nicht bestimmen" erwiderte er, . . . „Hätte auch gern Ihren Menoniten gegeben — aber Bauern die wie Professoren sprechen" (sic!) Nun . . . es wird ja doch werden, ich traue dem Jahre 1881 eine wunderbare Macht zu, auf die Gefahr hin, daß du meinen Aberglauben auslachst! Damit du weißt, wie jemand aussieht, mit dem so hohe Herren so menschlich sprechen, lege ich dir mein Konterfei hier bei; es soll sich bei dir erkundigen, wie es dir mit Schröder ergangen ist? Da du in das stille Asyl am Düsternbrook zurückgekehrt bist, darf ich vielleicht im Laufe der nächsten 8 Wochen auf ein Lebenszeichen hoffen? Bis dahin grüße deine Eltern und deine Schwester herzlichst und bestelle auch bei Gelegenheit Herrn Niepa Gruß u. Dank.

Herzlichst, treulichst dein Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 31. 5. 81.

Liebster Litzmann

statt 1000 Worte, die ich für deinen lieben Brief im Herzen habe, vorläufig in Hast u. Eile nur dies:

Ich reise zu Pfingsten zu meiner Stiefschwester Frau von Brockdorff bei Schleswig. Könnt Ihr mir, wenn ich Mittwoch nach Pfingsten über Kiel zurückkehre, auf einen oder zwei Tage Quartier geben? Ich bringe den neuen Harold mit und eine vor kurzem beendigte Novelle[1]), lese beides in Eurem Kreise vor. Die Karolinger sind am Stadt-Theater zu Hamburg für nächste Saison zur Aufführung angenommen!

Schreibe umgehend ein Wort deinem Ernst v. Wildenbruch.

Annettenhöh d. 6. 6. 81.

Liebster Litzmann

ich fahre Mittwoch d. 8. d. M. zu Wagen über Eckernförde nach Kiel und gedenke etwa um 6 Uhr Nachmittags vor Eurem Gitterthor zu sein. Wir können Mittwoch Abend den Harold lesen. Freu Dich nur halb so auf das Wiedersehen, wie ich es thue, dann genügt es mir. Vorläufig Tausend Grüße Deinen lieben Eltern von Deinem Ernst v. Wildenbruch.

[1]) „Vor den Schranken".

Trotzdem die Aufführung der Karolinger in Meiningen am 6. März tatsächlich das Eis gebrochen und, wie die Folge zeigte, endlich auch die deutschen Bühnenleiter dazu veranlaßte, sich für das aufgehende Gestirn nicht nur platonisch zu interessieren, konnte doch noch im Juni desselben Jahres die folgende Notiz durch viele deutsche Zeitungen gehen: „Der Direktion des Burgtheaters wurde noch zu Lebzeiten Dingelstedts ein anonymes Stück „Die Karolinger" eingereicht, welches große Aufmerksamkeit erregte und zur eventuellen Aufführung bestimmt wurde. Wie die ‚W. Pr.' erfährt, soll der Verfasser des Stückes kein Geringerer als Herzog Georg von Meiningen sein."

Diese wunderliche Hypothese, auf die in dem folgenden Briefe angespielt wird, ging übrigens auf Dingelstedt selbst zurück. Ende April hatte dieser, wie ich aus dem später noch zu erwähnenden Briefe Jos. Lewinskys vom 28. Juli 1881 an Wildenbruch entnehme, Lewinsky die Karolinger zur Lektüre gegeben. „Er (Dingelstedt) zerbrach sich den Kopf, wer der Autor sein möge, hielt den Namen für einen angenommenen und vermutete den Herzog von Meiningen dahinter." Auch mit der „eventuellen" Annahme für die Hofburg hatte es seine Richtigkeit. „Die kurze Notiz", fügt Lewinsky hinzu, „mit welcher er sich für die Annahme des Stückes mit einem Vorbehalte entscheidet, fand ich nach seinem Tode."

Berlin 29. 6. 81.

Liebster Freund

deine Eifer-volle Freundschaft ist meiner Saumseligkeit so zuvorgeeilt, daß ich nur noch hinterdrein humpeln kann und kaum noch wage, zu der banalen Entschuldigung zu greifen, daß ich wirklich von Tage zu Tage den Vorsatz mit mir geschleppt habe, dich von den Dingen, die sich hier zugetragen, zu unterrichten.

Mittlerweile bist du auf eigenem Wege zur Kenntniß derselben gelangt.

Das drollige Quiproquo, durch welches ich zum Herzog von Meiningen befördert war, hat mich waidlich lachen gemacht und hier in den Zeitungen, namentlich in dem mir besonders wohlgesinnten Börsen-Courier, viel Lärm verursacht. Das Wichtigere aber ist die Annahme der Karolinger für das Victoria-Theater[1]). Herr von Hülsen hatte das Stück mittelst lithographirten Schreibens, ohne weitere Erklärung zurückgeschickt. Das war der Schluß jener Rede, welche er am 22ten April in Potsdam . . . angefangen hatte . . . Das Victoria-Theater und das ist viel werth — hat durch die Aufführungen des Nibelungen-Ringes für das Publikum eine andere Gestalt gewonnen, als früher.

Dein Brief, mein Lieber, enthält so viel Schönes, Gutes und Herzerfreuendes, daß mir schier die Thränen in die Augen getreten sind, als ich sah, wie unentwegt du meiner in Werk-thätiger Treue gedenkst. Ich sende dir, deinem Wunsche gemäß, „Väter und Söhne". Indem ich das Manuscript

[1]) Die Leitung des Victoria-Theaters übernahm zum Winter 1881 Direktor M. Ernst.

zusammenlegte, faßten mich ernste Bedenken, ob du dich wirklich daraus zurechtfinden würdest, und nur der Gedanke, daß du Handschriften des 17ten Jahrhunderts so glatt herunterliesest wie Unsereins die Morgenzeitung, gab mir wieder Muth. Es ist jetzt vollständig, und im IV. Acte wirst du in der Gerichts-Scene die Veränderungen finden, von denen ich dir in Kiel erzählte. Daß dir dieses Stück so besonders an das Herz gewachsen ist, bezeugt mir immer von Neuem, wie tief und wie eigentlich allein von Allen du mich verstehst; und ich preise immer wieder die Stunde, die mich mit dir zusammenführte. Die Menschen sehen, daß ich eine zurückhaltende Natur bin und daher glauben sie, daß ich kalt bin. Das Erstere kennst du an mir auch, aber du wirst ein besserer Psychologe sein als diese Anderen — du weißt, daß bei mir die Flammen alle nach Innen schlagen. Wenn du Väter und Söhne wieder für dich gelesen und darin deinen „kaltherzigen" Freund ganz gefunden haben wirst, dann sage mir noch einmal, wie er dir gefällt. Am Harold habe ich die Aenderungen, die wir neulich besprochen, auch noch bewerkstelligt, und du kannst das Manuscript eventuell auch einmal bekommen. Nun tausend Grüße deinen lieben verehrten Eltern und deiner Schwester, und glaube, daß so wie Ihr meiner, ich Eurer in Liebe und Treue gedenke.

Dein Wildenbruch.

Berlin 5. 7. 81.

Mein Lieber, mein Theurer![1])

Erinnerst du dich noch der Stunden, wo wir zusammen bei Raffo[2]) saßen, wo du lächelnd den drohenden Finger hobst, wenn ein Gewisser untrügliche Zeichen beginnenden Größenwahns von sich gab, und Wagner den Tamtam dazu mit geleerten Viertel-Litern schlug? Was wirst du denn nun heute dem Manne sagen, der damals der warnende Mentor war und jetzt alles thut, um jenen Gewissen in den Größenwahn hineinzureden?

Was mich betrifft, so weiß ich was ich thue: ich lege die Hände um seinen Hals und küsse ihm die Lippen, die mir so schöne, so große Worte gesagt haben. Worte, die jenen unergründlichen Abgrund in mir in Feuer gesetzt haben, aus dem das unergründliche Räthselwesen „Phantasie" geboren wird, die Phantasie, die das ganze Weltall mit seinen Höllen-Qualen und Himmels-Wonnen im Riesen-Leibe trägt und sich freut, wenn sie dir das Weltall im Spiegel des Thautropfens zeigen kann.

Ich finde keinen Ausdruck für die Dankes-Empfindung, die deine Worte mir erweckt haben, als die That. Und diese That sei folgende: Ich schenke dir hiermit erb- und eigenthümlich das Manuscript von Vätern und Söhnen, welches du jetzt in Händen hast. Daß es mein einziges Original ist, weißt du.

Für dich wird es das pretium affectionis, für deine Nachkommen dereinst vielleicht das merum pretium pecuniae haben.

[1]) Antwort auf meinen Bericht über die Wirkung meiner Vorlesung von „Vätern und Söhnen" in meinem Elternhause.

[2]) Vgl. oben die Fußnote zum Brief vom 19. Februar 1881.

Du wirst mich nicht falsch verstehen, wenn ich dir sage, daß du mir das Manuscript vorläufig, wenn du es nicht mehr brauchst, zurückschicken mußt. Ich habe alle abgeschriebenen Exemplare versandt; bis daß ich es drucken lasse, muß ich es daher zur Verfügung haben. Du kannst es aber für jetzt so lange behalten, als dir gut scheint, denn bis zur Aufführung in Breslau werde ich es nicht gebrauchen. Laß mich bitte sogleich erfahren, was das Stück auf deinen Germanisten-Verein für eine Wirkung übt.

Daß der neue letzte Act die Lese-Probe gut bestanden, freut mich unendlich; ich hatte ihn vorlesender Weise noch kaum erprobt. Was die Rede Valentins im 4ten Acte betrifft, so weißt du, daß ich der Erste bin, der mit schneidendem Stifte unnöthiges Wort-Fleisch aus seinen Stücken schneidet — aber es giebt im Drama auch Stellen, wo eine umfangreiche Lunge erfordert wird, und dies ist eine solche. Was du mir über die Stimmung des Publikums gegenüber dem Thaten-reichen Stücke sagst, ist unendlich wahr. Der Deutsche wird ewig vor dem Mann der That im ersten Augenblicke zurückschaudern — aber nachher wirft er sich ihm willenlos in die Arme. Gott gebe diesen Armen Kraft, daß sie emporragen über den seichten Pfuhl, den wir heute deutsche Literatur nennen! Ich muß lachen, wenn ich denke, daß es heute grade ein Jahr ist, wo ich dachte, daß du nichts mehr von mir wissen wolltest. Es steht im alten Recht! Tausend Grüße den Deinigen von deinem

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 9. 7. 81.

Liebster Freund

vorläufig mit Tausend Grüßen und Tausend Dank Kürschners[1]) Brief zurück.

Ich schicke ihm Francesca von Rimini und „Vor den Schranken" (ungedruckt).

X. überfiel mich neulich im Café und orgelte mir ein Loblied über Francesca von Rimini. Das könnte mich einigermaßen mißtrauisch gegen die Novelle machen, wenn ich nicht wüßte, daß X. nach seiner neulichen Abschlachtung . . . im . . . krampfhaft um Gunst bei allem Federvieh Berlins buhlt . . . Er wird mit Fußtritten von den Berliner Literaten behandelt und steckt sie als gute Witze ein. In einem Gespräch über H. v. Kleist enthüllte er mir neulich seine hohle Impotenz.

Daß dir „Väter und Söhne" Freude machen, ist mir eine Herzens-Erquickung. Grüße am Dienstage[2]) Herrn Niepa von mir und halte dich brav; ich drücke dir den Daumen. Schließlich noch dies: ich sitze an einem neuen modernen Schauspiel[3]) aber sag's deinen 4 Wänden nicht weiter!! . . .

[1]) Josef Kürschner, mit dem mich meine theatergeschichtlichen Studien zusammengeführt hatten, hatte damals die Leitung der neu ins Leben gerufenen „Kollektion Spemann" übernommen. Ich hatte ihn auf Wildenbruchs Novellen aufmerksam gemacht. In dem erwähnten Brief bat er mich, Wildenbruch zur Einsendung zu veranlassen.

[2]) An diesem Tage fand die erste der erwähnten Vorlesungen „Väter und Söhne" für Studenten statt.

[3]) „Opfer um Opfer". Eine Andeutung neuer schöpferischer Tätigkeit findet sich schon im vorangehenden Brief.

Berlin 14. 7. 81.

Mein lieber Litzmann

du besitzest wie Caesar die Kunst, Schlachten zu schlagen und dieselben zu beschreiben [1]). Dein Bericht vom Dienstag Abend hat mich durch seine Lebendigkeit entzückt.

Das Lob, das meinen Werken gespendet wird, übt, je nach der Persönlichkeit, von der es kommt, sowie nach der Art in der es gebracht wird, eine ganz verschiedenartige Wirkung auf mich. Manche Menschen sagen mir schöne und vernünftige Worte — und trotzdem läßt es mich kalt. Woran liegt es? Vielleicht daran, daß ich spüre, daß bei ihnen überhaupt nur eine Befriedigung des Intellekts möglich ist, oder daß, wenn ich ihr Gefühl getroffen, dies Gefühl ein so seichtes Wässerchen ist, daß es ebenso schnell wie es in Wallung gekommen, auch wieder zum Stagniren gelangen wird. Dagegen giebt es Menschen, bei denen ich das Gefühl habe, als müßten meine Dichtungen sie erst wie ein feuriges Meer umflackern, umtoben, umarmen, bis daß sie fühlen, daß es wirkliches, lebendiges Feuer ist, was sie umringt, bis daß die Gluth in sie eindringt, immer höher in ihnen steigt, immer wilder in ihnen wächst, bis daß sie ganz dahinschmelzen und nun nicht mehr los können und wollen, weil sie ganz eins geworden sind mit dem verschlingenden Gedichte.

Diese Menschen suche ich, liebe ich — und von diesen bist du mir der Erste! In deiner Natur ist ein wunderbares Gemisch von Sprödigkeit, die immer von Neuem besiegt sein will und von Hingebung, die schwärmerisch sich ihrer selbst entäußern will. Menschen dieser Art sind dazu bestimmt, Anderen große Schmerzen — aber auch große Freuden zu bereiten. Und diese letzteren hast du mir in diesen Tagen reichlich geschenkt. Ich bin überzeugt, daß ein Theil des berauschenden Erfolges auf die Art zurückzuführen ist, wie du dich deinen Hörern gegenüber mit „Vätern und Söhnen" identificirt hast; jedenfalls hast du dich bei der Vorlesung als Feldherrn bewiesen, indem du dir vorher einen Plan machtest und nachher den Augenblick benutztest.

. . . Den Harold schicke ich dir, im neu verfertigten Manuscripte, in den allernächsten Tagen. Du wirst dasselbe nun bis in die letzten Arabesken ausgefeilt und geputzt finden . . .

Berlin 21. 7. 81.

Liebster Litzmann

Ich habe einige Zeit dahingehen lassen, bis daß ich dir den nun anbei erfolgenden Harold zuschickte, denn ich entnahm aus deinen Briefen, wie sehr die Vorlesungen dich körperlich angreifen, und du weißt: „du mußt übrig bleiben" — es ist von meiner Seite der reine Egoismus. Du wirst dich jener Abende erinnern, wo du von Zeit zu Zeit einen staunenden Blick auf mich warfst und fragtest, „ob ich denn immer noch nicht todt sei"?

Ja, mein Lieber, im Laufe mancher Jahre hatte ich mich daran gewöhnt, die drückende Atmosphäre zu ertragen, die damals auf mir lastete, der Erfolglosigkeit und des Unglücks, und da sie von Blei ist, muß man sich einen Stier-

[1]) Antwort auf meinen „Schlachtbericht" über „Väter und Söhne" vor den Studenten.

nacken anschaffen, um sie zu schleppen. Jetzt fange ich an zu bemerken, daß man auch Widerstandskraft braucht, um die Atmosphäre des Erfolgs und Glücks zu ertragen – denn ich glaube wirklich, die große Stunde fängt an, zu schlagen.

Aus Frankfurt a. M. erhalte ich heute die Nachricht, daß der Menonit positiv in nächster Saison gebracht werden soll. Hiernach müßte ich, wenn alles glatt geht, in einer einzigen Saison mit drei großen Stücken auf der deutschen Bühne figuriren! Das wird ein Extra-Abschnitt in der zukünftigen Biographie!

Der Harold steht auf einige Wochen zu deiner Verfügung; zum Herbste schick' ihn mir wieder. Wenn du ihn gelesen, theile mir bitte mit, ob du mit den einzelnen kleinen Ausputzungen zufrieden bist.

Mein neues Drama, das für dich bisher nicht in mundo zu sein scheint, schreitet rüstig fort; 4 Acte bekommt es, der dritte ist halb vollendet. Es wird wesentlich ein Stück für weibliche Rollen.

Bezüglich meiner Novellen-Publikation ist insofern eine Aenderung eingetreten, als das Berliner Tageblatt nun doch noch „Vor den Schranken" angenommen hat[1]). Es ist für mich von großer Bedeutung; ich habe daher an Kürschner geschrieben, ihm Francesca gesandt und „Vor den Schranken" eventuell auch für die Kollection angeboten. Arthur Levysohn, der jetzt das Tageblatt redigirt, sprach sehr entzückt von der Novelle u. forderte etwas für das Montagsblatt. Ich gab ihm was? den Onkel aus Pommern![2]) Er will ihn nehmen — lieseſt du es in Kiel?

Nun, mein Lieber, fahr' wohl wärst du doch hier! Ich fühle, daß ich dich im Glück noch viel mehr brauche, als im Unglück! Tausend Grüße den Deinigen von deinem Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 1. 8. 81.

Liebster Litzmann

in Erwiderung auf deinen Brief vom 28. v. M.[3]) und als Dank dafür schicke ich dir anliegend in Hast und Eile ein Schreiben zu, welches mir vorvorgestern von Lewinsky[4]) (Hofburg) zugegangen ist. Lies es, freue dich mit mir und schicke es mir zurück; und zwar bald.

Ebenso bitte ich um umgehende Rücksendung von Vätern und Söhnen, die ich nochmals abschreiben lassen muß.

[1]) Die Veröffentlichung der Novelle im „Tageblatt" sollte für Wildenbruch sehr unangenehme Folgen haben. Bismarck war im höchsten Grade erzürnt, daß ein Beamter des Auswärtigen Amtes öffentlich als Mitarbeiter an einer ihn und seine Politik auf Schritt und Tritt befehdenden Zeitung auftrat. Eine Zeitlang schien es fast, als sollte Wildenbruch diese Unbesonnenheit mit dem Verlust seiner Stellung büßen.

[2]) Humoreske. Vgl. „Lachendes Land. Humoresken und Anderes", S. 97–118.

[3]) Der über den „Sieg" des „Harold" vor den Studenten berichtete.

[4]) Ein ungemein warmherziges, aus starker, aufrichtiger Bewunderung heraus geborenes Schreiben, in dem Lewinsky sich über die „Karolinger" und „Väter und Söhne" aussprach und sich bereit erklärte, alles, was in seinen Kräften stehe, daran zu setzen, beide Dramen auf dem Burgtheater zur Aufführung zu bringen.

Wegen der Novelle sage Niepa, daß dieselbe 3 Monate nach Abdruck im Tageblatt frei wird. Ich werde versuchen, diesen Termin abzukürzen, kann aber noch nicht bestimmt sagen, wann der Druck beginnt. Uebrigens fange ich an, durch diese Novelle abscheulichen Aerger zu bekommen, da die Schlesische Zeitung sich darüber skandalisirt, daß ich „Mitarbeiter" am Tageblatt werde!! Ich muß noch heute an . . . schreiben, und dir daher Lebwohl sagen. Tausend Grüße den Deinigen. Schicke bald!!

dein Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 21. 8. 81.

Liebster Litzmann

ich habe dich warten lassen, und wenn ich nicht zu deiner Freundschaft hoffte, daß du dem Zustande, in welchem ein zum letzten Acte schreitender Dramatiker sich befindet, Rechnung tragen wirst, so müßte ich deinen Groll fürchten, denn dein Brief voll erfreulicher Nachrichten erforderte umgehende Rückäußerung.

Daß du mit offenen Armen empfangen sein sollst, wenn du herkommst, bedarf keiner Versicherung; wir werden gemeinschaftlich auf den Plätzen wieder sitzen, wo wir so manchen Zukunfts-Traum geträumt haben, wir werden uns auf meiner Stube um deine Novelle versammeln.

Ich glaube, dir schon öfters gesagt zu haben, daß mir, wenn ich als scharfer Beurtheiler deinen Produkten gegenübertrat, nichts ferner lag, als dich vom Schaffen abschrecken zu wollen; deßhalb vernahm ich die Kunde, daß du auch während deiner jetzigen Thätigkeit produktiv geblieben bist, mit Vergnügen; mit um so größerem, als ich aus der Andeutung, die du mir über den Charakter deines neuesten Werkes machst, entnehme, daß du grade diejenige Gattung erfaßt hast, die dir am natürlichsten steht. Auch bin ich der Ansicht, daß es für den Literar-Historiker und Kritiker von wesentlicher Bedeutung ist, daß er bis zu einem gewissen Maße selbstthätig ist, denn du kennst meine Antipathie gegen die zunftmäßigen Ab-Urtheiler, die schließlich, weil sie nie die wühlende Qual der Produktivität kennen gelernt haben, allen Respekt vor der Productivität verlieren. Diese Leute sind wie die Zuhörer auf der Tribüne im Parlamente; sie bilden sich ein, Alles erfahren zu haben, weil sie die Worte des Redners hören; aber man muß als Abgeordneter unter den Abgeordneten sitzen, um die Wirkung der Rede zu verspüren, man muß in der Lage sein, selbst auf die Redner-Bühne steigen zu müssen, dann erst weiß man, ob es eine Macht ist, gegen die man kämpft, die man widerlegen soll . . .

Von Herrn Kürschner habe ich noch keine Antwort; indessen sind morgen erst 4 Wochen seit meiner Absendung verflossen; einige Tage will ich daher noch warten. Du weißt, daß ich Geduld im Leben gelernt habe. Inzwischen habe ich, um die Collection Spemann einigermaßen kennen zu lernen, die beiden Novellen von der François gelesen und muß dir nun gestehen, daß ich dein Urtheil über dieselben nicht nur theile, sondern noch überbiete. Sie taugen wirklich beide nichts, und Spemann hat mit denselben unglücklich debütirt. Aus Phosphorus Hollunder habe ich ersehen, daß man etwas ganz

Triviales schreiben kann, was gleichzeitig unmöglich ist. Denn trivial ist es in der That, daß das junge Mädchen den Kavallerie-Offizier dem Apotheker vorzieht und schließlich mit demselben durchgeht, und unmöglich ist es, daß die Mutter dieses Mädchens ihre Tochter in ein so unnatürliches, derselben tödtlich widerwärtiges Eheband hineinzwingt. Noch schlimmer, weil furchtbar langweilig, ist die andere Geschichte. Was ich an so mancher Frauen-Schriftstellerei bemerkt habe, finde ich hier wieder: die Frauen wagen nicht, das letzte Wort auszusprechen und dadurch ruiniren sie Alles. Die ganze Zuneigung der Verfasserin zu der kleinen Myrtille läßt sich, wenn ich den Briefwechsel zwischen ersterer mit dem Manne, den sie geliebt hat, richtig verstehe, doch nur so fassen, daß sie ein Kind haben möchte, bei dem sie an Jenen denken kann. Wenn dieses Verlangen des Weibes nach einem pignus amoris (cf. Dido-Aeneis Buch IV) zum Grundgedanken gemacht würde, dann war eine psychologische Vertiefung ermöglicht — aber darüber huscht die Verfasserin hinweg, und so begreift man nicht, was in aller Welt jene Vorgeschichte derselben mit dem Savoyarden-Kinde zu thun hat. Es ist das gleichgültige Geschwätz einer kalt gewordenen alten Jungfer über einstige Herzens-Angelegenheiten und dient, ebenso wie die Seiten-langen Excerpte aus Göthe nur zur Füllung des Raumes. Ich ersehe aus der Erzählung die Gefahr, die es für den Schriftsteller hat, berühmt zu werden; er bildet sich ein, daß jedes geringfügigste Selbst-Erlebnis, weil es *seins* ist, für die Welt von äußerstem Interesse sein müsse. Die Figur der Myrtille selbst ist zu sehr Kind, um als Mensch zu interessiren, andererseits zu wenig Kind, um als Kind zu interessiren.

Mein neues Drama ist beendet; sein Name ist „Das Opfer". Ich wollte es dir zum Lesen schicken, nun ich aber höre, daß du herkommst, ziehe ich vor, es dir vorlesender Weise bekannt zu geben. Ich sagte dir, daß zwei weibliche Personen die Hauptfiguren bilden, daher bin ich erwartungsvoll, ob es bei Männern anders als bei Frauen wirken wird; bis jetzt hat es nur eine Frau gelesen, und deren Urtheil hat mir diese Frage aufgenöthigt. Den Harold kannst du mir mitbringen und statt seiner „Väter u. Söhne" zurücknehmen. Ich lasse sie noch nicht drucken, aber mein Agent hatte durch Lewinsky's Brief Appetit darauf bekommen. Für ihn war das neue Manuskript bestimmt.

Nun mit tausend Grüßen an die Deinigen und Niepa in alter treuer Freundschaft dein Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 31. 8. 81.

Liebster Litzmann

ein Gespräch, das ich gestern mit dem Major von Schleinitz gehabt, der in Begleitung des Erbprinzen v. Meiningen nach Berlin gekommen war, veranlaßt mich, von meinen früheren Dispositionen abzugehen und dich zu bitten, mir den Harold *umgehend* zurückzuschicken. Herr von Schleinitz geht nämlich an das Hoflager des Herzogs nach Bad Liebenstein und bot mir an, dem Herzoge den Harold einzureichen; zu dem Zwecke muß er jedoch das Manuskript thunlichst bald in die Hände bekommen, da er bereits am 15. September

Liebenstein verläßt, um nach Italien zu reisen. Du siehst also, daß jede verlorene Minute sich in ein hemmendes Sandkorn vor dem Glückswagen des Harold verwandelt.

Daß ich, sobald ich weiß, daß der Herzog das Stück in Händen hat, in ein chronisches Fieber verfallen werde, versteht sich von selbst; trotzdem bin ich unendlich froh, daß ich das Stück auf diesen, ihm von der Natur gebotenen Weg gebracht habe, denn daß es keine Bühne geben kann, die mehr für dasselbe geeignet wäre als die Meininger, brauchen wir uns unter einander ja nicht mehr zu versichern.

Herr Kürschner, dem ich nach 4wöchentlichem Harren geschrieben hatte, sendet mir soeben Francesca von Rimini mit einem Briefe zurück, der mich durch seine alberne Trivialität beleidigt. „Sie könnten meiner Novelle wegen ihr auf 3–4 Jahre hinaus festgestelltes ursprüngliches Programm nicht aufheben" — und „wenn ich einmal etwas Kurzes, etwa im Umfange von 4 bis 6 Seiten (Novellistisch) hätte, möchte ich es ihnen für ihre neue Zeitschrift senden". — Das erinnert an jenen Spießbürger, dem ein Bildhauer eine Statue anbietet und der sich statt dessen für seinen Jungen einen Gliedermann bestellt. Etwas Novellistisches von 4—6 Seiten Umfang! Das Beleidigende an der Dummheit ist, daß sie uns immer nach ihrem Maßstabe beurtheilt. —

. . . Während ich noch den Ärger über diesen Wisch hinunterwürgte, kam ein zweites, besseres Schreiben aus Frankfurt a. M., in welchem mir der Director Claar mittheilt, daß er gesonnen sei, sowohl den Menoniten als die Karolinger, vielleicht beide in der bevorstehenden Saison, aufzuführen. — So geht man mit einem Fuße auf Dornen, mit dem anderen auf Seide. —

Das neue Stück „Opfer um Opfer" habe ich im Kreise von Freunden[1]) vorgelesen, und die Aufnahme durch dieselben läßt mich auf günstigen ferneren Erfolg hoffen. Dem Werk ist noch ein 5ter Act angewachsen — in der Art, daß ich den aus zwei großen Scenen bestehenden 4ten Act in zwei Acte getheilt habe.

Für heute, lieber Freund, leb' wohl; schicke den Harold und laß mich etwas von dir hören. Tausend Grüße an die Deinigen.

Dein Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 24. 10. 81.

. . . Mittwoch den 26ten also die Karolinger am Victoria-Theater!

Gestern und heute waren die ersten Proben. Ich sitze neben dem Director Ernst und führe beinahe gänzlich die Regie. Das ist herrlich, aber angreifend — gestern dauerte die Probe 5 Stunden, heute 4 Stunden hintereinander. Die Hauptrollen sind besser besetzt, als sie es in Meiningen waren, das Zusammenspiel läßt noch viel zu wünschen übrig, was bei einer Bühne, die sich selbst erst einrenken muß, freilich nicht zu verwundern ist.

[1]) Es war der Kreis des Meister Balzer und seiner Freunde, der zuerst in den Jahren seiner Unberühmtheit sich in Frankfurt a. O. um ihn gläubig geschart hatte, und in dem er auch nach seiner Übersiedelung nach Berlin damals alle neu entstandenen Sachen zuerst vorzulesen pflegte.

Nach der heutigen Probe habe ich das Gefühl gewonnen, daß die Geschichte sich machen wird — die Umgestaltung des 2ten Aktes macht sich in günstigster Weise fühlbar, die Wirkung des letzten Aktes ist in der alten Fassung unbedingt größer als in der Meininger. Gerüchtweise hörte ich übrigens heute, daß die Meininger nun doch mit den Karolingern hierher kommen wollen. Jetzt kommen sie leider einen Post-Tag zu spät. Wären sie im Herbste damit erschienen, so hätte ich das Stück für sie zurückgehalten. In Hamburg soll die Aufführung übrigens auch in diesen Tagen vor sich gehen.

Für heute mit 1000 Grüßen an die Deinigen leb' wohl; möchte ich dir Gutes vom Mittwoch berichten können — halte den Daumen.

Dein Ernst v. Wildenbruch.

Am 26. Oktober fand also die erste Aufführung am Viktoria-Theater statt. Am 28. sollte Hamburg folgen; zur Hamburger Première wollte ich fahren, während Wildenbruch zunächst nicht beabsichtigte, ihr beizuwohnen. Aber am 27. Oktober erhielt ich die beiden folgenden Telegramme:

Berlin 27. 10. 81. 12.30. N. M.
Gestern Abend stürmischer Sieg
Wildenbruch.

Berlin 27. 10. 81. 4.20 N. M.
Morgen Hamburg Karolinger. Ich komme zur Aufführung
Wildenbruch.

Auch die Hamburger Aufführung bedeutete einen gewaltigen unmittelbaren Erfolg. Tiefsten Eindruck machte auf uns beide die geniale Gertrud Giers als Kaiserin Judith.

Berlin 5. 11. 81.

Mein Lieber, mein Theurer

dein klagender Mahnruf würde mich innerlich vernichtet haben, wenn mein Gewissen nicht rein gewesen und wenn ich nicht thatsächlich bisher außer Stande gewesen wäre, dir über den Gang der Dinge etwas Genaueres mitzutheilen. Du hast mich in dieser Zeit durch deine persönliche Theilnahme in Hamburg u. durch deine Besprechung in der Kieler Zeitung zu so großem Danke verpflichtet, daß ich es als meine erste Pflicht empfand, dich von Allem, was sich begab, zuerst zu unterrichten. Aber ich schwöre dir zu, daß die Geschäfte mich so wüst bedrängen, daß ich nicht mehr zu mir selbst komme.

Zunächst habe ich wieder eine schwere Unannehmlichkeit dadurch erlitten, daß das Berliner Tageblatt ohne mich zu fragen meinen „Onkel aus Pommern", den ich vor Zeiten dem deutschen Montagsblatt angeboten hatte, an den ich mit keinem Gedanken mehr zurückgedacht hatte, plötzlich abgedruckt hat. Im Auswärtigen Amte ist natürlich wieder der Teufel losgegangen, und nur meine Erklärung, daß ich von der ganzen Geschichte nichts gewußt habe, wird mich vielleicht retten.

Meine Vormittage bringe ich jetzt fast täglich im Büreau des Herrn Titus Ullrich auf der General-Intendanz zu — du kannst denken, zu welchem Zweck.

Hülsen hat dem Vertreter Blochs gegenüber, so wird mir von dieser Seite versichert, die Annahme des Harold [1]) erklärt. Als ich neulich persönlich bei ihm war, bestritt er, daß er sich definitiv geäußert hätte, forderte mich aber zur Einreichung des neuen Manuscriptes auf. Das ist geschehen, Titus Ullrich hat das Stück zur Annahme empfohlen — der Chef hat noch nicht gesprochen. Mittlerweile hat er nämlich auf „Väter und Söhne" Lust bekommen und mich zur Einreichung auch dieses Stückes aufgefordert. Ich hatte mit Ernst vom Victoriatheater noch nichts definitives abgemacht und habe das Stück eingereicht. Titus Ullrich hat es gelesen und sofort zur Annahme empfohlen; es scheint mir, daß man im Schauspielhause „Väter und Söhne" zuerst bringen möchte. Ich bin aber entschlossen, nur unter der Bedingung darauf einzugehen, daß Hülsen gleichzeitig contraktlich den Harold annimmt. Soweit sind wir — definitives erfährst du sofort. Zur Charakterisirung der Verhältnisse theile ich dir mit, daß wenn ich bei Titus Ullrich den Kopf in die Thüre stecke, er mich mit einem „ah — willkommen" empfängt, und daß ich ihn „lieber Rath" titulire — tempora mutantur. — Theater-Agenten, die mich früher wie einen Hund behandelten, sind plötzlich Jahre lang lebhaft für mich interessirt gewesen — etc. . .

An Pollini [2]) habe ich den Menoniten, die Herrin ihrer Hand und Opfer um Opfer geschickt — ich erwarte seine Antwort. Die Giers hat mir für den Lorbeerkranz gedankt — ich träume noch immer von ihr. Für heute tausend Grüße den Deinigen und tausendmal leb' wohl.

Dein treuer Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 9. 11. 81.

Mein Lieber, mein Theurer

es gereicht mir zu großer Freude, daß ich dir zum Danke für deinen schönen Brief, der mich durch die Innigkeit seines Tones und die Wahrheit seines Inhaltes tief ergriffen hat, eine bedeutsame Mitteilung machen kann:

Herr von Hülsen hat den Harold definitiv angenommen, und die Aufführung des Stückes wird noch in dieser Saison, voraussichtlich nach Weihnachten, etwa im Januar stattfinden. Gestern Abend erhielt ich seinen eigenhändigen Brief, in dem er die Annahme erklärte, heute Vormittag habe ich den Vertrags-Entwurf in Empfang genommen und dabei mit Hülsen ein längeres Gespräch gehabt. Er verlangt noch, daß König Eduard im I. Acte den Grund, weßhalb Wilhelm kommt, Harold gegenüber deutlicher ausspreche, damit Harolds Täuschung bei Ableistung des Eides wahrscheinlicher werde — eine Idee die wirklich gut ist — außerdem verlangt er eine Änderung der ersten Scene des letzten Actes; Adelens Wahnsinn gefällt ihm nicht — das will ich noch in Erwägung ziehen.

[1]) In seiner ersten Gestalt war der „Harold" bereits 1876 dem Schauspielhaus eingereicht worden, damals aber abgelehnt.

[2]) Direktor des Hamburger Stadttheaters.

Ich brauche dir nicht zu sagen, was dieses Ereigniß für mich bedeutet, du hast die Kiesel und Scherben gesehen, die mir auf langem Wege die Füße blutig gerissen haben, du hast gesehen, wie ich gleich Heinrich IV. in Canossa vor der verriegelten Thür gestanden habe, dein Brief giebt mir Zeugniß, wenn ich dessen bedurft hätte, daß du es mitempfunden hast, wie ich Jahre lang gleich einem Gemarterten auf glühendem Roste gelegen habe. Darum danke ich dir für deinen lieben Brief, denn wenn ich auch ein wenig über deine Eifersucht lächeln mußte, mit der du mich durchaus nur für dich haben willst, so ersehe ich doch aus demselben, wie gern du mit liebevoller Hand mir die wunden Füße heilen möchtest, und wie du bei dem Gedanken, daß ich mir das eiserne Thor endlich aufgesprengt habe, jubeln wirst.

Theile mir deine Gedanken über die Besetzung der Rollen mit ich werde dabei ein Wort mitzureden haben . . .

Nach dem Harold kam heute das Gespräch auf Väter und Söhne. Hülsen erklärte, daß ihm das Stück solchen Eindruck gemacht hätte, daß er es am liebsten gleich gäbe – aber er fürchtete, daß es den Kaiser peinlich berühren würde. Er machte mir den Vorschlag, durch Prinzen Wilhelm die Genehmigung des Kaisers zu erwirken ein guter Gedanke.

Deine Frage nach der Buchausgabe der Karolinger beantworte ich durch die That, indem ich dir ein Exemplar zuschicke; ich lege in dasselbe eine Nummer des Blattes, welches von meinem Agenten herausgegeben wird, aus dem du die Erndte-Aussichten der Karolinger entnehmen wirst; ferner schließe ich eine Anzahl statistischer Übersichten des Schauspielhauses bei, die Titus Ulrich mir geschickt hat und die für dich vielleicht von Interesse sind. Laß mich für heute mit der Hoffnung auf baldige Rückäußerung von dir schließen, grüße die Deinigen und behalte lieb deinen Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 11. 11. 81.

Liebster Freund

zur Notiz, daß nächsten Dienstag am Lobe-Theater in Breslau „Väter und Söhne" kommen. Ich reise Montag hin, wohne bei Ried und bitte dich, mir energisch den Daumen zu halten. Dein Wildenbruch.

Berlin 14. 11. 81.

Liebster

obschon ich etwas betreten war, als ich sah, daß dein Brief auf der ersten Seite anfing und auf der ersten Seite endigte, obschon ich nach dem Inhalte meines Briefes auf einen vollen Becher von deiner Seite gerechnet hatte und mit einem Fingerhute vorlieb nehmen mußte — schicke ich dir die neu bearbeitete Scene des V Aktes[1]), damit du sie mit der früheren, die ich gleichfalls beifüge, vergleichen kannst. Es ist das Brouillon — die Reinschrift bringe ich jetzt gleich an Titus Ulrich.

[1]) von „Harold". Diese Umgestaltung des Schlusses ist in der Ausgabe des „Harold" dem fertigen Drama als ein Nachtrag angefügt.

Ich habe dir gesagt, daß Hülsen die Scene wegen des „Wahnsinns" geändert wissen wollte — sage mir bitte, ob ich recht gethan habe, daß ich überhaupt, und daß ich so, wie ich es gethan, geändert habe, oder ob es Unrecht war, daß ich auf seinen Wunsch eingegangen bin. Es steckt eine wahrhaft dämonische Lust in mir, sobald meine Phantasie sich mit einer neuen Kombination beschäftigt, mein eigenes Werk zu zerbrechen und neu aufzubauen.

Heute Abend fahre ich nach Breslau — laß mich bald Antwort haben.

dein E. v. Wildenbruch

P. S. Mein Hamburg-Altonaer Ruhm fängt bereits an, negative Vorteile zu reifen: heute wurde ich von Altona aus in meiner Eigenschaft „als berühmter Verfasser der Karolinger" angebettelt. Was soll ich machen? Wenn man mich so an meiner schwächsten Stelle packt, muß ich doch geben.

Dein W.

Berlin 17. 11. 81.

Liebster

eben aus Breslau zurück — Brief folgt — gieb auf die Schlesische Zeitung Acht — lies versuchsweise Sonnabend die neue Scene des V Actes und berichte über die Wirkung. Ich gehe vom Fleck aus zu Hülsen.

Dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 25. 11. 81.

Liebster, Theuerster

habe Dank für den „Anschlag am schwarzen Brett"[1], Dank für die Kieler Zeitung, Dank für — was nicht Alles?

Wenn du mich gesehen hättest, wie ich seit meiner Rückkehr aus Breslau am Schreibtische klebe, um an „Vätern und Söhnen" die Erfahrungen zu verwerthen, die ich in Breslau gemacht, dann würdest du wissen, warum ich heute erst eine Minute für dich finde, und auch heute eigentlich nur, um dir zu sagen, daß ich morgen Abend nach Frankfurt reise, wo nun am Dienstag den 29ten der Menonit über die Bretter gehen soll. Ich wohne bei Karl Hermann, dem Darsteller des Mathias, Körner Str. 14.

Wegen „Väter und Söhne" erhielt ich am Tage, da ich nach Breslau fuhr, von A. Wilbrandt einen 4 Seiten langen Brief. Er möchte, wie er sagt, das Stück noch vor den Karolingern bringen, da es ihm das bedeutendere scheine. Ich habe ihn aus eben diesem Grunde gebeten, mit den Karolingern anzufangen.

Er stieß sich an zwei Punkten:

1) daß Heinrich im I Acte bei der Berathung der Französischen Kriegslist anwesend bleibt,

2) an der Gestalt des Kriegsgerichtes im IV Act (Anwesenheit und gemüthliche Betheiligung der freiwilligen Jäger).

Der erste Punkt hat auf der Bühne *nicht* gestört; es ist ganz natürlich, daß die siegestrunkenen Franzosen auf die beiden Bergmanns nicht weiter achten — der zweite Punkt hat mich zur Umarbeitung genöthigt.

[1]) Ankündigung einer Vorlesung der „Karolinger".

Das Stück ging bis Schluß Actes III steigend empor — Act III schlug am mächtigsten ein. In Act IV traten Längen ein — in der Scene zwischen den Frauen, dann zwischen ihnen und Ferdinand, dann beim Abgange Heinrichs (Schluß der 1ten Scene). Die Gerichtsscene verlor durch die beständige Anwesenheit des Publikums an Bewegtheit.

Jetzt mach ich's so: zuerst nur die Offiziere mit Ferdinand — dann Klopfen an der Thür, Heinrich kommt — (Thür bleibt offen) — dann kommen freiwillige Jäger — (man hat Spione entdeckt, die einen gewissen Ingersleben ausgeliefert — Einer ist hier herein — hier ist Ingersleben — Heil auf ihn — sei unser Führer).

Dann ein Volkshaufe, bringt Valentin geschleppt — an den Galgen — beide — etc. wie früher). Act V (in B. sehr schlecht inscenirt) war im Anfang zu lang (ich nehme die alte Rickebusch-Scene wieder). Valentin zu breit — zum letzten Schlusse gewaltig — Schönfeldt ließ „Heil dir im Siegerkranz" blasen — Blödsinn!

Zürne diesem Briefe nicht — er ist ein Bild, wie es jetzt in mir aussieht — rasend!

Schreibe bald — deinem Ernst v. Wildenbruch

Berlin 13. 12. 81.

Liebster, Theuerster

im Bewußtsein einer Schuld, die nur durch das andere Bewußtsein etwas gemildert wird, daß ich bis heute von drängendsten Arbeiten überlagert war, setze ich mich heute, genau 14 Tage nach dem großen und schönen Abende in Frankfurt[1]) hin, um endlich endlich zu dem dramatischen Telegramm den Commentar zu liefern.

Daß ich in jenem Telegramm nicht zu viel gesagt hatte, wirst du aus den Kritiken in der Frankfurter Zeitung, namentlich aus der ersten, unmittelbar unter dem Eindrucke des Abends geschriebenen, erkannt haben. Proelß, den ich persönlich kennen gelernt und in dem ich einen höchst sympathischen, jugendfrischen Menschen kennen gelernt habe, schrieb sie sofort nach dem Theater und brachte mir den Bürsten-Abzug noch in die Weinstube mit, wo wir nach der Aufführung zusammen saßen.

Ich war Sonntag früh nach Frankfurt gekommen und wohnte am Montag der Probe bei. Ich sah gleich, daß das Stück in guten Händen war — nur am Schlusse mußte ich ihnen zeigen, wo Reinhold sich mit Maria zu verstecken und wo er Mathias an den Boden zu schleudern hatte.

Den Theaterzettel füge ich dir bei.

Als ich bei der Probe neben Claar auf der Bühne saß und die Worte Marias, die in Frl. Weiße eine wundervolle Darstellerin fand, an mein Ohr drangen, liefen mir — so fatal es mir war — fortwährend die Thränen aus den Augen. Du weißt ja, daß es mir mit diesem Stücke ergeht wie Eltern mit einem ersten Kinde. Manches der späteren ist vielleicht größer und schöner

[1]) Aufführung des „Menoniten" in Frankfurt a. M. am 29. November. Ein Telegramm hatte noch in später Nachtstunde den „gewaltigen Erfolg" gemeldet.

geworden — aber es ist dasjenige, bei dem die Mutter zum ersten male den Himmel und die Hölle des Gebährens im Leibe getragen hat.

Alles was mich in diesen Jahren seit den Sommertagen 1877, wo es entstand, bewegt, durchwühlt, gequält und beglückt hat - Alles war da, als die Worte des unglücklichen lieben Mädchens ertönten. Unsere gemeinschaftlichen sorgenvollen Gänge vom Nationaltheater zu den drei Raben, unsre Beängstigungen am Tage der Aufführung — es war alles wieder da, und die Gesichter aller derer, die damals mitgewirkt, sahen mich mit freundlich schalkhaften Lächeln wieder an.

Die Darstellung war vortrefflich, Salomon - Reinhold, im ersten Acte zu weich wuchs merkwürdig von Act zu Act, bis daß er namentlich im III. Acte wahrhaft groß war. Hermann-Mathias, die Weiße, Werkenthin-Justus ganz ausgezeichnet Zademack etwas hausbacken aber gut. Nach dem I. und II. Act war der Beifall noch mäßig — mit dem III. Act war der Sieg glänzend errungen. Als ich nach dem Schlusse des Stücks vor der Intendanten-Loge stand, kamen die Leute aus den oberen Rängen herab und blieben stehen, um mich anzusehen und mir zu sagen, wie schön es gewesen sei. Frau Claar, in deren Loge ich saß, erklärte mir, sie hätte Herzweh vor Aufregung.

Claar will nun demnächst die Karolinger geben. Ich schicke ihm die neueste Bearbeitung des Schlusses, welche ich auch an Wilbrandt gesandt habe, in der ich die beiden Schlüsse verschmolzen habe[1]).

(1 Scene nach Meininger Art — als Carl jedoch von der Mutter hört, stürzt er allein fort - die Brüder folgen für sich. — 2. Scene: 1. Auftritt wie 1. Auftritt der alten Fassung — Bernhards Monolog: „im Löwensprunge überwältigst That —"; 2. Auftritt: Judith, Bernhard (Bernhard rechts ab — Karl durch die Mitte, sieht beiden nach); 3. Auftritt: Judith, Karl - zu den Worten:

J.:
Schrecklicher Sohn, Gott sprich zu ihm!
Karl (zeigt nach links)
Sieh dorthin
So redet Gott!

4. Auftritt: Kaiser Ludwig, Karl, J.
Gespräch — Hörnerruf.
5. Auftritt: Ruthardt:
„die Söhne kommen!"
6. Auftritt: Ludwig, Lothar

u. bis zum Schluß wie früher nach Meininger Art.

An Wilbrandt habe ich nun auch Väter und Söhne mit allen Neuerungen geschickt und ihn um möglichst baldige Antwort gebeten. Gedulde dich daher noch einige Zeit. Uebrigens höre ich, daß das Burgtheater wegen des

[1]) Eine derartige Kombination der beiden Fassungen des Schlusses der „Karolinger" hatte ich ihm schon seinerzeit, als er mir den „Meininger" Schluß zur Beurteilung geschickt hatte, vorgeschlagen. Es war mir jetzt eine besondere Freude, zu sehen, daß seine letzte Kombination sich im wesentlichen mit meinen Vorschlägen deckte.

Brandes[1]) geschlossen und in demselben überhaupt nicht mehr gespielt werden soll. Das ist wieder einmal das Kind, das man mit dem Oestreichischen Bade ausschüttet.

Ueber P. Lindaus Besprechung habe ich mich sehr gefreut. Abgesehen von einigen Kalauern und Unverständlichkeiten ist sie sehr schön, und deßhalb so gut, weil sie aus der Wirkung des Stückes heraus das Stück beurtheilt. Das bekundet daß er wirklich von der Sache etwas versteht, denn nur so darf man ein Drama beurtheilen. Ueber seine Parallelen mit Kleist habe ich freilich staunend den Kopf geschüttelt - die Menschen können eben heutzutage nicht mehr an Originalität glauben.

Den Harold behalte ich noch - ich lasse ihn hier nach meinem Manuscripte (bei Freund u. Jeckel) erscheinen. Daß du ihm neue Freunde erworben hast, dafür sei bedankt. Ueber ihn und sein Schicksal am Schauspielhause schreibe ich dir noch näher.

Für heute, Liebster, lebe wohl. Empfiehl mich herzlich den Deinigen und grüße Niepa. dein E. v. Wildenbruch.

Lieber Litzmann Berlin 31. 12. 81.

die letzten Stunden des großen Jahres sollen dazu angewandt sein, mit einem Neujahrs-Wunsche deinen schönen Weihnachts-Wunsch zu beantworten. Das neue Jahr wird längst im Gange sein, wenn diese Zeilen in deine Hände gelangen — aber es schadet nichts — sie mögen die Brücke bilden zu einem Jahre, dem ich keine bessere Forderung stellen kann als die, daß es seinem Vorgänger ähnlich sehen möchte. Dein Brief war so schön, so reich an tiefstem Herzens-Inhalt, daß ich wünschte, es wäre für dich, so oft du an mich schreibst, immer Weihnachten. Und wenn ich nun gleich wieder von mir zu erzählen anfangen muß, so erscheine ich mir entsetzlich egoistisch. Aber ich habe nun einmal das sichere Gefühl, daß die Entwicklung meines Lebens und Schicksals in gewissem Sinne auch die des Deinigen sein, daß mein Lebens-Strom deinen Lebens-Strom über kurz oder lang doch in sich aufnehmen und dich zu demselben Ziele tragen wird, wie mich, und darum will ich es darum wagen, egoistisch zu erscheinen. Diese Worte mögen dunkel klingen, du indessen, meine ich, wirst sie verstehen, und in diesem Sinne fasse ich es auf, wenn du es für deinen höchsten Genuß erklärst, von dem Gelingen meiner Werke zu hören. Ja — es war ein bedeutsamer Zufall, der dich an jenem Sommer-Abende in den akademisch-literarischen Verein führte, aber es war kein Zufall mehr, was uns wenige Wochen darauf Freundschaft schließen hieß. Verliere in deiner augenblicklichen Einsamkeit nicht den Muth; denke daran, wie lange Jahre ich in furchtbarer Einsamkeit gelebt und gestöhnt habe. Meine Seele war wie ein tiefer, tiefer Brunnen, in dessen untersten Grund sich ein Sonnenstrahl verirrt hatte — aber diesen einen Strahl habe ich festgehalten trotz bitterlicher Schmerzen — er hieß Glauben! Glauben an ein heilig waltendes, großes, weises Schicksal, das keinen verläßt, der sich nicht selbst verliert, an ein Schicksal, das dunkel erscheint, bis daß wir mit Selbstverleugnung uns daran machen, es verstehen zu lernen. Diese Kunst läßt

[1]) des Wiener Ring-Theaters.

sich lernen, das Schicksal, das über deinem Haupte waltet, läßt sich verstehen. Heute kann ich dir noch nicht die Hand zustrecken und sagen: „komm zu mir, wirf dein bisheriges Leben von dir, ich biete dir ein neues", heute kann ich dir nur sagen: „ich habe dich gefunden und werde dich niemals wieder verlieren", und jener Augenblick der thatkräftigen Hülfe wird einstmals kommen. Ich weiß nicht, ob du schon erfahren hast, daß der Kronprinz sich neulich die Karolinger angesehen, daß er mich nach dem II. und III. Acte in seine Loge gerufen und sich überaus günstig über das Stück geäußert hat. Was mir besonders auffiel, waren seine Fragen, ob und inwieweit ich bei der Einstudierung des Werkes, die ihm besonders zu loben schien, theilgenommen hätte. Du weißt, daß er meine Absichten kennt, und das gab seinen Worten ein eigentümliches Gewicht.

Anliegend schicke ich dir unter Rückerbittung Wilbrands jüngsten Brief, in dem er, zu meiner Freude, die Aenderungen an den Karolingern und an Vätern u. Söhnen acceptirt. Letztere sollen nun in der veränderten Gestalt bei Freund & Jeckel als Buch erscheinen; ebenso werden in diesen Tagen die Karolinger in zweiter Auflage erscheinen — was mit Rücksicht darauf, daß die erste Ausgabe vor 8 Wochen erschienen ist, wirklich etwas sagen will. Ich lasse diese zweite Auflage mit dem nunmehrigen neuen combinirten Schlusse erscheinen und schicke derselben ein Vorwort voraus, in welchem ich meinen Standpunkt begründe. Auf diese Weise wird dein Kummer über die bisherige Gestalt des Stückes hoffentlich entfliehen.

Druckfertig ist außerdem der Harold — der letzte Correkturbogen ist schon zu Weihnachten expedirt — du wirst daher in den nächsten Tagen bereits ein Exemplar in Händen halten — im Buchhandel erscheint es aber erst nach der hiesigen Aufführung, welche nicht vor Anfang März erfolgen wird. Die Verzögerung mit Wilbrands Kriemhild, die im December kommen sollte und nun erst am 2ten Januar erscheint, sowie der Umstand, daß Ludwig (Harold) den ganzen Februar auf Urlaub geht, lassen eine frühere Aufführung nicht zu.

Sobald ich näheres über die Besetzung weiß, theile ich es dir mit.

Gestern Abend las ich in einer Gesellschaft, der auch Spielhagen beiwohnte, Väter und Söhne vor. Der Eindruck war bedeutend. Spielhagen war anfangs etwas kritisch, bis daß sein Widerstand unter dem Kanonendonner von Großbeeren erstarb. „Es sind," sagte er mir nachher, „einzelne wahrhaft glänzende Worte in Ihrem Stück — und das schönste von allen ist:

„das ist der Saft, der von den Bäumen träufelt,
zum Zeichen, daß es Frühling werden will"

es ist jetzt grade ein Jahr her, daß du mir dasselbe von demselben Worte sagtest. Scherer konnte leider nicht kommen, da seine Frau schwer erkrankt ist; ich habe ihn am 2. Weihnachtsfeiertage aufgesucht und ihm deinen Gruß bestellt.

Wünsche allen Deinigen ein herzlich glückliches neues Jahr und laß mich bald von dir hören.

Deine Kieler Zeitung habe ich heute erhalten.

dein Ernst v. Wildenbruch.

(Schluß folgt.)

Tzŭ Hsi, Kaiserin-Regentin von China.

(1835–1909.)

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

I.

Auf die Frage, welches Buch das in London meist gelesenste des Jahres sei, erfolgte von seiten des erfahrenen Bibliothekars, meines Vertrauensmannes in solchen Angelegenheiten, die bündige Antwort: „Die Lebensgeschichte der Kaiserin von China“ [1]). In der kritischen Periode des Boxer-Aufstandes, als man in Europa für das Leben der im Gesandtschaftsviertel eingeschlossenen, belagerten Vertreter der fremden Mächte und ihrer Angehörigen zitterte, war der Name dieser Frau auf aller Lippen, ohne daß es gelungen wäre, mehr als schwankende Momentaufnahmen ihrer rätselhaften Persönlichkeit zu gewinnen. Je unsicherer die Anhaltspunkte, um so üppiger wucherten die Ranken der Legende. Man suchte und fand Züge der Ähnlichkeit zwischen der Beherrscherin Chinas und Messalina oder Theodora, der Merovingerkönigin Brunhild und der großen Katharina. Es entstanden Sagen von Liebesabenteuern, die der Zauber des Geheimnisses umwob, und auf deren dunklem Hintergrunde Mandarinen und Eunuchen des Henkeramtes walteten. Das war nicht alles erdichtet, aber das Meiste hatte sich ganz anders zugetragen, als die Phantasie des Westens es voraussetzte, und wir sind heute in den Stand gesetzt, mit Hilfe chinesischer Quellen zumeist, die wahre Geschichte der Frau zu rekonstruieren, die das Schicksal dazu bestimmte, eine der mächtigsten Autokratinnen aller Völker und Zeiten zu werden. Unsere Schilderung soll nüchtern bleiben: für die Romantik hat sie selbst gesorgt.

Das von ihren Feinden in Südchina oft verbreitete, in Europa lange geglaubte Märchen, als ob ihr Weg vom Lupanar zum Kaiserthron geführt hätte, ist auch das erste, das den Tatsachen zum Opfer fällt. Die Ursprünge

[1]) J. O. E. Bland and E. Backhouse, China under the Empress Dowager. Illustrated. London, William Heinemann. 1910. — Captain F. Brinkley, China. London, C. Jack. 1904. Vols X—XII of Brinkley „Japan and China, etc.“ Band XII enthält die Geschichte der Streitigkeiten und Verhandlungen mit den Mächten, die hier zu verfolgen der Raum fehlte.

Yehonalas sind bekannt. Ihr Name war der eines uralten und mächtigen Clans der Manshu. Im Jahre 1588 nahm Nurhachu, der eigentliche Begründer der Dynastie und Stammvater der Ta-Ching-Kaiser, die Tochter des Hauptes dieses alten Manshugeschlechts zur Gattin.

Kraft des Rechtes der Eroberung führte sie den Kaisertitel, nachdem ihr Sohn der Ming-Dynastie die Manschurei entrissen. Ihrem dem Kaiserhaus verwandten Geschlecht oder Clan entstammte der Vater der 1835 geborenen Yehonala. Er bekleidete einen erblichen militärischen Rang, starb jedoch bereits drei Jahre nach ihrer Geburt fern von den Seinen in der Provinz und bevor er eine neue Stellung in Peking, wo sie ihn erwarteten, antreten konnte. Ein Verwandter, Vater der früh verstorbenen Kaiserin, Mayunga mit Namen, nahm sich der Witwe und der Kinder an. Yehonala erhielt die klassische Bildung der Frauen ihres Ranges, lernte die Geschichte der vierundzwanzig Dynastien, die sie sich zunutze machen sollte, und wurde eine geschickte Malerin.

Im Jahre 1850 bestieg ein Neunzehnjähriger, Hsien-Feng, den Kaiserthron. Zwei Jahre später, nach Ablauf der vorgeschriebenen Trauerzeit, erließ seine Mutter ein Dekret, durch welches alle jungen und schönen Töchter von Manshu aufgefordert wurden, sich um Aufnahme in des Kaisers Harem zu bewerben. Die Wahl galt als höchste Ehre und fiel auf achtundzwanzig Mädchen, unter welchen Mayungas zweite Tochter und Yehonala. Die nächste Pflicht der kaiserlichen Konkubinen bestand darin, „der Schwiegermutter" zu dienen. Yehonala warb so erfolgreich um deren Gunst, daß sie bald zur Hilfeleistung bei Erledigung von Staatsgeschäften verwendet wurde, und die Gelegenheit ausnützte, sich in denselben zu schulen. Die Lage des Reiches bot der Sorgen genug. Seit 1850 tobte der Aufstand der Taiping im Süden, dessen Hauptstadt Nanking 1853 in die Hände der Rebellen fiel. Es mußte aufs schleunigste eingegriffen werden, wenn des Kaisers Autorität in den von der Empörung ergriffenen Provinzen nicht auf immer verloren gehen sollte.

Das erste erfolgreiche Eingreifen Yehonalas in die Politik betraf die Ernennung des Oberbefehlshabers Tseng Kuo-fan und die Beschaffung der für seine Armee unerläßlichen Geldmittel. Tseng, ein im philosophischen Gedankenkreis des Konfuzius geschulter Staatsmann, war selbst Südchinese, kein Manshu. Seine unbestechliche Ehrlichkeit, glänzende Begabung und Vaterlandsliebe empfahlen die Wahl, der gleichwohl die chinesische Etikette widersprach. Er trauerte um seine Mutter, und es war Vorschrift, während dieser Zeit keine öffentlichen Dienste anzunehmen. Yehonala stellte dem Kaiser vor, daß das Staatswohl keiner bloßen Formalität geopfert werden dürfe, und setzte ihren Willen durch. Es gelang Tseng, die Rebellen, wenn nicht endgültig zu besiegen, so doch aus den Provinzen Hunan und Kiangsi zu vertreiben. Fast gleichzeitig, im April 1856, schenkte die zur ersten Konkubine Erhobene, seine Beschützerin, dem Kaiser den Erben. Ein Jahr vorher war seine Mutter gestorben und Mayungas zweite Tochter vom Kaiser zum Rang seiner Gemahlin erhoben worden. Sie war harmlos und strebte nicht nach Macht, deren äußere Ehren die glücklichere Rivalin und Mutter des

künftigen Herrschers ihr ungeschmälert ließ. Hsien-Feng selbst, ein elender, verkommener Schwächling, den bereits Paralysie bedrohte, war so mißachtet, daß chinesische Chronisten „das Mandat des Himmels" während seiner ersten Regierungszeiten für seine Dynastie erschöpft glaubten. Das änderte sich nach Tsengs Erfolgen und der Geburt des Sohnes. Yehonala durfte einmal und nicht wieder für einen Tag in Begleitung der Eunuchen und eines zahlreichen Gefolges in das Haus der Mutter, die sie liebte und später zu fürstlichem Rang erhob, zurückkehren. Sie versammelte dort alle Ihrigen zu einem Gastmahl und gewann alle Herzen durch einfache Liebenswürdigkeit und den Zauber ihres Wesens. Zeitgenössische Aufzeichnungen lassen keinen Zweifel, daß man bereits in Peking über die Größe ihres Einflusses unterrichtet war. Ihr wurden mit Recht die feindseligen, aber durch das illoyale Verhalten der kriegführenden Mächte nur zu erklärlichen Maßregeln zugeschrieben, die 1860 den Einmarsch der Franzosen und Engländer in Nordchina, die Besetzung und Plünderung der Hauptstadt und des Sommerpalastes zur Folge hatten. Die Lage war hoffnungslos und der Feind vor den Toren, als sie alles aufbot, um die Flucht des Kaisers aus Peking zu verhindern. Sie war es, die ihm noch zu letzter Stunde die von Haß gegen „die verpesteten Barbaren" überströmenden Manifeste in die Feder diktierte und die chinesischen Truppen aufforderte, alle Gefangenen niederzumetzeln. Da endlich nichts übrig blieb, als schleunige Flucht nach Jehol, mußte der offizielle Bevollmächtigte, Prinz Kung, die kaiserlichen Dekrete einfach ignorieren, um mit den Siegern verhandeln und 1860 Frieden schließen zu können. In der Seele Yehonalas blieb der Stachel zurück. Bei dem nach der Rückkehr sich ihr bietenden Anblick der angehäuften Ruinen und geplünderten Schätze schwor sie den Fremden Haß und hat den Schwur treulich gehalten.

Zu Jehol veränderte sich das Bild. Ihr Jugendgenosse und Verwandter, Jung Lu, wurde dem bereits sterbenden Kaiser als ihr Liebhaber genannt. Er rächte sich, indem er ihre Todfeinde an die Spitze der Regentschaft stellte, die für seinen Sohn zu regieren hatte, und beschloß unbetrauert sein würdeloses Dasein.

Mit dem unvergleichlichen Geschick und dem kaltblütigen Mut der ersten Konkubine hatte er nicht gerechnet.

Sie sandte unverzüglich den ihr treu ergebenen Jung Lu in geheimer Mission nach Peking, um den Prinzen Kung von der Lage in Kenntnis zu setzen, verbarg das Staatssiegel, ohne dessen Abdruck kein kaiserliches Dekret Gültigkeit besaß, und rechnete auf die Popularität, die ihr gewinnendes Wesen ihr von seiten der Manshutruppen zu Jehol gesichert hatte. Dort Hand an sie zu legen, wagten die gegen sie verschworenen Regenten nicht. Sie ernannten vielmehr sie und des Verstorbenen Witwe zu Kaiserinnen-Witwen, und gegenseitig beobachtete man die äußeren Formen vorgeschriebener Etikette. Nach der Rückkehr in die Hauptstadt sollte der Staatsstreich erfolgen.

Nach hergebrachter Sitte mußten die Regenten den Leichnam des Herrschers mit großem Gepränge und in langsamen Tagemärschen nach Peking

zurückbringen. Verlassen durften sie ihn unter keiner Bedingung, und ebenso bestimmte es das Herkommen, daß die kaiserlichen Frauen dem Trauerzug voraneilten, um dem kaiserlichen Sarg bei seinem Eintreffen die vorgeschriebenen Ehren zu erweisen. Auf dem Weg nach Peking sollten beide getötet werden. Jung Lus zeitiges Eingreifen vereitelte im letzten Augenblick den Mordanschlag, und es gelang der nie ihre Ruhe und Kaltblütigkeit verlierenden Yehonala, drei Tage vor ihren Feinden ans Ziel zu gelangen, mit ihr der fünfjährige Kaiser. Prinz Kung war gewonnen. Auch er täuschte sich in bezug auf den Charakter der Frau und wähnte, seine eigene Herrschaft durch die ihrige zu begründen. Mit den Regenten wechselte sie die höflichsten Briefe; feierlich, in Anwesenheit des ganzen Hofes, wurden sie von den Kaiserinnen empfangen und hörten Worte des Dankes für geleistete Dienste. Dann folgte die bündige Erklärung, daß man ihrer nicht mehr bedürfe. Vergebens beriefen sie sich auf ihre Vollmachten. Obwohl mit zwei berühmten Ausnahmen die Herrschaft einer Frau über China gegen alle gesetzliche Ordnung war, trat jetzt Yehonala die ihrige wie eine selbstverständliche, durch das Wohl des Staates vorgeschriebene Lösung an. Dann erfolgte die Abrechnung.

Die ersten Dekrete, die Prinz Kung im Namen der beiden nunmehrigen Regentinnen ausführte, enthielten nach Aufzählung der schwarzen Missetaten der Verschwörer den Befehl an dieselben, durch Selbstmord ihr eigenes Urteil zu vollziehen: zum Zeichen besonderer Milde und Gnade sei es ihnen erlassen, vom Henker zu ihren Ahnen befördert zu werden. Sie gehorchten unverzüglich. Die angesammelten Schätze des Hauptes der Regentschaft, worunter mehrere Millionen Pfund Sterling in bar, wurden konfisziert und so der Grund zu dem ungeheueren Vermögen gelegt, das Yehonala in den Gewölben des kaiserlichen Palastes ansammelte. Sie änderte jetzt ihren Namen. Die „Yi Konkubine," unter dem Peking sie kannte, erhielt durch kaiserliches Dekret den Ehrentitel Tzŭ Hsi, Kaiserin-Mutter und Mitregentin.

Durch kühnen Mut hatte sie das gefährliche Spiel gewonnen. Durch Mäßigung und Klugheit befestigte sie ihre Stellung. Während der Jahre dieser ersten Regentschaft, 1871—1873, vernahm die Öffentlichkeit weniger von ihr als während des Kaisers Lebzeiten. Nachdem die Führer der Verschwörung bestraft worden waren, vermied sie Proskriptionen und übte keine persönliche Rache. Des kleinen Kaisers Unterschrift stand unter allen Dekreten; „die gütige Mutter," wie sie genannt wurde, begnügte sich mit dem Wesen der Macht und verzichtete auf deren äußere Zeichen; Prinz Kung wurde mit Ehren überhäuft und zum „Ratgeber der Regierung" feierlich bestellt. Tzŭ Hsi nahm seine Tochter an Kindesstatt an und gewann sie so lieb, daß mit ihrem Einfluß über die Entschlüsse der Kaiserin in späteren Zeiten gerechnet wurde. Ihr Vater, Prinz Kung, fand es schwieriger, mit der „gütigen Mutter" in Frieden zu leben. Er versuchte es, seinen Willen durchzusetzen, erschien ungerufen im Thronsaal, sprach laut, forderte eines Tags die Kaiserin auf, ihre Worte zu wiederholen, unter dem Vorwand, daß er ihre Rede nicht verstanden habe, und beging andere Verstöße gegen die vor-

geschriebene Etikette. Sie wartete bis 1865, dann erging ein Strafgericht über den Prinzen, der von den Eunuchen rebellischer Absichten geziehen wurde. Die Ungnade des im Volk beliebten Mannes erweckte Mißvergnügen, und Tzŭ Hsi fand es infolgedessen angezeigt, mildere Saiten aufzuspannen. Er habe seine Vergehungen bitterlich beweint und in unbegrenzter Reue und Demut Besserung gelobt, so verkündete sie in einem Dekret, worin sie ihre eigene Hingebung an das Staatswohl hervorhebt. So wolle sie denn nicht länger seiner erleuchteten und nützlichen Dienste sich berauben und ihn mit großmütiger Unparteilichkeit in seine Ämter wieder einsetzen. So geschah's. „Ratgeber der Regierung" jedoch wurde Kung nicht mehr. Dagegen durfte er die erst 1865 möglich gewordene Überführung der Leiche des verstorbenen Kaisers in das für ihn errichtete prächtige Mausoleum organisieren. Es hatte dem erschöpften Staatsschatz zehn Millionen Taels gekostet; Perlen und Juwelen wurden dem toten Herrscher mit in den Sarg gegeben; statt der Konkubinen und Eunuchen, die in längst vergangenen Tagen lebendig mit ihm begraben zu werden pflegten, versahen jetzt lebensgroße Puppen ihre Stelle. Die Totenfeier verlief mit ungeheurem Pomp, die den Schmerz der Kaiserin, wie sie ihren Völkern sagte, einigermaßen zu lindern vermochte, und Prinz Kung erhielt zum Lohn ein neues Dekret, das die Erinnerung an alle seine vergangenen Verirrungen aus den Annalen der Staatsarchive zu tilgen versprach, „damit der weiße Jaspis seines guten Namens unbefleckt vor den kommenden Geschlechtern bestehe".

II.

Es vertrug sich durchaus mit chinesischen Methoden, die fremden Eroberer tödlich zu hassen und zugleich auf ihre wirksame Hilfe gegen den gemeinsamen Feind, die Taiping-Rebellen, zu rechnen. In den von ihnen besetzten Provinzen des Yangtsze schädigte der Aufstand die britischen Handelsinteressen aufs empfindlichste. Schon vor dem Zug der franko-britischen Alliierten nach Norden forderten die chinesischen Behörden diese auf, gegen die Taipings vorzugehen, und fanden es höchst unklug, daß der Vorschlag abgelehnt wurde. Nach Abschluß der Friedenskonvention von 1860 wiederholte Prinz Kung dasselbe Begehren, aber erst im Februar 1863, nachdem es Tsengs Wehrkräften, der ever-victorious army, gelungen war, die Rebellion in der Provinz Kiangsu aufzuhalten, willigte die britische Regierung darein, den englischen Oberst Charles Gordon der chinesischen Regierung „zu leihen." Ihm gelang es, an der Spitze der jetzt von ihm befehligten stets siegreichen Armee die homerischen Schlachten zu gewinnen, die im Juli 1864 zum Fall von Nanking und damit zur gänzlichen Niederschlagung des Aufstandes führten, bei dessen Bekämpfung eine ganze Anzahl von Europäern ihr Leben für die Erhaltung der Mandschu-Dynastie opferten[1]).

In der Wahl zwischen zwei Übeln, gänzlicher Anarchie oder Aufrechthaltung der bestehenden Gewalten zu Peking, hatte man sich für letzteres

[1]) A. Wilson, The ever-victorious army, a history of the Chinese campaign under Lt Colonel C. G. Gordon and the suppression of the Taiping rebellion. 1868.

entschlossen und erlebte Beweise des Undanks, die selbst in den Annalen des Ostens unübertroffen geblieben sind.

In dem Dekret, in welchem Tzŭ Hsi in des Kaisers Namen einen Rückblick über den fünfzehnjährigen Aufstand und das klägliche Ende seines Hauptes und seiner Mitschuldigen gibt, herrscht der Ton des Triumphes über hunderttausend erschlagene Feinde, unverhohlene Freude über das Schicksal und die Todesqualen „des himmlischen Königs", ihres Nebenbuhlers, der den Giftbecher leerte, und seiner in den Flammen des eroberten Nanking umgekommenen Genossen. Von demjenigen, der sie ein ganzes Jahr hindurch, mehr noch durch die von seiner Persönlichkeit ausgehenden Macht als durch Waffengewalt, sein legendares Stöckchen in der Hand, vor sich hergetrieben hatte, von „Chinese Gordon", wußten weder die Regentin noch Tseng ein Wort zu sagen. Letzterer erwähnt nur einmal seinen Namen, um hervorzuheben, daß er dessen Rat, einen der gefährlichsten Rebellen in einem Käfig nach Peking zu schicken, nicht befolgt habe; es sei genug gewesen, ihn zu enthaupten. Den Sieg schrieb Tseng der Tugend und Weisheit des verstorbenen Kaisers und der Regentinnen zu. Fremden gebührte kein Dank.

Tseng, bereits vor Jahren zum Vizekönig von Nanking ernannt und jetzt mit Ehren überhäuft, behielt diesen Posten bis 1868, wo er in gleicher Eigenschaft nach Chihli versetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit empfing ihn der Kaiser zu Peking in feierlicher Audienz, der, hinter einem gelben Vorhang, die beiden Regentinnen anwohnten. Dann entspann sich zwischen dem knieenden Vizekönig und der seinen Blicken entzogenen Tzŭ Hsi ein ihrerseits wohl vorbereiteter Dialog, der sie über alle Verhältnisse unterrichtete und den verdientesten Veteranen ihres Reichs in einem ehrfürchtigen Abhängigkeitsverhältnis von ihr zeigte, deren Autorität allein in Frage kam.

In die Zukunft zu schauen war freilich beiden verwehrt. Die geplante Reorganisation von Chihli durch Tseng mußte nach dem Gemetzel von Tientsin, für das er wenigstens offiziell haftbar gemacht wurde, und nach der Ermordung seines Nachfolgers 1870 in Nanking aufgegeben werden. Dorthin befahl Tzŭ Hsi ihrem „erhabenen Pfeiler und Fels der Verteidigung" zurückzukehren; vergebens machte der Sechzigjährige seine geschwächte Gesundheit und den Verlust des rechten Auges geltend, er mußte gehorchen und sich vorher zur Abschiedsaudienz melden. Hinter dem gelben Vorhang nahm ihn abermals die gebieterische Stimme seiner unsichtbaren Gönnerin ins Verhör. Das letzte, was er vernahm, waren Warnungen vor den fremden Missionären, die er mit dem Versprechen erwiderte, in künftigen Verträgen mit den Fremden die Frage der religiösen Propaganda sorgfältig zu erwägen. Mit einem selbstverfaßten Gedicht und kostbaren Geschenken entließ die Regentin ihren großen Vizekönig und sah ihn niemals wieder. Er starb 1872, von den Einwohnern Nankings wie ein Vater beweint und bis zum letzten Atemzug für ihr Wohl besorgt. Drei Tage lang trauerte der Hof um Tseng; in überschwänglichen Worten pries ein kaiserliches Dekret seine Verdienste, und auf den Schauplätzen seiner Siege ließ Tzŭ Hsi ihm Tempel errichten, „zum Zeichen ihrer aufrichtigen Zuneigung für diesen guten und loyalen

Mann". Zum Vizekönig von Chihli hatte sie den nachher so berühmten Li Hung-chang ernannt, der vierundzwanzig Jahre lang dieses Amtes walten sollte.

Die rechten Männer an die rechte Stelle zu setzen, gilt in allen Zonen als des Herrschers bestes Zeichen der Begabung für seinen Beruf. Unleugbar besaß Tzŭ Hsi die geistige Veranlagung, die zu wahrer Größe führen konnte, und es fehlte, wie sich zeigen sollte, nicht an ehrlichen und erleuchteten Männern, um ein Reformwerk großen Stils unter ihrer Regierung durchzuführen. Bei dieser Frau versagte jedoch der Charakter, und ihre weiblichen Fehler und Schwächen zeigen die Kehrseite des Bildes, das vom Leben in den Palästen der verbotenen Stadt in die Öffentlichkeit drang.

Sie war zweiundzwanzigjährig, als sie die Regentschaft antrat, sie liebte leidenschaftlich Vergnügungen und Feste, vor allem Theatervorstellungen, und der Anordner derselben, der Eunuch An Te-hai, war ihr Bundesgenosse und Vertrauensmann, auch ihr Zwischenträger mit dem jungen Gardisten Jung Lu während der Krisis zu Jehol gewesen. Er blieb ihr Günstling, und sie ließ es ruhig geschehen, daß ein wahres Raub- und Plünderungssystem unter ihm und seinen Genossen im Palast wütete.

Das Eunuchentum war guten Patrioten ein Greuel; Konfuzius hatte es verurteilt, die besten Kaiser schränkten es ein oder ließen es aufs strengste überwachen, mit der Dekadenz der Dynastie, im 19. Jahrhundert, kam es wieder zu Macht und Geltung. Tzŭ Hsi, deren Feinde von Orgien und finsteren, verbrecherischen Taten, die sie mit den Eunuchen vollführte, nicht ohne Übertreibung zu erzählen wußten, erhielt von den Zensoren des Reichs und Hütern der Moral Denkschriften, in denen sie beschworen wurde, dem Ärgernis ein Ende zu machen. Sie gab ihnen in öffentlichen Kundgebungen nicht nur völlig recht, sie redete noch viel erbaulicher als die Zensoren, versprach, das strengste Strafgericht über die Missetäter zu halten und ließ es bei Worten bewenden. Im Jahre 1869 brauchte sie Geld. Ein altes kaiserliches Edikt verbot den Eunuchen, Peking zu verlassen. Sie umging es und sandte den ersten derselben, ihren Freund An Te-hai, nach Schantung, um dort in ihrem Namen Tribut zu erheben. Seine Indolenz empörte den dortigen Gouverneur, einen tüchtigen Mann, der sich an Prinz Kung wandte, und ein Unerwartetes geschah.

Kung, von An Te-hai oft und schwer beleidigt, entrang der Mitregentin, die zitternd einwilligte, die Unterschrift des Dekrets, das den Nichtswürdigen und seine Begleiter zum Tod verurteilte. Es war vollzogen, bevor Tzŭ Hsi Kunde davon erhielt. Ihr Zorn war furchtbar; im ersten Augenblick weigerte sie sich, an die Möglichkeit einer solchen Verwegenheit von seiten ihrer Mitregentin zu glauben, dann aber forderte sie persönlich Rechenschaft und schwor dieser und dem Prinzen Kung Rache. Die terrorisierte Rivalin versuchte nie wieder, in die Staatsgeschäfte einzugreifen; ein anderer Eunuche, Li Lien-ying, den seine angenehmen Umgangsformen und seine Schönheit, vor allem seine unbedingte Ergebenheit für ihre Person der Gebieterin empfahlen, wurde Ans Nachfolger und blieb bis zu ihrem Tode ihr Günstling. „Wir

zwei", pflegte er von ihr sprechend zu sagen; in der Intimität wagte er es, in ihrer Gegenwart zu sitzen und zu reden wie es ihm gefiel; sein Witz unterhielt sie, und seine Habsucht diente ihren Zwecken. Sie bereicherten sich zusammen auf Kosten des Staates, seines Heeres, seiner Flotte, und teilten sich ehrlich in den Raub.

Bald nach der Erhebung Lis zum ersten Eunuchen, 1872, verkündete ein Dekret der Regentinnen in schwungvoller Rede die Großjährigkeit und folglich den Regierungsantritt des siebzehnjährigen Kaisers Tung-Chih. Er war bereits mit der tugendhaften Patrizierin A-lu te durch Tzu Hsi vermählt und wurde feierlich ermahnt, durch fleißiges Studium der Klassiker und der Geschichte seiner Vorgänger das Ideal des Herrschers zu verwirklichen, zu dem seine Erziehung den Grund gelegt habe.

Die Wahrheit lautete anders. Der junge Kaiser stand schlecht mit der Mutter, zog die Mitregentin vor und versuchte zu regieren. Wenn seine junge Gemahlin ihm einen Sohn gebar, so war es mit Tzu Hsis Herrschaft zu Ende. Sie hatte den Fall vorgesehen und den eigenen Sohn zugrunde gerichtet, indem sie das ausschweifende Leben förderte, das ihn allmählich in die schlimmste Gesellschaft der südlichen Stadt führte. Bereits 1874 wußte man sein Ende nahe. Am 13. Januar 1875 „bestieg er den Drachen", indem er in Gegenwart des Hofes und Jung Lus, des stets getreuen Liebhabers seiner Mutter, die Seele aushauchte. Ein Zensor hatte den Mut, die Entlassung von zwei Ministern zu fordern, die ganz besonders haftbar für des Kaisers Tod waren. Tzu Hsi entließ die beiden und rief sogar den einzigen Würdenträger des Hofs zurück, der es ehrlich mit dem unglücklichen Herrscher gemeint hatte, aber jetzt vorsichtigerweise für die Ehre der Berufung dankte. Obwohl — oder eben weil — die kaiserliche Witwe A-lu-te guter Hoffnung war, drang jetzt ihre Schwiegermutter auf die Notwendigkeit, unverzüglich, zur Rettung der Dynastie, den Thronerben zu ernennen. Nach chinesischem Ahnenrecht war Tung-Chihs rechtmäßiger Erbe der Sohn des Prinzen Kung. Des Vaters wegen und weil er selbst nahezu mündig war, verwarf Tzu Hsi seine Kandidatur und beschloß, das Erbrecht der Manshu zugunsten des kleinen Sohnes ihrer Schwester und deren Gemahls, des Prinzen Ch'un, eines Kaisersohnes, zu durchbrechen. Jung Lu sammelte Truppen Li Hung-changs, auf dessen Treue gerechnet werden konnte, und besetzte die verbotene Stadt; die kaiserliche Familie und die Großen des Reichs wurden im Palast „der geistigen Nahrung" vor die auf Thronen sitzenden Regentinnen beschieden. Es entspann sich eine Debatte, bei welcher Tzu Hsi das Wort führte. Vergebens verlangte Prinz Kung Aufschub der Wahl des Thronfolgers bis zur Niederkunft A-lu-tes, vergebens wurden die Rechte zweier Prätendenten geltend gemacht: „Wenn das Nest zerstört ist, wie viele Eier bleiben dann ganz?" sprach die Kaiserin und brachte ihren Kandidaten in Vorschlag, nachdem sie alle Gegengründe aus Chinas Geschichte siegreich widerlegt hatte. Dann ließ sie mit Einwilligung ihrer jetzt ganz willenlosen Kollegin die knieenden Vasallen abstimmen. Die Mehrheit entschied für das Kind ihrer Schwester, das unverzüglich in der kalten Sturmnacht von der

Stadt nach dem Palast gebracht, bitterlich weinend an der Leiche des toten Kaisers, wo A-lu-te trauerte, seine Huldigungen darbringen mußte.

Der Enkel, den Tzu Hsi für alle Fälle entthront hatte, wurde nie geboren. Am 27. März 1875 endigte A-lu-te, an ihrem Schicksal verzweifelnd, durch Selbstmord. Es war natürlich, daß viele an eine andere Lösung glaubten und Tzŭ Hsi für die Mörderin hielten. Der Erfolg, den ihre Energie erzwungen hatte, blieb außerhalb der verbotenen Stadt nicht unbestritten. Von seiten der Zensoren und aus den Provinzen häuften sich Proteste gegen das revolutionäre Vorgehen der Regentin, und zornentbrannt gebot sie in ihren Dekreten „der unglaublichen Verwegenheit dieser unverbesserlichen Kritiker" Schweigen. Einer derselben, der edle und weise gelehrte Literat Wu K'o-tu, beharrte auf seinem Recht, demütig zu protestieren. Er wartete vier Jahre, bis 1879 und bis zum feierlichen Begräbnis des letzten Kaisers Tung-Chih, in der Hoffnung, daß dessen Mutter ihren Sinn noch ändern und die gesetzliche Thronfolge wieder herstellen werde. Als das nicht geschah, beschloß er statt wirkungsloser Worte das Beispiel einer heroischen Tat zu geben, um das nationale Gewissen vielleicht doch noch aufzurütteln. Mit peinlichster Sorgfalt nahm er schriftlich Abschied von den Seinen, ordnete seine Geschäfte, zahlte für sein einfaches Begräbnis, wiederholte in einem ehrfurchtsvoll an die Regentinnen gerichteten Memorandum sein patriotisches Glaubensbekenntnis und schrieb die eines Römers würdigen Worte: „Meine Furcht ist eine persönliche Schwäche, mein Tod ist eine öffentliche Pflicht." Dann betete er für die bestehenden Gewalten und ihre Erleuchtung zu Milde, Gerechtigkeit und Frieden, ging in einen kleinen, dem Mausoleum seines rechtmäßigen letzten Kaisers zunächst liegenden Tempel und legte Hand an sich, nach dem Maß seiner Erkenntnis ein Märtyrer seiner Überzeugung. Als solchen verehrt ihn das gebildete China. In den Tagen des Unglücks glaubte sich Tzu Hsi von seinem rächenden Schatten verfolgt und leistete, abergläubig wie sie war, nach seinem Heimgang den später auch gehaltenen Schwur, ihrem Sohn und seinem Geschlecht doch noch den rechtmäßigen Erben zu geben, um so die Götter und Ahnen zu versöhnen.

Der kleine Kaiser, Kuang-Hsü oder „die ruhmreiche Erbfolge", wie sie ihn nannte, war so schwächlich, daß er ohnedies kein langes Leben zu versprechen schien. Obgleich durch die Mutter ein Yehonala, erfüllte ihn ein instinktiver Widerwille gegen die Tante, Tzu Hsi. Er liebte die sanfte Mitregentin Tzu An, und als er mit den beiden die Kaisergräber besuchte, erwachte in Tzu An die Erinnerung an erduldete, bittere Zurücksetzungen, und wenigstens bei dieser Gelegenheit verlangte sie den Vortritt, der ihr als rechtmäßiger Gemahlin des letzten Kaisers gebühre. Sie erhielt ihn nicht, es kam zu ärgerlichen Szenen, deren Wiederholung Tzŭ Hsi in Zukunft zu verhindern beschloß. Sie war gereizt und eifersüchtig, denn Jung Lus Liebesaffäre mit einer Dame des kaiserlichen Serails war ihr im Augenblick zu Ohren gekommen, da Zensoren ihre eigenen Beziehungen zu ihm aufs strengste rügten. Die Mitregentin wurde der Beteiligung an Jung Lus Intrige verdächtigt, und ihn selbst verbannte Tzŭ Hsi im ersten Aufbrausen des Zornes für sieben

Jahre aus ihrer Gegenwart. Aber sie vermißte ihn schwer, die einstige Freundschaft für Tzu An war einer dauernd feindseligen Gesinnung gewichen, als diese 1881 nach kurzer Krankheit, augenscheinlich sehr gelegen, starb. Man sprach in der Öffentlichkeit von Gift und gefiel sich im Lob der harmlosen Frau, die einfach und sparsam gelebt hatte und ohne Pomp zu Grabe getragen und betrauert sein wollte. Der Gegensatz zu einer anderen brauchte nicht unterstrichen zu werden.

Prinz Kung war noch immer im Amt. Nach Ausbruch der Streitigkeiten mit Frankreich 1884 wegen der Oberherrschaft, die China über Tongking beanspruchte, wurde dem populären Prinzen und einigen seiner ministeriellen Kollegen schonend bedeutet, daß sie alt geworden seien und man „ihrer versteinerten Kräfte" nicht mehr bedürfe. Die Wahl Tzu Hsis fiel auf des Kaisers Vater, Prinz Ch'un, der bald darauf starb, und unzufriedenen Kritikern wurde deutlich nahe gelegt, künftig mehr Ehrfurcht für die Motive ihrer Herrscher zu zeigen. Die Regentin verfuhr autokratisch mit ihnen bis zuletzt, gab jedoch 1889 in ihrem fünfundfünfzigsten Lebensjahr die Zügel der Herrschaft anscheinend ganz willig in die Hände des jungen, nun mündig gewordenen Kaisers, ihres Neffen, und bezog den aus seinen Ruinen erstandenen, noch unvollendeten Sommerpalast.

Wollte sie wirklich, nach dreißigjähriger Ausübung der Macht, auf diese verzichten und ihres Daseins froh werden? Die Frage stellten sich zweifelnd Anhänger und Gegner.

III.

Porträte Tzü Hsis kennen wir nur aus späterer Zeit. Sie lassen immerhin noch erkennen, daß die beweglich wechselnden Züge der mittelgroßen Frau mit dem rätselhaften Blick der dunkeln Augen selbst nach europäischen Begriffen fesselnd wirkten und der Schönheit in den Tagen der Jugend sicher nicht entbehrten. Was in ihr vorging, und welchen Gebrauch sie von ihren Verführungskünsten machte, läßt sich aus ihren Handlungen besser als aus den gehässigen Berichten ihrer Feinde über die Verirrungen ihres Privatlebens erkennen. Daß auch die schlimmsten Verleumdungen zum Teil wenigstens auf Wahrheit beruhten, darf vorausgesetzt werden. Auch diejenigen irrten, die des Glaubens waren, daß sie nach ihrer Abdankung mit dem Schein der Macht sich begnügen würde.

Dem Kaiser hatte sie eine Yehonala, die Tochter ihres Bruders, angetraut. Er lebte in stetem Streit mit der unschönen, unsympathischen Frau, aber sie erfüllte ihren Zweck, alles, was in der verbotenen Stadt geschah, dem Sommerpalast zu verraten.

Im übrigen schienen die Beziehungen zwischen Tzü Hsi, jetzt im Volk „die alte Buddha" genannt, und dem „Sohn des Himmels" die besten. Er empfing sie kniend, wenn sie die verbotene Stadt besuchte, und wartete seinerseits geduldig am Eingang des Sommerpalastes, bis die Eunuchen ihn vorließen. Sie hatte persönliche Gründe, sich der Einmischung zu enthalten, als der chinesisch-japanische Krieg um Chinas Oberhoheit in Korea 1895 mit dessen

Niederlage endigte. Ihre Verschwendungen auf Kosten seiner Wehrkraft trugen Schuld an der Katastrophe, für die Li Hung-chang haftbar gemacht wurde. Sie übernahm, seinen Wert kennend, mutig seine Verteidigung, obwohl sie keine Vorliebe für ihn hatte, und verzichtete auf die Festlichkeiten und Tribute zur Feier ihres sechzigsten Geburtstags; ihr Unmut wandte sich gegen den Kaiser, dem sie vorwarf, ohne ihren Rat gehandelt zu haben. Der Freund ihrer Jugend, Jung Lu, wurde zurückgerufen und zum Befehlshaber der Truppen in Peking ernannt, seine Frau war Tzu Hsis liebste Gefährtin bei den Lustbarkeiten im Sommerpalast zu Land und Wasser. Er und die Kaiserin erklärten sich einverstanden, als der Kaiser, unter dem Eindruck von Japans Überlegenheit, das Beispiel Japans zu befolgen und den Weg der Reformen zu betreten sich entschloß. Nur die Rechte der Manshu, so gebot die Kaiserin, durften nicht angetastet werden. Es bildeten sich zwei Parteien, Reaktionäre und meist aus dem Süden kommende Männer des Fortschrittes, mit deren Namen diese Skizze vorläufig nicht beschwert werden soll. Auf des Kaisers Entschlüsse wirkte bestimmend sein ehemaliger Erzieher, Weng T'ung-ho, der durch Denunzierung des Verhältnisses Jung Lus zur Regentin den Sturz desselben angebahnt hatte. Jetzt, 1898, erlebte China einen Josef II. in der Person Kuang-Hsüs. Die Dekrete überstürzten sich, die nach europäischem Muster zuerst das Unterrichtswesen und das verknöcherte Prüfungssystem, hierauf die Organisation des Heeres reformierten. Offizielle Zeitungen sollten das Wissen verbreiten und die öffentliche Meinung zum Ausdruck bringen, die Flotten sollten rekonstruiert, wissenschaftliche Werke auf Kosten der Regierung verteilt und Eisenbahnen gebaut werden. In pathetischen Worten klagte der Kaiser über die Gleichgültigkeit, die klägliche Unwissenheit und Unverträglichkeit seiner Beamten, die den ihm am Herzen liegenden Aufschwung des Reiches hinderten. Er schaffte Sinekuren ab, entließ unehrliche hohe Würdenträger und schlug endlich der Kaiserin Tzu Hsi vor, per Bahn mit ihm nach Tientsin zu fahren, wo er Heerschau über seine Truppen halten wollte. Die Manshu glaubten das Ende aller Dinge gekommen und beschworen Tzu Hsi, die sich auf eine Bahnfahrt kindisch freute, rettend einzugreifen. Sie zögerte anscheinend, aber sie hatte bereits gehandelt. Auf ihren Befehl war Weng wegen sträflicher Überhebung entlassen worden, Jung Lu zum Vizekönig von Chihli ernannt, im großen Rat des Tsungli Yamên Raum für ihre Anhänger geschaffen. Auf Empfehlung Wengs hatte ihn ein ehrgeiziger Reformer, Kang Yu-wei, ersetzt. Dieser stellte dem Kaiser jetzt vor, die Sympathien Tzu Hsis mit seinem neuen System seien erheuchelt, nur wenn sie festgenommen würde, sei es durchführbar. Obwohl das Gespräch angeblich unter vier Augen stattfand, behorchte es ein Eunuche und verriet seinen Inhalt im Sommerpalast. Die alte Buddha ließ den Kaiser zu sich befehlen, beschränkte sich aber darauf, ihm Vernachlässigung seiner Kindespflichten vorzuwerfen und ihm das Versprechen der Entlassung Kangs, weil dieser ihr sittliches Verhalten gerügt hatte, zu entreißen. Er gab es, schickte aber statt dessen Kang nach Shanghai. Tzu Hsis Befehl an Jung Lu, ihn zu töten, gelangte zu spät an ihn, der selbst Kangs Ernennung empfohlen

hatte und gut mit ihm stand, und diesem gelang es, zu entkommen und sich unter britischen Schutz zu stellen [1]). Der Kaiser, der erkannte, daß sein Staatsstreich nur nach Wegräumung des loyalen Jung Lu gelingen konnte, glaubte auf die Ergebenheit des Kommissars von Chihli, Yüan Shih-k'ai, rechnen zu können und schickte jetzt diesen mit dem geheimen Auftrag nach Tientsin, den Vizekönig zu töten. Statt dessen verriet Yuan, der sein Waffenbruder war, den Mordanschlag an Jung Lu, und noch am selben Abend fuhr dieser nach Peking, erschien unangemeldet bei seiner Herrin und meldete ihr alles. Sie zeigte sich der Lage völlig gewachsen, ließ augenblicklich durch ihn und seine Truppen die verbotene Stadt besetzen, berief in der Nacht die Prinzen der Manshu und die Führer der Konservativen, die sie kniend beschworen, durch Übernahme der Herrschaft das Reich vor der Kultur der Barbaren zu retten, versprach, es zu tun und erschien am nächsten Morgen vor dem entsetzten, gefangenen Kaiser. Sie donnerte ihn mit den Worten nieder, der volle Umfang seiner Torheit sei ihr allerdings entgangen, jetzt werde sie seine Dekrete zurücknehmen und ihm das Leben und vorläufig den Thron lassen, aber er dürfe in ihrer Abwesenheit niemanden als seine Frau (die er haßte) und die Eunuchen des Dienstes sehen. Die Perlkonkubine, die er liebte, und die den Mut fand, ihn zu verteidigen, wurde festgenommen, scheint aber wieder freigelassen worden zu sein [2]), denn 1900, vor der Flucht des Hofes, war sie anwesend, nahm abermals den Kaiser in Schutz und wurde infolge ihres Auftretens wie ein unnützer Ballast auf Befehl der Kaiserin in eine Zisterne geworfen.

Von nun an stand des unglücklichen Kuang-Hsüs Name unter allen Dekreten, die zunächst Ihre Majestät demütig und ehrfurchtsvoll baten, ihm die Last der Regierung in ihrer Weisheit abzunehmen; später mußte er sie beschwören, ihm den Nachfolger zu geben und das Übel, das er angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Sein Befreier, der Tod, den 1898 alle nahe glaubten, ließ auf sich warten: die Intervention der fremden Mächte und die ihm günstige Stimmung im Süden bewogen Tzü Hsi, sein Dasein zu fristen, aber sie sorgte dafür, daß er, krank an Leib und Seele, dem Stumpfsinn verfiel und wie ein wandelnder Schatten an ihrer Seite bei feierlichen Gelegenheiten gutzuheißen hatte, was sie beschloß. Sein Spiel war gewagt und verloren worden. Die Frau, die des eigenen Kindes nicht geschont hatte, vergab auch dem Reformkaiser der hundert Tage nie, bis das Schicksal sie beide fast zur gleichen Stunde im Tod vereinigte.

Verbrechen aber, wie Tzü Hsi sie unbedenklich beging, erklären weder ihre Erfolge noch ihre unzweifelhafte Popularität. Feinden gegenüber, die planlosen Widerstand versuchten, handelte sie in allen Krisen mit wohlerwogener, zielbewußter Berechnung, und auf die Werkzeuge ihres unbeugsamen Willens konnte sie sich verlassen. Es liegen Äußerungen von ihr vor, die keinem Zweifel darüber Raum geben, daß viele der angebahnten Reformen

[1]) Bluebook von 1899, besonders Nr. 1, S. 401 enthält die Berichte über Kangs Flucht.

[2]) Die dramatische Szene nach Bericht eines Augenzeugen, des jüngsten Bruders der Kaiserin-Regentin.

auch ihr notwendig schienen. Sobald jedoch Staatsmänner der reaktionären Partei des Nordens sie überzeugt hatten, daß die Mandschudynastie auf die Reaktion gestützt werden müsse, wenn sie nicht untergehen sollte, entschied sie zugunsten der chinesischen Altkonservativen. Jung Lu, in den großen Rat und an die Spitze der Wehrkraft des Nordens berufen, wurde nach Li Hung-Chang der mächtigste Mann im Reich und mißbrauchte, wie sich zeigen sollte, seine Macht nicht. Auch er haßte die Fremden, aber er wußte, als der Aufstand der Boxer ausbrach, was von ihnen zu halten sei, und wie weit gegen die Vertreter auswärtiger Mächte vorgegangen werden durfte, ohne eine furchtbare Vergeltung herauszufordern. Nicht mit Unrecht hat er sich später über den Undank beklagt, mit dem sie, aus Unkenntnis der Verhältnisse, die Dienste vergalten, die er ihnen, freilich notgedrungen und nur aus Klugheit, erwies.

Nach chinesischen Methoden belohnte Tzŭ Hsi ihre Anhänger und strafte ihre Gegner. Viele derselben ließ sie enthaupten, andere verbannen. Weng, den sie abgesetzt hatte, wurde in der Abgeschiedenheit, in der er lebte, peinlich überwacht und stellte sich den Behörden mit philosophischer Ruhe, die sein Ansehen erhöhte. Die klassischen Prüfungen, die er abgeschafft hatte, wurden wieder eingeführt, aber zugleich die öffentliche Meinung durch scharfe Edikte gegen fahrlässige Beamte und Richter gewonnen. Das Volk bewunderte geradezu die mütterliche Fürsorge seiner Herrscherin. Zu Anfang des Winters 1899 fand die Kaiserin-Witwe es angezeigt, die Damen des diplomatischen Korps zum erstenmal in ihrem Palast zu empfangen, um den, wie sie wohl wußte, ihr unfreundlich gesinnten Mächten ein Zeichen erheuchelter Sympathie zu geben, bis sie offen, wie sie äußerte, gegen sie auftreten konnte.

In Jung Lus Abwesenheit folgte sie dem Rat des schroff reaktionären Kang Yi, und dieser war es, der sie veranlaßte, Banden von Milizen, den Ausgang der Boxerbewegung, im ganzen Reich zu organisieren. Ein später bekannt gewordener Brief Jung Lus, vom Juli 1900, führt die Anfänge der Bewegung auf 1895 zurück und lobt den Beamten, der in Ungnade fiel, weil er den Vizekönig von Chihli und die Bevölkerung vor den magischen Künsten dieser Leute warnte, gegen die die kaiserlichen Truppen vorgingen. Fünf Jahre später sammelten sich die Boxer in Chihli unter einem Banner mit der Aufschrift, die Götter möchten ihnen bei Vernichtung der Fremden beistehen, und die Christenverfolgungen begannen. Jung Lu erzählt weiter, ihn habe Aufregung und Angst ergriffen, als er das kaiserliche Dekret über die Milizen gelesen, weil er zwar an den Patriotismus der Boxer, nicht aber an ihre militärischen Eigenschaften und an ihre Disziplin geglaubt und das Vorhandensein von revolutionären Gesellschaften und allerhand Desperados in den Provinzen des Südens gekannt habe. Er sah voraus, „daß sie, wie Schakale und Wölfe gegen Tiger losgelassen, nicht mehr zu bändigen sein und Millionen wehrloser Schafe durch religiösen Fanatismus ins Verderben treiben würden". Er wagte es, dem Vizekönig Hsü von Foochow, an den der Brief gerichtet ist, die Nichtbeachtung des kaiserlichen Dekrets zu empfehlen. Inzwischen, im Januar 1900, führte Tzŭ Hsi ihr Vorhaben aus, den Thronfolger zu ernennen. Kuang-Hsü wurde, mit Protest eines einzigen

mutigen Würdenträgers, unter dem Namen „Fürst der irregeführten Tugend" für abgesetzt erklärt und billigte ergeben, wie im Traum, die Wahl seines Nachfolgers, eines Fürsten aus kaiserlichem Geschlecht. Es war P'u Chün, vierzehnjähriger Sohn des Prinzen Tuan, der der Kaiserin durchaus ergeben war. Damit, so sprach sie feierlich und gebietend zu den Großen des Reiches, sei das von ihr begangene Unrecht gesühnt und dem letzten rechtmäßigen Herrscher der Adoptivsohn geschenkt. Prinz Tuan, zur Aufsicht über seinen Sohn in den Palast berufen, galt als leidenschaftlicher Feind der Fremden, widersetzte sich jedoch nicht, als dreihundert Mann aus Tientsin angesichts der immer bedenklicher werdenden Lage zum Schutze des Gesandtschaftsviertels in Peking eintrafen: „Ein paar Hundert mehr oder weniger, was liegt daran?" soll er bemerkt haben, „es wird doch keiner lebendig aus der Stadt kommen." Tzŭ Hsi schien solchen Reden so wenig Gehör zu schenken, daß im Volk geklagt wurde, die gütige Mutter, die so viele Frühlinge und Herbste gesehen, sei zu mild und friedliebend, ihr Herz sei weich geworden, selbst gegen die Fremden, die ein Wort von ihr vernichten könne, aber sie werde es nicht sprechen[1]). Jung Lu war es, der sie beschwor, sich zu mäßigen und sich weigerte, die in Peking eingedrungenen Boxer dem Heere einzureihen. Er erkannte den nutzlosen Wahnwitz, die durch das internationale Recht geschützten Gesandtschaften anzugreifen, konnte aber und wollte vielleicht auch nicht die Verwüstung der fremden Niederlassungen in Peking und die Ermordung wehrloser Scharen von Christen verhindern. Die alte Buddha beobachtete die dabei entstandenen Feuersbrünste von ihrem Palast „friedlichen Alters" aus, in der verbotenen Stadt, und beantwortete die Warnungen Jung Lus mit der Beteuerung, er möge auf seine Gefahr die Fremden aus der Stadt zu retten suchen: sie könne dem patriotischen Eifer, auch wenn sie es wollte, nicht mehr Einhalt gebieten. Durch eine gefälschte Depesche, des Inhalts, daß die Mächte ihre Abdankung forderten, war sie von den Anhängern der Boxer in ihrem Rat zu heller Wut entflammt worden, und Prinz Tuan u. a. hatte die Gelegenheit ausgenützt und den Truppen Befehl zugehen lassen, alle Fremden, sei es wo immer, niederzuschießen. Die unmittelbare Folge war Baron v. Kettelers, des deutschen Gesandten, Ermordung auf dem Wege zum Tsungli Yamên am 21. Juni durch einen Mandschusoldaten und der Beginn der Belagerung des Gesandtschaftsviertels, das in unmittelbarer Nähe der verbotenen Stadt lag. Zweifelsohne ließ in diesen Tagen die alte Buddha Geld unter Boxer verteilen, und gegen Prinz Tuan äußerte sie mit Zuversicht, die Stunde der Rache sei gekommen. Zu Peking sprach man vom Verrat Jung Lus, der dennoch den drei Vizekönigen des Südens wissen ließ, es sei eitler Trug, auf den Sieg der Boxer zu rechnen; alle Prinzen und Minister seien allerdings für sie und gegen ihn; selbst die göttliche Weisheit Ihrer Majestät vermöge nichts gegen eine solche Mehrheit, noch könne

[1]) The Diary of his Excellency Ching Shang, tutor to Prince Tuan. Am 15. August, nach Einmarsch der Alliierten in Peking, wurde der alte Mann vom eigenen Sohn in seiner Zisterne ertränkt, nachdem drei seiner Frauen sich umgebracht hatten.

er mehr die Fremden nach der Ermordung des deutschen Gesandten zu Tientsin in Sicherheit bringen. In Peking sei alles verloren; sie, die Vizekönige, möchten die Provinzen schützen; er selbst sei von Schmerz und Scham gebeugt und fürchte nicht den Tod, wohl aber die Vorwürfe der Nachwelt. Am 25. Juni stürmten Boxer in die verbotene Stadt und verlangten, Prinz Tuan an ihrer Spitze, man möge ihnen den Kaiser, den Freund der Fremden, ausliefern. Tzŭ Hsi beschützte ihn, befahl, die Rädelsführer zu enthaupten, und drohte dem Prinzen Tuan, seinen Sohn zur Strafe seines rebellischen Auftretens abzusetzen. Sie sei es, die den Herrscher zu wählen habe. Man glaubte bereits an die Möglichkeit eines Übereinkommens mit den Gesandtschaften, aber die ihnen günstige Stimmung ging schnell vorüber, weil Gerüchte von Siegen der Boxer sich verbreiteten. Nur die Furcht vor den Konsequenzen hielt überhaupt die alte Buddha davon ab, ihrem Haß gegen „die fremden Teufel" die Zügel schießen zu lassen, und so griff sie zu dem Doppelspiel, dessen falsche Künste ihre ausersehenen Opfer doch nie täuschen konnten. Wenn nicht zur Entschuldigung, so doch zur Erklärung ihres Gebarens ist daran zu erinnern, daß das Menschenleben einen sehr geringen, das eines Feindes gar keinen Wert nach den Begriffen ihrer heidnischen Kultur hatte, und daß sie, in ihrer Palaststadt von der nicht chinesischen Außenwelt abgeschlossen, dieselbe weder kannte noch jemals verstand. Sie sah dieselbe mit den Augen ihrer in entgegengesetzten Richtungen sie beeinflussenden Ratgeber, und die Energie und Klugheit, mit der sie die heimischen Verhältnisse zu beherrschen wußte, versagten gänzlich unter dem Hochdruck der von patriotischem Stolz und vom Eigennutz der Manshu entfesselten Leidenschaften.

IV.

Die Geschichte der achtwöchigen Belagerung der Gesandtschaften liegt nach den Darstellungen von Männern und Frauen, die sie durchlebten, vor. Sie sind ein Denkmal heroischer Ausdauer und intellektueller Überlegenheit und würden dennoch nicht erklären, wie es einigen hundert Menschen auf die Dauer möglich gewesen wäre, den sie umschwärmenden Horden von Tausenden der fanatisierten Boxer zu widerstehen, wenn diese die richtige Führung und die geeigneten Angriffswaffen gehabt hätten. Am 30. Juni erschien denn auch ein Gesinnungsgenosse des Prinzen Tuan, Tung Fu-Hsiang, bei Jung Lu und verlangte die Herausgabe schwerer Geschütze. Mit seinem Kopf, nicht anders, entgegnete dieser, möge Tung sie von ihrer Majestät erhalten. Dieser eilte wutentbrannt und unaufgefordert zu ihr, die eben mit Malen beschäftigt war, und forderte die Verurteilung Jung Lus wegen Hochverrats. „Ihr seid nichts als ein elender Räuber, den ich begnadigt habe ... Schweigt und erscheint nie wieder ungerufen vor meinem Angesicht," herrschte die alte Buddha ihn an. Sie wartete trotzdem ungeduldig auf die endliche Zerstörung des Gesandtschaftsviertels und erließ Dekrete, worin im ganzen Reich ein Preis auf den Kopf jedes Fremden gesetzt und jeder, der ihm Schutz gewährte, mit Enthauptung bedroht wurde. Ihrem Willen Gesetze vorzuschreiben, sollte niemand wagen! Trotzdem hatte Jung Lu sie nicht vergebens erinnert, daß

Konfuzius die Unverletzlichkeit fremder Gesandten vorgeschrieben hatte. Das Äußerste zu wagen, fehlte ihr doch der Mut. Charakteristisch ist es auch für sie, daß sie noch im Juli ein Wasserpicknick im Seepalast veranstaltete und bis zur Rückkehr in die verbotene Stadt Geschütze abzufeuern verbot, weil der Lärm ihr Kopfschmerz verursache.

Einige Tage später mußte ihr die Eroberung Tientsins durch die Alliierten gemeldet werden. Außer sich vor Zorn bedeutete sie dem Prinzen Tuan, es werde ihm den Kopf kosten, sollten die Fremden in Peking einziehen. Sie fand es jedoch angezeigt, ihr berühmt gebliebenes Geschenk – Eis, Wein und Früchte – an die Belagerten, die so hartnäckig sich wehrten und weiter lebten, zu senden. Gleichzeitig dauerte das Bombardement des Gesandtenviertels mit vermehrter Heftigkeit fort. Da fanden sich zwei Minister, Yüan Ch'ang und Hsü Ching-ch'eng, um sich mit dem stoischen Heldenmut echter Philosophen für das Vaterland zu opfern. In drei Denkschriften wiederholten sie ihre oft ausgesprochene Meinung, daß die Boxer das Verderben Chinas seien und es Wahnsinn wäre, auf einen Sieg über die Alliierten zu zählen, die den Bruch des Völkerrechtes zu rächen bereit stünden. Die Majestäten seien von den Prinzen des Blutes und ihren Ratgebern kläglich getäuscht worden. Die Boxer, die sich für unverletzlich ausgegeben, seien Betrüger und Verbrecher, die Ausrottung der Christen ein Schandfleck auf dem Namen Chinas, dessen Integrität nur durch Erhaltung der Gesandtschaften aufrecht bleiben werde. Beide Männer empfahlen, „angesichts ihres sichern Todes," den loyalen Jung Lu mit Vernichtung der Boxer zu betrauen. Nur nach innern Reformen und durch formelle Kriegserklärung werde der Kampf gegen fremde Angreifer einst Aussicht auf Erfolg haben.

Am 28. Juli wurden auf Befehl des Prinzen Tuan zuerst Yüan, dann Hsü durch das Schwert gerichtet. „Wir werden uns an den gelben Quellen wiederfinden, Sterben bedeutet nach Hause gehen," sprach Hsü zu seinem Genossen. Dieser hatte die Kaiserin 1898 vor Kangs Verrätereien gewarnt. Er und Hsü seien brave Leute, äußerte sie, aber es sei nicht das Geschäft des Akoluthen, den Priester beim Opfer zu belehren. So mußten ihre treuesten Diener sterben, ohne daß sie einen Finger für sie rührte. Auch die Vorstellungen des weisen und loyalen Vizekönigs von Nanking, eines alten Dieners, der alle Schuld auf ihre Umgebung wälzte, erreichten nichts als heuchlerische Worte angeblicher Zustimmung. Niemals, versicherte sie, habe der Thron die fremden Mächte herausgefordert, mit denen er das beste Einverständnis wünsche. Glücklicherweise, mit einziger Ausnahme Baron Kettelers(!), befänden sich alle Gesandten wohl. Zum Zeichen ihrer Teilnahme habe sie ihnen Geschenke zugesendet! Alles Geschehene beruhe auf Mißverständnissen oder sei durch das Auftreten der Fremden veranlaßt worden; ihre Truppen seien beauftragt, die Gesandten zu retten, ihre Vertreter im Ausland würden dieses überzeugen, daß China nicht an Feindseligkeit gegen sie denke!

Nach dem Fall der Takubefestigungen, am 16. Juli, griff die alte Buddha zu einem letzten Mittel, das ihre Friedensliebe in ein noch helleres Licht setzen

sollte [1]): sie telegraphierte nämlich an die Monarchen, sie sei zu Verhandlungen bereit, und teilte ihnen mit, sie habe alles aufgeboten, um ihre Vertreter vor der Wut des gesamten Volkes zu schützen; da nach dem Angriff auf Taku ihre Macht versage, rufe sie die Vermittlung der Souveräne zur Herstellung des in deren eigenem Interesse so notwendigen Friedens an. Der Inhalt dieser Depeschen wurde den noch immer belagerten Gesandtschaften aufs höflichste mitgeteilt, mit beigegebenen Visitenkarten des Ministers des Äußern. Sie rechnete zwar immer noch mit den Siegen der Boxer, aber sie war unsicher und ängstlich geworden.

Da brachte ihr am 12. August Jung Lu die Schreckensbotschaft, der Feind stehe bereits wenige Stunden von Peking, und ihre geschlagenen Generäle hätten Selbstmord verübt. Jung Lu riet seiner Gebieterin, die weinend davon sprach, sich das Leben zu nehmen, statt dessen den Prinzen Tuan zu opfern und nicht zu fliehen. Bevor Entschlüsse gefaßt werden konnten, fielen die ersten Geschosse der Alliierten in die Stadt. Das ereignete sich am Nachmittag des 14. August. Die heldenmütigen Verteidiger des Gesandtschaftsviertels waren gerettet, die fremden Teufel hatten gesiegt.

Tzu Hsi fand ihre Nerven wieder und zeigte den alten Mut. Sie bestimmte ihr Gefolge verlässiger Männer, empfahl einem ihrer liebsten Würdenträger, Wang, sich wegen seines Alters zu schonen und langsam nachzukommen, expedierte die Perlkonkubine, gab dem zitternden, außer sich geratenen Kaiser sicheres Geleit, schlief eine Stunde, warf sich in Bauernkleider und bestieg am frühen Morgen einen einfachen Karren. „Fahrt was ihr könnt, und wenn die fremden Teufel euch aufhalten, laßt mich mit ihnen reden,“ [2]) befahl sie. Nur drei Männer folgten zu Pferde. Sie ließ eine Stunde lang im Sommerpalast halten; dort trank sie Tee und ließ ihre Kostbarkeiten verpacken und nach Jehol senden. Hohe Beamte, zwei Prinzen und eine Eskorte von tausend Mann zogen von da an mit ihr und dem Schattenkaiser den ihr allein wohlbekannten Weg in die Verbannung. Jung Lu war nicht bei ihr; sie bedurfte seiner in Peking.

Niemand erkannte die verkleideten Flüchtlinge, die zu größerer Sicherheit der Eskorte voranzogen. Sie litten Hunger und fanden ein verwüstetes Land und schlechte Herbergen: „Das alles verdanken wir den Boxern“, wagte der Reformator der hundert Tage zu sagen. Sie gebot ihm zu schweigen. Am dritten Tage wurde sie in ihrem Tragsessel erkannt; das Volk drängte herbei, der Distriktsvorsteher wollte die Leute entfernen: „Laßt sie ungehindert heran, es freut mich, das ehrliche Landvolk zu sehen“, bemerkte die alte Buddha. Mit dem greisen Wang, der sie einholte, teilte sie sorglich ihre erste gute Mahlzeit und schalt den Kaiser, weil er kein Wort des Lobes für den Getreuen fand. Das Unglück hatte nichts über ihre Lebenslust vermocht; nur mit Mühe konnte sie abgehalten werden, ihre Flucht zu unterbrechen, um einen berühmten Tempel landeinwärts zu besuchen. Sie freute sich, wenn

[1]) Dr. Smith, China in Convulsion, p. 361.
[2]) Cordier, Les Relations de la Chine. Vol. III.

Tabak für ihre Pfeife aufgetrieben werden konnte, und trotz aller Beschwerden und Entbehrungen fand sie es reizend, „die Welt zu sehen". „Unter glücklicheren Umständen, ja," erwiderte der Angeredete, der melancholische Kuang Hsü. Eines Tags wurde sie in einem ärmlichen Haus einquartiert, in dessen Räumen einige leere Särge standen, was für ein schlimmes Omen galt. Man fürchtete den Unmut Ihrer Majestät, aber „die göttliche, mütterliche Erscheinung" blieb liebenswürdig und gelassen: solange ihre Stube frei davon bleibe, kümmere sie sich um Särge nicht viel, meinte sie.

Wer ihr Blumen brachte, war willkommen. Im Freilicht dieser kurzen Privatexistenz wird der faszinierende Zauber verständlich, den die besseren Seiten ihrer Natur auf Menschen ausübten, die noch fest an den göttlichen Ursprung der Macht glauben und nicht die Herrscher selbst, sondern deren Diener und Werkzeuge für geschehenes Unheil haftbar machen. Der Hauptübeltäter, Prinz Tuan, fand sich wenige Tage nach ihrer Flucht aus Peking ein und vernahm die bittersten Vorwürfe der Gebieterin. Bald aber legte sich ihr Zorn, sie wurde milder auch für ihn gestimmt und übertrug ihm die Leitung der Geschäfte. Am 8. September wurde sie vom Gouverneur von T'ai-yuan fu, Hü Hsien, wieder mit kaiserlichen Ehren empfangen und im selben Namen untergebracht, in welchem er sechs Wochen früher Missionare aufs grausamste niedergemetzelt hatte. Sie erinnerte ihn an seine leider nicht in Erfüllung gegangene Prophezeiung, die Boxer seien unbezwinglich, lobte aber sein Verhalten und was er getan. Wenn die fremden Teufel, fügte sie hinzu, auf seiner Entlassung beständen, so würde sie ihnen Sand in die Augen streuen, er möge mit ihr auf bessere Tage warten. Bald darauf mußte sie ihm jedoch zu verstehen geben, daß es Zeit für ihn sei, durch Selbstmord einem schlimmeren Los zu entgehen: „Der Preis der Särge steigt", sprach sie, und er verstand, wurde aber enthauptet und starb, arm und ehrlich, den Tod eines Fanatikers. Die Boxer, erklärte er, seien zugrunde gegangen, weil sie noch andere als Christen ermordet hätten. Jung Lu, der jetzt eintraf, erhielt den freudigsten Empfang. Sein Mitbefehlshaber hatte sich erhängt, seine Truppen waren, von panischem Schrecken ergriffen, beim Anblick des Feindes auseinandergestoben, seine Frau starb auf dem Wege zur Kaiserin, die jetzt ihrer Freundin, Jung Lus Konkubine, den Rang der rechtmäßigen Gattin verlieh. Er selbst wußte, wie sehr die Reaktionäre ihn haßten und, nicht mit Unrecht, der Unehrlichkeit bei seiner Verwaltung beschuldigten. Dennoch wiederholte er, von Tzü Hsi um Rat befragt, bündig und fest, sie müsse Prinz Tuan hinrichten lassen. Gegen die Ansicht hoher Würdenträger, die eine Residenz der Kaiserin im zentral gelegenen Tang Yang in Hupei empfahlen, riet er unentwegt zur Rückkehr nach Peking. Die Nachricht, daß eine Straferpedition zur Vergeltung der Niedermetzelung der Missionare im Anzug sei, veranlaßte jedoch zunächst die weitere Flucht des Hofes nach der Provinz Shensi. Auf dem Wege dahin erkrankte und starb Wang Yi, der größte Beschützer der Boxer. Tzü Hsi wollte ihn nicht verlassen, niemals sah man sie so betrübt; sie belohnte den Sohn für „die Tugenden des loyalen Vaters".

Zu Hsi-an fu, der Hauptstadt von Shensi, wurde ein Palast für sie instandgesetzt und seine Mauern rot angestrichen. Sie litt trotz eintreffender Tribute an Geldmangel und gebot Sparsamkeit: „Wir leben jetzt billig," bemerkte sie dem Gouverneur. „Man könnte noch billiger leben," antwortete dieser. Sie beschränkte ihre Mahlzeiten auf sechs Gänge, hielt aber sechs Kühe, um ihr Milch, ihre Lieblingsnahrung, zu liefern. Die Kunde von der Entweihung des Sommerpalastes machte sie krank. Sie geriet außer sich, als sie vernahm, die Feinde hätten ihren Thron ins Wasser geworfen und die Wände ihres Schlafgemachs beschmiert. Die Unterzeichnung des Protokolls vom 7. September, das den Frieden anbahnte, empfand sie dennoch als Erlösung aus unerträglicher Lage. Erst im Juni 1901 jedoch, nach Abschluß der Verhandlungen, erschien ein Dekret, worin Tzu Hsi ihren Völkern verkündete, daß die Gesundheit und das Alter ihrer geheiligten Mutter sie veranlasse, nicht vor September die Rückreise nach Peking anzutreten.

In ihrer politischen Haltung, nicht in ihrer Gesinnung, war ein Umschwung eingetreten. Sie erkannte die Notwendigkeit, die Häupter der Boxer zu opfern und sich offiziell von jeder Verbindung mit ihnen loszusagen. Das geschah im Februar 1901, durch ein von Jung Lu diktiertes Dekret. Es war der Preis, den ihre Unterhändler, Li Hung-Chang und Prinz Ch'ing, den Alliierten bieten mußten, um Frieden mit ihnen schließen zu können. Die ganze Last der Verantwortung wurde auch in diesem Dokument auf die widerspenstigen Rebellen und die verblendeten Minister der Krone gewälzt. Die Krone selbst hatte nie geirrt! Es gelang, die zwei schuldigsten, Prinz Tuan und Herzog Lan, durch ewige Verbannung vom Tode zu retten. Selbstmord und Enthauptung war die Strafe der übrigen. Einen ihrer Lieblingsdiener, den großen Rat Chao, mußte Tzu Hsi durch Gift zu sterben verurteilen. Die Dosis wirkte nicht, und er überlebte die festgesetzte Stunde. Seine Gattin starb mit ihm. Kniend empfing Prinz Chuang den gleichen Befehl, gehorchte, ging hin und erhängte sich. Sie alle betrachteten sich als Märtyrer fürs Vaterland und beklagten es, der Kaiserin nicht besser gedient zu haben. Sie seien alle schuldig, erklärte diese, nur das schmachvolle Ende Chaos betrübe sie aufrichtig.

Kaiser Kuang-Hsü schien etwas aufzuleben und wurde besser behandelt, durfte aber nach wie vor nichts tun. Der junge Thronfolger erwies sich als ein roher, unbändiger, lasterhafter Mensch. Die alte Buddha ließ ihn wiederholt durchpeitschen, gestattete aber dem allmächtigen ersten Eunuchen Li, ihn, wie seine Vorgänger, moralisch zugrunde zu richten. Sie selbst gewann die Herzen der Bevölkerung durch ihre Freigebigkeit und ihr reges Interesse für den Bauernstand, dessen Leiden und Entbehrungen, wie sie sagte, in der Abgeschiedenheit ihres Palastes zu Peking ihr nie zum Bewußtsein gekommen seien.

Die Schuldigen waren bestraft, selbst die Toten unter ihnen wurden noch nachträglich gebrandmarkt. Es blieb eine letzte Sühne zu vollziehen: Kaiserin Tzu Hsi mußte sich schuldig bekennen. Sie erließ im Februar 1901 ein Reue-Edikt. Es enthielt einen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Jahre,

der ihren Völkern klar machen sollte, welche Schwierigkeiten und Gefahren sie zu bestehen gehabt habe. Dann überließ sie ihnen die Beantwortung der Frage, ob die Staatsmänner und das Volk, oder ob die Krone zu verurteilen sei? Wichtiger als die Abrechnung mit der Vergangenheit sei die Sorge um die Zukunft. Sie versprach Abschaffung der Korruption in jeder Form, Gerechtigkeit und Tatkraft zur Besserung der ökonomischen und militärischen Zustände im Reich. Unter diesem Reue- und Reformedikt stand der Name Kuang Hsü!

Es blieb ein letztes Hindernis zu überwinden, bevor sie Peking wiedersehen konnte. Prinz Tuans, des Boxerfreundes, Sohn durfte nicht Thronfolger bleiben. Sie befahl ihm abzudanken, schickte ihn weg, nach Peking, wo er in schlimmster Gesellschaft verschwand, und behielt sich vor, den erzürnten Schatten der Ahnen zu geeigneter Stunde den gesetzlichen Erben zu geben. Im Juli desselben Jahres begab sich Prinz Ch'un, des Kaisers Bruder, nach Berlin, um Abbitte für Baron Kettelers Ermordung zu leisten. Es gelang ihm, demütigenden Zeremonien zu entgehen, und seine Berichte wurden von Tzŭ Hsi als diplomatische Triumphe gelesen, deren ihre erschütterten Nerven sehr bedurften. Sie lebte in großer Angst, auch nach Unterzeichnung des Friedens, und versuchte nicht mehr, sich den Vorwürfen Li Hung-changs zu entziehen, der offen von ihrer wahnsinnigen Politik, die sein Werk zerstört habe, sprach, und ihren Befehlen in bezug auf die ihm übertragenen Verhandlungen mit den Mächten nur noch bedingt gehorchte. Er drang durch, erzwang ein neues, pathetisches Sündenbekenntnis der Krone und erhielt den Ausdruck des kaiserlichen Dankes für die Vizekönige des Südens, die in Übereinstimmung mit den bestehenden Verträgen die Ordnung aufrecht erhalten hatten.

Dann erst fühlte die alte Buddha sich sicher genug, um ohne Gefahr für Thron und Leben die Rückreise nach Peking anzutreten. Bevor sie nach dreimonatlicher, mit kaiserlichem Pomp umgebener Wanderung durch verschiedene Provinzen ihr Ziel erreichte, war Li Hung-chang nicht mehr unter den Lebenden. Er starb im November 1901, und sie erwies dem Andenken des weisen Vizekönigs Ehren, wie sie nie einem Untertanen der Manshu zuteil geworden waren. Li Hung-chang, seine Genossen im Rat und Jung Lu, so verkündet sie, hätten stets die Ausrottung der Boxer und den Schutz der Gesandtschaften empfohlen. Ihre Verdienste seien übergroß zu nennen.

Am Abend des 6. Januar 1902 brachte ein Sonderzug von dreißig Wagen, der in Cheng-ting fu bereit stand, bei grimmiger Kälte die Majestäten und ihr Gefolge in eine festlich dekorierte, für sie errichtete Station an den südlichen Wällen Pekings. Der Gesichtsausdruck der Kaiserin verriet Angst, als sie sich am Fenster zeigte. Sie ließ Kuang-Hsü den Vortritt, seine Sänfte zu besteigen. Dann betrat sie die Plattform und grüßte nach chinesischer Damensitte, mit gekreuzten Händen. Man fand sie gut und selbst jugendlich aussehend, ihre Befangenheit schwand, und das Schauspiel gefiel ihr. Aufmerksam durchblätterte sie das Verzeichnis ihrer Schätze und ihres Gepäcks, das die dafür verantwortlichen Eunuchen überreichten. Sie lächelte zufrieden

und bestieg nur langsam ihre prächtige Sänfte, die Europäer, die sie in der Menge unterschied, noch besonders huldvoll grüßend. Peking jubelte ihr zu. Die alte Buddha, die gütige Mutter, war wieder da!

V.

Was geschehen wäre, wenn die Kaiserin noch in ungebrochener Spannkraft Fühlung mit dem an Kultur überlegenen Süden gewonnen und durch persönliches Auftreten die dort herrschende Feindseligkeit gegen sie und ihr Regiment, wenn nicht überwunden, so doch gemäßigt hätte, blieb das ungelöste Rätsel der Zukunft. Der Zustand der Provinzen, deren Elend sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, wirkte mächtig auf sie, und sie zeigte sich von da an den Forderungen des Fortschritts nicht mehr aus Zwang, sondern mit einer zum Teil verständnisvollen Aufrichtigkeit geneigt. Die Vorschriften der Etikette wurden zum Entsetzen der Manshu von jetzt ab durchbrochen. Wenn die Kaiserin sich öffentlich zeigte, und, wie sie es zweimal tat, die Bahn zu Ausflügen benutzte, ließ sie das Volk mit familiärer Freundlichkeit ganz ungehindert herankommen. Etwa eine Woche nach ihrer Rückkehr empfing sie, die bei öffentlichen Audienzen nie von Angesicht, sondern hinter einem leichten gelben Vorhang sich zeigte, die fremden Gesandten nach den Vorschriften des Friedensprotokolls, das begreiflicherweise die Forderung, sich ihr nur kniend zu nahen, ausschloß. Sie war bereits 1885 durch Edikt und zum Beweis „der milden Herablassung des Kaisers" aufgehoben worden. Die Audienz währte kurz. Sie erschien auf dem Thron, unter ihr auf einem niederen Sitz, Kaiser Kuang-Hsü. Sie mußte sich begnügen, den Zauber, mit dem sie rechnete, auf die Damen des diplomatischen Korps wirken zu lassen. Es folgte die berühmte, so oft beschriebene Audienz derselben, bei welcher alle Künste einfacher Liebenswürdigkeit und anscheinender Gutmütigkeit, selbst die Tränen, die sie vergoß, dennoch versagten. Frauen, die alle Qualen der Belagerung auf Schußweite von Tzŭ Hsis Residenzen bestanden und ihren Männern das Versprechen abgenommen hatten, sie zu töten, bevor sie den bestialischen Boxern in die Hände fallen würden, sahen in den Versuchen, sie durch schmeichlerische Worte und Beteuerungen der Unschuld und des Mitleids zu versöhnen, nur empörende Heuchelei. Mit einer Ausnahme. Mrs. Conger, die Gattin des amerikanischen Gesandten, ließ sich blenden, vergaß und vergab. Tzŭ Hsi konnte sich rühmen, durch gütige Herablassung auch bei dieser schweren Probe bestanden zu haben. Sie sah diese und andere europäische Damen oftmals wieder. Ihr Entschluß war gefaßt: sie brach mit den alten Traditionen und verpflichtete sich feierlich zur Politik der Reformen, mit dem Unterschied, daß sie nicht, wie Kuang Hsü, ihre Maßregeln überstürzte. Selbst im Süden erregte das erste ihrer Edikte eine wahre Begeisterung. Sie versprach darin, das Übel, das sie getan, mit des Himmels Beistand wieder gut zu machen, und berief sich auf Aussprüche des Kon-

[1]) Catherine A. Carl, With the Empress Dowager of China. — Cordier, Relations de la Chine. Vol. III, p. 423.

fuzius, um den Wechsel des Systems zu rechtfertigen. Das Sittengesetz, der Ahnenkultus, die Beziehungen zwischen Herrscher und Volk, Vater und Sohn, Mann und Frau, seien unwandelbar, die Regierungsmethoden dagegen müßten gewechselt und nach europäischem Vorbild den veränderten Verhältnissen angepaßt werden. Bigotte Anhänger des Veralteten seien ebenso sträflich wie die Verräter, die nach dem Vorgang des Kang Yu-wei durch ihre Kopflosigkeit die Anarchie herbeiführten. Ein richtiger Mittelweg und die Sorge für das Gemeinwohl seien die Politik, die sowohl die Kaiserin wie der Kaiser durchzusetzen entschlossen seien. Sein Name stand unter dem Edikt, das die Reformen von 1898 verdammte und doch im wesentlichen wieder aufnahm. Die „Literaten" bewunderten seine klassische Formvollendung; weder die Mächte noch der fortschrittliche Süden, noch die chinesischen Reaktionäre glaubten an den Ernst des Entschlusses der alten Buddha, sondern hielten dafür, daß sie den immer gleich verhaßten Barbaren nur nach ihrer Gewohnheit Sand in die Augen streuen wolle. Sie täuschten sich. Tzü Hsi haßte die Barbaren, aber sie hatte von ihnen gelernt, und hinter ihr stand Jung Lu. Die Gesandten hielten ihn auch jetzt noch für den Bundesgenossen der Boxer und behandelten ihn so schlecht, daß er auf seine Entlassung drang. Die Herrscherin befahl ihm zu bleiben und ihr im Kampf gegen die Torheit der habsüchtigen Privilegierten beizustehen. Die Unterscheidung zwischen Chinesen und Manshu hatte sie stets auszugleichen gesucht; sie blieb jedoch bei der alten Regel, „keine Manshu-Eunuchen, keine chinesischen Konkubinen." Das klassische System, so bewies sie den Literaten, sei nicht etwa alt, sondern neu; die Prüfungen, die es vorschrieb, wurden abgeschafft, chinesische Studenten auf europäische und amerikanische Hochschulen geschickt, das ganze Erziehungswesen reformiert, die Tortur in jeder Form aufgehoben, der Opiumhandel nur noch für die nächsten zehn Jahre gestattet, obwohl Tzü Hsi selbst etwas Opium zu nehmen pflegte. Sie verbot zwar nicht das Verstümmeln der Füße, das nur Chinesen, nicht Manshu anwendeten, aber sie wünschte Abschaffung der grausamen Sitte.

Die wichtigste Reform, die der Gerichtspflege, sollte folgen. Im Jahre 1905 kehrte eine zum Studium von Verfassungen ausgesandte Kommission nach Peking zurück, und in einem meisterlich abgefaßten Dekret verhieß die alte Buddha ihren Völkern eine Konstitution, „sobald die Reorganisation der gesamten Institutionen des Staatswesens und die bessere Heranbildung der Nation in den neuen Schulen praktische Ergebnisse zum Wohl Chinas hoffen ließen."

Dieses Morgenleuchten einer neuen Zeit allerdings erlebte die Siebzigjährige nicht und hat wohl auch nie damit gerechnet. Wohl aber hatte sie 1903 den Tod ihres treuen Jung Lu zu betrauern. Er starb, ihr unbedingt ergeben bis zuletzt, und schied mit den Worten seiner letzten Denkschrift, ihr Sklave habe nichts getan, um die unbegrenzten, ihm erwiesenen Gnaden zu verdienen; ihr verdanke er das Geschenk des Lebens, das er einst durch seine Schuld verwirkt habe. Doch sei es ihm, dem Unwürdigen, gelungen, ihre göttliche, auf kurze Zeit getrübte Weisheit vor den magischen Künsten der Boxer zu bewahren. Er beschwor sie sterbend, bei ihrer Reformpolitik zu

beharren und das Reich selbst zu bereisen. Dann werde niemand sie über die Lage zu täuschen vermögen.

Tzu Hsi überhäufte das Andenken des Mannes, den sie geliebt hatte, mit Ehren und zahlte eine fürstliche Totenfeier für Jung Lu. Sie wußte, daß er Veruntreuungen begangen hatte, aber er tat es oft im Einverständnis mit ihr, die Vorteil aus den Erpressungen ihrer Getreuen zog und selbst so habgierig war, daß ihre erste Sorge nach der Rückkehr in die verbotene Stadt darin bestand, nach ihren vergrabenen Schätzen suchen zu lassen. Zu ihrer großen Freude fand sie dieselben unversehrt wieder. Sie ließ es sich angelegen sein, ihr Vermögen zu vermehren, das nach ihrem Tod auf etwa sechzehn Millionen Pfund Sterling geschätzt wurde und mit Einschluß aller angehäuften Kostbarkeiten wahrscheinlich noch mehr betrug.

Unter solchen Umständen blieben auch die diebischen Eunuchen unbehelligt, und der Reformeifer der alten Buddha drang nicht in das Bereich ihrer Paläste. Prinz Ch'ing, der einzige Mann, dessen Rang ihn befähigte, Jung Lus Stelle an der Spitze des großen Rates einzunehmen, trieb es viel schlimmer als dieser in der Korruption und ließ seine plündernden Anhänger gewähren. Der Aberglaube Tzu Hsis erleichterte diese Raubwirtschaft. Sie versäumte auch in den kritischsten Momenten nie, dem Kriegsgott und anderen Schutzgöttern der Mandschu zu vorgeschriebenen Zeiten zu opfern; gleichzeitig befragte sie Sterndeuter und Wahrsager, hielt Blitzschläge und Brände für schlimme Vorbedeutungen und Strafen des Himmels und fürchtete stets den göttlichen Zorn, mit dem der Zensor Wu K'o-tu ihr sterbend gedroht, weil sie die heiligen Gesetze der Erbfolge übertreten hatte. Auf diese abergläubischen Pratiken muß auch ihr Glaube an die Magie der Boxer und die damit zusammenhängende Wahl des Sohnes des Protektors derselben, des Prinzen Tuan, zurückgeführt werden. Sie vertraute auf sein Wort, die Boxer würden durch Zaubermacht die fremden Teufel ins Meer treiben. Nach dem Zusammenbruch dieser Hoffnungen und ihrem Sinneswechsel trat die Frage der Thronfolge abermals an sie heran. Nach chinesischem Erbrecht war die ältere Linie der kaiserlichen Familie die nächste am Thron. Tzu Hsi erstickte noch einmal ihre Gewissensbisse und zog wieder ein bloßes Kind, den der jüngeren Linie angehörenden Sohn des Prinzen Ch'un, in Betracht. Auf diese Weise erfüllte sie ein Jung Lu gegebenes Versprechen. Seine Tochter war Ch'uns Gemahlin. Sie konnte dann auch zu gegebener Zeit Kuang-Hsüs ihr treu ergebene Gattin zur Kaiserin-Witwe erheben. Die Frage der Sukzession blieb vorläufig in der Schwebe. Die alte Buddha schien wohl und munter, bezog 1907 den Sommerpalast und ließ sich prophezeien, sie werde alle ihre Vorgängerinnen auf dem Thron an Jahren überbieten. Bald darauf traf sie eine leichte Lähmung, die ihre bis dahin gut erhaltenen Züge veränderte. Sie erholte sich und 1908 erschien der Dalai Lama. Der erste Eunuche Li lebte noch und warnte vor dem Besuch, der Unglück bringen werde, da einer der beiden höchsten Würdenträger sterben müsse. Kuang-Hsü war sterbenskrank, die alte Buddha meinte, dadurch werde das Schicksal sich ohne Unheil für sie vollziehen. Sie ließ Ärzte kommen, die den Zustand des Kaisers sehr bedenklich fanden.

Im Süden hielt man ihn jedenfalls für verloren. Tzŭ Hsi behandelte ihn äußerlich rücksichtsvoller. Unter dem Vorwand, die Perlkonkubine habe Selbstmord verübt, wurde ihr Andenken verherrlicht; Kuang-Hsü bat um Begnadigung des aus der Verbannung zurückgekehrten Reformers Wang Chao, und sie wurde ihm gerne gewährt. Als Tzŭ Hsi ihn bat, seine Gesundheit zu schonen und nicht mehr in den großen Rat zu kommen, fiel Kuang-Hsü auf die Knie, um ihr zu danken, brach jedoch ohnmächtig zusammen. Die chinesischen Ärzte empfahlen dem Patienten Ruhe.

Yüan Shih-k'ai, der ehemalige Vizekönig von Chihli, der 1898 des Kaisers Befehl, Jung Lu zu töten, an diesen verraten hatte, feierte seinen Geburtstag im September. Die alte Buddha überschüttete ihren treuen Minister mit Auszeichnungen und Geschenken; es wurde bemerkt, daß Prinz Ch'ing nicht unter den Gratulanten war.

Im Oktober empfing die Kaiserin die Gesandten und ebenso den Dalai Lama. Dieser war nicht mit seinem Empfang zufrieden, denn er mußte vor dem Thron Kotau machen, also niederknieen, bevor er sich setzen durfte. Er langweilte sie gründlich; sie empfahl ihm schleunige Rückkehr nach Tibet.

In einer prächtig geschmückten Barke kehrte die Kaiserin im Herbst auf dem Kanal, der vom Sommer- in den Winterpalast führte, dorthin zurück, opferte im Tempel kaiserlicher Langlebigkeit, bevor sie ihre Gärten besuchte und, die Sänfte ablehnend, zu Fuß die Runde machte. Sie war ausnehmend heiter und freute sich an den Tieren im zoologischen Park. Am 3. November feierte sie ihren Geburtstag. Kuang-Hsü erschien einem Schatten gleich, flößte auch ihr, wie es schien, Mitleid ein und wurde gebeten, sich zurückzuziehen und zu pflegen. Am Nachmittag erschien Tzŭ Hsi, als Göttin der Barmherzigkeit verkleidet, bei einem Maskenzug des Hofes und hielt ein Picknick auf einem der Seen. Am selben Abend erkrankte sie an Dysenterie; der Dalai Lama, als er davon hörte, schickte ihr ein wundertätiges Bild des Buddha: an ihrer künftigen Grabstätte aufbewahrt, sagte er, werde dieses Bild sie lange noch am Leben erhalten. Sie dankte erfreut, fühlte sich besser, gab Audienzen und beauftragte Prinz Ch'ing, das Heiligtum nach ihrem Mausoleum zu bringen und über den Stand der Arbeiten zu berichten; sie werde nicht sterben, bemerkte sie, da er zu zögern schien, jedenfalls habe er zu gehorchen. Einige Tage nachher riefen ihn der große Rat und die Ärzte schnell mit der Botschaft zurück, Kuang-Hsü und Tzŭ Hsi seien beide sterbend. Am 13. November traf er ein. Die Kaiserin befand sich besser, der Kaiser war bewußtlos. Seine letzte Botschaft an Tzŭ Hsi, so hieß es wenigstens, enthielt die Bitte, den Nachfolger zu ernennen.

Physisch schwach, wie sie war, aber geistig ungebeugt, berief die Kaiserin unverzüglich den großen Rat, präsidierte mit der alten gebieterischen Macht, setzte den Stand der Sukzessionsfrage klar auseinander und erklärte, ihre Wahl sei getroffen, doch wolle sie abstimmen lassen. Prinz Ch'ing und Yüan Shih-k'ai entschieden zugunsten des Kandidaten der älteren Linie, Prinz Ch'un schien mit ihnen einverstanden. Die übrigen Mitglieder des großen Rates billigten die Wahl des Hsüan-Kungs, des Sohnes von Ch'un.

Die Kaiserin nahm wieder das Wort. Die Wahl des Enkels Tung Lus, sagte sie, sei der Lohn für dessen Hingebung, er habe die Manshu-Dynastie gerettet. Der Schatten des großen Kaisers Tung-Chih solle durch Adoptierung des neuen Herrschers versöhnt werden, da sowohl er und Kuang Hsü ohne Erben den Drachen bestiegen.

Aber Kuang Hsü lebte noch, er kam selbst wieder auf einen kurzen Moment zu sich und bedauerte, daß man ein unmündiges Kind gewählt habe. Verschiedene Zeugen sprachen von einem Dokument, dessen Inhalt sie lasen, bevor Kuangs Witwe es unterdrückte. In demselben klagte der Kaiser, zehn Jahre hindurch habe Tzu Hsi ihn gehaßt und gepeinigt, Yüan Shih-k'ai, der ihn verraten hatte, sei für alles verantwortlich ... er solle geköpft werden. Echt oder nicht, es spricht in dem Aktenstück die gemarterte Seele des Reformkaisers der hundert Tage. In Gegenwart der alten Buddha hauchte er sein Leben aus. Nicht nur ihre Feinde nannten sie seine Mörderin. Beweise, daß sie noch zuletzt Gewalt brauchte, um sich seiner zu entledigen, sind nicht erbracht worden, Orientalen bleiben Meister in der Kunst zu schweigen. Tzu Hsi nahm ihr Geheimnis mit ins Grab und diktierte nach dem Hinscheiden Kuangs sein Abschiedsdekret an das Reich, worin er lobend guthieß, was sie getan.

Sie selbst rechnete noch auf viele Sommer. Sie dekretierte sich den Titel „Große Kaiserin-Witwe", gab der Witwe Kuangs kaiserlichen Rang und ernannte Prinz Ch'un zum Regenten, mit dem Vorbehalt, daß sie es sei, die nach wie vor regierte. Einen Widerspruch wagte niemand. Nur Yüan Shih-k'ai hatte es noch am 14. November als seine Pflicht erkannt, Aufrechthaltung der Primogenitur zu empfehlen; zornig fragte ihn Tzu Hsi, ob er sie etwa für kindisch geworden halte? Er vergesse, daß ihr Wille keinen Widerspruch dulde, wenn sie einmal zu handeln sich entschlossen habe. Die Regentschaft für ein Kind sei allerdings dem Staatswohl gefährlich, sie aber sei da, um über dasselbe zu wachen. Am 15. November abends beim Nachtmahl verlor sie plötzlich und lange die Besinnung. Aus der Ohnmacht erwachend, fühlte sie das Ende nahe. Mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit, als handle es sich um die Abwicklung gewöhnlicher Staatsgeschäfte, berief sie den Regenten und den Großen Rat. Durch Dekret übertrug sie dem Prinzen Ch'un die Regierung, mit dem Auftrag, in schwierigen Fragen Kuangs Yehonala-Witwe zu konsultieren. Dann diktierte und korrigierte sie das Abschiedsdekret an ihr Volk. Aufs herzlichste sagte sie dann ihren weinenden Dienern und Frauen Lebewohl. Nach chinesischer Etikette baten hierauf die Prinzen und Staatsdiener um „ihre letzten Worte". Und noch einmal setzte sie die Welt durch einen letzten plötzlichen Impuls in Erstaunen. „Nie wieder," so sprach sie, „soll eine Frau die höchste Würde im Staat bekleiden dürfen. Die Hausgesetze der Manshu verbieten es. Laßt den Eunuchen keinen Einfluß in Regierungsangelegenheiten. Die Ming-Dynastie ist durch Eunuchen zugrunde gerichtet worden. Ihr seid gewarnt." Am 16. November um 3 Uhr nachmittags wandte sie, sich ausstreckend, das Haupt gegen Süden, der Vorschrift gehorchend, die dem Herrscher so zu sterben befahl. Tzu Hsi hatte den Drachen bestiegen. Ihr letztes Wort sprach die Verurteilung über ihr System. Sie selbst stand über dem Gesetz.

Das Dekret, mit dem sie von ihren Völkern schied, nannte ihr Leben einen unausgesetzten Kampf. Nur durch Pflicht gezwungen, habe sie die Regentschaft geführt und ihr Bestes für das Reich getan. Sie hinterlasse es auf dem Weg zum Fortschritt durch notwendig gewordene Reformen und bete für das Heil des Kaisers. Nur während 27 Tagen möge man für sie trauern.

Reich und Volk bereiteten ihr selbst nach chinesischen Begriffen unvergleichliche Totenfeierlichkeiten, erhoben sie im Ahnenkult mit Konfuzius ebenbürtig und nannten sie „pflichttreu, heilig und ruhmreich". Im Mausoleum, das Jung Lu für sie gebaut hatte, ward sie neben ihrem Gatten, Kaiser Hsien-Feng, mit dem Pomp und Geleit bestattet, das ihr „an die gelben Quellen" folgen sollte. Zum erstenmal verhielt die herbeigeströmte Menge sich schweigend, während der Leichenzug aus der verbotenen Stadt zur heiligsten Stätte Chinas, dem Tempel der Dynastie, sich bewegte. Die Nation vergaß ihrer Missetaten und Schwächen, nannte sie groß und vertraut noch heute auf ihren Schutz zur Herbeiführung besserer Zeiten.

Auch nach dem Maß einer anderen Moral und ihr immer unbekannt gebliebener sittlicher Werte gemessen, wäre es unbillig, über die Yehonala Tzü Hsi ein schlechthin verdammendes Urteil zu fällen.

Durch geistige Überlegenheit und heroischen Mut, mit Einsatz ihres Lebens, triumphierte sie über die dekadenten Fürsten der Manshu. Fünfzig Jahre lang beherrschte sie eines der größten Reiche der Welt. Ihren autokratischen Willen anerkannten bedingungslos nicht nur verkommene Mandarinen und sklavisch gehorchende Millionen, sondern Staatsmänner, die auch in Europa ersten Ranges gewesen wären. Sie wußte sich ihrer zu bedienen und sie zu belohnen. Wenn einige derselben ihren nicht immer ungerechten Zorn herausforderten und sie ihnen zu sterben befahl, gehorchten sie lautlos und segneten ihren Namen, statt seiner zu fluchen. Noch widersprach es den Methoden Chinas, wenn in und außerhalb der verbotenen Stadt gemordet wurde und Tzu Hsi es getan hatte. Persönliche Unbill zu rächen, habe sie, so heißt es, vermieden. Das stärkste Band zwischen ihr und ihren Völkern war der gemeinsame Haß gegen die fremden Barbaren, die Peking und die Paläste verwüstet, die China ausnützten und verderben wollten, und gegen das Häuflein treuer Christen, die den Tod der Apostasie vorzogen. In diese Welt hat die alte Buddha nie geblickt. Sie stand nicht höher darin als der Durchschnitt ihres Volkes, auch nicht so hoch als der weise Wu K'o-tu, der sterbend ihr Gewissen aufgerüttelt hatte. Aber es war doch nur ein chinesisches Gewissen, das sich mit Sophismen betäuben ließ.

Dreihundert Millionen Chinesen hießen das gut. Sie gehorchten zitternd der Herrscherin und liebten bewundernd die Frau, in deren Eigenschaften und Fehlern China sich wiedererkannte. Der Orient nennt sie „die große Kaiserin".

Über die Ausgestaltung des Seekriegsrechts seit dem russisch-japanischen Kriege.

Von

Curt Freiherrn v. Maltzahn.

Mephistopheles:
Ich wußte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig und sie, nicht zu trennen.
„Faust" Zweiter Teil.

Die siegreiche Offensive des Heeres in das feindliche Land hinein, die immer weitere Gebiete der Staatsgewalt des Gegners entzieht, seinem Heere die Subsistenzmittel nimmt und schließlich in der feindlichen Hauptstadt den Frieden diktiert, läßt sich mit der Flottenoffensive nicht vergleichen. Auch die siegreiche Flotte muß haltmachen an der Küste des Feindes; nur so weit, wie ihre Kanonen tragen, kann sie sein Land schädigen. Kann dieser Offensive nicht ein Angriff mit Heeresmacht über die überbrückte See hinweg folgen, so muß der siegreiche Staat aus der Beherrschung der See sich indirekte Waffen schmieden, deren Anwendung den Feind zum Frieden geneigt machen soll. So sind Angriffe auf das Privateigentum der Bewohner des feindlichen Landes, soweit es auf der See schwimmt, entstanden, so die Einschnürung der Küste durch die Blockade, die auch den Seeverkehr der Neutralen abhält und das gesamte Wirtschaftsleben des Feindes zum Angriffsobjekt nimmt. Also die Unzulänglichkeit des Seekrieges an sich, d. h. des nur gegen die feindliche Kriegsflotte geführten Kampfes, die Unmöglichkeit, mit ihm allein in allen Fällen den Feind zum Frieden zu zwingen, hat das Seebeuterecht und das Blockaderecht entstehen lassen, die so oft als Reste alter barbarischer Formen des Krieges verurteilt werden. Ihnen gesellt sich die Abhaltung der Kriegskontrebande hinzu, die, wo willkürliche Auslegung sie leitet, nicht nur weitere Belästigung des internationalen Seehandels durch das den Kriegführenden zustehende Durchsuchungsrecht den Flaggen aller Nationen gegenüber bringt, sondern auch eine Schädigung des Handels der Neutralen einschließt, wo neutrales Gut leichtfertig als dem Prisenrecht verfallen erklärt wird.

Da liegt denn für die Kriegführenden, namentlich für den zur See siegreichen und an Kampfkraft auch den Neutralen überlegenen, eine große

Versuchung vor, diese Rechte auch über das zum Kriege Notwendige hinaus rücksichtslos auszunutzen zur Stärkung seiner Handelsmacht und zur Schädigung wirtschaftlicher Konkurrenten. Die Formen der Kriegführung früherer Zeiten, da auch Irregulären, d. h. mit Kaperbriefen ausgestatteten armierten Kauffahrern, diese Rechte zustanden, kamen hinzu, um die Grenze zwischen Krieg, Handel und Piraterie immer mehr zu verschieben, und im Sinne des an die Spitze dieses Artikels gestellten Zitats wären „Habebald" und „Eilebeute" gut gewählte Namen für solche Kaperschiffe gewesen.

Die Bedingungen, unter denen zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf Vorschlag Rußlands die erste bewaffnete Neutralität sich zusammenschloß, um Übergriffen der Kriegführenden gegen den neutralen Handel zu wehren, kann man nach dieser Richtung hin als erste Formulierung der Grundsätze für ein Seekriegsrecht ansehen. Das Ringen zwischen Frankreich und England zur Zeit Napoleons hat dann ähnliche Abwehrmaßregeln der Neutralen entstehen sehen. Aber während in dem ersten Falle wenigstens eine gewisse Duldung den Rechtsansprüchen der Neutralen und ihren Rüstungen folgte, haben während der Kontinentalsperre teils die dira necessitas des Krieges, teils die egoistischen Bestrebungen der englischen Handelswelt solche Duldung nicht aufkommen lassen. Das seegewaltige England ließ kein anderes Recht auf See gelten als das der Gewalt. Unter der Firma der Blockade, die aber ihrer Handhabung nach nichts anderes war als eine schrankenlose Ausnutzung des Seebeuterechts gegen Gegner und Neutrale, zwang es der Welt seinen Willen auf.

Da war denn die auf Betreiben Napoleons III. zustande gekommene Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 der erste Schritt, um im Wege internationaler Vereinbarung Wandel zu schaffen. „Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft. Die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut. Neutrales Gut unter feindlicher Flagge darf nicht mit Beschlag belegt werden. Blockaden müssen, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam sein," das waren die Grundsätze, die sie aussprach, und denen der größte Teil der Seemächte beitrat. Die Vereinigten Staaten hielten sich fern. Sie wollten der Abschaffung der Kaperei nur zustimmen, wenn das Privateigentum eines kriegführenden Staates (mit Ausnahme der Kriegskontrebande) gegen Wegnahme durch Kriegsschiffe geschützt würde[1]). Das liberale englische Kabinett, das der Deklaration beigetreten war, ist vielfach angegriffen worden, und noch 1867 warf Disraeli, der spätere konservative Ministerpräsident, der Regierung vor, sie habe durch die Pariser Seerechtsdeklaration die Grundlagen der Seemachtsstellung Englands preisgegeben. Während aber in Amerika das Privateigentum auf See noch nicht für genügend geschützt erachtet wurde, waren die Gegner der Pariser Deklaration in England der Ansicht, es sei schon zu viel geschehen. Sie meinten, ihr Land habe durch den Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut", der feindliches Privatgut auf neutralem Schiff dem

[1]) Nach dem spanisch-amerikanischen Kriege sind auch die Vereinigten Staaten der Pariser Deklaration beigetreten.

Seebeuterecht entzieht, eines der wirksamsten Kriegsmittel verloren. Auch Bismarck äußerte sich zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, als wir dem Gegner an Flottenmacht weit unterlegen waren, über die Festsetzungen der auch von Preußen unterzeichneten Deklaration abfällig: „Wir müssen sehen, daß wir von dem Unsinn wieder loskommen“ [1]. Er hatte dabei eine Art Kaperkrieg gegen Frankreich im Sinn, das einzige Kriegsmittel des Schwächeren, wie er glaubte. Aber die daraufhin beschlossene Einrichtung einer freiwilligen Seewehr als Ersatz dafür unterblieb, als die Siege unserer Heere uns wirksamere Druckmittel in die Hand gaben.

So waren die Ansichten über die Pariser Seerechtsdeklaration geteilt. Die Erprobung durch einen weit ausgreifenden, alle Kräfte entfesselnden Seekrieg ist ihr erspart geblieben. Wer weiß, ob ein um seine Existenz kämpfender Staat die ihn hindernden Abmachungen damals nicht beiseite geschoben hätte.

Spätere internationale Konferenzen über Einschränkung oder Fernhaltung von Mißbräuchen in der Kriegführung, teils von der Schweiz, teils wiederum wie die bewaffnete Neutralität von Rußland ausgehend, haben sich mit dem Seekriege nicht befaßt. Es hätte nicht gelohnt, es zu versuchen. Hatte doch die stärkste Seemacht, England, 1874 ihre Teilnahme an der Brüsseler Konferenz an die Bedingung geknüpft, daß jedwede Erörterung seekriegsrechtlicher Fragen ausgeschlossen sein müsse. Erst die erste Haager „Friedenskonferenz“ von 1899, an der auch England teilnahm, hat ihre Festsetzungen über den Gebrauch gewisser Waffen und Geschosse auch auf den Seekrieg ausgedehnt, sonstige das eigentliche Seekriegsrecht betreffende Wünsche aber für eine später anzuberaumende neue Konferenz zurückgelegt. Als dann im Oktober 1904 von amerikanischen Friedensfreunden eine solche neue Konferenz in Anregung gebracht wurde, war der Krieg zwischen Rußland und Japan noch im Gange, und man glaubte weiteres bis nach seiner Beendigung verschieben zu sollen.

Es war dies das erste Mal, daß seit der Ära der Napoleonischen Kriege wieder ein länger dauernder Seekrieg durchgefochten wurde. Die Zeiten hatten sich in vieler Beziehung geändert. Neue Staaten waren in die Reihe der Seemächte eingetreten und standen neben England als „bewaffnete Neutralität“ bereit, ihre Rechte zu wahren. Die moderne Volkswirtschaft hatte den Beziehungen aller Länder zur See erhöhte Bedeutung gegeben, und mit steigendem Interesse schaute die Welt zu, als mit neuen Waffen um die Seeherrschaft gerungen wurde. Denn nicht nur die Beziehungen der Staaten zur See hatten sich geändert, sondern auch der Seekrieg selbst war von Grund aus umgestaltet worden, seit bei Trafalgar die Entscheidung über den Besitz des Meeres gefallen war. So forderte auch die Materie des Seekriegsrechtes, die bisher aus theoretischen Erörterungen und aus Besprechungen unklarer Friedensbestrebungen nicht recht herausgetreten war, aus der Praxis heraus andere Beachtung, und ich möchte zu-

[1] Perels, Internationales Seerecht. Berlin 1903.

nächst kurz erläutern, welche praktische Grundlage und welche Beispiele für seekriegsrechtliche Fragen dieser Krieg gebracht hat.

Da ist zuerst hervorzuheben, daß das, was ich vorher als Anlaß zur Schaffung indirekter Waffen für den Seekrieg bezeichnet habe, hier nicht vorlag. Der Schwerpunkt lag nicht beim Handelskrieg in allen seinen Formen — der Vernichtung des feindlichen Handels und dem Schutz des eigenen, der Handelsblockade und der dadurch bedingten Benachteiligung Neutraler —, sondern der Landkrieg sollte die Entscheidung bringen. Der Seekrieg diente den Japanern nur zur Überbrückung der See und zur Verteidigung dieser Brücke gegen russische Vorstöße von Wladiwostok und Port Arthur aus, sowie gegen die Flotte, die unter Rojestwenskys Führung später von der Heimat her zum Kriegsschauplatz entsandt wurde. Die Russen, von Anfang an geschwächt durch den Torpedobootsangriff der Japaner gegen das vor Port Arthur liegende Geschwader, der den Krieg eröffnete, hatten nicht die Kraft zu einem entscheidenden Vorgehen gegen den Seehandel unter japanischer Flagge. Die Beschränkung des Seekrieges auf Zwecke, die dem Landkrieg dienten, wies ihm auch ein bestimmt umgrenztes Kriegstheater zu, denn nur die Angriffswege hinüber zum Kontinent sollte er decken. Nicht wie sonst, wo der über alle Meere verteilte Seehandel des Gegners sein Angriffsobjekt ist, konnte er abschweifen in andere Gebiete und dort auch für andere Seestaaten zu einem Hindernis in der freien Benutzung der See werden. Aus allen diesen Gründen war eine Reihe von Fragen des Seekriegsrechtes, die mit dem Angriff auf den feindlichen Handel zusammenhängen, von vornherein ausgeschaltet oder doch eingeschränkt.

Die Blockade im Sinne des Seekriegsrechtes — ich habe sie zur Unterscheidung von der sogleich zu erwähnenden Kriegsblockade vorher als Handelsblockade bezeichnet — ist von den Japanern nur gegen das russische Kwantunggebiet mit Port Arthur verhängt worden. Aber auch hier fiel eine der Hauptfragen, die das Seekriegsrecht in solchen Fällen stellt, die Frage nach der Effektivität oder Wirksamkeit, eigentlich fort. Das ganze für blockiert erklärte Gebiet mußte im Interesse des Zusammenarbeitens mit der Belagerungsarmee, die gegen Port Arthur operierte, und um die dort liegenden russischen Schiffe am Auslaufen zu verhindern — also der Kriegsblockade wegen — sowieso ständig besetzt gehalten werden. Seine Bewachung war auch nicht schwierig, weil der Hafen nur einen, leicht einzusehenden Ausgang hat. Gerade die Hauptschwierigkeit, die in anderen Kriegsfällen darin besteht, daß man an einer Stelle der feindlichen Kriegsflotte entgegentreten, an der anderen aber, um eine Handelsblockade den Neutralen gegenüber rechtsverbindlich zu machen, ständig Streitkräfte bereit halten muß, fiel hier also fort. Die keine nationalen Verpflichtungen in sich schließende Kriegsblockade und die Handelsblockade fielen räumlich zusammen. Ja eine Blockadeerklärung wäre eigentlich gar nicht nötig gewesen, denn alles, was der belagerten Festung und dem daran anschließenden Gebiet über See zugeführt wurde, konnte ohne weiteres als Kriegskontrebande angesehen und danach behandelt werden.

Anders lag die Sache bei Wladiwostok, dem zweiten ganz weit im Osten des Kriegsgebietes gelegenen russischen Hafen. Seine Überwachung ist schwierig, weil er zwei weit voneinander getrennte Ausgänge hat. Hätte man über ihn die Blockade verhängen wollen, so hätte daher gegen ihn stärker detachiert werden müssen, als es im Interesse der Seekriegsführung im ganzen, deren Schwerpunkt im Westen lag, erwünscht gewesen wäre. Man hatte dies schon nicht getan, um den dort stationierten russischen Kreuzern die Bewegungsfreiheit zu nehmen, sondern sich damit begnügt, durch Aufstellung von Schiffen in der Koreastraße den Hauptweg von Japan hinüber zum Kriegsgebiet gegen Überfälle von Osten her zu decken.

Wladiwostok steht ja auch mit dem Seeverkehr der Welt nicht unmittelbar in Verbindung. Wie von Süden aus der Weg dorthin durch die Koreastraße führt, so müssen die Schiffe, die vom Ozean nach Wladiwostok bestimmt sind, auch von Osten und von Norden her enge Meeresstraßen passieren, die in Japans Hand waren oder doch leicht überwacht werden konnten, um Kontrebande abzuhalten. Und unter diese Rubrik fiel auch hier wohl alles, was während des Krieges nach Wladiwostok verfrachtet wurde. So konnten die Japaner hier auch ohne die Handelsblockade auskommen. Nur gegen Schluß des Krieges hielten sie eine besondere Maßnahme für nötig. Sie haben den Hafen, um seinen Verkehr nach außen hin zu sperren, mit einem Minenkordon umgeben. Da diese Minen zum Teil in der freien See, d. h. außerhalb der Dreimeilengrenze von der Küste lagen, haben viele darin eine illegale Gefährdung der Schiffahrt gesehen. Überhaupt hat die umfassende Verwendung, die die Minen in diesem Kriege gefunden haben, Anlaß zu allerlei Erörterungen gegeben. Noch monatelang nach dem Kriege haben treibende Minen, die durch Eis oder durch Seegang von ihrer Verankerung sich losgerissen hatten, in den ostasiatischen Gewässern die Schiffahrt gefährdet.

Wir sehen also, daß durch die Besonderheit dieses Krieges die Grenzen der Handelsblockade und des Kontrebandeverkehrs sich ineinanderschoben, daß für die neutrale Schiffahrt aber die Definition des Begriffes der Kontrebande von besonderer Bedeutung wurde. Je weiter die Kriegführenden ihn faßten, desto mehr litt der neutrale Handel, und die Wegnahme einer Anzahl von Handelsschiffen durch die aus Wladiwostok ausbrechenden russischen Kreuzer, namentlich die Versenkung solcher, die sie nicht mit Prisenbesatzung in Sicherheit bringen konnten, hat viele Reklamationen verursacht.

Eine besondere Episode im Handelskriege bildete das unvermutete Auftauchen russischer Hilfskreuzer im Roten Meer und in den angrenzenden Gewässern, die es sich zur Aufgabe machten, den dort von Europa her nach Ostasien durchgehenden Verkehr zu überwachen. Sie hatten unter der Handelsflagge die Dardanellen passiert und dann erst die an Bord befindlichen Geschütze aufgestellt und den Charakter als Kriegsschiff angenommen. Auf Reklamationen Englands, das darin nicht nur eine Verletzung der Verträge sah, die den Verkehr russischer Kriegsschiffe vom Schwarzen Meer her

regeln, sondern auch die Legalität solcher Umformung anfocht, die an Kaperei erinnere, sind diese Schiffe bald wieder verschwunden. Ihr Erscheinen hatte aber genügt, um später die ganze Frage wieder aufzurollen, die aus der Verwendung solcher Hilfsschiffe entsteht.

Handelt es sich bei dem, was ich bisher erwähnt habe, hauptsächlich um die Rechte neutraler Schiffahrt, so traten bei der Ausreise der Flotte Rojestwenskys, die den zweiten Teil des Seekrieges bildete, die Pflichten der Neutralen in den Vordergrund. Japan hätte es natürlich am liebsten gesehen, wenn es Rußland durch rigorose Auffassung der Neutralität überhaupt unmöglich gemacht worden wäre, eine neue Flotte nach Ostasien zu entsenden, und da es russische Stützpunkte und Kohlenstationen auf dem Wege dorthin nicht gab, war diese Flotte ja auf die Gastfreundschaft der Neutralen angewiesen. Das Kohlennehmen in See war in größerem Maßstabe noch nicht erprobt. Es bedingt aber auch einerseits eine Mitführung oder Vorausssendung von Kohlenschiffen, deren Befrachtung und Reiseregelung wieder neue Neutralitätsfragen aufwirft, andererseits beraubt es die Kohlen nehmende Flotte eines Teils ihrer Kampfbereitschaft, wird also immer bedenklicher, je mehr sie sich dem Kriegsschauplatz nähert. Zum Glück für Rußland gingen die Auffassungen über die Pflichten, die hieraus den Neutralen erwüchsen, weit auseinander. Wenn es nach Englands Willen gegangen wäre und nach Auffassung der Staaten, die seinem Beispiel folgten, so wäre die Ausreise überhaupt unmöglich gewesen. Aber Frankreich hatte, nicht nur aus Sympathie für seinen russischen Verbündeten, sondern früheren Neutralitätserklärungen folgend, die Grenzen weiter gesteckt, und andere Staaten folgten seinem Beispiel.

Eine Grenze fand die französische Gastfreundschaft aber schließlich doch an einer anderen Pflicht der Neutralität, die den neutralen Staaten verbietet, ihre Gewässer den Kriegführenden als Stützpunkte zur Verfügung zu stellen. Für den Aufenthalt in Madagaskar, der von besonderer Wichtigkeit war, weil die getrennt um Afrika fahrenden Teile der russischen Flotte sich dort erst vereinigen mußten, und weil dann die Kohlenversorgung für die Weiterreise neue Verzögerung schuf, gewährte Frankreich noch volle Freiheit. Der Marsch in den Indischen Ozean hinein wurde noch als Reisemarsch angesehen. An der Küste von Annam, wo der zweite längere Aufenthalt in französischen Hoheitsgewässern genommen werden sollte, lag die Sache aber doch wesentlich anders. Rojestwenskys Flotte war dem Kriegsschauplatz hier schon so nahe, daß sie zu einer Gefahr für Japan wurde. Auch das Versprechen des russischen Admirals, von hier aus keine Kriegshandlungen vorzunehmen, den Liegeplatz also nicht zu einer Operationsbasis zu machen, hielt schließlich das Ersuchen, französische Hoheitsgewässer zu verlassen, nicht auf. Nur scheinbares Sichfügen auf russischer, Durchdiefingersehen auf französischer Seite haben es ermöglicht, die letzten Verstärkungen unter Admiral Nebogatow noch herankommen zu lassen.

Erwähne ich noch die japanische „Kriegseröffnung ohne Kriegserklärung", so habe ich die Hauptpunkte hervorgehoben, bei denen in diesem Kriege das

Völkerrecht, speziell das Seekriegsrecht, eine Rolle gespielt hat. Sie schließen die Theorie an die Wirklichkeit an und zeigen zugleich, wieweit dieser neueste Seekrieg weitere internationale Vereinbarungen wünschenswert erscheinen ließ. Hatte er doch, ohne zu schwere Verwicklungen heraufzubeschwören und dadurch die Gegensätze zu verschärfen, erkennen lassen, wie empfindlich das die Welt umspannende moderne Wirtschaftsleben ist für die Erschütterungen, die der Seekrieg bringt, wie sehr es in Kriegszeiten abhängig ist von klaren Grenzbestimmungen für das Erlaubte und für das Verbotene. Ohne solche ist es für Produzenten, Reeder und Verfrachter unmöglich, über weite Meeresstrecken hin im voraus zu disponieren, ohne sich trotz aller Vorsicht Schädigungen auszusetzen. Auch die großen Versicherungsgesellschaften, dieser für den heutigen Seeverkehr unentbehrliche Sicherheitsfaktor, haben ohne sie keine Richtschnur für ihr Handeln. Man braucht nur die verschiedenen Deklarationen zur Hand zu nehmen, die im Beginn des Krieges erlassen worden sind, um dies zu verstehen. Die Proklamationen der Kriegführenden widersprachen einander in vielen Punkten, ließen aber namentlich nicht klar erkennen, was als Kriegskontrebande gelten sollte. Die Neutralitätserklärungen der übrigen Staaten zeigten ein Durcheinander von Ansichten über die Rechte und Pflichten der Neutralen, das unentwirrbar war. Die Schilderung dessen, was seitdem geschehen ist, wird uns erkennen lassen, daß der russisch-japanische Krieg zwei für das Seekriegsrecht sehr verschiedene Zeitabschnitte voneinander trennt.

Am 15. Juni 1907 trat auf Veranlassung des Zaren und auf Einladung der Königin der Niederlande im Haag die zweite Friedenskonferenz zusammen. Sie sollte das 1899 begonnene Werk fortsetzen, es flossen aber in dieser Weltkonferenz Strömungen verschiedener Art ineinander, die sich vielfach überdeckten, zum Teil aber auch behinderten. Als solche möchte ich unterscheiden die Vorschläge zur Schaffung obligatorischer Schiedsgerichte, die mehr formal-juristischen Bestrebungen, an deren Spitze das Institut du droit international steht, und drittens die Ansichten derer, die den Krieg, trotz aller Nachteile, die er bringt, als das höchste Souveränitätsrecht der Staaten ansehen, ihn aber, um unnütze Schädigungen abzuwenden, mit Garantien umgeben und diese der Praxis des Kriegs entnehmen wollen. Die Friedensidee, die sich in der zuerst genannten Richtung am klarsten ausspricht und der die Konferenz wohl ihren Namen verdankt, ist durch sie ihrer Verwirklichung nicht wesentlich näher geführt worden. Ein Abkommen über ein obligatorisches Schiedsgericht ist nicht zustande gekommen. Man kann es ja nun auch als eine Förderung des Friedens ansehen, wenn für den Krieg ein fester Rechtsboden gefunden und dafür gesorgt wird, daß die durch ihn herbeigeführten Schäden das Maß dessen nicht überschreiten, was nötig ist, und das Recht, Krieg zu führen, sicher zu stellen. Da ist dann anzuerkennen, daß es der zweiten Haager Konferenz gelungen ist, in dem Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges für diesen eine solche Grundlage zu schaffen. Für den Seekrieg wie für den Landkrieg bindend ist dann weiter von Bedeutung das Abkommen über

den Beginn der Feindseligkeiten, das, an den russisch-japanischen Krieg anknüpfend, in seinem ersten Artikel sagt:

„Die Vertragsmächte erkennen an, daß die Feindseligkeiten unter ihnen nicht beginnen dürfen ohne eine vorausgehende unzweideutige Benachrichtigung, die entweder die Form einer mit Gründen versehenen Kriegserklärung oder die eines Ultimatums mit bedingter Kriegserklärung haben muß."

Damit ist aber das Ergebnis der Konferenz im wesentlichen erschöpft. Zwar nahmen die auf das materielle Seekriegsrecht gerichteten Arbeiten auf der Konferenz einen großen Raum ein, zu einem Abschluß sind sie aber nur in nebensächlichen Punkten gelangt. Auch wo es zu Beschlüssen kam, wurden von einzelnen oder von Gruppen von Staaten Vorbehalte gemacht, und in den wichtigsten Fragen, Blockade und Kriegskontrebande betreffend, mußten die Verhandlungen als aussichtslos abgebrochen werden. Zwar ging die Aussprache auch hier ohne Schärfe vor sich, aber ein Ausgleich für die weit voneinander abweichenden Ansichten und Ansprüche konnte nicht gefunden werden. Zwei Gruppen standen sich hier gegenüber, die als die der Kontinentalmächte und die der Inselstaaten bezeichnet worden sind[1]) und an die Zeit der bewaffneten Neutralität erinnern. Allerdings hat Frankreich, mehr der neuen politischen Konstellation als seiner früheren traditionellen Haltung in diesen Dingen Rechnung tragend, sich in den meisten Fragen auf die Seite von England gestellt, wie es der zweite Inselstaat, Japan, prinzipiell tat.

So ist für das Seekriegsrecht wenig übrig geblieben, und dies Wenige schloß sich an die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges an. Es betrifft: die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruch der Feindseligkeiten, die Umwandlung von Kauffahrern in Kriegsschiffe, die Legung von unterseeischen selbsttätigen Kontaktminen, Beschießungen von Küstenstädten durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten, Beschränkungen in der Ausübung des Beuterechts im Seekriege und schließlich ein Abkommen, betreffend die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekrieges. Diese Aufzählung klingt allerdings vielversprechend, geht man aber, wozu ich hier nicht imstande bin, etwas näher auf sie ein, so erkennt man, daß wichtige Punkte offen gelassen worden sind, und daß die früher erwähnten Vorbehalte den Wert der Abkommen noch weiter herabdrücken. Von Bestimmungen, die einen festen Rechtsboden schaffen, konnte auch in den hier behandelten Materien nicht die Rede sein. Wie sollte auch eine Einigung, z. B. in Fragen der Neutralitätspflichten, erzielt werden, wo auf der einen Seite England stand, das in die Instruktion für seinen ersten Delegierten schrieb: „Großbritannien wird in keinem der jetzt vorauszusehenden Fälle von der Unterstützung der Neutralen bei der Durchführung der Kriegsoperationen abhängig sein," auf der anderen Staaten ohne irgendwelche Stützpunkte für ihre Wege über See. Mußten diese nicht fürchten, daß ihnen das Recht, Krieg zu führen, genommen oder in

[1]) Professor Zorn-Bonn, einer der Teilnehmer an der Konferenz, im Novemberheft der „Marine-Rundschau" 1907.

unleidlicher Weise beschränkt würde durch zu enge Fassung der Neutralitätsregeln? Und ähnliche prinzipielle Unterschiede ergeben sich für die modernen Waffen des Seekrieges. Zwar hatten im russisch-japanischen Kriege Angreifer wie Verteidiger, d. h. Japaner wie Russen, von Minen den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, aber im allgemeinen kann man die Minen doch zu den Verteidigungswaffen rechnen, die größeren Wert haben für den, der dem übermächtigen, zur Offensive im Seekriege befähigten Gegner Schranken ziehen will in der Ausnutzung der Seeherrschaft.

Da ist es denn bemerkenswert, daß die beiden Staaten, die meist in entgegengesetzten Bahnen standen, daß Deutschland und England, ohne daß das Programm der Konferenz diesen Punkt vorsah, Vorschläge einbrachten zur Einsetzung eines Oberprisengerichtes, und zwar sollte dieser Gerichtshof im Gegensatz zu den nationalen und daher, wie man meinte, oft einseitig im Sinne des Kaptors urteilenden Prisengerichten, ein internationaler sein. Zunächst erhoben Rußland und Japan auf Grund ihrer Erfahrungen im letzten Kriege Einspruch. Japan sah in der Einsetzung eines internationalen Prisengerichts eine Einschränkung der Souveränität, Rußland machte durchaus zutreffend geltend, daß nach den Ergebnissen der Konferenz dem Gerichtshofe ja die Unterlage des materiellen Rechtes fehle, und wenn von anderer Seite vorgeschlagen wurde, ein materielles Recht präjudiziell aus den Entscheidungen einer solchen Rechtsprechung allmählich entstehen zu lassen, so wurde dabei wohl übersehen, daß hierzu ja erst neue Kriege notwendig gewesen wären. Schließlich ist ein solcher Entwurf aber doch durchberaten und angenommen worden. Das in ihm geschaffene Oberprisengericht sollte, falls zwischen der nehmenden Kriegsmacht und ihrem Prozeßgegner ein Abkommen in diesen Dingen bestände, nach dessen Festsetzungen sein Urteil sprechen, sonst „nach den Regeln des internationalen Rechts", und wo diese fehlen, „nach den allgemeinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit".

So ist denn hier zum erstenmal ein internationaler Gerichtshof geschaffen worden, und darin liegt der hohe prinzipielle Wert dieser Entscheidung. Ihr praktischer Wert liegt aber darin, daß sie zum Ausgangspunkt geworden ist für die letzte große Beratung auf diesem Gebiet, für die von England einberufene Seekriegsrechts-Konferenz, die in London vom 4. Dezember 1908 bis zum 26. Februar 1909 getagt und wichtige Beschlüsse gefaßt hat.

Im Haag hatte man den Mächten am Schluß der Beratungen die Zusammenberufung einer dritten Friedenskonferenz vorgeschlagen. Sie ist durch die Londoner Beschlüsse nun überholt. Die englische Regierung ist durch Überlegungen der verschiedensten Art dazu bewogen worden, diese Konferenz einzuberufen und sie in bestimmte, andersgeartete Wege zu lenken. Mitentscheidend mag der Gedanke gewesen sein, der sich in dem Schlußurteil der „Times" über die Haager Konferenz von 1907 ausspricht: Sie würde mehr geleistet haben, wenn sie weniger über ideale Dinge verhandelt und dafür der Wirklichkeit mehr Rechnung getragen hätte, zu der Baron Marschall (der erste deutsche Delegierte) sie immer wieder zurückgerufen habe und die doch schließlich die Dinge dieser Welt regiere. Mit dieser Hinneigung zu

dem deutschen Standpunkt schaltete man die Idee der obligatorischen Schiedsgerichte und der direkten Beförderung des Friedens aus und nahm, wie schon der Name der Konferenz besagt, statt dessen Stellung zu dem, was der Krieg fordert. Da man außerdem den Gang einer von allen Staaten beschickten Weltkonferenz als zu schleppend erkannt hatte[1]), berief man eine oligarchische Versammlung der neun neben England am meisten beteiligten Großmächte, mit der man in kürzerer Zeit zum Ziel zu kommen hoffte, den übrigen Staaten den nachträglichen Beitritt offen haltend. Auch Gründe speziell national-englischer Art mögen mitgesprochen haben. Beinahe zum erstenmal in der langen Reihe der Seekriege hatte England 1904—1905 dem Kampfe zweier großer Mächte als Neutraler gegenübergestanden und sich dabei vielleicht klar gemacht, daß es in Zukunft bei den steigenden Flottenrüstungen in der ganzen Welt doch nicht immer leicht sein würde, den Anforderungen des englischen Wirtschaftslebens den Kriegführenden gegenüber ausreichend Geltung zu verschaffen, wenn nicht beizeiten durch internationale Abmachungen eine rechtliche Basis dafür geschaffen würde. Ergriffe England dazu selbst die Initiative, so konnte es ihm noch am ersten gelingen, seine reichen Erfahrungen auf diesem Gebiete nutzbar zu machen, seinen Standpunkt zu vertreten und anders gearteten präjudiziellen Entscheidungen eines internationalen Gerichtshofes vorzubeugen.

So etwa werden wir uns die Gründe erklären können, die England bewogen haben, seinen früheren ablehnenden Standpunkt nunmehr ganz zu verlassen und handelnd einzugreifen. Es stellte sich damit an die Spitze der internationalen Interessengemeinschaft der Seestaaten als primus inter pares. So unbequem für England diese Parität sein mag, die gänzlich dem widerspricht, was nach Schluß der napoleonischen Kriege ihm als Sinn des Britania rules the waves gegolten hatte, so sehr entsprach es jetzt doch wohl dem eigenen Interesse, und die „Gemeinschaft der Seestaaten" muß ihm dafür dankbar sein. Denn wie sehr sich das Machtverhältnis auf der See auch verschoben hat, eine Neuregelung des Seekriegsrechts *ohne England* wäre doch undenkbar. Diese Gemeinsamkeit der Interessen und daraus hervorgehend der feste Wille, nunmehr auch zu wirklich brauchbaren Resultaten zu gelangen, hat denn auch die Verhandlungen der Konferenz beherrscht. Statt der starren Betonung des Einzelstandpunkts, die im Haag die wenigen wirklich zustande gekommenen Beschlüsse durch Vorbehalte einzelner Staaten noch weiter durchlöchert hat, wollte man lieber mit offenem Sinn und mit gegenseitigen Konzessionen ein für die Allgemeinheit brauchbares Werk zustande bringen, wenn auch nicht jeder dabei das erreichte, was er für sich als das absolut beste erachtete. Solche Einigung ist denn auch, mit Ausnahme zweier, über alle im Programm der Konferenz enthaltenen Punkte zustande gekommen. Da die Konferenz aus Mächten bestand, die sich in wirtschaftlicher, politischer und geographischer Beziehung in der verschiedensten Lage befinden, „kann an-

[1]) Schlußbericht des ersten Delegierten Sir Edward Fry im englischen Blaubuch über die zweite Haager Konferenz.

genommen werden, daß die Regeln, auf welche sie sich geeinigt haben, den verschiedenen in Betracht kommenden Interessen hinreichend Rechnung tragen und somit unbedenklich von allen anderen angenommen werden können“ [1]). Um an diesen Entschlüssen, deren Innehaltung in Kriegszeiten die Signatarmächte sich gegenseitig garantieren, nicht rütteln zu lassen, sind die Bestimmungen der Londoner Seekriegsrechts-Konferenz zum Schluß für ein unteilbares Ganzes erklärt worden.

So hat sich denn die Londoner Konferenz die Aufgabe gestellt, eine Basis für die Rechtsprechung in Prisensachen zu schaffen, die bisher fehlte. Damit wurde nicht nur dem Prisenrecht an sich — indirekt auch dem Seekriege — gedient, indem Klarheit geschaffen wurde über viele bisher kontroverse Fragen, sondern der im Haag beschlossene Rekurs an ein internationales Oberprisengericht bekam hierdurch eigentlich erst Sinn und Inhalt.

Die Prisengerichte sollen durch ihren Spruch nachträglich die Kriegshandlungen sanktionieren, die, allgemein gesprochen, zum Gebiet des Handelskrieges gehören: Die Aufbringungen von Handelsschiffen unter feindlicher Flagge auf Grund des Seebeuterechtes und die Wegnahme neutraler Schiffe wegen Bruches einer rechtsgültigen Blockade oder wegen Führung von Kriegskontrebande. Hiernach war daher das Programm der Londoner Konferenz aufgestellt worden. Es hat sich, ebenso wie das internationale Oberprisengericht in erster Linie für Berufung bei Konfiskation *neutraler* Schiffe geschaffen worden ist, hauptsächlich den Schutz des neutralen Handels zur Aufgabe gestellt, zu Fragen des Seebeuterechts daher nur indirekt Stellung genommen [2]). Keine Lösung haben gefunden: die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Umwandlung eines Kauffahrteischiffes in ein Kriegsschiff auf hoher See und die Feststellung, ob der Wohnsitz oder die Staatsangehörigkeit des Eigentümers maßgebend sein solle für den Begriff „feindliches Gut“. Auf letzteres will ich hier nicht näher eingehen, erstere Frage ist uns aber schon aus der Besprechung des russisch-japanischen Krieges bekannt und verdient auch sonst Interesse. Wird in einem künftigen Kriege die Rechtmäßigkeit einer solchen Umwandlung von einem der Kriegführenden nicht anerkannt, so wird er, wenn er auf solche Schiffe trifft, sie als „Piraten“ ansehen. Wie wird aber das internationale Oberprisengericht handeln, wenn Fälle vor sein Forum kommen, in denen solche Schiffe als Kaptoren fungiert haben?

In allen anderen Programmpunkten hat die Konferenz aber ganze Arbeit gemacht. Sie hat ein vollgültiges *Blockaderecht* geschaffen. Sie hat den Begriff der *Kriegskonterbande* festgestellt und sie gegliedert in absolute und relative. Als absolute Kriegskonterbande sollen ohne weiteres, d. h. ohne daß, sobald ein Krieg ausbricht, eine Erklärung der Kriegführenden darüber notwendig ist, eine bestimmte Reihe von Artikeln angesehen werden, die (z. B. *Waffen, Geschütze, Panzerplatten*) nur dem Kriege dienen. Als

[1]) Generalbericht des Redaktionsausschusses der Seekriegsrechts-Konferenz, redigiert von dem französischen Bevollmächtigten Professor Louis Renault.

[2]) Siehe weiter hinten unter „Feindliche Eigenschaft“.

relative Kriegskonterbande gilt unter derselben Bedingung eine Reihe anderer Dinge, die auch eine nichtkriegerische Bestimmung haben können (z. B. Lebensmittel, Fourage, Eisenbahnmaterial), wenn sie nachweislich den Streitkräften der kriegführenden Mächte zugeführt werden sollen. So ist für beides, Blockade wie Kriegskonterbande, der Handel gewarnt und kann sich schon im Frieden auf die Verhältnisse des Krieges vorbereiten. Wo aber Unklarheiten herrschen und Konfiskationen stattfinden, da ist einer unparteiischen Rechtsprechung der Weg bereitet. Eine Reihe von Kapiteln der Konferenzbestimmungen, die diesen die Hauptsache betreffenden angegliedert sind, behandeln neutralitätswidrige Unterstützung (z. B. durch neutrale Kauffahrer, die den Kriegführenden als Nachrichtenschiffe dienen oder zu irgendwelchen Zwecken unter Aufsicht ihrer Agenten sind), Zerstörung neutraler Prisen, Flaggenwechsel (z. B. Scheinverkäufe, um Kauffahrer der Kriegführenden unter neutrale Flagge zu bringen), Feindliche Eigenschaft (d. h. Begrenzung des Begriffes „feindliches Gut" und „neutrales Gut" auf feindlichem Schiff, das dem Seebeuterecht verfallen ist), Geleit durch Kriegsschiffe neutraler Staaten, das vor Durchsuchung bewahrt, Widerstand gegen Durchsuchung und endlich Schadenersatz im Falle der Nichtbestätigung einer Konfiskation.

Schon diese Aufzählung der Kapitelüberschriften läßt erkennen, welchen Fortschritt durch Schaffung klarer Verhältnisse für den neutralen Handel in Kriegszeiten die Londoner Konferenz geschaffen hat. Die Pariser Seerechtsdeklaration hat ihr als Grundlage gedient. Sie hat diese dadurch nicht nur von neuem bestätigt, sondern sie auch in wichtigen Punkten ergänzt. Ich will gegenüber diesem unzweifelhaften Nutzen für die Gesamtheit nicht untersuchen, welche Vorteile oder Nachteile für einzelne Staaten sich aus diesen Festsetzungen ergeben. An einer Stelle habe ich zur Bezeichnung eines unerledigt gebliebenen Grenzfalles noch von „Piraten" gesprochen; noch zeigt das Seekriegsrecht Lücken, die nicht ausgefüllt worden sind und vielleicht nie ausgefüllt werden können, aber im ganzen sind wir seiner Kodifizierung nahe gerückt. Auch der Vorwurf, den man dem Seekriege noch vor kurzem machen konnte, er sei rückständig und barbarisch, trifft kaum mehr zu. Denn daß er das Privateigentum nicht vollständig frei lassen konnte, daß Blockaderecht und Seebeuterecht weiter bestehen müssen, habe ich schon in meinen einleitenden Worten als unausbleibliche Folge der Unzulänglichkeit des Seekrieges bezeichnet. Die Notwendigkeit, dem Feinde einen Schaden zufügen zu können, den er schwerer empfindet als das, was der Krieg ihm abtrotzen soll, wird trotz aller humanitären Forderungen bestehen bleiben wie der Krieg selbst. Es sind andere Folgen, denen wir im Seekriege gegenüberstehen, als sie der Landkrieg bringt. Ob aber verödete Häfen und ruhende Fabriken den Weg des Krieges bezeichnen oder brennende Dörfer und zerstampfte Saaten, es sind nur veränderte Erscheinungsformen desselben Dinges.

Unsere Betrachtung hat mich auf den Seekrieg selbst zurückgeführt; über seinen Zusammenhang mit der Umformung des Seekriegsrechtes zum Schluß noch wenige Worte.

Die Beschlüsse der Londoner Konferenz sind noch nicht ratifiziert, weil der Ratifikation zunächst noch gesetzgeberische Maßnahmen in den einzelnen Staaten vorausgehen müssen. Trotz gelegentlichen Einwendungen in der Presse wird man aber — die Unteilbarkeit des mühsam zustande gekommenen Werkes wird auch hierauf von Einfluß sein — mit ihrer allseitigen Annahme rechnen können[1]). So muß auch der Seekrieg für die Zukunft auf diese Festsetzungen sich einrichten.

England hatte sich 1907 im Haag, wie die Instruktion an seinen Delegierten erkennen läßt, hauptsächlich deshalb nicht für die ihm sonst wohl diskutabel erscheinende Abschaffung des Seebeuterechtes erklärt, weil dies logischerweise auch zur Abschaffung der Blockade führen müsse, des Druckmittels, das der Stärkere im Seekriege gegen heeresmächtige Kontinentalstaaten nicht entbehren könne. Auf der Londoner Konferenz ist man den umgekehrten Weg gegangen. Man hat die Blockade reglementiert und damit, ebenfalls logischerweise, das Seebeuterecht, von dem nur indirekt gesprochen wurde, in den Grenzen der Pariser Seerechtsdeklaration stillschweigend gutgeheißen. Mit beiden wird also der Seekrieg in Zukunft rechnen müssen.

Vergleichen wir nun den durch die Londoner Konferenz geschaffenen Zustand mit früheren Zeiten, so kann man sagen, die Waffen des reinen Seekrieges, d. h. des Krieges, der auf der See beginnt und endet, dem also die Fortsetzung durch den Landkrieg versagt ist, sind durch die Neuordnung der Dinge stumpfer geworden. Dem steht aber gegenüber eine gegen früher ganz bedeutend gesteigerte Empfindlichkeit aller Staaten gegen diese „indirekten" Waffen. Ich möchte daher glauben, daß die Wirkung des reinen Seekrieges gegen früher nicht geringer geworden ist; eher das Gegenteil ist der Fall, und ein Land, dem der siegreiche Feind die See verschließt, weiß heute genau, was seiner wartet. Es kann dies meiner Ansicht nach in all den Fällen, wo Hilfe von anderer Seite her nicht zu erwarten ist, sehr wohl dazu führen, daß die wirkliche Anwendung der indirekten Mittel des Seekrieges immer seltener werden wird. Den Sieger hindert ja nun nichts mehr daran, in durchaus einwandfreier, weil nach internationalen Rechtsregeln festgelegter Weise diese wirtschaftlichen Druckmittel anzuwenden, um den Feind, dessen Land er nicht erobern kann, nach seinen Bedingungen zum Frieden zu zwingen. Was folgt, ist eigentlich nur die Vollstreckung des durch die Schlacht gefällten Urteils. Soll man sie überhaupt noch abwarten?

Der Seekrieg würde sich also immer mehr dem Landkrieg nähern. Wie es dort jetzt schon geschieht, würde auch in ihm der Kampf der militärischen Streitmacht implicite schon die Entscheidung bringen, er wäre in diesem Sinne „humaner" geworden. Aber nicht die Verwirklichung der Ansprüche derer, die die Unverletzlichkeit des Privateigentums auf See fordern, hätte dies zu Wege gebracht, nicht „die große Konkurrenzfrage der Humanität"[2]), sondern

[1]) Dies ist um so wahrscheinlicher, weil mittlerweile das englische Parlament, wenn auch nach mehrfachem Widerspruch, den Konferenzbeschlüssen seine Zustimmung erteilt hat.

[2]) Professor Zorn-Bonn.

die dringende Gefahr der Anwendung wirtschaftlicher Zwangsmittel, die auch jetzt noch drohend hinter der Schlachtenentscheidung steht. Je mehr aber der Sieg in der Schlacht und das damit verbundene Maß an Seeherrschaft an sich schon die definitive Entscheidung über Krieg und Frieden bringen, desto mehr wird der Seekrieg gezwungen sein, sich auf die Schlacht zu rüsten. Auch nach dieser Überlegung sind wir also mit unserem Flottengesetz, das sich auf der Schlachtenentscheidung aufbaut, auf dem richtigen Wege.

Es ist dies die wichtigste allgemeine Forderung, die ich für den Seekrieg im ganzen aus der Ausgestaltung des Seekriegsrechtes ziehen möchte. Im übrigen möchte ich nur auf zwei Einzelheiten hinweisen: auf die Ausreise einer Flotte nach überseeischen Kriegsschauplätzen und auf die Blockade.

Die Haager Friedenskonferenz hat die Frage der Benutzung neutraler Hoheitsgewässer, die im russisch-japanischen Kriege eine so große Rolle gespielt hat, nicht endgültig entschieden. Es bestehen Vorbehalte einiger Mächte, und außerdem ist vieles, was hierfür von Wichtigkeit ist, abhängig gemacht von der Landesgesetzgebung der einzelnen Staaten. Die Sache kann also in jedem Kriegsfall anders liegen. Die Londoner Konferenz greift auf dieses Gebiet nur insofern hinüber, als sie in dem Kapitel Neutrale Unterstützung der Heranziehung neutraler Schiffe als Hilfsmittel solcher Reisen engere Grenzen zieht. In einzelnen Fällen stellt sie solche Schiffe sogar feindlichen Kauffahrteischiffen gleich, d. h. sie unterwirft sie der Konfiskation durch Kriegsschiffe der anderen Macht. Fern der Heimat Krieg zu führen, ein Fall, der bei der heutigen Bedeutung der überseeischen Interessen aller Länder immer häufiger eintreten kann, wird also jetzt den Staaten, die eigene überseeische Stütz- und Etappenpunkte nicht haben, noch mehr erschwert sein, als es 1904/05 für die Flotte Rojestwenskys war. Auch hierauf wird man sich politisch wie militärisch einrichten müssen.

Die Einsetzung eines internationalen Oberprisengerichts unterstellt eine ganze Reihe von Kriegshandlungen späterer richterlicher Entscheidung und zwar nicht nur ihrer rechtlichen Zulässigkeit nach, sondern auch was die Richtigkeit der militärischen Maßnahmen anbetrifft, die ihnen zugrunde liegen. Es ist dies eine natürliche Folge dieser Einrichtung, und ich will mich über die Zulässigkeit solcher Unterstellung nicht aussprechen. Für die Rechtsfindung des Oberprisengerichts wird aber in Zukunft nicht allein der Wortlaut der einzelnen Artikel der Londoner Konferenz maßgebend sein, sondern der Generalbericht des Redaktionsausschusses hat diesen auch Begründungen hinzugefügt, die so bemessen sind, daß sie als Kommentare der Artikel bei ihrer Anwendung dienen können.

Am deutlichsten tritt nun die Unterstellung militärischer Maßnahmen unter die richterliche Entscheidung hervor bei der Blockade. Artikel 3 lautet: „Die Frage, ob die Blockade tatsächlich wirksam ist, bildet eine Tatfrage." Aus dem Kommentar füge ich hinzu:

„Die Beurteilung kann schwierig sein, weil es unmöglich ist, über die Zahl und Aufstellung der Blockadenschiffe eine unbedingte Regel aufzustellen. Alles hängt von den tatsächlichen Umständen, von den geographischen Verhältnissen ab.

Je nach Lage des Falles kann ein Schiff genügen, um einen Hafen so wirksam wie nur möglich zu blockieren, während andererseits eine Flotte unzureichend sein kann, um den Zugang zu einem oder mehreren für blockiert erklärten Häfen tatsächlich zu verhindern. Es ist also wesentlich eine Tatfrage, die in jedem einzelnen Fall und nicht nach einer im voraus festgelegten Formel gelöst werden muß. Wer soll sie lösen? Die rechtsprechenden Behörden."

Es erinnert uns dies an die Unterschiede, die ich früher in dieser Beziehung für die Verhältnisse bei Wladiwostok und bei Port Arthur angeführt habe, an die Verschiedenheit der Kriegslage im östlichen und im westlichen Seegebiet des Kriegsschauplatzes, die die Hergabe von Kampfkraft für Zwecke der Handelsblockade an beiden Stellen ganz verschieden beurteilen ließ, und an das Auskunftsmittel, das die Japaner anwenden konnten, um eine Blockade von Wladiwostok überflüssig zu machen. „Die blockierende Kriegspartei will Kräfte sparen, und die Neutralen wünschen, daß ihr Handel möglichst wenig gehindert wird," sagt die Begründung weiter. Sie zieht also auch die Frage, ob etwa an unrichtiger Stelle Kräfte gespart worden sind, für die Beurteilung der Rechtsfrage mit herein. Wird es für das Gericht leicht sein, in allen Fällen zu einer einwandfreien Entscheidung in diesen militärischen Dingen zu kommen?

Die wichtigste militärische Folgerung aber, die ich aus der Einsetzung des souverän urteilenden internationalen Oberprisengerichts für die kriegerische Handlung ziehen möchte, ist die Regel: Denkt nicht an die schlimmstenfalls ja mit Geld gut zu machenden rechtlichen Folgen, die eure Handlungen später einmal haben können, sondern an das, was notwendig ist, um den Kriegszweck zu erreichen. Alles andere findet sich. Ein Staat, der seine Offiziere hiernach erzieht, tut es nicht aus Nichtachtung der hier im allgemeinen Interesse geschaffenen richterlichen Instanz, sondern nur in richtiger Konsequenz militärischen Denkens. Hier liegen also die Grenzen der Anwendung des Seekriegsrechts im Kriege selbst. Doch ist dabei zu bedenken, daß solche internationalen Abmachungen auch das öffentliche Gewissen schärfen. Offenkundiges Sichhinwegsetzen über die allgemein anerkannten Regeln des Seekriegsrechts kann den Staaten, die es tun, auch schweren Nachteil bringen. Ein aus der Verletzung der Rechte Neutraler entstehendes Aufbrausen der internationalen öffentlichen Meinung braucht sich noch nicht zu einer wirklichen Kriegsgefahr verdichtet zu haben, um doch schwere Gefahren heraufzubeschwören. So wird die Ausgestaltung und Kodifizierung des Seekriegsrechts, die die letzten Jahre uns gebracht haben, andererseits auch denen das Gefühl der Verantwortung schärfen, die dazu berufen sind, an leitender Stelle Entscheidungen zu treffen im Kriege.

Buddhistisches in der christlichen Legende.

Von
Richard Garbe.

Unter den heiligen Schriften der Buddhisten sind von besonderer Bedeutung — und zwar nicht bloß für die Erforschung der Lehren und Zustände des indischen Buddhismus — die unter dem Namen Jataka (sprich: Dscha-) bekannten erbaulichen Erzählungen, in denen Erlebnisse des Bodhisattva, des nachmaligen Buddha, geschildert werden. In diesen „Vorgeburtsgeschichten" tritt Buddha redend auf und berichtet im Anschluß an irgend ein Ereignis aus seiner Zeit und unter Nutzanwendung auf die durch dasselbe geschaffene Lage, daß er in einer früheren Existenz als Mensch, Fabelwesen oder Tier schon einmal etwas Ähnliches erlebt habe. Buddha ist also der Held aller dieser in vergangene Zeiten zurückverlegten Geschichten. Wenn in ihnen noch mehrere andere Personen oder Tiere auftreten, so werden die recht und gut handelnden am Schluß der Erzählung als frühere Daseinsformen der Freunde und Anhänger Buddhas bezeichnet, die bösen mit seinen Feinden und Gegnern identifiziert. Die Stoffe dieser Geschichten sind zum Teil uralt, zum Teil sind sie später erfunden worden; doch dürften die jüngsten Erfindungen nicht über das 3. Jahrhundert n. Chr. hinunterreichen. Eine ausgezeichnete Charakteristik der Jataka-Erzählungen findet man in Oldenbergs „Literatur des alten Indien", S. 103—129.

Diese phantasievollen und lehrhaften Erzählungen kehren zum großen Teil in der späteren didaktischen und Unterhaltungsliteratur Indiens wieder; denn sie haben sich bei den Indern, die ja von jeher ihre besondere Freude an Märchen und Fabeln gehabt haben, einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut. Viele von ihnen sind dann von ihrem Heimatlande aus über Persien, Arabien und Syrien weiter ins Abendland gewandert und Gemeingut aller indogermanischen Völker geworden; auch im inneren, nördlichen und östlichen Asien haben sie sich zugleich mit dem Buddhismus verbreitet.

Die älteste Sammlung von Jataka-Geschichten — und zugleich die älteste uns erhaltene Quelle der ganzen indischen Erzählungsliteratur[1] — liegt im

[1] Die im Veda vorliegenden Anfänge können wir hier außer Betracht lassen, zumal sie in der Jātaka-Literatur keine Fortsetzung gefunden haben.

Pali, der heiligen Sprache der südlichen Buddhisten, vor und umfaßt nicht weniger als 547 Erzählungen. Ihre frühesten Bestandteile (d. h. die der Prosa einverleibten Verse) stammen aus der Zeit um 400 v. Chr., während die Stoffe selbst, wie schon gesagt, teilweise viel älter sind. Von 34 der beliebtesten Jatakas besitzen wir eine Sanskritversion, die im Norden Indiens von Aryaśura unter dem Titel Jatakamala, „Vorgeburtsgeschichtenkranz", verfaßt worden ist[1]). Das Alter dieses Autors steht nicht fest; da aber ein anderes Werk Aryaśuras im Jahre 434 n. Chr. ins Chinesische übersetzt worden ist[2]), so kann er nicht später als im Anfang des 4. Jahrhunderts geschrieben haben. Denn ein Jahrhundert war in jenen Zeiten zum mindesten nötig, um ein Buch so berühmt werden zu lassen, daß seine Übersetzung in eine fremde Sprache in Frage kommen konnte.

Wenn auch die Sanskrit-Jatakas Aryaśuras im allgemeinen den Pali-Jatakas gegenüber als jüngere Fassungen gelten müssen, so ist doch das Material, das in der Sanskritversion vorliegt, zum Teil ebenso alt und in einzelnen Fällen ursprünglicher. Ich erwähne dies, weil der Umstand bei der Beweisführung weiter unten von Belang ist.

Ein paar Jatakas sind als die Quellen christlicher Heiligenlegenden erkannt worden. Da diese Entdeckungen in ausländischen, dem deutschen Publikum schwer zugänglichen Zeitschriften publiziert sind, so erscheint es mir zweckmäßig, sie in weiteren an diesen Fragen interessierten Kreisen bekannt zu machen, zumal ich sie durch neue Beweisgründe stützen kann. Ich liefere damit zugleich eine Ergänzung zu dem Artikel, den ich 1910 im Juliheft der „Deutschen Rundschau" unter dem Titel „Was ist im Christentum buddhistischer Herkunft?" veröffentlicht habe. Damals war mir von solchen buddhistischen Erzählungen, die, zu Heiligenlegenden umgeformt, ihren Weg ins Abendland gefunden haben, nur die Geschichte von Barlaam und Joasaph (S. 85) bekannt gewesen.

Zunächst wird man fragen, auf welchem Wege diese buddhistischen Stoffe in den christlichen Legendenschatz gelangt sind. Darauf ist zu erwidern, daß es bereits im Anfang des 3. Jahrhunderts, wie wir durch Bardesanes und Origenes wissen, Christen in Parthien, Medien, Persien, Baktrien und selbst im nordwestlichen Indien gab — also in Ländern, in die schon in früherer Zeit der Buddhismus eingedrungen war. Es sind also Christen damals

[1]) Das Pali-Original des Jātaka-Buches ist von dem dänischen Gelehrten V. Fausböll herausgegeben (7 Bände, London 1877–1897) und ins Englische unter Leitung von E. B. Cowell von verschiedenen jüngeren Indologen übersetzt worden (6 Bände, Cambridge 1895–1907). Von einer deutschen Übersetzung durch den Münchner Gelehrten Julius Dutoit sind bisher 3 Bände erschienen (Leipzig 1908–1911). Von Übersetzungen einzelner Teile seien hier nur die „Buddhist Birth Stories" von T. W. Rhys Davids (Band I, London 1880) erwähnt, welche die 40 Erzählungen enthalten. Die „Jatakamala" ist herausgegeben von Hendrik Kern (Boston 1891) und ins Englische übersetzt von J. S. Speyer (Oxford 1895).

[2]) Nr. 1349 in Bunyiu Nanjios Catalogue of the Chinese Translation of the Buddhist Tripitaka, the Sacred Canon of the Buddhists in China and Japan. Oxford 1883

mit der buddhistischen Weltanschauung und Kultur in Berührung gekommen; und das ist in den nächstfolgenden Jahrhunderten noch in anderen Gegenden Innerasiens in steigendem Maße der Fall gewesen, namentlich in dem klassischen Lande der Religionsvermengungen, in Turkestan, das wir als solches durch die epochemachenden Funde von Grünwedel, von Le Coq, Stein und anderen kennen gelernt haben.

Durch das außerordentlich sanftmütige und wohlwollende Wesen der buddhistischen Mönche müssen sich die Christen angezogen gefühlt haben; und die ethischen Lehren dieser Mönche mußten ihnen als ein überraschend ähnliches Abbild ihrer eigenen Anschauungen erscheinen. Wenn so alle Bedingungen für einen engeren Verkehr gegeben waren, kann es an Mitteilungen interessanter Erzählungen von der einen zur anderen Seite hin nicht gefehlt haben. Die Buddhisten waren aber früher an Ort und Stelle und hatten, ehe es dort Christen gab, Klöster (vihara) und Reliquien- oder Gedächtnismonumente (stupa) errichtet. Man hat über hundert solcher Stupas — großer, massiver Bauten in Form einer Halbkugel oder Glocke, die unmittelbar auf dem Erdboden ruht — allein längs der alten indobaktrischen Königsstraße von Manikyala im Osten des Indus an gezählt[1]). Diese Bauwerke pflegten die Buddhisten mit bildlichen Darstellungen von Szenen aus den beliebtesten Jatakas zu versehen. Solche Darstellungen finden wir schon aus der Zeit um 200 v. Chr. auf dem berühmten Stupa von Bharhut im mittleren Nordindien. Diese Reliefs auf den Stupas und in den Vorhallen der buddhistischen Klöster haben gewiß auf die Phantasie der Christen einen starken Eindruck gemacht und die Entlehnung und Umgestaltung der buddhistischen Erzählungsstoffe im christlichen Sinne gefördert. Aber unmittelbar, ohne mündliche Erklärungen, haben sie die Entstehung der christlichen Legenden nicht bewirken können.

Wenn bis jetzt außer der bekannten Erzählung von Barlaam und Joasaph nur die zwei christlichen Heiligenlegenden, von denen ich im folgenden handeln will, als Umbildungen von Jataka-Geschichten erwiesen sind, so hoffe ich, daß dieser Aufsatz den einen oder anderen mit der christlichen Legendenliteratur vertrauten katholischen Gelehrten veranlassen wird, die bisher in diesem Forscherkreise wenig beachtete Jataka-Literatur durchzustudieren. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dort noch manche weitere Quelle entweder für ganze Heiligenlegenden oder für einzelne Züge zu entdecken sein wird. Besonders berufen für diese Aufgabe würde der Verfasser der „Legenden-Studien" H. Günter sein, der in seinem neuesten verdienstvollen Werke „Die christliche Legende des Abendlandes" (Heidelberg 1910) in umfassender Weise die Quellen für die Motive der christlichen Heiligenlegenden aus vorchristlicher Zeit festgestellt hat, ohne jedoch dabei den Buddhismus zu berücksichtigen.

[1]) S. die Nachweise bei L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur. S. 765, Anm. 6.

I. St. Eustachius (Eustathius) Placidus[1].

Die Legende von dem heiligen Eustachius, dessen Gedächtnis in der römischen Kirche seit dem 6. Jahrhundert gefeiert wird, zerfällt in zwei Teile; der erste handelt von seiner wunderbaren Bekehrung[2], der zweite von seinen Leiden und seinem Märtyrertode.

Placidus — im griechischen Text Plakidas — war oberster Heerführer unter Trajan und stand in großer Gunst bei dem Kaiser. Er war ein sehr tugendhafter Mann von milder und sanfter Gemütsart, aber tapfer und ein großer Jäger. Von seiner Gattin Tatiana, die wie er selbst dem heidnischen Glauben anhing, hatte er zwei Söhne, deren Kindheit von dem Glanz der väterlichen Stellung umstrahlt war. Eines Tages geht Placidus auf die Jagd und trifft auf eine Herde von Hirschen, unter denen sich einer von auffallend schöner Gestalt befindet. Dieser trennt sich von der Herde, lockt Placidus von seinen Gefährten fort in das tiefste Dickicht des Waldes und bleibt auf einem Felsabhang stehen. Als Placidus sich dem Hirsch nähert, erblickt er zwischen dessen hohem Geweih ein hell strahlendes Kreuz mit dem Bilde des Heilands. Und der Hirsch — nach einer Version der an dem Kreuz hängende Heiland — erhebt seine Stimme und spricht: „Placidus, warum verfolgst du mich? Ich bin Christus, den du verehrst, ohne es zu wissen. Gehe in die Stadt zurück und lasse dich taufen." Placidus kehrt heim, erzählt seiner Gattin, was ihm begegnet ist, und wird noch in derselben Nacht samt Frau und Kindern von dem Bischof von Rom getauft. Bei der Taufe erhält er den Namen Eustachius oder Eustathius.

Diese Legende von der Bekehrung durch einen Hirsch mit dem Kruzifix ist später auf andere Heilige übertragen worden: auf St. Hubertus, St. Fantinus, St. Julianus, St. Felix von Valois und andere mehr[3]. Am bekanntesten unter diesen ist der heilige Hubertus, in dessen Lebensbeschreibung die Erscheinung Christi in Hirschgestalt aber lange nicht mehr so gut motiviert ist als in der zugrunde liegenden Geschichte von dem heiligen Eustachius.

Der zweite Teil der Eustachius-Legende nimmt in den Quellen einen erheblich größeren Raum ein als der erste; doch genügt hier eine kurze Inhaltsangabe. Die Leidens- und Prüfungszeit des Eustachius beginnt damit, daß er sein ganzes Vermögen verliert, und daß alle seine Sklaven und Sklavinnen an der Pest sterben. Da er sich schämt, in vollständiger Armut an dem Orte zu leben, wo er bisher reich und hochgeehrt war, wandert er mit seiner Frau

[1] M. Gaster, The Nigrodha-miga-Jataka and the Lite of St. Eustathius Placidus, Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland (1894), S. 335—340 (vgl. auch 1893, S. 869—871). — J. S. Speyer, Buddhistische elementen in eenige episoden uit de legenden van St. Hubertus en St. Eustachius, Theologisch Tijdschrift 40. Leiden 1906. S. 427—453.

[2] Diese erzählt schon Johannes von Damaskus, der im 8. Jahrhundert gelebt hat. Stadler und Heim, Vollständiges Heiligen-Lexikon, Bd. II, S. 129; Speyer S. 431. In der byzantinischen Welt wird also diese Legende schon früher verbreitet gewesen sein. Speyer (S. 435) setzt den griechischen Text der Vita Eustathii in den Acta Sanctorum (20. September) in das 5. Jahrhundert.

[3] Speyer S. 430, 434. Günter, Legenden-Studien S. 38, 39

und seinen beiden noch jungen Söhnen nach Ägypten aus. Weil er kein Geld zur Bezahlung der Überfahrt hat, läßt der Schiffer nur ihn und seine Söhne aussteigen und legt auf seine schöne Gattin Beschlag, die er als Sklavin bei sich behält. Bald darauf verliert Eustachius seine beiden Söhne, die beim Durchwaten eines Flusses von wilden Tieren, der eine von einem Löwen, der andere von einem Wolfe, geraubt werden. In völliger Verlassenheit fristet Eustachius sein Leben als Tagelöhner. Nach fünfzehn Jahren erinnert sich Trajan seines alten Feldherrn; denn er bedarf seiner, um einen Aufstand zu unterdrücken, und läßt ihn im ganzen römischen Reiche suchen. Eustachius wird trotz seines elenden Zustandes erkannt und nach Rom zurückgeführt, wo er wieder das Oberkommando der Truppen übernimmt, die er zum Siege über die Aufständigen führt. Auf diesem Feldzuge findet er in einem Dorfe am Ufer des Hydaspes(!) nicht nur seine Gattin wieder, die trotz aller Anfechtungen keusch und fromm geblieben war, sondern auch seine beiden Söhne; denn diese waren damals nicht von den Raubtieren verschlungen, sondern durch Landleute gerettet worden. Der siegreiche Feldherr kehrt mit den Seinigen nach Rom zurück und wird nach dem inzwischen erfolgten Tode Trajans von dessen Nachfolger Hadrian mit großer Freundlichkeit empfangen. Als jedoch Hadrian erfährt, daß sein Feldherr sich weigert, in dem Tempel Apollos zu opfern, und sich als Christen bekennt, gerät er in sinnlose Wut und befiehlt, Eustachius mit Weib und Kindern den wilden Tieren vorzuwerfen. Da aber der Löwe, der in der Arena gegen die Märtyrer losgelassen wird, sie nicht anrührt, läßt Hadrian sie in einen glühenden ehernen Stier werfen, in dem sie zwar den Tod fanden, jedoch ohne daß ihnen auch nur ein Haar versengt wurde. Die vier Leichname waren, da man nach drei Tagen die Reste entfernen wollte, unversehrt und glänzten heller als Schnee — ein Wunder, das auf alle Augenzeugen, auch auf Hadrian, einen tiefen Eindruck machte.

Das Merkwürdigste an dieser Legende ist der märchenhafte und der christlichen Anschauungswelt völlig fremde Zug von der Erscheinung des Heilands in der Gestalt eines redenden Hirsches. Die Versuche, dieses Motiv auf alte Volkssage zurückzuführen[1]) oder durch Bezugnahme auf die altchristliche Symbolik zu erklären, können nicht als gelungen bezeichnet werden. In Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, s. v. Hirsch (bei Speyer S. 436), heißt es: „Wie die Psalmstelle 42, 2 das Lechzen des Hirsches nach Wasserquellen zu einem lieblichen Bilde des Verlangens der Seele nach Gott ausgestaltete, so nahm auch die altchristliche Kunst diesen Gedanken auf und bereicherte ihn durch Bezugnahme auf Joh. 4, 13 f., so daß der Hirsch Sinnbild der gläubigen Seele wurde, welche nach den durch Christus erworbenen Gnadenströmen dürstet." Hierzu bemerkt Speyer mit Recht, daß weder diese Bildersprache noch die in der altchristlichen Kunst sich findende Verwendung des Hirschsymbols zur Bezeichnung der nach Gottes Gnade oder nach der Taufe verlangenden Seele für die Erklärung des kreuztragenden Hirsches in der Legende von St. Eustachius von Nutzen ist. Denn in dieser Legende stellt der Hirsch nicht die nach Christus dürstende Seele, sondern Christus selbst dar.

[1]) Günter, Legenden-Studien S. 38.

Alles Rätselhafte an der Erscheinung des Heilands in dieser Tiergestalt schwindet mit der Erkenntnis, daß es sich hier um eine Umgestaltung einer buddhistischen Jataka-Geschichte handelt. Es ist eine echt buddhistische, in den Jatakas so und so oft auftretende Vorstellung, daß Buddha in seinen früheren Existenzen ein Tier war; und insbesondere ist er mehrfach der „König der Hirsche" gewesen.

Die unmittelbare Quelle des ersten Teiles der Eustachius-Legende ist Jataka 12 in der Pali-Sammlung. Diese Entdeckung haben zwei Gelehrte unabhängig voneinander gemacht, was gewiß sehr für die Richtigkeit der Beobachtung spricht: der Engländer Gaster 1893 und der ausgezeichnete holländische Sanskritist Speyer, der den S. 125 Anm. 1 erwähnten Gasterschen Artikel nicht kannte, als er im Jahre 1906 auf Grund einer genauen Untersuchung des griechischen (ältesten) Textes der Eustachius-Legende in den „Acta Sanctorum" den gleichen Gedanken entwickelte und eingehender begründete.

Daß das eben genannte Jataka, das den Titel Nigrodha-miga-jataka, „die Geschichte von dem Feigenbaum-Hirsch" [1]) führt, reichlich alt genug ist, um als Quelle für den ersten Teil der Eustachius-Legende angesehen werden zu können, steht außer Zweifel. Die Erzählung war schon im dritten Jahrhundert vor Chr. weithin bekannt; denn es sind drei Szenen aus ihr auf einem Relief an dem S. 124 erwähnten Stupa von Bharhut abgebildet [2]).

Für die nachfolgende Inhaltsangabe des Jataka benutze ich die Übersetzung von Dutoit mit allerlei Abänderungen und Kürzungen.

Einstmals, als Brahmadatta König von Benares war, nahm der Bodhisattva seine Wiedergeburt als Hirsch. Als er den Leib seiner Mutter verließ, war er goldfarbig, seine Augen waren runden Edelsteinen ähnlich, sein Geweih silberfarbig, sein Mund von der Farbe roter Gewänder, seine Hufe waren wie von Lackarbeit gemacht, sein Schweif war wie der eines Yak [3]), sein Körper aber war groß wie der eines Füllens. Er hatte seinen Aufenthalt im Walde, von fünfhundert Stück Wild umgeben, und hieß der Nigrodha-Hirschkönig. Nicht weit von ihm lebte ein anderer Hirschkönig, auch von fünfhundert Stück Wild umgeben, mit Namen Sakha. Auch dieser war goldfarbig.

Zu der Zeit war der König von Benares leidenschaftlich der Jagd ergeben; ohne Fleisch speiste er nicht. Deshalb ließ er, indem er so die Leute in ihrer Beschäftigung störte, alle Städter und Landleute aufbieten und ging täglich auf die Jagd. Da dachten die Leute: „Dieser König stört uns in unserer Beschäftigung. Wie, wenn wir im Park einen Futterplatz anlegen, Wasser herbeiführen und viel Wild in den Park hineintreiben, dann das

[1]) Das Wort miga bedeutet sowohl Hirsch wie Reh und Gazelle und wird gewöhnlich mit Gazelle übersetzt. Wenn Dutoit, Jātakam (Bd. I, S. 64, Anm. 3) nigrodha als „Bananenbaum" wiedergibt, so verwechselt er das von den Engländern aufgenommene Wort banyan, das eine Bezeichnung der ficus indica ist, mit Banane.

[2]) S. die Illustration in Rhys Davids' Buddhist India. London (1903). S. 193.

[3]) Ein Grunzochse (bos grunniens), eine in Innerasien heimische Büffelart, mit seidenartigem, bis auf die Erde reichendem Haar und einem stark behaarten Schweif, der in Indien zu den Insignien des Königs gehört.

Tor schließen und das Wild dem König übergeben würden?" Und so machten sie es. Durch ein großes Treiben jagten sie die Herden des Nigrodha-Hirsches und des Sakha Hirsches in den königlichen Park und schlossen das Tor. Als der König sich nach seinem Parke begab, sah er dort die zwei goldfarbigen Hirsche und gewährte ihnen Unverletzlichkeit. Von da an ging er manchmal selbst, manchmal sein Koch, erlegte ein Tier und nahm es mit sich. Wenn nun die Tiere den Bogen sahen, liefen sie von Todesfurcht ergriffen davon; wenn sie dann zwei oder drei Wunden erhalten hatten, wurden sie matt und schwach und starben. Dies berichtete die Herde dem Bodhisattva. Dieser ließ den Sakha zu sich rufen und sprach zu ihm: „Lieber, viele Tiere gehen zugrunde. Da nun gestorben werden muß, sollen von nun an wenigstens nicht mehr die Tiere nutzlos verwundet werden, sondern es soll ein regelmäßiger Wechsel an der Schlachtbank stattfinden. An einem Tag soll meine Herde, am andern Tag deine Herde an der Reihe sein. Das Tier aber, auf welches das Los fällt, soll seinen Kopf auf die Schlachtbank legen." Jener willigte ein. Eines Tages nun traf das Los eine trächtige Hindin aus der Herde des Sakha. Sie ging zu Sakha hin und sprach: „Herr, ich bin trächtig, laß das Los an mir vorübergehen." Er aber erwiderte: „Es geht nicht an, dein Los anderen zuteil werden zu lassen." Als sie nun bei diesem keine Gewährung fand, ging sie zum Bodhisattva hin und erzählte ihm die Sache. Dieser antwortete: „Gut, gehe du, ich will das Los an dir vorübergehen lassen;" und er ging selbst hin und legte sein Haupt auf die Schlachtbank. Als ihn der Koch sah, lief er rasch zum König und berichtete ihm: „Der Hirschkönig, der Unverletzlichkeit erlangt hat, liegt an der Schlachtbank. Was hat das zu bedeuten?" Der König bestieg sogleich seinen Wagen und kam mit großem Gefolge. Als er den Bodhisattva sah, sprach er: „Lieber Hirschkönig, habe ich dir nicht Unverletzlichkeit gewährt? warum liegst du da?" Der Bodhisattva erwiderte: „O großer König, eine trächtige Hindin kam zu mir und sprach: ‚Laß mein Los einen andern treffen.' Ich kann aber nicht das Todesleid auf einen andern übertragen. Deshalb habe ich ihr Geschick auf mich genommen und mich hier niedergelegt." Der König antwortete: „O Herr, goldfarbiger Hirschkönig, ich habe selbst unter den Menschen noch keinen gefunden, der so von Güte, Liebe und Mitleid erfüllt wäre wie du. Darum bin ich dir wohlgeneigt. Stehe auf, dir und jener gewähre ich Unverletzlichkeit." Darauf sprach der Bodhisattva: „Wenn zwei Unverletzlichkeit erlangt haben, wie soll es dann mit den übrigen werden, o König?" „Auch ihnen gewähren wir Unverletzlichkeit, o Herr." Und so erwirkt der Bodhisattva weiter von dem König das Versprechen, daß er auch alles Wild außerhalb des Parkes, ferner alle übrigen Vierfüßler, alle Vögel und Fische schonen werde. Da stand das „große Wesen" auf, belehrte den König über die fünf Gebote und sprach: „Handle nach dem Gesetz, o großer König. Wenn du gegen Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Brahmanen und Hausväter, Städter und Landleute nach dem Gesetz und in Friedfertigkeit handelst, so wirst du nach der Auflösung deines Körpers zur Seligkeit in den Himmel gelangen." Nachdem er so mit Buddha-Anmut dem König das Gesetz gepredigt hatte, verweilte er noch einige Tage in dem Park, ermahnte

den König nochmals und begab sich dann, von seiner Herde umgeben, in den Wald. Der König aber, der bei der Ermahnung des Bodhisattva beharrte und gute Werke tat, gelangte an den Ort seiner Verdienste.

Die Übereinstimmungen zwischen dieser Erzählung und der Legende von St. Eustachius Placidus sind so mannigfach, daß sie nicht auf Zufall beruhen können. Die hauptsächlichsten Züge sind vollkommen identisch [1]). Der König Brahmadatta und Placidus sind beide leidenschaftliche Jäger. Beide sind trotzdem von milder Gemütsart, haben aber noch nicht die wahre Lehre in sich aufgenommen. Beiden tritt der Heiland der Welt (in der buddhistischen Erzählung der zukünftige Erlöser) in der Gestalt eines prächtigen Hirsches entgegen in dem Jātaka mit silberfarbigem Geweih, in der christlichen Legende mit dem Kruzifix in dem Geweih. In beiden Geschichten setzt sich der Hirsch der Gefahr aus, getötet zu werden, um mit Brahmadatta resp. Placidus zu reden und ihnen den Weg zum Heil zu weisen. Sowohl Brahmadatta wie Placidus werden durch den Hirsch bekehrt und gelangen infolgedessen zur himmlischen Seligkeit.

Bei allen Untersuchungen, die sich auf die Abhängigkeit einer Erzählung von einer anderen beziehen, sind Übereinstimmungen in nebensächlichen, für den Verlauf unerheblichen Zügen von ganz besonderer Beweiskraft. Ich möchte deshalb noch auf eine solche Übereinstimmung aufmerksam machen, die bisher nicht beobachtet worden ist.

Im Nigrodha-miga-jātaka wiederholt der Bodhisattva nach der entscheidenden Unterredung mit dem König an einem späteren Tage seine Ermahnung -- ohne ersichtlichen Grund, wahrscheinlich nur, weil die buddhistischen Texte die Wiederholungen lieben. Genau denselben Zug, nur in christlicher Färbung, finden wir in der Legende von St. Eustachius Placidus. Der griechische Text erzählt, daß der in Hirschgestalt erschienene Christus den Placidus auffordert, nachdem er die Taufe empfangen, am nächsten Tage wieder zu derselben Stelle zurückzukommen, um zu vernehmen, was Gott weiter von ihm verlange. Zurückgekehrt erfährt Placidus, daß ihm schwere Prüfungen bevorstehen, daß er aber, wenn er alle Anfechtungen siegreich bestanden habe, des höchsten himmlischen Lohnes teilhaft werden würde.

Hier fragt man vergebens nach dem Zweck der zweiten Begegnung; denn was Placidus da eröffnet wird, hätte ihm ebensogut schon bei der ersten Begegnung gesagt werden können. Man wird keine andere Erklärung für die Wiederholung finden können, als daß diese eben aus der buddhistischen Quelle übernommen worden ist.

Wer nach allem dem noch an der Abhängigkeit der Eustachius-Legende von dem Nigrodha-miga-jataka zweifeln sollte, wird die letzten Bedenken fahren lassen, wenn er erfährt, daß auch für den zweiten Teil der Legende eine Quelle in der Jātaka-Literatur existiert.

Wenn die beiden Entdecker des buddhistischen Ursprungs der Eustachius-Legende, Gaster und Speyer, hier zwei verschiedene Erzählungen als die Vor

[1]) Gaster, S. 337, 340.

lage bezeichnen — der erste die Geschichte von Paṭacara, der zweite die von Viśvantara —, so hat das nicht viel zu bedeuten. Denn die Erzählung von Paṭacara, die ihren Gatten und ihre beiden Kinder verliert (die letzteren beim Überschreiten eines Stromes[1]) wie Eustachius), ist eine Abzweigung aus demselben Stamm, dem auch die Viśvantara-Geschichte entsprossen ist. Sie wendet den Stoff ins Weibliche, zur Verherrlichung einer Frau, die zu den Heiligen (Arhat) der buddhistischen Kirche gehört.

Als die eigentliche Quelle des zweiten Teiles der Eustachius-Legende ist mit Speyer die Erzählung von Viśvantara (Sanskrit) oder Vessantara (Pali) anzusehen, eine Erzählung, die unter den Buddhisten so bekannt und verbreitet ist wie außer der Lebensbeschreibung von Buddha selbst keine zweite sonst. Da der Inhalt dieser Erzählung auf dem Boro Budor, dem berühmtesten buddhistischen Monument der Insel Java, bildlich dargestellt ist, so dürfen wir annehmen, daß solche Darstellungen auch in anderen buddhistischen Ländern zu der Zeit, als die Geschichte christianisiert wurde, verbreitet waren. In Tibet ist noch heute der Stoff für dramatische Vorstellungen beliebt.

Der Inhalt der Erzählung[2]) ist in den Hauptzügen folgender. Zu seiner vorletzten irdischen Existenz wurde der Bodhisattva geboren als Prinz Viśvantara, Sohn des Königs Sañjaya, in der Hauptstadt des Śibi-Landes Jayatura (Pali Jetuttara). Um in einer zukünftigen Existenz Buddha zu werden und der Welt die Erlösung von den Leiden des fortgesetzten Daseins zu bringen, lebte der Prinz in dem Streben, jede an ihn gerichtete Bitte zu erfüllen und alles ihm Gehörige hinzugeben. Eines Tages kommt aus dem fernen Königreiche Kalinga, in dem Dürre und Hungersnot herrschte, eine Gesandtschaft, um Viśvantara zu bitten, daß er seinen weißen Elefanten hergeben möge, der die Fähigkeit besaß, Regen herbeizuführen. Unverzüglich entspricht der Prinz dieser Bitte mit dem Bedauern, daß die Gesandten nicht mehr von ihm verlangt hätten, z. B. sein Fleisch oder seine Augen. Aber das Volk ist gar nicht mit dem Verlust des Elefanten, der ihm von so großem Nutzen war, einverstanden und setzt bei dem Könige durch, daß der Prinz zur Strafe in die Wildnis auf den Vanka-Berg verbannt werde. Die Gattin des Prinzen besteht darauf, mit ihren beiden Kindern sein Los zu teilen.

Am nächsten Morgen läßt Viśvantara die Bettler zusammenrufen und verteilt seinen gesamten Besitz unter sie; noch auf dem Wege verschenkt er an Bittende die Pferde und den Wagen, auf dem er mit den Seinigen abgefahren war, und setzt auf rauhen Wegen in der Sonnenglut die Reise zu Fuß fort. Auf dem Vanka-Berge leben die vier, wie Asketen gekleidet, in Laubhütten und nähren sich von den Früchten des Waldes.

[1]) Das eine Kind der Paṭācārā ertrinkt, das andere wird von einem Adler geraubt. Journal of the Royal Asiatic Society 1893, S. 554, 558. Diese Einzelheit aus der Paṭācārā-Geschichte ist offenbar die Quelle für den gleichen Zug der Eustachius-Legende.

[2]) In der Pali-Sammlung der Jātakas ist das ziemlich umfangreiche Vessantara-Jātaka das letzte, Nr. 547. Sein Inhalt ist ausführlich erzählt von Spence Hardy, Manual of Buddhism, S. 116 ff., und von Heinrich Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, Bd. I, S. 388 ff.; kurz auch von Oldenberg, Buddha[5], S. 355. In der Jātakamālā Āryaśūras ist das Viśvantara-jātaka Nr. 9.

Da kommt nach sieben Monaten ein widerlicher alter Brahmane des Weges und bittet den Prinzen, ihm seine beiden Kinder zu schenken, damit er Bedienung habe. Und der Vater, das „große Wesen", ist hoch erfreut, eine Gelegenheit zu haben, Wertvolleres als bisher zu verschenken, und gibt die beiden weinenden Kinder hin, die der alte Brahmane unter Stockschlägen forttreibt. Da erbebt die Erde, Blitze zucken, und Donner erschallt in der Luft, und alle Götter freuen sich, weil das große Wesen durch die Hingabe seiner geliebten Kinder getan hat, was zur Erlangung der Buddhaschaft nötig ist. Auch die eigene Mutter, die bei ihrer Rückkehr vom Früchtesuchen die Kinder nicht mehr vorfindet, tröstet sich mit dem Gedanken: eine größere Gabe als seine Kinder kann niemand geben.

Am nächsten Tage stellt der Himmelskönig Indra die naheliegende vernünftige Erwägung an: „Gestern gab Viśvantara seine Kinder fort, und die Erde erbebte. Wenn jetzt ein gemeiner Mensch käme, ihn um seine unvergleichliche, tugendhafte Gattin zu bitten, und diese mit sich fortnähme, so würde der Prinz hilflos und verlassen sein. Wohlan, ich will die Gestalt eines Brahmanen annehmen und Viśvantara um seine Gattin ansprechen. So werde ich ihn in den Stand setzen, die höchste Stufe der Vollendung zu erreichen; ich werde es aber dabei unmöglich machen, daß die Gattin noch irgend jemandem sonst geschenkt werde, und dann werde ich sie zurückgeben." Willig liefert der Prinz dem vermeintlichen Brahmanen sein Weib aus, und wieder nimmt das ganze Weltall unter den gleichen Wundererscheinungen an dieser beispiellosen Selbstentäußerung freudigen Anteil. Indra aber sagte: „Jetzt gehört die Prinzessin mir, und was einem andern gehört, darfst du nicht verschenken," gab sich dem Prinzen zu erkennen und erstattete ihm sein Weib zurück.

Die Schritte des alten Brahmanen, dem die beiden Kinder geschenkt worden waren, wurden inzwischen von Göttern nach der Hauptstadt Jayatura gelenkt, wo der Brahmane genötigt wurde, die Kinder dem Könige, ihrem Großvater, gegen einen hohen Kaufpreis abzutreten. Und da das Volk von Kalinga den regenspendenden weißen Elefanten aus freien Stücken zurückgeschickt hatte, weil nun im Lande Überfluß herrschte, war der Grund für die Verbannung des Prinzen hinweggeräumt. König Sañjaya zog mit den beiden Kindern und einem ungeheuren Gefolge nach dem Vanka-Berge und holte seinen Sohn unter großem Pomp und dem Jubel der Bevölkerung heim.

Diese Erzählung weist mit dem zweiten Teil der Eustachius-Legende folgende Übereinstimmungen auf[1]). Viśvantara und Eustachius gehören beide zu den Mächtigen der Erde. Beide verlieren Stellung und Reichtum, Frau und Kinder. Beide gehen in die Verbannung, wobei der eine – nach dem höchsten Ideal der buddhistischen Ethik – alles, auch das letzte und liebste, hingibt, während der andere – nach christlicher Auffassung – von Gott durch den Verlust der Güter und der Familie und durch Leiden geprüft wird. Auch Viśvantara wird einer Prüfung unterzogen, und zwar durch den

[1]) Speyer, S. 450, 451.

Himmelskönig Indra, der schon in früheren Existenzen des Bodhisattva die Rolle des prüfenden Gottes gespielt hat und diesmal in der Gestalt des Brahmanen sein Weib von ihm erbittet. Viśvantara und Eustachius erlangen schließlich wieder, was sie verloren haben.

Bei der Annahme, daß das Viśvantara-Jataka für die christliche Legende benutzt worden ist, muß man zweierlei voraussetzen: 1. daß die indische Erzählung in den westlichen Ländern unter Persern, Syrern und Griechen einige Umgestaltungen erfahren hat, wie die Christianisierung sie erforderte denn Eustachius konnte nicht gut Frau und Kinder an Bettler fortschenken, sondern mußte sie auf andere Weise verlieren; 2. daß bei diesen Umgestaltungen die Bereicherung durch Motive aus anderen buddhistischen Erzählungen eine Rolle gespielt hat[1]).

Daß aber in Wirklichkeit die Erzählung von Viśvantara dem zweiten Teil der Eustachius-Legende als Quelle gedient hat, und daß nicht etwa hier bloß zufällige Übereinstimmungen vorliegen, dafür kann ich einen Beweis beibringen, auf den weder Gaster noch Speyer gekommen sind, der mir aber den Ausschlag zu geben scheint.

Der Aufstand, den der von Trajan zurückgerufene Placidus zu unterdrücken hat, war im fernen Osten des Reichs ausgebrochen, und auf diesem Feldzug findet, wie Seite 126 erzählt worden ist, der siegreiche Feldherr sein Weib und seine Kinder in einem Dorfe am Ufer des Hydaspes wieder. Ich habe schon oben hinter Hydaspes ein Ausrufungszeichen gesetzt; denn die Gegend am Hydaspes, das Pendschab, liegt so weit außerhalb der Grenzen des Imperium Romanum, daß eine völlige Gedankenlosigkeit des Verfassers der griechischen Vita des Eustathius dazu gehörte, um den Aufstand gegen Trajan und den Feldzug des Placidus dorthin zu verlegen. Diese Gedankenlosigkeit aber ist für uns von großem Wert; denn wenn man bisher infolge ihrer Nichtbeachtung nur mit hoher Wahrscheinlichkeit das Viśvantara-Jataka als die Quelle des zweiten Teils der Eustachius-Legende ansehen konnte, so läßt sich die Richtigkeit dieser Ansicht nicht besser erhärten als durch den Hinweis darauf, daß der Schauplatz der buddhistischen Erzählung in ganz mechanischer Weise in die christianisierte Umarbeitung übernommen worden ist, wo er als ein Ding der Unmöglichkeit dasteht. Der Vater des Viśvantara ist König im Lande der Śibi (Pali Sivi, griechisch Σίβαι), und dieses Volk wohnte zwischen Indus und Hydaspes. Genau an der Stelle, wo Viśvantara Frau und Kinder wiedergewinnt und nach dem Schauplatz der ganzen Erzählung wiedergewinnen mußte, findet also Eustachius seine Gattin und seine Söhne wieder, obwohl er sie nach der Anlage der christlichen Erzählung dort nie hätte finden können. Darin wird niemand, zumal bei Berücksichtigung aller sonstigen Übereinstimmungen, ein Spiel des Zufalls sehen wollen. Für den Schluß der christlichen Legende, das Martyrium des Eustachius und seiner Familie, darf man natürlich nicht nach einer buddhistischen Quelle suchen. Daß es sich hier um einen selbständigen Zusatz der christlichen Umarbeitung handelt, liegt auf der Hand.

[1]) S. Anm. 1 auf S. 130.

II. St. Christophorus[1].

Die griechische Urredaktion der Legende vom heiligen Christophorus wird von Günter, Legendenstudien S. 25, in das sechste Jahrhundert gesetzt. Bei den Griechen heißt der Heilige vor seiner Bekehrung Ἀνάγεβος, bei den Lateinern Reprobus. Die letzteren nennen den König, der in der Legende auftritt, Dagnus von Samos in Lykien; in den griechischen Texten heißt er ἄγιος βασιλεύς, d. h. er trägt dort den Namen des typischen Christenverfolgers. Eine historische Person ist in diesem König nicht zu vermuten.

Eine mittelalterliche, aber deutlich ältere Vorstellungen wiedergebende Quelle erzählt, daß der nachmalige Christophorus ein Riese von zwölf Ellen Länge gewesen sei, daß er einen Hundskopf gehabt habe und aus dem Lande der Menschenfresser gekommen sei. In den lateinischen Quellen wird er als Cananaeus bezeichnet.

In dem Gefühl seiner ungeheuren Stärke wollte der Riese nur dem Mächtigsten dienen und nahm deshalb zuerst Dienste bei einem gewaltigen König. Als er aber sah, daß der König sich vor dem Teufel fürchtete, trat er zu diesem über und wollte schließlich, weil sich der Teufel wiederum vor dem Bilde des Heilands ängstigte, Christus als dem Mächtigsten dienstbar sein. Die Taufe konnte er jedoch nicht erhalten, weil er sich weigerte, die verlangten Bußübungen zu erfüllen, und wurde deshalb beauftragt, armen Pilgern als Fährmann zu dienen und diese auf seinen Schultern durch einen Strom zu tragen. Da kam einstmals ein Kind, um sich hinübertragen zu lassen. Dieses wurde dem Träger beim Durchwaten des Flusses immer schwerer und schwerer und gab sich auf die Frage des Riesen, der nicht wußte, wie ihm geschah, als den Herrn der Welt zu erkennen. Dann vollzog es die eigentliche Bekehrung des Riesen und taufte ihn durch Untertauchen ins Wasser. Dabei erhielt der Riese den Namen Christophorus „Christusträger". So, mit dem Christuskind auf den Schultern durch das Wasser schreitend, ist der Heilige bekanntlich oft in der christlichen Kunst dargestellt worden, namentlich in den Vorhallen der Kirchen.

Christophorus bekehrte nach der Legende in Lykien viele Heiden, wurde deshalb vom König Dagnus ins Gefängnis geworfen und zum Märtyrertode verurteilt. Noch während seiner Martern bekehrte er viele Tausende. Nachdem man ihn mit eisernen Ruten gepeitscht, versuchte man vergeblich, ihn auf einem Rost zu braten und durch Pfeilschüsse zu töten. Die Pfeile wurden durch heftige Winde zur Seite getrieben. Schließlich fand Christophorus den Tod durch Enthauptung. Von dem Martyrium geschieht zuerst im siebenten Jahrhundert Erwähnung[2].

[1] J. S. Speyer, De indische oorsprong van den Heiligen Reus Sint Christophorus. (Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie, Zevende Volgreeks, Negende Deel. Deel LXIII der geheele Reeks. 'S-Gravenhage 1910. S. 368 ff.)

[2] Stadler und Heim, Vollständiges Heiligen-Lexikon. Bd. I, S. 610. Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Michael Buchberger. Bd. I, S. 926. — Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von Schiele. Bd. I, S. 1783.

In dieser Legende bietet das für Heiligengeschichten typische Martyrium nichts Bemerkenswertes. Der übrige Inhalt aber ist höchst absonderlich und ohne Analogien in den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Da von einer historischen Grundlage der Erzählung nicht die Rede sein kann, so hat man nach Luthers Vorgang versucht, sie allegorisch zu deuten. Als solche Erklärungen nicht befriedigten und die Auffassung sich Bahn brach, daß in der Gestalt des Riesen der Legende eine altheidnische volkstümliche Person verborgen sei, dachten Germanisten an Thor, andere an Herakles.

Diese Kombinationen aber waren nicht imstande, den merkwürdigen, märchenhaften und offenbar alten Zug der Legende zu erklären, daß der heilige Christophorus ein Riese *mit einem Hundskopf* und ursprünglich ein *Menschenfresser* war. Nur dadurch, daß man von diesem Zuge ausging, war die Herkunft der Legende zu ermitteln. Man mußte eine alte Quelle finden, in der ein Riese von der beschriebenen Art auftritt, in der außerdem dieser Riese den Welterlöser auf den Schultern trägt und von ihm bekehrt wird. Denn diese Episode ist Kern und Mittelpunkt der christlichen Legende, wenn sie sich auch in den griechischen Texten gar nicht und in den lateinischen erst vom 13. Jahrhundert an vorfindet[1]).

Günter freilich meint, daß sich dieser Zug, der später zum Wesen des Heiligen gehöre, die Christusträgerschaft nämlich, einzig auf Grund einer realistischen Worterklärung herausgebildet habe. Bei dieser Anschauung wird Günter gewiß nicht beharren, wenn er erfährt, daß gerade der Zug der Heilandsträgerschaft bei der Erzählung von einem tierköpfigen Riesen in der unten zu behandelnden Vorlage eine wichtige Rolle spielt. Noch weit weniger annehmbar als Günters Auffassung erscheint die von Richter[2]), der die kühne Behauptung aufstellt: „Wir vermeinten einigen Grund zu der Annahme zu haben, daß der Christusträger eine Ausgeburt deutscher Phantasie und deutschen Geistes war. Man kann vielleicht von allgemeinerem Standpunkt sagen, daß nur deutsches religiöses Empfinden den Christoph erfinden konnte." Es ist bedauerlich, daß der deutsche Patriotismus auf dem Felde der Wissenschaft gelegentlich solche Auswüchse treibt, für die Gelehrte des Auslandes im günstigsten Fall nur ein ironisches Lächeln haben können.

Ehe ich auf die Quelle der Christophorus-Legende eingehe, muß allerdings die Frage erledigt werden, ob die *späte Bezeugung* der Christusträgerschaft wirklich ein Grund sein kann, *diesen Zug selbst* für spät zu halten. Ich glaube, Speyer hat diese Frage in dem S. 133 Anmerkung genannten Aufsatz mit Recht verneint. Er führt (S. 382) aus, daß der Mangel früherer literarischer Bezeugung für die Beurteilung dieses Falles nicht von entscheidender Bedeutung ist, da viel Quellenmaterial verloren gegangen ist, und die Kirche natürlich das größte Interesse an dem Martyrium hatte, so daß dahinter andere alte Züge zurücktraten. Außerdem betont Speyer, daß außer den literarischen Quellen auch die Erzeugnisse der Kunst, der Plastik und Malerei, in Betracht kämen, und daß diese für ein höheres

[1]) Speyer, S. 381. - Günter, Legenden-Studien S. 25.

[2]) Der deutsche Christoph, Acta Germanica V (1896), S. 146, bei Speyer, S. 380.

Alter des Christusträgers zu sprechen schienen; denn die kunsthistorische Entwicklung des Christoph mit dem Christuskind wiese auf alte Tradition und auf byzantinische Vorbilder hin. So haben denn auch die meisten, die sich mit der Legende vom heiligen Christophorus beschäftigt, die Christusträgerschaft für ein wesentliches und ursprüngliches Element der Erzählung gehalten. Und keinesfalls ist das Alter und die Ursprünglichkeit des Riesen, des Menschenfressers und des Hundskopfes zu bezweifeln. Diese drei Züge wollen gar nicht, und am wenigsten der Hundskopf, zu dem Bilde eines christlichen Glaubenshelden passen. Woher also stammen sie?

Diese Frage hat Speyer in überzeugender Weise dadurch beantwortet, daß er als die Quelle der Christophorus-Legende das von dem Prinzen Sutasoma handelnde Jataka[1]) nachgewiesen hat.

Die nachfolgende Inhaltsangabe der Jataka-Erzählung ist in der Hauptsache eine Übersetzung der zusammenfassenden Darstellung Speyers (S. 383, 384).

Einstmals als ein König namens Kauravya über das Volk der Kuru herrschte, nahm der Bodhisattva seine Wiedergeburt als dessen Sohn und erhielt den Namen Sutasoma. Wie ein echter Märchenprinz war er unermeßlich reich, dabei tugendhaft, von grenzenloser Nächstenliebe, Mildtätigkeit und Sanftmut, kurz ganz so, wie eben der zukünftige Buddha, der sein Ziel nie aus den Augen verliert, sein mußte. In seiner Frömmigkeit fand er die größte Freude daran, treffende und sinnreiche Sprüche religiösen und moralischen Inhalts zu hören und sich anzueignen.

Eines Tages, als er sich mit einem kleinen Gefolge in dem Park bei seinem Palast erging und an der Frühlingspracht des jungen Grüns und der eben erschlossenen Blüten erfreute, wurde ihm berichtet, daß ein fremder Brahmane angekommen sei, der solche Sprüche kenne und ihm vortragen wolle. Der Prinz wünscht sich sofort zu ihm zu begeben, da kommen plötzlich einige Diener angelaufen mit der schreckenerregenden Meldung, daß der fürchterliche Menschenfresser in dem Park erschienen sei und den Prinzen suche. Dieser Unhold, Kalmashapada mit Namen, war früher ein König gewesen, aber infolge eines Fluches in einen menschenfressenden Dämon mit tierischem Angesicht verwandelt worden; er hatte seiner blutdürstigen Schutzgöttin gelobt, ihr hundert Prinzen zu opfern; neunundneunzig hatte er schon beisammen, und nun sollte Sutasoma der Hundertste sein.

Kaum war dem Prinzen die drohende Gefahr gemeldet worden, da steht schon der Riese vor ihm. Sein Gefolge stiebt, zu Tode erschrocken, in wilder Flucht auseinander; nur Sutasoma verliert seine Ruhe nicht, tritt auf den Menschenfresser zu und läßt sich ohne Gegenwehr von ihm auf die Schultern setzen. Auch als der Riese mit ihm schnell davonläuft, empfindet er keine Furcht. Erst als er in der scheußlichen Wohnung des Menschenfressers, die mit menschlichen Gebeinen und Schädeln angefüllt war, ankommt, steigen ihm

[1]) In der Pali-Sammlung Nr. 537 (Mahā-Sutasoma-Jataka), in der Jātakamālā Nr. 31. Speyer hat aus guten Gründen, freilich ohne etwas darüber zu bemerken, die beiden Fassungen, die des Pali- und die des Sanskrittextes, kombiniert, da einzelne Züge des letzteren in diesem Falle nicht nur als ebenso alt und echt wie die der ausführlicheren Pali-Version, sondern als ursprünglicher anzusehen sind.

Tränen in die Augen. Dieses Benehmen setzt den Unhold in Erstaunen; er fragt den Prinzen, warum er mit einem Male anfange zu weinen, ob so ein weiser und verständiger Prinz noch nach der hinter ihm liegenden Welt Verlangen trage, oder ob er Furcht vor dem Tode habe. „Nein", erwidert der Bodhisattva, „nicht aus solchen Gründen weine ich, sondern weil mir die Gelegenheit genommen ist, die schönen Sprüche aus dem Munde des Brahmanen zu hören, der noch auf mich wartend sitzt. Wenn du mir erlaubst, noch einmal nach meinem Palast zurückzukehren, so könnte ich den Wunsch des Brahmanen und meinen eignen befriedigen. Nachdem ich die Sprüche gehört habe, werde ich wieder zu dir zurückkommen, das gelobe ich dir."

Der Menschenfresser ist über dieses Ersuchen aufs höchste erstaunt und weiß zuerst nicht, was er von ihm denken soll; dann erliegt er dem Zauber, den der Bodhisattva auf einen jeden ausübt, mit dem er in Berührung kommt. Er gewährt dem Prinzen seine Bitte und denkt: wenn er nicht zurückkommt, werde ich mich zu trösten wissen.

Aber der Bodhisattva läßt sich nicht durch die Bitten seiner Verwandten und Freunde halten und kehrt zu dem Riesen zurück. Dieser, der ihn ankommen sieht, ist inzwischen auf die schönen Sprüche neugierig geworden, die der Brahmane dem Prinzen vorgetragen hat. Der aber will sie dem Menschenfresser nicht mitteilen und sagt: „Du bist viel zu schlecht und ein zu großer Missetäter. Nur fromme und tugendhafte Leute dürfen sie vernehmen."

Aus diesem Anfang entwickelt sich ein langes Gespräch, in dessen Verlauf Sutasoma eine völlige Umwälzung in der Seele des Riesen zuwege bringt. Der Unhold bekehrt sich, gelobt sein Leben zu bessern und kein Menschenfleisch mehr zu essen; er gibt die gefangenen Prinzen frei und, von allen seinen bösen Lüsten geheilt, gewinnt er sein Königreich wieder. Auch Sutasoma kehrt wohlbehalten zu den Seinigen zurück.

Dieses Jataka weist zwei Züge auf, die, wenn man sie als Quelle betrachtet, den märchenhaften und wunderlichen Inhalt der Christophorus-Legende erklären: 1. der Bodhisattva bekehrt einen Menschenfresser mit tierischem Kopf[1], 2. der Menschenfresser trägt den Bodhisattva auf seinen Schultern und eilt mit ihm davon. Die Verschiedenheiten der beiden Erzählungen erklären sich aus der Verschiedenheit der christlichen und buddhistischen Gedankenwelt. Wem sie zu groß erscheinen sollten, um das Jataka als Vorlage der christlichen Legende anzuerkennen, der sei darauf hingewiesen, daß in diesem Fall die bildlichen Darstellungen der bei den Buddhisten sehr beliebten Erzählung von besonderer Bedeutung für ihre Übertragung in die christliche Welt gewesen sein werden.

Auf dem Boro Budor (s. S. 130) ist die Sutasoma-Geschichte durch vier Reliefs vertreten, und eines von ihnen zeigt den Riesen, wie er sich den

[1] Das „dierlijk aangezicht" bei Speyer bezieht sich gewiß auf die Beschreibung der Jātakamālā (S. 210, Z. 16, 17 in Kerns Ausgabe): „Die Haare hingen ihm unordentlich und schmutzbedeckt über das Gesicht, das außerdem von einem langen, wirren Bart wie von Finsternis bedeckt war." Das ist in der Tat eine Schilderung, deren bildliche Darstellung einem Hundskopf sehr ähnlich gesehen haben wird.

Prinzen auf die Schultern setzt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bildliche Darstellungen wie von vielen anderen Jataka-Erzählungen so auch von dieser Geschichte an den buddhistischen Klöstern und Gedächtnismonumenten nicht nur im fernen Java, sondern auch in den westlichen Ländern in großer Zahl angebracht waren. Speyer leugnet sogar einen *inneren* Zusammenhang zwischen der Sutasoma-Geschichte und der Christophorus-Legende und stützt seine Beweisführung ganz auf die Wirkung der bildlichen Darstellungen. Er meint, daß die Christen das Bild, auf dem der Riese den Prinzen Sutasoma auf seine Schultern setzt, in ihrer Weise interpretiert hätten. Ich glaube, eine solche Ausschaltung des literarischen Einflusses geht zu weit. Christen hätten niemals lediglich aus dem Bilde den Stoff zu der Legende vom heiligen Christophorus entnehmen können. Das war nur dann möglich, wenn die Buddhisten ihnen dazu die Erklärung gaben, daß der von dem Riesen getragene Mensch der (zukünftige) Welterlöser sei. Und wenn die Buddhisten einmal das gesagt hatten, so werden sie in ihrer bekannten Redseligkeit gewiß auch die ganze Geschichte erzählt haben, die dann von den Christen umgedeutet worden ist. Ohne die Annahme eines Einflusses der *Erzählung* wäre für mich die Abhängigkeit der Christophorus-Legende von der buddhistischen Quelle nicht zu verstehen.

Für diese Abhängigkeit aber glaube ich noch einen neuen, von Speyer nicht angeführten Grund beibringen zu können. Nach der Pali-Version des Jataka legt sich der Menschenfresser zum Zwecke des Prinzenraubs in den Hinterhalt, indem er in das Wasser eines in dem königlichen Park befindlichen Teiches steigt und sein Haupt unter einem Lotusblatt verbirgt, und packt den Prinzen in dem Augenblick, als dieser nach einem Bade aus dem Teiche steigt. Der Menschenfresser setzt also nach dem Pali-Jataka den Prinzen *am Ufer eines Gewässers* auf seine Schultern, wie in der christlichen Legende Christophorus den Heiland. Auch auf den buddhistischen Bildern mag der landschaftliche Hintergrund sichtbar gewesen sein. Diese Übereinstimmung der Szenerie scheint mir nicht unwesentlich zu sein, da diese Nebensache des buddhistischen Vorbildes — und an sich belanglose Nebensachen sind bei Entlehnungsfragen immer von besonderer Bedeutung — den christlichen Zug des Durchschreitens des Flusses erklärt, für den es nur einer geringen Umdeutung und Zutat bedurfte. Diese Auffassung scheint mir näher zu liegen als der Gedanke Speyers (S. 388), daß der Fluß, den St. Christophorus mit dem Christkind durchschreitet, seinen Ausgangspunkt in dem geläufigen buddhistischen Gleichnis habe, in dem die irdische Welt mit einem Strom verglichen wird, an dessen jenseitigem Ufer der Hafen der Erlösung liegt. Dagegen stimme ich Speyer bei, wenn er die Frage, wie man dazu gekommen sei, sich in der Legende Christus als *Kind* vorzustellen, damit beantwortet, daß der Ausgangspunkt für diese Auffassung in dem Verhältnis des Getragenen zum Träger zu suchen sei, wie dieses in der bildlichen Darstellung der buddhistischen Erzählung vorliegt. Die kleine Figur, die von dem Riesen getragen wird, hat auf die Beschauer den Eindruck eines Kindes gemacht.

Speyer schließt seinen interessanten Aufsatz mit den Worten: „Habent sua fata . . . anthropophagi!“ Es wird allerdings selten jemand eine so glänzende Karriere machen wie der menschenfressende Riese der indischen Märchenwelt, der es bis zu einem der bekanntesten Heiligen der Christenheit gebracht hat.

Die hier behandelten Übertragungen aus der buddhistischen in die christliche Welt, die in die Zeit vom 3. bis zum 6. Jahrhundert gesetzt werden müssen, sind meines Erachtens geeignet, auf die vielfachen, schon längst beobachteten kultischen Übereinstimmungen der beiden Kirchen Licht zu werfen. In meinem oben (S. 123) erwähnten Aufsatz in der „Deutschen Rundschau“ habe ich von solchen Übereinstimmungen (S. 85) nur den Rosenkranz genannt, über dessen buddhistische Herkunft wohl kein ernstlicher Zweifel mehr bestehen kann. Dem Buddhismus und dem Christentum sind aber noch folgende kultische Elemente gemeinsam: die Klöster mit dem Mönchs- und Nonnenwesen und dem Unterschiede von Novizen und ordinierten Mönchen und Nonnen, das Zölibat und die Tonsur der Geistlichkeit, die Verehrung der Reliquien, der oben gekrümmte Hirtenstab in der buddhistischen und katholischen Kirche, der Kirchturmbau, zu dem die turmförmigen buddhistischen Reliquien und Gedächtnismonumente eine Parallele bilden, der Gebrauch des Räucherwerks und der Glocken[1]).

Die großen theologischen Nachschlagewerke der beiden christlichen Konfessionen erwähnen auch in den ausführlicheren Artikeln von diesen Übereinstimmungen so gut wie nichts und erklären alle die eben genannten Erscheinungen auf christlichem Boden für reine und selbständige Erzeugnisse des Christentums. Die Übereinstimmungen mit den äußeren Formen der buddhistischen Kirche sind aber so zahlreich und eng, daß es schwer fällt, sie für ein Spiel des Zufalls zu halten. Ebenso schwer wird man es glaubhaft machen können, daß alle diese Erscheinungen durch das Wesen der beiden Religionen bedingt und unabhängig voneinander der gleichen Geistesrichtung entsprossen sind. Wenn man bedenkt, daß sie sämtlich im Buddhismus älter als im Christentum und Christen vom Anfang des 3. Jahrhunderts an mit ihnen in denselben Gegenden bekannt geworden sind, in denen wir die Entlehnung der buddhistischen Legendenstoffe annehmen müssen, d. h. in Persien, Baktrien und Turkestan, so werden wir mit Recht fragen dürfen, warum nicht die Äußerlichkeiten des religiösen Lebens der Buddhisten den Christen ebensogut als Vorbild gedient haben sollten wie die erbaulichen buddhistischen Erzählungen. Meines Wissens gibt es kein historisches Zeugnis, welches der Annahme widerspricht, daß die genannten kultischen Elemente vom Christentum dem Buddhismus entlehnt seien.

Die ersten klosterartigen Niederlassungen von christlichen Anachoreten sind in der ägyptischen Wüste aus dem 4. Jahrhundert nachgewiesen, und

[1]) R. Spence Hardy, Eastern Monachism (London 1850). – Peter v. Bohlen, Das alte Indien, Bd. I, S. 334–350. – A. Weber, Indische Skizzen (Berlin 1857), S. 58, 64, 65, 92. Über die Krishnajanmastami (Krishna's Geburtsfest, Berlin 1868). S. 340.

deshalb gilt Ägypten als die Wiege des christlichen Mönchtums[1]). Aber fast ebenso früh — schon zu Beginn des letzten Viertels des 4. Jahrhunderts — finden wir es in anderen orientalischen Ländern, namentlich in Syrien, wo es rasch zu großer Blüte gelangte. Die Mönche auf den Bergen bei Antiochia widmeten sich schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts der Erziehung der männlichen Jugend[2]). Wenn auch die herrschende Annahme dahin geht, daß sich das Mönchtum dorthin von den kleinen oberägyptischen Anfängen aus verbreitet hat, so ist mir das doch nicht wahrscheinlich. Grützmacher[3]) wirft wenigstens die Frage auf, ob das christliche Mönchtum in Syrien ebenso wie in Ägypten autochthon sei, und sagt, es ließe sich das nicht sicher behaupten. Autochthon aber bedeutet für Grützmacher nur die Möglichkeit, daß sich das christliche Mönchtum in Syrien ohne ägyptische Einflüsse aus dem altchristlichen Asketentum entwickelt hat; an die andere Möglichkeit, daß sich buddhistische Einflüsse aus den benachbarten östlichen Ländern geltend gemacht haben, in denen zu jener Zeit der Buddhismus mit seinen Klöstern und Mönchen verbreitet war, denkt er nicht. Mir scheint nichts näher zu liegen als dies.

Die Forderung des Zölibats der Geistlichkeit taucht in der christlichen Kirche erst im 4. Jahrhundert auf, wird aber siebenhundert Jahre lang bekämpft und erst im 11. Jahrhundert von Gregor VII. zum Gesetz erhoben. Die Tonsur als Erkennungszeichen der Geistlichen erscheint zuerst um die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert und wird ursprünglich mit der *ersten* Weihe als eine sie begleitende Zeremonie erteilt[4]) — also wie im Buddhismus[5]). Reliquienverehrung gibt es im Christentum nicht vor der zweiten Hälfte des 3. oder dem Anfang des 4. Jahrhunderts; in der Mitte des 4. Jahrhunderts erscheint es *im Orient* als allgemein verbreitete Sitte, die Reste der Märtyrerleichen nicht zu bestatten, sondern zu verteilen, um möglichst viele in den Besitz der Reliquien zu setzen[6]). Diese Sitte hat im Buddhismus von jeher geherrscht; schon im Jahre 477 v. Chr. sind die Reste von Buddhas Leib an eine größere Anzahl gläubiger Fürsten verteilt worden.

Was den christlichen Turmbau betrifft, so haben schon Ricci (1857) und Unger (1860) seine Vorbilder in Indien und Persien gefunden, wo die Wiege

[1]) Die Ansicht H. Weingartens und Albrecht Dieterichs, daß das christliche Mönchtum seinen Ausgang von den Sarapis-Klausnern genommen habe, ist gründlich von Erwin Preuschen (Mönchtum und Sarapiskult, 2. Aufl., Gießen 1903) widerlegt worden und kann seitdem als abgetan gelten. Der Versuch Hilgenfelds (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, 1878, S. 149), die Anfänge des christlichen Mönchtums *in Ägypten* aus dem Buddhismus abzuleiten, ist daran gescheitert, daß sich buddhistischer Einfluß auf Ägypten nicht hat erweisen lassen.

[2]) Fr. X. *Kraus*, Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer. Bd. II, S. 406.

[3]) In *Herzogs* Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche[3] Bd. XIII, S. 221.

[4]) *Sägmüller*, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Bd. I, S. 150.

[5]) Doch darf nicht übersehen werden, daß auch in Ägypten von altersher bei den Priestern der Isis und des Sarapis das Kahlscheren des Hauptes üblich gewesen ist. *Herzogs* Real-Enzyklopädie[3] Bd. XIX, S. 837.

[6]) Ebenda Bd. XVI, S. 631, 632.

des christlichen Turmbaus zu suchen sei[1]. Die altbyzantinischen Bauwerke, besonders in Armenien, stehen den buddhistischen überaus nahe[2]. Der Gebrauch des Räucherwerks ist bei den Christen der ältesten Zeit geradezu verworfen worden, weil sie durch die Räucherungen zu sehr an den heidnischen Gottesdienst erinnert wurden[3]; der Weihrauch wurde erst im Laufe des 4. Jahrhunderts in den christlichen Kirchen eingeführt. Die Glocke als kirchliches Gerät ist im christlichen Gebrauch erst ziemlich spät nachweisbar; Gregor von Tours (gest. 595) ist der erste sichere Gewährsmann dafür. In den ersten Jahrhunderten, in denen die Christen den Verfolgungen der Heiden ausgesetzt waren, konnten die Aufforderungen zu gottesdienstlichen Versammlungen nur durch möglichst geräuschlose Zeichen gegeben werden, die die Aufmerksamkeit der Heiden nicht erregten. Erst durch Konstantins Übertritt (Anfang des 4. Jahrhunderts) wurden geräuschvolle Zeichen als Einladungen zum Gottesdienst möglich[4]. Trotz ihrer späten Bezeugung werden die Kirchenglocken allgemein als ein Erzeugnis des Christentums angesehen, und es wird höchstens bemerkt, daß sie ihre Vorläufer im Judentum und Heidentum haben, z. B. in den goldenen Glöckchen, mit denen das Oberkleid des jüdischen Hohenpriesters an seinem unteren Saum neben baumwollenen Granatäpfeln besetzt war[5]. Das ist aber doch etwas völlig anderes als die zum Gottesdienst ladenden Glocken des Buddhismus und des Christentums. In Indien sind die Glocken schon um 175 durch Bardesanes bezeugt[6].

Einzelne kultische Übereinstimmungen würden für die Frage des historischen Zusammenhangs belanglos sein; aber eine solche Fülle, wie sie hier vorliegt, macht meines Erachtens bei der durchweg späten Bezeugung der christlichen Parallelen Entlehnung auf seiten des Christentums höchst wahrscheinlich, zumal da der Weg der von mir angenommenen Entlehnung klar zutage liegt. Mehr als eine hohe Wahrscheinlichkeit läßt sich zurzeit noch nicht behaupten; Gewißheit wäre nur von neuen entscheidenden Funden in den in Betracht kommenden Ländern, namentlich in Turkestan, zu erhoffen.

Zum Schluß sei erwähnt, daß die dem Christentum und Buddhismus gemeinsame Verwendung des Heiligenscheins aus dem klassischen Altertum stammt. Auf altrömischen Monumenten kommt der Nimbus bei den bildlichen Darstellungen der Götter und der apotheosierten Kaiser wiederholt vor; im Christentum findet er sich frühestens Ende des 3. Jahrhunderts[7]. In den Buddhismus ist er also aus dem Abendland übertragen worden, und zwar so frühzeitig, daß schon auf Münzen des Königs Kaniska (gegen 100 n. Chr.) die Buddhafigur mit dem Nimbus erscheint.

[1]) Fr. X. Kraus, Real-Enzyklopädie. Bd. II, S. 866.
[2]) A. Weber, Indische Skizzen. S. 58, Anm. 1.
[3]) Tertullian, Apolog. S. 42 bei Bohlen, Bd. I, S. 344, 345.
[4]) Ebenda Bd. I, S. 622, 623.
[5]) Herzogs Real-Enzyklopädie[3] Bd. VI, S. 704.
[6]) Bohlen, Bd. I, S. 346.
[7]) Fr. X. Kraus a. a. O. Bd. II, S. 496.

Die Entvölkerung Frankreichs.

La Dépopulation de la France, ses conséquences, ses causes, mesures à prendre pour la combattre par le Dr. Jacques Bertillon, chef des travaux statistiques de la Ville de Paris. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris, Librairie Félix Alcan. 1911.

I.

Die Bevölkerungszahl Frankreichs ist seit einem Jahrhundert nur mäßig fortgeschritten und seit den letzten zwanzig Jahren fast gar nicht mehr gewachsen. Ja, in einem der letzten Jahre (1907) sind 20000 mehr gestorben als geboren. Die Abnahme der Geburtenzahl würde solch Mißverhältnis längst zur regelmäßigen Erscheinung gemacht haben, wenn nicht die Zahl der Gestorbenen ebenso stark abgenommen hätte wie die Zahl der Geborenen.

Diese Entwicklung wird unter dem Gesichtspunkte des nationalen Ehrgeizes grell beleuchtet, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Zeitalter Ludwigs XIV. die Bevölkerung Frankreichs 20 Millionen betrug, nicht viel weniger als zu gleicher Zeit die von Großbritannien, Österreich und Preußen zusammen. Noch im Jahre 1789 hatten Großbritannien und das Deutsche Reich zusammen 40 Millionen, Frankreich allein 26 Millionen Einwohner. Heute dagegen hat das Deutsche Reich 65 Millionen, Großbritannien 45 Millionen, Frankreich 39 Millionen. Es ist aus der Zeit jener Vergangenheit, daß die französische Sprache sich die Weltherrschaft eroberte über alle Völker und Länder, die auf Zivilisation Anspruch machten. Heute hat ihr die englische Sprache längst den Rang abgelaufen. Diese letztere ist es, die den Erdkreis beherrscht, die geredet oder verstanden wird von weißen, gelben, schwarzen, braunen und rothäutigen Menschen, deren politische Macht daher reicht über 500 Millionen und deren Laute von 160 Millionen als Muttersprache anerkannt werden. Selbst die deutsche Sprache hat in der einen oder der anderen Kategorie 100 120 Millionen Zugehörige, die französische nur etwa 50 Millionen.

Es ist ein merkwürdiges Schicksal, daß zwei hauptsächliche Charakterzüge der französischen Nation in dieser Wendung der Weltgeschichte ihren Konflikt offenbaren. Für Frankreich und für andere Länder ist neuerdings von Statistikern berechnet worden, daß die Zahl der Kinder desto kleiner ist, je größer die Zahl der Sparkassenbücher im Durchschnitte eines Bezirks der

Bevölkerung. Frankreich hat eine hohe Zahl von Sparkassenbüchern, und in den Departements, in denen die höchste Zahl davon sich findet, ist die Geburtenzahl die kleinste. Hier haben wir den einen Charakterzug der französischen Nation. Er hat, je länger, je mehr, zum Stillstande der Bevölkerung geführt, oder — wie Bertillon es nennt — zur Entvölkerung. Der andere Charakterzug ist der brennende Ehrgeiz der Nation, der auch in dem friedliebenden, vorsichtigen, sparsamen Kleinbürger schlummert, um auf den Ruf bekannter Schlagworte emporzulodern, der aber erschreckt in sich geht, wenn er die Folgen der philiströsen Klugheit wahrnimmt, die sich in der Ohnmacht des Staatsganzen gegenüber anderen Staaten und Reichen spiegeln.

Und vor allem gegenüber demjenigen Reiche, das in diesem Wettkampfe der Nationen für Frankreich (wie für manche andere Völker) voreanansteht. Deutschland hatte vor dem Kriege von 1870 ungefähr die gleiche Bevölkerungszahl wie Frankreich. Es ist gegenwärtig nicht weit entfernt von dem Ziele einer Verdoppelung dieser Zahl. Wie ist das gekommen?

Es war vor jenen Jahren in England, Deutschland und anderen Ländern eine verbreitete Besorgnis vor Übervölkerung zu finden. Je weiter man rückwärts geht im vorigen Jahrhundert, um so entschiedener findet man die Spuren davon. Seitdem hat sich in eben diesen Ländern die Bevölkerungszahl nicht etwa vermindert, im Sinne jener Befürchtungen, sondern mächtig vermehrt; und dieses nicht mit dem Erfolge einer größeren Dürftigkeit an Unterhaltungsmitteln für die so viel zahlreichere Bevölkerung, sondern obenein mit einer zwar nicht absolut hohen, aber doch erhöhten Menge an Unterhaltsmitteln für die breite Masse der Bevölkerung. Der Grund für diese erfreuliche Erscheinung ist darin zu finden, daß die Fortschritte der Technik, der Erfindungen, der Arbeitstüchtigkeit, des Unternehmungsgeistes, der Vermögensanhäufung auf demselben Gebiete des alten Europa eine so viel größere Ergiebigkeit an Erzeugnissen veranlaßt haben, die teils unmittelbar dem Bedarfe der einheimischen Bevölkerung dienen, teils mittelbar auf dem Wege des internationalen Güteraustausches erworben werden. England ist hierbei vorangegangen. Deutschland ist seinem Beispiele gefolgt und hat, zumal in dem letzten Menschenalter, durch Fortschritte in Industrie, Handel, Schiffahrt sich nicht nur als Schüler Englands, sondern auch als kräftiger Rivale hervorgetan.

Anders Frankreich. Dieses gesegnete Land — gesegnet durch seine Naturschätze, sein Klima, seine Meereslage, ebenso wie durch das köstliche Erbe seiner alten Kultur in Gewerbe und Kunst, in Geschmack und Sitten — es ist stehengeblieben mit dem unentbehrlichen Unterbau jedes Volkslebens, mit der Zahl seiner Bevölkerung, weil die wirtschaftlichen und psychologischen Kräfte, die bei den anderen Nationen vorwärts trieben auf dieser Bahn, bei ihm zu versagen schienen. Es sind nicht die physiologischen Kräfte, die versagt haben. Diese Ansicht ist öfters geäußert worden. Sie ist aber widerlegt durch die Erfahrung, daß die gleiche französische Rasse in Kanada außerordentlich fruchtbar gewesen ist und noch heute ist. In der Provinz Quebec, die überwiegend französische Bevölkerung hat, beträgt die jährliche Geburten-

zahl 43 auf tausend Einwohner, was über die Geburtenzahl ziemlich aller europäischen Länder und zumal der Vereinigten Staaten von Amerika hinausgeht.

II.

Es war Emile Zola, der 1899 auch diese Seite des heutigen französischen, vollends des Pariser Lebens einer Betrachtung unterwarf, die halb Roman, halb Predigt war, halb Tatsachen, halb Schwärmerei (Les quatre Évangiles-Fécondité). Der Statistiker der Stadt Paris, der Verfasser des eingangs genannten Buches, gibt, seinem Berufe getreu, eine Menge von Zahlen. Aber er ist um nichts weniger ein Geistesverwandter von Zola. Er hat von seinem Vater nicht nur den Beruf des Statistikers geerbt, sondern zugleich diese Mission des Propheten, der von dem Dahinschwinden der französischen Nation unermüdlich predigt. Allein nach allen Übertreibungen bleiben doch recht bittere Wahrheiten übrig, die auch für andere Nationen lehrreich sein mögen, selbst wenn diese anderen zurzeit noch entfernt sind von ähnlichen Massenerscheinungen.

Der schwedische Statistiker Fahlbeck hat in einer eingehenden Studie gezeigt, daß der Adel Schwedens rapide verschwindet, weil die Verehelichungen in seinen Kreisen selten und obenein sehr wenig fruchtbar sind. Schweden ist gleichwohl ein durchaus aristokratisches Land, und der Adel hat dort noch ein gewisses Prestige. Anders in Frankreich. Hier ist es damit vorbei. Dafür ist an die Stelle getreten als leitende Klasse die obere Schicht der künstlerischen, literarischen, politischen Notabilitäten. Man hat in den letzten Jahren eine Enquete veranstaltet, um festzustellen, wie weit diese Kreise verantwortlich sind für die Entvölkerung Frankreichs. Es sind im ganzen 445 Persönlichkeiten, davon 94 Künstler, 133 Schriftsteller, 111 Politiker, 23 Industrielle und Kaufleute, 33 Militärs und Beamte, 51 sonstige Notable. Sie haben alle zusammen 575 Kinder.

Ein hervorragender belgischer Schriftsteller hat gesagt: „Die Regierung Frankreichs ist ein Komitee von Hagestolzen, die ein Land regieren, das sich entvölkert."

Als Ausdruck der sich verbreitenden Empfindung von der Notwendigkeit eines Umschwunges sind in den letzten Jahrzehnten oder Jahren eine Reihe von gemeinnützigen Gesellschaften entstanden, die für das Wachstum der französischen Bevölkerung wirken wollen. Die erste hat Bertillon selber (1896) gegründet. Und nicht bloß für die Propaganda in Wort und Schrift, sondern auch für die Unterstützung zahlreicher Familien, mit Kinderfesten und Belohnungen. An namhaften Patronen, an der Befürwortung durch die Generalräte fehlt es nicht.

Was ist zu tun? Gibt es wirksamere Mittel als jene gemeinnützige Propaganda und Unterstützung?

Zur Zeit Colberts gab es einen bedeutenden Kaufmann, Jacques Savary, den Colbert wegen seiner Kenntnisse und Verdienste sehr schätzte. Er hatte fünfzehn Kinder nach siebzehnjähriger Ehe, die fast alle am Leben blieben. Er war es, der dem großen Minister die Idee einflößte, die Familien mit 10—12 Kindern zu belohnen. Das Edikt von 1667 versprach eine Pension

von 1000 Livres für alle Familien, die 10 Kinder hatten, und von 2000 Livres für diejenigen, die 12 Kinder hatten. Es war ein überspannter Versuch und niemand erhielt die Prämie außer dem Erfinder der Idee.

Man hat im heutigen Frankreich an vielerlei Abhilfsmittel gedacht. Zunächst an die Wiedererweckung der Religiosität. Alle Religionen schreiben dem Menschen vor, fruchtbar zu sein und sich zu mehren. Auch hat die Bevölkerungsstatistik mehrfach gezeigt (so in einzelnen Provinzen Frankreichs selber), daß dieser Zusammenhang sich wirksam betätigt hat. Freilich nicht ohne widersprechende Tatsachen aus anderen religiösen Bezirken. Indessen, solche Wirksamkeit der Religiosität angenommen, wie kann man die Gläubigkeit wieder herstellen? Man hat wiederum behauptet, die Aufhebung der Klöster werde die Geburtenzahl vermehren. Allein trotz der Aufhebung von vielen Klöstern ist in Frankreich die Geburtenzahl immer kleiner geworden.

Bertillon stellt nun den Grundsatz auf: „Jeder Mann hat die Pflicht, zum Fortbestande seines Vaterlandes ebenso beizutragen, wie er die Pflicht hat, es mit der Waffe in der Hand zu verteidigen." Diese sittliche Wahrheit hätten die Franzosen vergessen, und es komme darauf an, sie ihnen wieder einzuprägen. Schöne Reden würden unfähig sein, eine so große Aufgabe zu lösen. Um die Masse der Menschen zu überzeugen, dazu bedürfe es handgreiflicher Tatsachen, die sie persönlich berühren.

Die Erziehung eines Kindes ist als eine Form der Steuerleistung anzusehen. Wer eine Steuer zahlt, der legt sich ein pekuniäres Opfer auf zum Nutzen der ganzen Nation. Das ist eben das, was der Vater tut, der ein Kind aufzieht. Damit aber diese neue Steuer als geleistet gilt, muß eine Familie drei Kinder erziehen, d. h. so viele, als erforderlich sind, um die Volkszahl fortzuerhalten. Die Familie, die mehr als drei Kinder aufzieht, legt sich so viel größere Kosten auf und muß entsprechend entschädigt werden. Es ist ungefähr der Gedanke, der in der neueren Entwicklung der deutschen Einkommensteuergesetzgebung einigermaßen Gestalt gewonnen hat, obgleich unabhängig von einem solchen Ausgangspunkte und solchem bevölkerungspolitischen Zwecke. Vielmehr nur die Anwendung des Grundsatzes der Steuerkraft oder der verminderten Steuerkraft auf die Tatsache einer größeren Kinderzahl in den mittleren und unteren Schichten der Steuerzahler. Für Frankreich fordert Bertillon folgendes: Es gibt im Lande zwölf Millionen Familien, davon zwei Millionen mit mehr als drei Kindern. Um diesen letzteren einen vollen Steuererlaß zu geben, sind die übrigen mit einem Fünftel ihrer Steuern als Zuschlag zu belasten, dieses abgestuft nach der Zahl der Kinder. Der Staat würde bei diesem Nehmen und Geben obenein einen Gewinn machen, weil die kinderreichen Familien meist arm sind, also wenig Steuern zahlen, die kinderarmen Familien dagegen die vorzugsweise wohlhabenden und steuerkräftigen. Zumal (neben den sonstigen direkten Steuern) sollten die Erbschaftssteuern zu dieser Operation dienstbar sein. Die indirekten Steuern sind leider durch ihre Form nicht dazu geeignet und sind obendrein das Mittel zur übermäßigen Belastung der ärmeren Bevölkerungsschichten. Aber bereits der Artikel 13 der Erklärung der Menschenrechte lautete: „Die

gemeine Steuer soll gleichmäßig unter alle Bürger verteilt werden, nach dem Verhältnis ihrer Leistungskraft."

Man hat gegen diesen Steuerplan eingewendet, daß die Familien, die gegenwärtig nur ein bis zwei Kinder haben, durch die erhöhte Steuerlast sich nicht dazu werden bestimmen lassen, mehr Kinder zu haben, darum, weil sie dann weniger Steuer zahlen. Dies soll jedoch nicht der Zweck sein. Sie sollen durch den Steuerzuschlag daran erinnert werden, daß ihr Egoismus eine Schuld, einen Schaden, eine Versündigung gegenüber dem Gemeinwesen bedeutet. Niemand hat ihnen das bisher gesagt; der Steuererheber soll es ihnen künftig sagen in seiner gemeinverständlichen Sprache. Keinerlei Predigt kommt dieser gleich.

In der Reform der allgemeinen Wehrpflicht müßte derselbe Gedanke verwirklicht werden. Die Militärgesetze legen den zahlreichen Familien die grausamsten Ungerechtigkeiten auf. Eine Familie, die sich die schwersten Opfer zugemutet hat, um fünf Söhne aufzuziehen, zahlt fünfmal die Blutsteuer, während die Familie mit nur einem Sohn sie nur einmal zahlt. Wenn ein junger Mann das Unglück hat, Vater zu sein vor dem Alter des Militärdienstes, so ist diese junge Familie durch das Gesetz dem größten Elend ausgesetzt während der ganzen Zeit, die er in der Kaserne festgehalten wird. Diese Fälle sind nicht selten. Es ist vorgekommen, daß junge Rekruten mit ihren kleinen Kindern kamen und erklärten: „Wenn ihr wollt, daß ich diene, so ernährt diese!" Die Blutsteuer sollte aber gleich den anderen Steuern — mit Rücksicht auf die Leistungskraft erhoben werden. Es ist klar, daß die Fähigkeit, über zwei Jahre des Lebens zu verfügen, eine sehr verschiedene ist, wenn einer unverheiratet oder wenn er ein Familienvater mit nichts als seinem Tagelohne ist.

Mancherlei Anregungen zur Abhilfe dieser Härten sind in den Kommissionen der französischen Volksvertretung gemacht worden. In Belgien ist kürzlich durch ein Gesetz bestimmt worden, daß aus jeder Familie nur ein Sohn zum Wehrdienst genommen werden soll. Diese direkte Beschränkung der Blutsteuer paßt für das heutige Frankreich am wenigsten. Oder man muß weiter gehen. In der Tat scheut man vor einem radikaleren Vorschlage nicht zurück. Dies ist der Plan der internationalen Abrüstung (dessen Durchführung für das Kriegsmaterial schwer zu kontrollieren ist) in seiner Anwendung auf die Soldatenzahl. Zu deren Kontrolle wird jeder Wehrpflichtige durch sein persönliches Interesse berufen, sofern eine Überschreitung der vertragsmäßigen Zahl ihn persönlich überlastete. Die laute Beschwerde über eine widergesetzliche Aushebung würde in die Welt hinausschallen und diplomatische Verhandlungen zur Folge haben. Oder so fügen wir hinzu es möchten sich aus dieser Verletzung des völkerrechtlichen Vertrages kriegerische Verwicklungen ergeben, wodurch bereits aus der weiten Entfernung des utopischen Planes von der Wirklichkeit sein Widersinn beleuchtet würde.

Doch zu andern Reformmaßregeln. In der begründeten Empfindung, daß neben der erwähnten Entlastung von direkten Steuern die Last der indirekten Steuern für die Masse der französischen Bevölkerung, insbesondere

für die kinderreichen Familien in den unteren Schichten, immer noch eine sehr schwere bleibt und daß allein der Kornzoll das Brot (um 7 Franken für den Hektoliter Weizen) verteuert, hat der Senator Rey in der Kommission für die Frage der Entvölkerung folgenden Beschluß zur Annahme gebracht, daß zur Ausgleichung jener Überbürdung den Familienhäuptern mit mehr als drei Kindern öffentliche Zubilligungen gewährt werden sollen. Auch hat die Deputiertenkammer am 28. November 1908 einen Beschluß gefaßt, daß mit dem Budget für das Jahr 1910 ein Gesetzentwurf derart von der Regierung vorgelegt werden möchte. Es ist aber dann weder im Budget für 1910 noch für 1911 ein Wort zur Einlösung dieses Versprechens enthalten gewesen. In der Hoffnung, daß es dennoch bald kommen wird, verweist man auf ein Gesetz vom 28. Juni 1793, welches erklärt: „Die bedürftigen Väter und Mütter haben Anspruch auf staatliche Unterstützung; sie haben das Recht, die staatliche Unterstützung zu verlangen für das dritte Kind und die folgenden; diese soll bis zum 12. Lebensjahre dauern."

In der Gesetzgebung der Republik von 1793 sind freilich viele andere und viel kühnere sozialpolitische Zusagen dem französischen Volke gemacht worden. Sie sind aber alle ein toter Buchstabe geblieben.

Die Prämie bei der Geburt des dritten Kindes ist neuerdings unter andern von dem Nationalökonomen Paul Leroy-Beaulieu wieder aufgenommen worden. Dieser äußerst tätige und betriebsame Schriftsteller ist lange Zeit ein Hauptvertreter des alten Individualismus gewesen, dessen fundamentale Lehre seit anderthalb Jahrhunderten die weitestgehende wirtschaftliche Freiheit (im Gegensatz zu staatlichen Eingriffen) ist. An dem Punkte der „Entvölkerung Frankreichs" hat er kehrtgemacht und seine Besorgnisse darüber haben ihn zum Anwalte von staatlichen Maßregeln gemacht, die seinem alten Glaubensbekenntnis widersprechen. Die Gefahren, welche die Zukunft bedrohen — so meint er — sind so groß, daß ausgedehntere Finanzmaßregeln erforderlich sind, um die Geburtenzahl Frankreichs zu vermehren oder mindestens aufrecht zu erhalten. Das Budget der Republik fließt über von Subventionen und Prämien aller Art, für Arbeitervereine, für die Kauffahrteiflotte, für die Seidenproduktion, für die Pferdezucht usw. — insgesamt zur Höhe von jährlich hundert Millionen Franken. „Angesichts der Erschöpfung oder des nahen Todes, der die Nation bedroht" sollte es wohl unerhört sein, Prämien für die Geburtenzahl einzuführen? Vom dritten Kinde aufwärts sollte jeder Vater, reich oder arm, die Prämie als sein Recht erhalten. Dem Reichen stünde es ja frei, zugunsten von bedürftigen Eltern darauf zu verzichten. Der Betrag müßte 500 Franken sein für jedes lebende dritte Kind und für jedes folgende ebensoviel. Wenn man die Zahl der Prämien (mäßig) veranschlagt auf eine Viertelmillion, so würde ihr jährlicher Betrag das Budget mit 125 Millionen Franken belasten. Eine ansehnliche Summe! Und es ist das umso erheiternder, als der sie Verlangende im übrigen ein grundsätzlicher Anwalt des laissez faire ist, der sich durch diesen herzhaften Griff in die Staatskasse entschädigt für die Enthaltsamkeit, die er ein Leben lang bewiesen hat.

Es gibt minder kostbare und schönere Veranstaltungen. Nicht in Frankreich bisher, aber in den Niederlanden gibt es die Kinderfeste, die in fast

allen Dörfern am 31. Auguſt gefeiert werden, dem Geburtstage der Königin, die mindeſtens an einem Orte, in Apeldoorn, ihrem Sommeraufenthalt, perſönlich daran teilnimmt. Auch in Japan gibt es dieſe Feſte; am 3. März für die Mädchen, am 5. Mai für die Knaben. Es iſt eine Gelegenheit, die Kinderzahl einer Familie auszuzeichnen und öffentlich zu ehren. Die Form der Ehrung iſt mannigfaltig. Der vorige Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der ja zu öfteren Malen in ſeinen Reden ähnliche Geſinnungen und Ermahnungen hat hören laſſen, ſandte im März 1905 an einen Farmer in Ohio, der zwölf lebende Kinder hatte, eine Schenkungsakte für 65 Hektaren öffentlichen Landes an einer beliebig zu wählenden Stelle, ſamt einem Glückwunſchſchreiben.

In denſelben Tagen ſandte der franzöſiſche Miniſter des Innern an einen Vater von zwanzig Kindern 200 Franken und ohne Glückwunſch. In Belgien erhält nach altem Brauch jeder ſiebente Sohn einer Familie den König zum Pathen. Er genießt ſeine Ausbildung als Stipendiat des Königs und erlangt dann eine Stelle in der Staatsverwaltung.

Nun folgt ein ſehr kühner Vorſchlag. Es iſt einer, den Paul Leroy-Beaulieu ebenfalls empfohlen hat, nachdem Bertillon (oder die von ihm geleitete Alliance nationale) ihn ſchon früher geäußert hatte. Bekanntlich iſt in Frankreich der Ehrgeiz verbreitet, eine Stelle im Staatsbeamtentum zu erreichen. Es gibt deren heute 700000, und wenn man die Angeſtellten der großen Eiſenbahngeſellſchaften mitzählt, ſo mögen es im ganzen gegen eine Million ſein. Der franzöſiſche Staat könnte daraus Nutzen ziehen, indem er keinen Beamten anſtellte, der nicht mindeſtens drei lebende Kinder hätte. Das würde von den männlichen wie von den weiblichen Angeſtellten gelten. Durch ſtrenge Feſthaltung dieſes Grundſatzes würde man in der geſamten Bevölkerung die Idee verbreiten, daß zu dem normalen Haushalt drei oder mehr Kinder gehören. Es iſt wahrſcheinlich (ſo hofft man), daß mit der Zeit bemerkenswerte Reſultate in der Geburtenzahl erzielt werden würden. Allermindeſtens würde einem ferneren Rückgange derſelben vorgebeugt werden. Mögen diejenigen, die nicht die erforderliche Kinderzahl haben, ihr Glück außerhalb des Staatsdienſtes verſuchen. Eine entgegenkommende Modifikation dieſes Vorſchlages beſteht darin, daß behufs Komplettierung der normalen Familie Adoption zuläſſig iſt.

Gegenwärtig ſei die Tendenz der Staatsverwaltung die entgegengeſetzte. Man ziehe in vielen Fällen unverheiratete oder kinderloſe Perſonen vor; man gebe ihnen, wenn ſie ſich über die Niedrigkeit des Gehaltes beklagen, an amtlicher Stelle den Rat, ſich nicht zu verheiraten, damit ſie mit ihrem Gehalt auskommen könnten. Und man hat aus gleichem Grunde eine Abneigung gegen zahlreiche Familien der Beamten. In der Tat haben die franzöſiſchen Beamten meiſtens ſehr wenige Kinder, noch viel weniger als die anderen Franzoſen. Um ſo weniger, je höher ihr Poſten iſt.

In der Erkenntnis, daß dieſer kühne Vorſchlag geringe Ausſicht hat (nach unſeren deutſchen Verhältniſſen iſt vollends nicht zu begreifen, wie ſolch

ein Projekt, sei es für höhere, sei es für niedere Beamte, Leben gewinnen soll), faßt Leroy-Beaulieu den Plan vom anderen Ende an. Und dieser Weg ist plausibler. Die Eisenbahngesellschaften in Frankreich geben ihren Angestellten Zulagen für größere Kinderzahl. Dieser Grundsatz sollte für die Staatsbeamten verallgemeinert und weiter ausgebaut werden. Etwa derart, daß für Unverheiratete und Verheiratete mit nur einem Kinde das jetzige Gehalt herabgesetzt, für solche mit zwei Kindern dieses Gehalt beibehalten würde, dagegen das Gehalt für Beamte mit drei oder mehreren Kindern der Kinderzahl entsprechend erhöht würde. Alles dies natürlich nur für die neu Anzustellenden.

Auf dieser Bahn hat bereits eine größere Zahl der französischen Behörden angefangen, indem sie den kleinsten Beamten Zuschüsse zahlt, etwa 50 Franken für jedes Kind, das über die Dreizahl hinausgeht. Auch hat eine Resolution der Deputiertenkammer (20. Oktober 1909) die Verallgemeinerung dieses Grundsatzes der Staatsregierung empfohlen. Die Kommission für die Entvölkerungsfrage ist weiter gegangen. Sie hat etwas Gleiches für alle Staatsangestellten, nicht nur für die untersten, empfohlen.

Weiterhin soll die neue Arbeiterversicherung (die nach dem Vorbilde der Gesetzgebung des Deutschen Reiches in Frankreich eingeführt ist) im Sinne des gleichen Gedankens umgestaltet werden. Der Arbeiter, der vier oder mehr Kinder erzogen hat, war nicht in der Lage, Ersparnisse zu machen. Dafür schulden ihm seine Kinder eine Alterspension, die sie aber oft nicht leisten. Die Nation soll fortan in Anerkennung der Dienste, die der Vater ihr erwiesen hat durch Aufziehung der Kinder, eine Bürgschaft für die Pension übernehmen mit dem Rechte des Rückgriffs auf die Kinder. Was dagegen den Mann anlangt, der niemals die Pflichten eines Familienvaters gekannt, der in den Tag hineingelebt hat, träg oder lasterhaft, dem mag man ein Almosen geben (wie man es bereits tut); aber es ist kein Grund, ihm auf Kosten seiner Mitbürger eine Rente zu gewähren. Nur der Familienvater soll derselben teilhaftig werden. Ähnliches soll für die Witwen geschehen, die mehr als drei Kinder haben.

Im allgemeinen sollen bei jeder Gelegenheit das Gesetz, die Verwaltung, die einzelnen Privaten den tiefen Respekt beweisen, der den zahlreichen Familien gebührt. Der Staat müsse das gute Beispiel geben; denn er ist der am meisten interessierte. Vor der Hand ist er vielmehr zurück hinter dem, was einzelne Private in dieser Richtung leisten. Es müßte als allgemeiner Grundsatz gelten, daß die Unterstützungen jeder Art, die Gunsterweisungen durch Verkaufsstellen der Tabakregie und ähnliches derart, ausschließlich den zahlreichen Familien zugewendet werden, oder daß mindestens die größere Kinderzahl ein sehr wichtiger Rechtstitel für deren Erlangung würde. Gegenwärtig wird diese nur als ein Kennzeichen der Armut angesehen, nicht als eine Ehre und als ein Anspruch auf den Schutz des Staates für die Familie, die sie erzieht. Jetzt gilt gerade der entgegengesetzte Grundsatz. Eine kinderreiche Familie erhält niemals mehr als die Unterstützung für ein einziges Kind. Die Wohnungszuschüsse, die Umzugsgelder für die Beamten sind die

gleichen, ob diese unverheiratet, kinderlos oder mit einer zahlreichen Familie belastet sind. Hier könnte Gerechtigkeit geübt werden ohne neue Kosten für die Staatskasse.

Es ist fast unmöglich, für eine zahlreiche Familie eine passende Wohnung zu finden, wenn sie nicht reich ist. Der Staat sollte daher seine Wohltaten im Sinne des Gesetzes über die billigen Wohnungen allein den Gesellschaften zuteil werden lassen, die zur absoluten Regel machen, daß sie nur an Familien mit mehr als drei Kindern ihre Wohnungen vermieten. In der Deputiertenkammer ist (12. Juli 1909) ein Mitglied so weit gegangen, den Hausbesitzern eine Strafe dafür auflegen zu wollen, daß sie wegen der Kinderzahl Mieter zurückweisen.

Die Nation hat die Pflicht, jedes Kind, und zumal das arme Kind, mit ihrem ganzen Schutze und ihrer ganzen Zärtlichkeit zu umgeben. In ihm ruht die Zukunft des Vaterlandes. Daher soll eine einsichtige Staatsgemeinschaft nicht zurückweichen vor irgendeinem Opfer, um ihm Nahrung und Unterricht zu geben. Für die Schule erfüllt der Staat heute seine Pflicht. Aber was hilft die Schule, wenn der Schüler nichts zu essen hat. Man hat ihm das Notwendige gegeben, ohne zuvor für das Unentbehrliche zu sorgen. Für die Neugeborenen, denen ihre Eltern die Nahrung nicht geben können, hat die Gesellschaft die Pflicht, (sterilisierte) Milch zu liefern. Der Munizipalrat von Paris hat diesen Weg betreten. Man muß wünschen, daß er weiter verfolgt werde. Welche wunderbare Einrichtung sind ferner die Schulkassen, vermöge deren die Kinder in der Schule Brot und Suppe finden, ohne die der Besuch der Schule unmöglich ist. Das Gesetz erklärt sie obligatorisch für alle Gemeinden, aber sie bestehen nur in 17 000, und in diesen wiederum größtenteils nur nominell. Die Kinder – sie bedeuten die Zukunft des Vaterlandes; ohne sie kann Frankreich morgen nicht mehr leben. Alle verfügbaren Mittel muß der Staat für sie aufwenden.

Es gibt in Frankreich 3½ Millionen Familien, die drei oder mehr Kinder haben. Sie umfassen 23 Millionen im ganzen; das bedeutet die Mehrheit der Nation. Unter den 11 Millionen Wahlberechtigten bilden sie aber kaum ein Drittel. Sehr begreiflich, daß der Gesetzgeber ihre Interessen vernachlässigt. In der Kommission für die Entvölkerungsfrage hat M. de Foville vorgeschlagen, es solle ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Wähler, der eine Familie repräsentiert, und demjenigen, der nur sich selber vertritt – wie es scheint, ohne damit Glück zu machen. Bertillon denkt an ein Pluralwahlrecht, in dem Gattin und Kinderzahl (oder die Gattin neben dem Gatten) zur Geltung kommen. Der Hauptwähler soll fortan der Familienvater sein, nicht mehr der Schankwirt. Das Parlament wird dann über das Interesse der Familien wachen.

III.

Diese Vorschläge bilden das bunt zusammengesetzte Programm von mehr oder weniger kühnen Forderungen, die man heute weit überwiegend an den Staat richtet, um die Gefahr der Entvölkerung für Frankreich zu beschwören. Es ist ihm eigentümlich, daß Männer diese Forderungen stellen, die im

übrigen den sozialistischen oder halbsozialistischen Zug der Gesetzgebung bekämpfen, der durch die vorherrschenden Gesinnungen der gegenwärtigen französischen Republik getragen wird. An so und so vielen Stellen findet man, in jene Vorschläge zerstreut, die Mißbilligung dieses Zuges, die sich stützt auf die altgläubigen Ideen der „Économie politique", die ihre Domäne in der „Académie des Sciences morales et politiques" von jeher und bis zur heutigen Stunde hat. Den alten Ideen entsprechend ist jeder staatliche Eingriff in das freie Walten der individuellen Interessen, in die „Ökonomischen Harmonien" (wie es Frédéric Bastiat 1848 in einem einstmals höchst populären Buche dargelegt hat) ein Frevel an den Grundsätzen der orthodoxen Lehre. Ja, es ist eine Orthodoxie, die sich von ihren schöpferischen Vätern aus dem achtzehnten Jahrhundert entfernt hat, um den revolutionären Inhalt seiner Forderungen und damit die Brücke derselben zu dem Sozialismus hinüber abzubrechen. Bei unserem Thema mit einemmal sehen wir die Anhänger dieser Schule zu Ketzern werden und das gerade Gegenteil von denjenigen Lehren verkünden, auf die sie eingeschworen waren. So stark ist die Macht der Tatsachen gewesen. So mächtig hat die Frage der Entvölkerung in Frankreich auf ihre Anschauungen eingewirkt. Hier kommen sie mit den stärksten Zumutungen an den Staat, der seit langem von ihnen auf den Altenteil gesetzt war, auf die „Nachtwächteridee", derzufolge der Staat nichts anderes zu tun haben sollte, als für Ruhe und Frieden zu sorgen.

Es ist in diesem Falle gekommen, wie bei jenen Leuten, die in der Fülle unseres heutigen Vereinswesens sich auf die einfachste Weise damit abfinden, daß sie alle Vereine miteinander mißbilligen und zu keinem einen Beitrag zahlen, dann aber mit einemmal Feuer fangen für einen einzigen Verein, der einer Lieblingsidee von ihnen entsprungen ist, und der nun das ganze Interesse aller anderen Leute ergreifen soll, die für so viele andere Fragen sich hatten erwärmen lassen. Der wichtige Unterschied bei diesem Vergleich besteht nur darin, daß es sich in der Tat bei dem vorliegenden Gegenstande um mehr als um eine Lieblingsidee von einzelnen Leuten handelt. Der Gegenstand ist vom höchsten Ernste. Nur die Abhilfsmittel sind meist fragwürdige, ja abenteuerliche. Kühne Reformmaßregeln, die zum Teil vollauf den Namen sozialistischer Pläne verdienen, und die leider nicht bloß darum bedenklich sind, weil sie diesen Namen verdienen, sondern weil der Name den utopischen Inhalt bedeutet.

Wenn wir erwägen, wie langsam die Entwürfe der Gesetzgebung in den französischen Kammern vorwärts gekommen sind, die keineswegs utopische Ziele verwirklichen wollten, wie seit mehr als einem Menschenalter die Einführung einer Einkommensteuer in Frankreich immer wieder auf Hindernisse gestoßen ist, obwohl sie durch das Beispiel der benachbarten Staaten vollauf gerechtfertigt war, — so haben wir einen Maßstab für die Aussichten, die jenen kühnen Projekten beschieden sind, ehe sie noch das Licht der Welt erblicken. Sollte es damit besser bestellt sein, als wir vermuten, so würden die verlangten Experimente außerordentliches Interesse erregen, auch bei allen Unbeteiligten. Die anderen Nationen könnten beobachten, inwieweit die

an sich höchst bedeutsame Erscheinung des französischen Bevölkerungswesens einer neuen Wendung zugeführt werden kann durch ein System von staatlichen Eingriffen in dasjenige Gebiet, das am wenigsten dazu geeignet scheint — die Familie.

Was dagegen die milderen und leichter einzuführenden Maßregeln betrifft, die sich unter den oben erwähnten Vorschlägen finden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man unter dem Drucke der wachsenden Besorgnisse damit Versuche macht. Dafür ist es um so unwahrscheinlicher, daß sie an den nun einmal herrschenden Sitten der Franzosen etwas Wesentliches ändern.

Gewiß ist in der hier vorgeführten Reformbewegung der sittliche Grundton ein sehr beachtenswerter. Niemand wird bestreiten, daß dieser pathetische Appell ein edles Band schlingen will von der individuellen Sphäre des Staatsbürgertums hinüber zu den hohen Pflichten für das Vaterland, und daß eine solche Gesinnung sich namentlich ziemt für die Bevölkerung einer demokratischen Republik. Ja, der Ton der hier gepredigten Pflichten knüpft an die Deklarationen der Grund- und Menschenrechte aus dem Revolutionszeitalter an. Und er tut mehr als das. Er redet von Pflichten vor allem, nicht von Rechten, und von Pflichten, die als solche jenem Zeitalter noch nicht bekannt waren. Die Frage ist nur die, ob dieses Pathos Widerhall findet in den Empfindungen der heutigen Franzosen, ob der Aufbau des Familienlebens, die Sphäre, in der jedes einzelne Ich sich am sprödesten absondert von den Forderungen der Gesamtheit, durch die pathetischen Anregungen getroffen zu werden vermag.

Die Pflichten der Staatsbürger gegen das Gemeinwesen sind heilige Pflichten, ohne deren Erfüllung kann der Staat nicht leben. Aber es können nur solche Pflichten in Frage kommen, deren Erfüllung der Staat erzwingen kann. So die Wehrpflicht, so die Steuerpflicht. In unserem Falle handelt es sich um eine andere Art von Pflicht, um eine solche, der gegenüber der Zwang zerbricht, an dem Widerstande der individuellen Freiheit, die ihren stärksten Zufluchtsort findet in der Familie. Ja, schon die Tatsache, daß in der Volksvertretung der französischen Republik und zumal in der Sphäre ihrer „Notabeln" Gesinnungen vorherrschen, die jener individuellen Freiheit der Familien mittelbar und unmittelbar zugute kommen, ist ein Schutzwall gegen eingreifendere Versuche der Gesetzgebung im Sinne der von uns dargestellten Reformbewegung.

Daß hiedurch die Situation der französischen Bevölkerungsfrage desto problematischer wird, soll hiermit keineswegs geleugnet werden. Auch das soll nicht bestritten werden, daß daraus für andere Nationen — die sich heute nicht in gleicher Lage befinden — lehrreiche Parallelen entnommen werden können, obschon wahrscheinlich aus der Verschiedenheit der Nationen zunächst wichtige Verschiedenheiten gerade für diese Seite ihres Volkslebens sich ergeben mögen. W.

Literarische Rundschau.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis. Von Paul Wüst. Leipzig, H. Haessel. 1911.

Paul Wüst war sich, wie uns die Vorrede sagt, der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt. Sie lag darin, daß er Nichtschweizer ist und ohne persönliche Kenntnis der beiden Dichter schrieb, und darin, daß die direkten schriftlichen Quellen für die menschlichen Beziehungen der beiden Dichter sich auf eine geringe Anzahl von Briefen zwischen ihnen selbst und an Dritte beschränken. Hier lagen überdies, was nicht zu betonen der Verfasser vielleicht als Taktsache empfand, nicht unmerkliche Differenzen zwischen den gegenseitigen und den an Dritte gerichteten Schreiben vor, Differenzen lediglich des Tons, nicht der Tatsachen. Die direkten Briefe aber, man kann es nicht bestreiten, tragen hier und da den Charakter diplomatischer Noten an sich, deren Haltung nur den zu täuschen vermag, der nicht hinter die Schreibenden blickt und nicht sieht, wie viel aus überwundener Kränkung sich erhebende rein prinzipielle Gerechtigkeit auf der einen Seite, wieviel widerstrebendes, schwer gebändigtes Temperament auf der anderen über diese Blätter schatteten. Conrad Ferdinand Meyer, selbstdisziplinierter als Keller und ruhigeren Temperamentes, hat sich zeitweilig eine Art Liebe zu Keller suggeriert, für die dieser nicht zu haben war, und die dann bei Meyer zuletzt in lächelnde Resignation zurücksank. Seine Fassung und Selbstbeherrschung hat einmal den nahe drohenden schroffen Bruch überwunden. Was aber dann doch zu jenem äußerlich „guten Verhältnis" führte, das Wüst (S. 148) ein „diplomatisch geregeltes" nennt — „wie zwischen Großmächten, deren Grenzen sich nun einmal berühren, die keine Sympathie des Blutes füreinander empfinden, aber von der Notwendigkeit überzeugt sind, im beiderseitigen Interesse sich zu vertragen und nicht aneinander vorbeizusehen" — das war, mehr als die Rücksicht auf die Außenwelt, das Beste an dem ganzen Verkehr, der Respekt des Künstlers vor dem Künstler, die über kleinliche Reizbarkeiten hinwegreißende große Freude an dem erstandenen Kunstwerk des einen wie des anderen. Mochten auch da die divergenten Charaktere divergente Richtungen bedingen — hier war das immune Gebiet, auf welchem sie sich aufrichtig die Hände reichen konnten.

Gerade wegen ihrer großen, ihrer absoluten Verschiedenheit und gerade, weil sie diese Verschiedenheit selbst so stark empfanden. Die flüchtigen Blicke, die der eine wie der andere wohl einmal in des Nachbars Rosengarten geworfen hat, haben sie mit den Jahren eher dazu geführt, die Zaungrenzen so scharf als möglich zu ziehen. Paul Wüst hat dies sehr deutlich empfunden und belegt. Ja, diese Tatsache darf als das eigentliche Resultat seiner literarhistorischen Arbeit angesprochen werden.

Hat ihm für das Biographische die intime Kenntnis der Personen, der Rasse und des Milieus gefehlt, wie er bescheiden bekennt, so ist dem Literarhistoriker die Distanz zugute gekommen. Er hat die Untersuchung über die Berührungspunkte der dichterischen Produktion der beiden Großen mit gründlicher Kenntnis des Materials genau, gewissenhaft geführt, die Protokolle umsichtig angelegt und gefüllt und seinen richterlichen Spruch mit dem Streben nach unbedingter Objektivität gefällt. Aber wie das Verhältnis der beiden Dichter selbst zeigt, Gerechtigkeit ist ein magerer Ersatz für Liebe, und die geheimen Züge der Sympathie sind auch neben der wissenschaftlichen Schärfe spürbar. Irren wir, wenn wir die Wage ganz leicht zugunsten Meyers sich senken sehen? Und ist nicht gerade hier das Deutschtum des Verfassers entscheidend gewesen? Ist es überhaupt möglich, daß ein Nichtschweizer Gottfried Keller bis in die geheimsten Wurzeln seines Wesens verstehen und würdigen kann? Gerade weil er stärker Bodenprodukt, Impetus, Natur und Unbewußtheit ist als C. F. Meyer? Und noch eines: wenn ein scharfes Blitzlicht die prominenten Punkte des Themas hervorhebt, alles andere im Dunkel lassend, so müssen sie auf Kosten der Gesamtproportionen vergrößert, muß das Gesamtbild verzerrt erscheinen: Ähnlichkeiten und Parallelen treten viel stärker hervor, als es der Grundverschiedenheit der beiden schaffenden Individualitäten entspricht. Aber das wird der Nachteil jeder derartigen Arbeit sein und ist von dem Verfasser wohl empfunden worden. Trotzdem möchten wir auf einige derartige Stellen die Hand legen.

Der nationale Einschlag in C. F. Meyers Schaffen ist kaum je so stark hervorgehoben worden wie von P. Wüst. So hübsch er im einzelnen die Spuren des Schweizerischen verfolgt, so leicht gibt er zu der falschen Vorstellung Anlaß, C. F. Meyers Dichtung sei „schweizerisch". Mit anderen Worten: das hier allein entscheidende *Proportionale* ist zu wenig betont. Kellers Produktion einem Nichtschweizer zuzudenken, ist unmöglich; die Meyers *muß* nicht von einem Schweizer sein. Sie könnte auch von einem mit der Schweiz leidlich vertrauten Deutschen herrühren. Gottfried Keller *ist* Schweizer, Meyer sucht den Schweizer nicht zu verleugnen. Bei ihm ist das Schweizerische als beinahe unorganische Einsprengung zu betrachten, und anders lautende Urteile von Ausländern, wie L. v. François, geben auf ungenügende Kenntnis des spezifisch Schweizerischen zurück; ein Schweizer wird kaum urteilen können, allen Meyerschen Dichtungen „fließe Schweizerblut in den Adern".

Auch bezüglich der Parallelen und gemutmaßten gegenseitigen Beeinflussungen wäre ein stärkeres Betonen der relativen Proportionen wünschbar gewesen; auch hier muß man sagen: im Verhältnis zu dem Eigenartigen, jedem Dichter *allein* Eigenen sind diese Gemeinsamkeiten, so gut sie beobachtet sind, doch nicht von wesentlichem Belang. Nicht ihr Vorhandensein, sondern die Stärkegrade und die Relativität der Mischungen bestimmen in solchen Dingen die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Bildes.

Wer nicht von vornherein Beziehungen und Einwirkungen entdecken *will*, wird kaum einen Zusammenhang zwischen der Kellerschen und der Meyerschen Rahmentechnik annehmen können. Kellers Rahmen umspannen Zyklen und dienen eben dazu, sie zusammenzuhalten; Meyer behandelt den Rahmen als stärkstes Mittel der Objektivierung, der Projizierung in die Ferne. P. Wüst setzt das sehr hübsch auseinander (S. 75). Vielleicht hätte er bei dieser Gelegenheit auf den dehnbaren Begriff und das hohe Alter der Rahmentechnik hinweisen können, um die Unabhängigkeit der beiden Dichter voneinander noch mehr zu erhärten, wäre sie nicht so wie so in die Augen springend.

Nicht ganz einig können wir mit dem Verfasser gehen, wo er Berührungspunkte der Lyrik Meyers mit der Kellers findet. Er spricht von Meyers Liebesgedichten: „Hier also, wo gelebtes Leben Gestalt gewonnen hat . . . hier in der unmittelbarsten Kunst seiner (Meyers) Lyrik . . . rücken Gottfried Keller und

C. F. Meyer zusammen." Aber wo sind die von gegenwärtigem Erleben warmblütig durchflossenen Liebesgedichte Kellers, die neben die Meyers zu stellen wären? Und wie merkwürdig dreht sich gerade in Lyricis das Verhältnis der beiden um, da sonst Keller der Impulsive, Meyer der Zurückhaltende ist.

Aus diesen wenigen von vielen Fragen ermesse man, wie reich an Anregungen Wüsts Arbeit auch für den mit dem Stoffe Vertrauten ist. Es sei hier nur noch auf die Darlegung der Zäsur in Meyers Dichterentwicklung hingewiesen (S. 128): je zarter mit den Jahren die Psyche des Dichters wird, desto größer die Objektivierung, die Steigerung des „großen Stiles" bis an seine Grenzen.

Man konnte von P. Wüsts Arbeit nichts stofflich Neues von Belang erwarten und fordern. Aber sie ist ein Beweis dafür, wie viel mit strenger Methodik auch aus bekannten Stoffgebieten herauszubringen ist. Daß er streng chronologisch vorging, war für die Aufstellung der biographischen wie der literarhistorischen Entwicklungsreihen unerläßlich. Und so ist ein geistvolles und instruktives Buch zustande gekommen, das man in dem Kreis der Meyer-Bücher nicht mehr missen möchte.

Zürich. Lina Frey.

Schlössers Platen-Biographie.

August Graf v. Platen. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens. Von Rudolf Schlösser. Erster Band: 1796—1826. München, R. Piper & Co. 1910.

In dem vorliegenden, vom Verleger — auch durch Bildbeigaben — trefflich ausgestatteten Werke, dessen zweiter Band in baldige Aussicht gestellt ist, erhalten wir die Platen-Biographie (wie man zu sagen pflegt), die voraussichtlich für einige Jahrzehnte die Führung in der Wissenschaft behalten wird. Sie ist die gediegene Frucht arbeitsreicher Jahre, die respektable wissenschaftliche Leistung eines Literarhistorikers, der nicht nur gelehrt, sondern auch gebildet ist, der von früher Jugend an in einem Herzensverhältnis zu seinem Dichter zu stehen bekennt und der mit nimmermüdem Eifer allen Spuren Platens, räumlich und literarisch, nachgegangen ist. Das ganze gedruckte Material ist hier verarbeitet, dazu auch neues handschriftliches verwertet. Sehr wohltuend berührt es, daß der Verfasser trotz aller Liebe für seinen Helden sich von dessen Überschätzung und von einer panegyrischen Darstellung so gut wie ganz freizuhalten vermocht hat, und unsere volle Billigung hat er, wenn er Platens Homosexualität einfach als gegebene Voraussetzung hinnimmt, ohne sich auf die fragwürdige Weisheit der Psychiater einzulassen. Platens Gedankenwelt und seine Kunst in ihrem allmählichen Entstehen und in ihren Wandlungen darzustellen war Schlössers Ziel, und er hat es im wesentlichen erreicht. Eine Biographie im landläufigen Sinne des Wortes (erklärt er im Vorwort) habe er nicht schreiben wollen und den üblichen Zusatz „sein Leben und seine Werke" absichtlich gemieden, vielmehr sich der „entschiedensten Konzentration befleißigt und alles bloß Anekdotische oder minder Bedeutende rücksichtslos ausgeschieden"; auch auf den Titel „Platen und seine Zeit" habe er verzichten müssen, um nicht ins Uferlose zu geraten. Dabei ist der erste Band ein Buch von fast 800 engbedruckten Seiten größten Lexikonformats! Nach der rückhaltlosen Anerkennung des von Schlösser sachlich Geleisteten kann der Referent dem Verfasser den Vorwurf übermäßiger Breite leider nicht ersparen. Für ihn unterliegt es, im Gegensatze zu Schlösser, keinem Zweifel, daß eine wissenschaftliche Platen-Biographie von

viel geringerem Umfange nicht nur möglich, sondern auch erwünschter gewesen wäre. Wohin gelangen wir, wenn wir zur Darstellung des Schaffens eines Dichters, der nicht zu den größten gehört, dessen Leben so kurz bemessen war, und dessen Produktion so wenig in die Breite geht, solche Wälzer schreiben wollen! Ein Kritiker dieses Buches hat mit seiner Bemerkung nicht unrecht, daß eine entsprechende Monographie über Goethe den Umfang des Brockhausschen Konversationslexikons erreichen müßte. Diese Platen-Biographie ist ein gelehrtes Platen-Repertorium, das man weniger lesen als nachschlagen wird, und dem deshalb ein möglichst ausführlich gearbeitetes alphabetisches Register neben dem systematischen dringend zu wünschen ist. Der Verfasser dürfte sich leider täuschen, wenn er glaubt, mit diesem Werke nichtwissenschaftliche Leser (besonders in Bayern und in Italien: für Platen zu gewinnen; das wäre ihm vielleicht mit dem Buche von 10—12 Bogen gelungen, das er zu Anfang seiner Arbeit im Auge hatte. Eine Platen-Biographie ist an sich schon eine nicht sehr dankbare Aufgabe, da ihr menschlich wenig sympathischer Held weder in seinem Charakter noch in seiner Lebensführung große Linien aufweist, und da sein Schaffen sich nicht in hochragenden Gipfelwerken, sondern in zahlreichen kleinen Einzelleistungen darstellt. Hier hätte man also kaum stark genug verdichten können, wollte man ein künstlerisch wirkendes, werbekräftiges, nicht ermüdendes Buch schaffen. Schlösser aber erdrückt uns — trotz seiner „Konzentration" — vielfach mit einer Unsumme unbedeutender literarischer Einzelheiten, wo wir uns nach straffer Zusammenfassung, psychologischer Ausdeutung und großzügiger Synthese sehnen. Ja, wenn er noch vieles Neue von grundlegender Wichtigkeit zu sagen hätte! Aber das war nach dem Erscheinen der Tagebücher kaum möglich, so mannigfach natürlich unser Einzelwissen bereichert wird. Gerade im Hinblick auf diese so breit ausladenden Tagebücher hätte der Verfasser sich viel kürzer fassen können, anstatt seiner „Biographie" auch noch breite Kommentare zu ihnen und zu Platens dichterischen Werken zuzumuten. So bringt das Buch „Venedig" einen förmlichen Abriß der venezianischen Kunstgeschichte, der, so verdienstlich diese Nachweise sind, in diesem Zusammenhang unorganisch wirkt und den Rahmen des Buches sprengt. Eine Biographie soll nicht eine Sammlung von Monographien sein. Kurz, überall wäre weniger sicherlich mehr gewesen, und ein auf der Höhe der Forschung stehender Platen-Essay (etwa in der Art Diltheys), der uns den Dichter und sein Werk menschlich näher bringt, bleibt immer noch zu schreiben. Vielleicht entschließt sich Schlösser selbst, ihn uns zu geben, nachdem er das Meer des Stofflichen überwunden hat.

Harry Maync.

Eine neue Vasari-Ausgabe.

Le vite de' più eccellenti pittori scultori e architettori scritte da M. Giorgio Vasari pittore et architetto aretino. Mit kritischem Apparate herausgegeben von Dr. Karl Frey. Parte I, Band I. München, Georg Müller. 1911.

Im Jahre 1550 erschien in Florenz, mit einer Widmung an Herzog Cosimo, in zwei Bänden das Werk des Architekten und Malers Giorgio Vasari aus Arezzo — dessen Geburtstag in diesem Jahre zum vierhundertsten Male wiederkehrt —, das man als die erste umfassende Kunstgeschichte bezeichnen darf. Von Cimabue beginnend, dem vermeintlichen Ahnherrn der modernen Malerei, führte es durch rund drei Jahrhunderte bis zu dem großen Genius, zu welchem Italien, ja die ganze Welt staunend emporsah: Michelangelo. Vasari selbst hat dann eine bedeutend erweiterte Neuauflage erscheinen lassen, in der auch die Biographien der zeitgenössischen

Künstler einschließlich der eigenen enthalten sind. Diese zweite Ausgabe der „Vite", 1568 ebenfalls zu Florenz gedruckt, hat allen späteren Editionen zugrunde gelegen. Von diesen werden noch oft benutzt und mit Achtung genannt: die prächtig ausgestattete von Bottari in drei Bänden (Rom 1759), die Sieneser des gelehrten Paters G. della Valle in elf Bänden (1791—1794), die noch mehrfach aufgelegt worden ist, endlich die von vier Gelehrten besorgte Ausgabe in 14 Bänden, die man nach dem Verleger Le Monnier benennt (Florenz 1846—1870). Im Jahre 1878 begann dann gleichfalls in Florenz einer der Mitarbeiter der letztgenannten, Gaetano Milanesi, eine auf umfassender eigener Urkundenforschung beruhende Neuausgabe, die 1881 in sieben starken Quartbänden vollendet wurde, wozu dann ein achter Band mit den kleineren Schriften Vasaris zur Kunst und seinen Briefen sich gesellte, endlich ein neunter die Indices umschloß. Auf dieser letzten Gesamtausgabe beruht die neuere Forschung; sie ist für jeden, der sich mit italienischer Kunstgeschichte beschäftigt, wegen des reichen Kommentars, den der unermüdliche Direktor des Florentiner Staatsarchivs in den Anmerkungen niedergelegt hat, unentbehrlich.

Seit dieser Zeit ist eine Neuherausgabe des ganzen Werkes nicht wieder unternommen worden. Karl Frey hat einzelne Biographien für Universitätszwecke, A. Venturi das Leben des Gentile da Fabriano und des Pisanello in einer herrlichen Ausgabe mit Abbildung des gesamten Materials ediert. Die Idee, den ganzen „Vasari" in der gleichen Weise erscheinen zu lassen, war eine Utopie, und so ist es bei diesem einen Band geblieben.

Gerade die letzten Jahrzehnte mit ihrer emsigen, von vielen betriebenen Forschertätigkeit haben unsere Kenntnisse so überraschend erweitert, daß Milanesis Ausgabe vielfach überholt ist, und ein neuer Versuch, der die weit zerstreuten wissenschaftlichen Ergebnisse zusammenfaßt, sich als notwendig erweist. In der richtigen Erkenntnis, daß dies Unternehmen die Kräfte eines einzelnen übersteigt, hat sich die junge Gelehrtengeneration Italiens zu dem Plan einer umfassenden Bearbeitung Vasaris entschlossen, mit einem Kommentar, der alles Notwendige — namentlich die Dokumente zur Biographie der Künstler — enthalten, alles Überflüssige, von Ausgabe zu Ausgabe Mitgeschleppte aber ausscheiden soll. Von dieser Arbeit ist bisher noch nichts erschienen.

Eben jetzt nun tritt Karl Frey mit einem gewaltigen Unternehmen vor die wissenschaftliche Welt, dem ersten Band einer ganz groß angelegten Gesamtausgabe. Um auch dem diesen Dingen Fernerstehenden einen Begriff zu geben: Milanesis Ausgabe ist in sieben Bänden zu je 700 Seiten; der erste Band Freys, der knapp die Hälfte von Milanesis erstem Band umfaßt, ist mehr als 900 Seiten stark. Und das Verhältnis verschiebt sich noch mehr, wenn man bedenkt, daß in diesem Band die allgemeinen Partien der Einleitung begriffen sind, deren Kommentar nur geringen Raum beansprucht, daß aber mit nur drei Biographien, für die Milanesis Ausgabe nicht ganz 90 Seiten braucht, über 500 Seiten gefüllt sind. Angesichts dieser Zahlen wird auch derjenige, der Freys ungewöhnliche Arbeitskraft und seinen Bienenfleiß kennt, verzweifeln, dieses Unternehmen je vollendet zu sehen.

Die Ursache aber, wodurch der Umfang des Bandes so anschwellen mußte, ist der den Herausgeber beseelende kritische Eifer. Er will nicht nur den genauen Text der Ausgabe von 1568 mit den Varianten der älteren von 1550 bringen und das gesamte urkundliche Material verarbeiten; vielmehr bietet jede der viel umstrittenen Biographien der Künstler des Dugento ihm Anlaß, alle Streitfragen (und hier gibt es viel mehr Streitfragen als gesicherte Tatsachen) kritisch durchzugehen, sich mit den Ansichten aller anderen Forscher auseinanderzusetzen; und so kann es nicht wundernehmen, daß der Kommentar zur Biographie des Arnolfo di Lapo 150, derjenige zu Nicola und Giovanni Pisano 200 Seiten lang ist. Man sieht, daß Frey hier Gebiete seiner eigensten Forschung bestellt und das Bedürfnis empfindet, mitzuteilen, was

er Jahrzehnte mit sich herumgetragen hat. Daß außerdem mehrfach urkundliches Material abgedruckt wird, welches mit dem eben behandelten Gegenstande nur in lockerem Zusammenhang steht, wird niemanden wundern, der andere Werke desselben Autors, namentlich seine Jugendarbeit über die Loggia de' Lanzi, kennt. Ebensowenig der polemische Ton, in dem er sich fast allen gegenüber gefällt, die vor ihm oder gleichzeitig mit ihm die einschlägigen Fragen behandelt haben. Das Lob ist spärlich, der Tadel reichlich verteilt; namentlich wer je urkundliches Material ediert hat, darf auf Beifall unseres Autors nicht rechnen. Wenn sich dieser Tadel gegen verdiente Leute wendet, wie unter anderen gegen Supino und Poggi, den früheren und den jetzigen Leiter des Nationalmuseums in Florenz, die Fach und Fachgenossen gleichmäßig gefördert haben, ist es ärgerlich; wenn aber ein Mann vom wissenschaftlichen Ansehen Robert Davidsohns, der gegenwärtig in Italien am höchsten (und mit vollstem Recht) angesehene und verehrte deutsche Forscher, mit billigen Ausfällen bedacht wird, so ist das mehr als nur ärgerlich. Eine Polemik dieser Art hat noch niemals dem Ansehen eines Werkes genützt.

Auf einzelne kritische Fragen einzugehen, ist hier nicht der Platz. Erst die Zeit und oft wiederholte Benutzung wird die unbestreitbaren Vorzüge der Freyschen Ausgabe voll erkennen lassen; und wenn einmal die persönlichen Dinge, die man darin mitnehmen (und darum auch erwähnen) muß, ihr Interesse verloren haben, so wird man dem bedeutenden wissenschaftlichen Wert voll gerecht werden. Für die Forschungen über die Anfänge der italienischen Kunst ist hier eine neue Grundlage geschaffen.

Dem Band ist durch den Verleger eine Ausstattung zuteil geworden, so geschmackvoll und erfreulich, wie man — in Deutschland wenigstens — sie bisher selten zu Gesicht bekommen hat.

Georg Gronau.

α. **Über Goethes Gedichte.** Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1911.

Einen kleinen Vorgeschmack dieses vor mehr als sechzig Jahren gehaltenen Dorpater Kollegs hat uns die Pietät Th. Schiemanns für seinen ausgezeichneten Landsmann schon im Goethe-Jahrbuch geboten. Nur zum kleinen Teil so ausgearbeitet, wie die durch Schiemann und Leitzmann veröffentlichten Vorlesungen über „Hermann und Dorothea", muß die Betrachtung der Lyrik mit ihrer Feinheit, Weite, Schärfe des Urteils, ihrem reinen und wiederum sehr individuellen Stil noch viel willkommener sein. Der Wertmeister der beiden großen Cottaischen Jubiläums oder Säkularausgaben Goethes und Schillers hat uns zu tiefem Danke dadurch verpflichtet, daß wir nicht nur Hehns Darstellung als nach zwei Menschenaltern kaum bestaubt genießen, sondern auch streckenweise ihre ursprüngliche Fassung vergleichen und aus den sparsam bemessenen Anmerkungen manche Daten und Bezüge richtigstellen dürfen. Hehn wußte z. B. noch nicht, daß „Lida" Frau v. Stein ist; er hat das Mondlied „Füllest wieder Busch und Tal" viel zu früh angesetzt, den „Deutschen Parnaß" seltsam mißverstanden – aber darauf kommt es ja nicht an. Ein ungeheurer Vorsprung ästhetischer und menschlicher Erkenntnis trennt ihn von Interpreten alten Schlages wie dem biederen Viehoff, oder man vergleiche seine meisterliche Analyse etwa des „Wanderers", des „Prometheus", der Elegie „Alexis und Dora" mit dem prosaischen Totschlag, den Düntzers sogenannte Erläuterungen paraphrasierend an den Gedichten verüben. Überall hohe Gesichtspunkte und zugleich das innigste Einfühlen in diese Lyrika, die im Zusammenhang mit dem Leben ihres Schöpfers und nach Empfindungsgehalten aufgefaßt werden. Der Verfasser der „Gedanken über Goethe" weiß, daß es sich mit dem Respekt vor Schiller wohl verträgt, wenn man dessen gesellige Poesie gegen die Goethische herabsetzt oder „Thekla, eine Geisterstimme" gegen Mignons „So laßt mich scheinen", er hat sogar für die Hausbackenheit der 2. Epistel etwas übrig, aber er hält manchmal auch bei Goethe die Herbheit seines Urteils nicht zurück. Nie treffen wir vage Lobpreisung. Formales wird mit zartem Stilgefühl erörtert. Die Anordnung im ganzen und im einzelnen, die sich teils an Goethes Rubriken hält, teils von ihnen abweicht, erscheint trotz feinen Übergängen oft zufällig. Vom „Divan" und der spätesten Lyrik ist nicht mehr die Rede. Eine das 19. Jahrhundert durchstreifende Einleitung zeigt den schroffen Antiromantiker.

ββ. **Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein.** Ein Lebenslauf von Hans Schulz. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins. Von Dr. Gebauer. Ebenda. 1910.

Die schöne Pietät des Herzogs Ernst Günther hat der Forschung das reiche Primkenauer Archiv erschlossen und zwei tüchtige jüngere Gelehrte zu Biographen des Urgroßvaters und des Großvaters bestellt. Der eine ist unserer Nation unvergessen als fürstlicher Gönner Schillers, der ebenso fürstlich das reiche Ehrengeschenk mit seinen ästhetischen Briefen vergalt; bei dem Namen des Sohnes werden die verschollenen Töne des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" nach bald einem halben Jahrhundert wieder wach. Von beiden wissen die weiteren Kreise nicht viel mehr. Nun mögen sie sich hier über zwei höchst interessante, für die deutsche und die dänische Geschichte ungemein bedeutsame Lebensläufe unterrichten, die auch dem Historiker zum erstenmal ins volle Licht treten. Der Bruder unserer Kaiserin hat es auf keine bloße Verherrlichung seiner Vorfahren abgesehen, sondern auf urkundliche Wahrheit, die bei Friedrich Christian nicht die pädagogisch-pedantischen Züge dieses echten, mit Nicolai doch mehr als mit Schiller harmonierenden Sohnes der Aufklärung wegschminkt, bei Christian August, dem Rechtsstreiter und Sportsmann, nicht den Starrsinn dieses Hochtory verschweigt. Beide Biographien erforderten eine den Verfassern nicht schon eigene Vertrautheit mit der Familiengeschichte des dänischen Hauses und der ganzen Kopenhagener Politik, zugleich einen sicheren Takt, der namentlich den überaus verwickelten Hader um die schleswig-holsteinische Erbfolge und die vielumstrittene Abfindung des Herzogshauses so kundig wie abwägend behandeln mußte. Schulz hat ein Thema, das reicher in das geistige Leben der Epoche hineinführt, wie es ihm auch vergönnt war, 1905 den gesamten Austausch zwischen dem Herzog und Schiller, 1908 die Korrespondenz mit dem ein wundersames Deutsch radebrechenden König Heinrich VI. und 1910 das endlich zur Verabschiedung des enthusiastischen Faselanten hinausführende, sehr lesenswerte Buch „Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft" zwischen Friedrich Christian und Jens Baggesen darzubringen. Das Menschliche versäumt aber auch Gebauer nicht über den schwierigen politischen Wirren. Er kann uns auf dem neuen Boden von Primkenau noch mit keinem alles schlichtenden Abschied entlassen. Der sehnlich erwartete dritte Band, Christian Augusts Sohne Friedrich VIII. gewidmet, wird aus langwierigen Kämpfen und tiefen Verstimmungen zur reinen Lösung führen. Wir danken dem Herzog und seinen würdigen Vertrauensmännern.

γ. **Karl Lebrecht Immermann,** a study in German romanticism. By Allen Wilson Porterfield, ph. D. New York, the Columbia University Press. 1911.

Ein junger amerikanischer Gelehrter unternimmt es hier, nicht bei dem allgemeinen Satz stehen zu bleiben, daß Immermann von der Romantik beeinflußt war, sondern eingehend nachzuweisen, welcherlei Art und Ausdehnung dieser Einfluß hatte; auch die Entstehung der Romantik wird so weit als möglich zurückverfolgt, bis auf Jakob Böhme (1575—1624), dessen Schriften zwei Grundzüge der Romantik zeigen: Naturphilosophie und Mystik. Porterfield rechnet Immermann zu der älteren Gruppe der Romantiker, wegen seiner lebenslangen Freundschaft mit Tieck und wegen seiner fatalen Schwäche in der Lyrik, auf welchem Gebiet die Stärke der jüngeren Gruppe liegt. Die Schrift ist aus den Quellen geschöpft und jedenfalls ein schönes Zeichen von der wissenschaftlichen Arbeit der Amerikaner.

c. **Memoiren eines Sozialistin.** Kampfjahre. Roman von Lilly Braun. München, Albert Langen 1911.

Lehrjahre nannte die Verfasserin den ersten Band dieser Memoiren, ohne doch sich in diesem nachfolgenden zur Meisterin zu erklären. Kampf, Suchen, Irren, Verlieren und neues Finden — davon lesen wir auch in diesem neuen Bande, der stofflich weitaus interessanter ist als der erste: Der aristokratische Sozialdemokratismus in England, die dortigen Vereinigungen der Sozialisten jeder Färbung, Lilly Brauns Übertritt zur Sozialdemokratie, der leise beginnende und immer schärfer werdende Streit in der Partei, alle die Tagungen und Kongresse, die wir selber persönlich oder im Geiste miterlebt haben, in seltsam subjektiver Färbung uns zurückerzählt, der Dresdner Parteitag, die Diktatur Bebel und ihre Bekämpfer. Und dazwischen das Schicksal einer Frau, die rasch aufglühend immer das Große will und gestalten möchte, der aber die harte, geduldige Arbeiterhand fehlt, der stiere, gehorsame Scheuklappenblick, der nur immer wieder das einst ersehnte Ideal vor sich sieht. Sie wird Frau, wird Mutter und verwandelt die täglichen Resultate dieser Zustände in soziale Pläne, Broschüren, in Vorträge und flammende Protestreden. Immer mehr aber wird das Kampflied zum Klagegesang. Die alles opferte, fühlt mit Schrecken im Kampf auch die Begeisterung sie verlassen. Mann und Kind, das sind ihr zuletzt noch die Friedenshorte, bei denen sie Ruhe findet. Aber sie weiß, daß es sie immer wieder hinausziehen wird zu kämpfen, zu wirken, sich selber zu behaupten.

Es liegt etwas Ungestümes über dem Buche, das mitreißt, es noch besser und reiner tun würde, wäre es nicht ein Schlüsselroman mit nur leicht veränderten Eigennamen und Porträts, denen Liebe und Haß der Malerin etwas eigenwillig Karikiertes gibt. Aber auch hieran fühlt man, daß ein blutender Mensch redet, eine Frau, die zu lieben und zu hassen vermag, eine Lebendige.

d. **Verklungene Weisen.** Erinnerungen von Bernhard Scholz. Mainz, Joh. Scholz. 1911.

Sinnig und doppelsinnig deutet der Titel sowohl auf eine ferne, doch immergrüne Jugend als auf den Lebensberuf des musikalischen Altmeisters, der kein Modernist, aber auch kein starrer Konservativer war, und der nun im Florentiner Frieden den langen Weg überschaut. Scholz besitzt ein außerordentliches Talent schriftstellerischer Vergegenwärtigung, und an den meisten Abschnitten mag sich auch erfreuen, wer dem Verfasser seine Teilnahme an dem berühmten Protest gegen die „Zukunftsmusik" nachträgt. Jede Autobiographie von Goethe her findet ihre schönsten epischen Ernten in der Frühzeit: so ist hier das Leben auf der Hammermühle nächst Wiesbaden samt ihren Insassen und Gästen, mit manchem Ausblick auf Alt-Mainz und Alt-Nassau, köstlich geschildert, als säße man mitten drin unter den tüchtigen, frohen Leuten bei einem edlen „Woiche". Den zweiten Gipfel der Darstellung bildet, nachdem die musikalische Sendung des jungen Pariser Steindruckers lange gesiegt hat, der Aufenthalt in Hannover, der uns mit dem Hofe des blinden Königs und mit dem ganzen Kunsttreiben, Joachim und Frau voran, aufs lebhafteste vertraut macht. Die vornehme Tätigkeit in Breslau — denn sein langes fruchtbares Wirken in Frankfurt wollte Scholz nur noch streifen — wird ohne alle Ruhmredigkeit, auch ohne Lamentationen über halbe Opernerfolge, mit einer Fülle frischer persönlicher Eindrücke dargestellt. Man weiß ja schon aus dem Briefwechsel, wie behaglich Brahms sich immer bei Scholz und seiner prächtigen Frau gefühlt hat. Dies Behagen teilt sich dem Leser vollauf mit. — Gute Bildnisse aus dem befreundeten Künstlerkreis sind beigegeben.

e. **Von den Kleinen für die Großen.** Zum Vortragen herausgegeben von Willy Becker. Köln a. Rh., Hoursch & Bechstedt. O. J.

Der Herausgeber hat hier eine Anzahl Gedichte von Barack, Karl Busse, Theodor Fontane, Karl Gerok, Adolf Holst, Rudolf Presber, Fritz Reuter, Anna Ritter, Frida Schanz, Friedrich Stoltze, Heinrich Vierordt, Ernst Zahn und noch vielen anderen vereinigt, die alle das gemeinsam haben, daß sie uns das Fühlen und Denken unserer Kleinen vorführen. „Aus Kindermund" könnte man sie überschreiben, und der köstliche Humor, der in den Gedichten lebt, und doch wieder der tiefe Ernst, der aus ihnen spricht, machen sie zu einer gewiß überall willkommenen Gabe. Namentlich zum Vortragen und Vorlesen eignen sie sich, und sie werden gewiß viele angenehme Stunden — oder Minuten — bereiten.

Von Neuaktien, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres einsehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auer. Marrafich. Von Grethe Auer. Mit einer Einleitung von Hans Bloesch und einem Bilde Grethe Auers. 36. Band der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1910.

Balzac. — Die dreizig tollkühnsten Geschichten genannt Contes drolatiques. Von Honoré de Balzac. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Bedier. Der Roman von Tristan und Isolde. Ernest von Joseph Bedier. Leipzig, Insel-Verlag. 1911

Behaghel. — Die deutsche Sprache. Von Otto Behaghel. Fünfte Auflage. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freitag. 1911.

Brandenburg. Briefe Kaiser Wilhelms des Ersten. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von Erich Brandenburg. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Camenisch. — Goethe, Schettel und C. F. Meyer im Banne der Alpen. Von Carl Camenisch. Zweite, illustrierte Auflage. Samaden, Engadin Press & Co. 1911.

Curtius. Im Zeichen der Türme. Almanach für jeden Tag des Jahres. Briefe aus vergangener Zeit. Berlin, Bericht des Verlags von Karl Curtius. 1911.

Deutsche Chansons. Brettl-Lieder. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Elster. Prinzipien der Literaturwissenschaft. Von Ernst Elster. Zweiter Band: Stilistik. Halle, Max Niemeyer. 1911.

Ernst. — Tausend und Eine Nacht. Aus der von Felix Paul Greve besorgten vollständigen Ausgabe ausgewählt und in vier Bänden herausgegeben von Paul Ernst. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Ganghofer. Die Jäger Damian Hagg. Von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Dritte Serie. Band VI. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Goetz. — Kreuzerhöhung. Der böse Herzog. Zwei Einakter von Wolfgang Goetz. Leipzig, Ernst Rowohlt. 1911.

Hempl. — Early Etruscan Inscriptions. Fabretti 2345 2346. By George Hempl. California, The University Press, Stanford University. 1911.

Hißbach. Die Region der Handwerker und bildenden Künstler in Wilhelm Meisters Wanderjahren. Eine Konversation Goethes über die Gestaltung des Kunstwesens in Berlin. Von Direktor Prof. Dr. Hißbach. Apolda, Hugo Blume. 1911.

Just. Verwaltung und Bewaffnung im westlichen Deutschland nach der Leipziger Schlacht 1813 und 1814. Von Wilhelm Just, Dr. phil. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1911.

Kassner. — Von den Elementen der menschlichen Größe. Von Rudolf Kassner. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Kempner. - Frank Wedekind als Mensch und Künstler. Eine Studie von Dr. Hans Kempner. Mit einem Bilde Wedekinds. Zweite, bedeutend erweiterte Auflage. Pankow, Oskar Linser. 1911.

Kotzde. Fritz Boehle. Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1911.

Kraeger. - Vorträge und Kritiken von Heinrich Kraeger. Oldenburg, Rudolf Schwartz. 1911.

Krüger. — Der junge Raabe. Jugendjahre und Erstlingswerke. Nebst einer Bibliographie der Werke Raabes und der Raabe-Literatur von Herm Anders Krüger. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Lamprecht. Die Suchenden. Roman von Ranny Lamprecht. Berlin, Fontane & Co. 1911.

Laurin. Schweden im Auge des Künstlers. Von Carl G. Laurin. Leipzig, Albert Bonnier. 1911.

Lenau. Nikolaus Lenau. Sämtliche Werke und Briefe in 6 Bänden. Herausgegeben von Eduard Castle. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Lie. Rutland. Eine Seegeschichte. Lindelin. Märchen. Novellen. Von Jonas Lie. Leipzig, Georg Merseburger. 1911

Potho-Wegner. — Der große Krieg. Roman von Potho-Wegner. Dresden & Pierson. O. J.

Reinke. Deutsche Hochschulen und römische Kurie. Von Dr. J. Reinke, Professor an der Universität Kiel, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1911

Ruppin. — Die Juden der Gegenwart. Eine sozialwissenschaftliche Studie von Dr. Arthur Ruppin. Zweite Auflage. Köln, Jüdischer Verlag. 1911.

Schalk. Der letzte Mensch. Fragment einer Weltanschauung. Von Kuno v. d. Schalk. Magdeburg, Monistischer Verlag. 1911.

Schewtschenko. Wie ich mein Selbst fand. Äußere und innere Erlebnisse einer Okkultistin. Von Helene von Schewitsch. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Max Altmann. 1911.

Schewtschenko. - Ausgewählte Gedichte von Taras Schewtschenko. Aus dem Ukrainischen von Julia Virginia. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schillers Sämtliche Werke. Horenausgabe. Band II bis IV. München, Georg Müller. O. J.

Simplicissimus-Kalender für 1912. München, Albert Langen. O. J.

Skala. — Die Gemütsbefriedigung als Angelegenheit der Ästhetik. Zur Stellung der ästhetischen Eindrücke im Weltbilde. Von Richard Skala. Wien, Wilhelm Braumüller. 1911.

Souvageol. — Petrarka in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Literatur in Deutschland. Von Dr. phil. Hugo Souvageol. Ansbach, C. Brügel & Sohn. 1911.

Strindberg. Drei moderne Erzählungen. Von August Strindberg. Verdeutscht von Emil Schering. 2. Auflage. München, Georg Müller. 1911.

Sprengel. Die neuere deutsche Dichtung in der Schule. Vortrag, gehalten im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. von Prof. Dr. Johann Georg Sprengel. Frankfurt, Moritz Diesterweg. 1911.

Taube. — Neue Gedichte. Von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Tettau. Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. Deutsche vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe. Von Freiherrn von Tettau, Oberstleutnant a. D., während des Russisch-Japanischen Krieges kommandiert zur russischen Armee. Band IV. Erster Teil. Mukden. Mit 9 Skizzen in Steindruck und 4 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Velde. — Essays. Von Henry van de Velde. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Schaltjahr 1912. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 75. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Rudolf Schwartz. O. J.

Verein für das Deutschtum im Ausland. Von 1881 1911 nebst Jahresbericht für 1910. Berlin, Allg. Deutscher Schulverein. O. J.

Wachenfeld. Republik oder Kaisertum? Amerikanische und deutsche Zustände von Hugo Wachenfeld. Berlin, Karl Curtius. 1911

Wagner. Materialien und Bemerkungen zur Frage der Enteignung in der Ostmark. Von Franz Wagner. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Walter. — Götterdämmerung. Eine Geschichte vom Untergang Wuotans. Von Robert Walter. Mit Bildern von Franz Stassen. (Mainzer Volks- und Jugendbücher Band XIV.) Mainz, Jos. Scholz. 1911.

Westall. Die rationelle psychische Heilmethode. Von L. M. Westall. Autorisierte Übersetzung von Marie Louise Müller. Leipzig, Max Altmann. 1911.

Wilde. — Das Horoskop als Schlüssel zum Erfolg. Autorisierte Übertragung nach englischen Originalen von Geo Wilde. Leipzig, Max Altmann. 1911.

Witkop. — Gottfried Keller als Lyriker. Von Philipp Witkop. Freiburg, C. Troemer. 1911.

Wolff. Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur. Von Karl Felix Wolff. Mit einem Vorwort von Dr. Gustav Kossinna, Universitätsprofessor in Berlin, und Anmerkungen von Dr. Fritz Hommel, Universitätsprofessor in München. Bozen, Richard Moser & Co. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererische Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Leben der Salome Zeller.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Es war ein Tag in einem frühen Frühjahr und eine Landschaft der Nordostschweiz. Gefrorene und von Reif bedeckt gewesene Ackerfurchen bräunten sich und wurden weich unter einer heißen, dem Mittag nahen Sonne. Dunkle, lehmige Wege lagen, von Räderspuren und Fußabdrücken aufgerissen, zwischen grünenden Wiesen. Nah und ferner und ferner noch standen Tannenwälder in der Landschaft, schwarz, aber schon wie von einem geheimnisvollen Wachsen und Treiben durchsaftet. Hinter diesen Wäldern herauf wölbte sich der von Sonne heiße, blaue Himmel. Wärme und Kühle zugleich lagen über der Landschaft, denn in die Glut des vom Himmel brechenden Lichtes strich manchmal ein frostiger Luftzug, der noch an Firnen und unweit an späten Schneeresten sich gekühlt haben mochte. Vor allem aber war eine köstliche Reinheit in der Luft und eine Weithörigkeit, so daß oft aus Fernen und Unsichtbarkeiten ein Hundegebell oder ein wanderndes Läuten, einmal selbst der singende, sehnende Klang einer Trompete hörbar wurden.

Auf einem der braunen Feldpfade stand Salome Zeller mit ihrem Knaben auf dem Arme; stand eben still, nachdem sie bisher von dem kleinen Bahnhof Feldstetten aus tapfer landein geschritten war. Drüben hinter der nächsten Waldecke sah sie zwei weiße, rotdachige Häuser des Dorfes hervorschauen, das sie aufsuchen wollte. Nun, da sie ihr Ziel so nahe vor sich sah, hatte sie auf einmal keine Eile mehr. Auch wurde ihr das Kind schwer, das sie in seinem Kissen trug. Es rührte sich, seit sie den Bahnhof verlassen, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Salome blickte weghin und wegher. Niemand war zu sehen. Es war Sonntag. Da saßen die Bauern in ihren Häusern.

Salome setzte sich auf einen Straßenrandstein und reichte dem Kinde die Brust. Die Sonne schien auf sie nieder, als ob sie einen warmen, schützenden Mantel um sie würfe. Salome empfand eine ähnliche Wärme, wie sie ihr

über Schultern und Rücken strömte, in ihrem Innern. Sie wallte dem kleinen Körper entgegen, der an ihrer Brust lag. Salome war so glücklich. Das kam ihr von ihm, das alles, ihm, mit dem sie jene Tage gelebt hatte!

Sie wußte noch jede Einzelheit von damals, hatte sich jede schon hundertmal wieder vor Augen gerufen, während sie im Spital gelegen hatte, und in der letzten Zeit bei Frau Kellermann und auf der Reise.

Das Kind schlief ihr ein. Sie knöpfte ihr Kleid zu. Aber sie blieb sitzen. Wirklichkeiten unterbrachen die traumhaften Erinnerungen. Ja, auf der Reise! Und in der letzten Zeit drüben! Es hatte niemand ihr Geheimnis erfahren. Niemand. Sie hatte bis zuletzt gearbeitet. Dann war sie ins Spital gegangen. Und gleich nachher hatte der Prinzipal sie wieder genommen. Nicht gefragt hatte er. Da drüben fragten sie nicht nach dem, was man nicht sagen wollte. Und jetzt — jetzt brachte sie das Kind zu den Leuten, mit denen sie von England aus alles abgemacht hatte.

Es war nicht leicht! Die fremden Menschen, zu denen sie auf dem Wege war, — wer wußte, was ihrer bei ihnen wartete? Und dann — manchmal meinte sie, — sie könnte den Kleinen nicht weggeben. Aber — aber sie verlor ihn ja nicht, wollte schon Wege finden, ihn manchmal zu sehen. Dann würde in nächster Zeit auch so viel Neues auf sie eindringen. Sie würde die Eltern wiedersehen und — und die Hirzels, und die Stelle antreten, für die der Vater ihr gesorgt hatte, so ein rechtes Lebensbrot, um das manches Mädchen ihres Standes sie beneiden würde. Die Wirklichkeiten verdrängten die Erinnerungen. Der Verstand bekam mehr Arbeit als das Herz. Salome saß aufrecht und mit klaren, mutigen Augen auf ihrem Stein. Die Sonne streichelte noch immer ihr junges Gesicht und die runden Arme, um welche sich knapp der Ärmel des dunkeln Kleides spannte.

Nach einer Weile wurde das langsame Rollen eines nahenden Wagens hörbar. Da erhob sich Salome, damit sie nicht nach ihrem Wege gefragt werde. Sorgfältig schreitend, um das Kind nicht zu wecken, setzte sie ihren Weg fort. Ein Stück hinter dem Walde erreichte sie das Dorf Feldstetten. Es bestand aus weißen, unregelmäßig durcheinander gebauten, freundlichen Häusern, die große, tief herabreichende Dächer und ein paar Blumen auf den Fensterbrettern hatten. Gehegte Gärtchen lagen vor jedem Haus, daneben ein stattlicher Düngerhaufen. Sie fragte einen Knaben, der ihr begegnete, nach dem Hause des Jakob Pfister, und er wies sie auf ein kleines Gebäude in einer Seitengasse. Es hatte eine grüne Tür mit einem Messingknopf und grüne Läden, war nur einstöckig, aber die braune Holzscheune war daran angebaut. Vor der Scheune lag der Dünger; vor dem Hause und neben der Haustür beginnend, war der kleine viereckige Garten angelegt, in welchem einige frühe Blumen standen und der von einem Zaun von gleichem Grün wie die Läden und Haustür geschützt war. Das Haus machte einen schlichten, sauberen Eindruck, die Fenster glänzten, und die Pflastersteine vor den zwei Haustürstufen waren frisch gekehrt.

Salome hatte das erwartet. Jakob Pfister, der Mann, war auch in seinen Briefen schon ihr als ein ordentlicher, verständiger Hausvater er-

schienen. Sie öffnete die Tür und sah im Eintreten, daß man aus ein paar Nachbarhäusern nach ihr Ausschau hielt.

Der weißgetünchte Flur, in den sie kam, führte an eine halboffene Tür, hinter welcher das Klappern von Geschirr hörbar war. Auf ihr zweimaliges Klopfen trat Frau Seline Pfister, die Bäuerin, heraus und auf sie zu. Sie war eine schmächtige Frau mit großen, etwas bekümmerten Augen. Da sie im braunen Sonntagsstaat war, hatte sie die große Schürze noch mit einem Tuche schutzbarer gemacht und das Kleid hochgesteckt und hielt den Teller, den sie eben trocknete, mit sorglichen Händen, damit die nur wenig zurückgestreiften Ärmel ihres Kleides nicht naß würden.

„Ach, herrjeh," sagte sie, „Sie sind es, Jungfer Zeller? Wir haben immer gewartet, daß Sie uns den Zug melden würden, mit dem Sie kämen."

Es lag Freundlichkeit, aber auch eine zögernde und prüfende Zurückhaltung im Wesen der Frau. Dann zwang sie die Neugier, das zuerst zu sehen, was ihr am meisten am Herzen war. Sie hob den Schleier vom Kissen des Kindes und sah ihm ins kleine Gesicht.

„Es hat eine weite Reise gehabt, das arme, kleine Ding," sagte sie mit einer Zärtlichkeit, in der sich ihr Gefallen und die Freude über die Erfüllung eines Wunsches verrieten. Dann stellte sie hastig den Teller beiseite, ordnete ihr Kleid und nahm die Schürze ab.

„Kommen Sie nur," lud sie Salome ein. „Der Vater ist in der Stube."

Sie führte den Besuch in einen niederen, freundlichen und von Sonne warmen Raum, durch dessen viele Fenster Salome das Gärtchen sah. Auf einer der Wand entlang laufenden Bank saß ein dicker, bartloser Mann in weißen, blanken Hemdärmeln und schlief. Er hielt die Hände über den Magen verschränkt, und der kahle Kopf war ihm auf die Brust gesunken.

„Wach auf, Vater," sagte die Frau und entschuldigte den Mann bei Salome, da er gewohnt sei, Sonntags nach Tisch sein Schläfchen zu machen.

Jakob Pfister ermunterte sich indessen und erkannte, was vorging.

Salome sah, daß er freundliche Augen hatte.

„So sind Sie gekommen?" sagte er und lud sie ein, Platz zu nehmen.

In Hut und Jacke, wie sie war, setzte sie sich.

Pfister stützte die Arme auf den Tisch und begann in der umständlichen und ein wenig bequemen Weise dicker Leute zu reden. Eigentlich sei brieflich das Nötigste gesagt worden, aber sie, er und die Frau, würden das Kind nicht genommen haben, wenn sie nicht den Eindruck gewonnen hätten, daß sie es mit einer ordentlichen Person zu tun hätten. „Wir sind nicht mehr jung, Jungfer Zeller," fuhr er fort. Dann erzählte er, sie hätten eine Tochter gehabt, die ihnen zwei Enkel geschenkt, nun aber mit diesen und ihrem Mann weit fortgereist sei. Die Frau sei über dem Abschied in eine Art Melancholie gefallen, und sie seien allmählich auf den Gedanken gekommen, die verlorene kleine Enkelschaft durch ein fremdes Kind zu ersetzen. Frauen wollten nun einmal etwas zu sorgen und zu lieben haben.

Während er so sprach, hatte die Frau Tränen in den Augen. Sie wischte sie sich heimlich fort und beschäftigte sich mit dem Kindlein, das sie Salome abgenommen und nun selbst auf den Armen trug.

Salome schnürte ein Gefühl des Gedemütigtseins die Kehle zu. Das leise Mißtrauen erwachte wieder, das früher der Hausfrau in Hastings gegenüber schon sich geregt: Ob — ob diese Menschen sie heimlich verachteten? Es — es war ein erstickender Schrecken, dieser Gedanke! Aber der starke, tapfere Wille kehrte ihr bald zurück. Sie sah, daß sie den Leuten über sich selbst Aufschluß schuldig war, wie diese ihn ihrerseits über sich gegeben. So begann sie zu erzählen, wer sie sei, aber vorsichtig, nicht verratend, in welcher Stadt ihr die Eltern wohnten, und auch frei hinzufügend: „Ich will nicht sagen, wo ich daheim bin. Wie wir es ausgemacht haben, soll das Kindchen ganz bei Ihnen bleiben. Ich will auf jede Nachricht verzichten, nur manchmal, wenn ich kann, will ich es besuchen, darf — es besuchen?"

Es war ihr, als risse sie sich mit jedem Worte ein Stück Fleisch aus dem eigenen Leibe. Das Ganze schien ihr auf einmal wie ein schmählicher Schacher um eine Ware. Ihre Stimme hatte zuletzt kaum mehr Ton, so legten sich ihr Scham und Qual wie zwei Steine auf die Brust.

Der kluge Bauer betrachtete sie immer schärfer. Er verstand besser als sie ahnte, wie es um sie bestellt war.

„Ich weiß, wie das ist. Sie haben Ursache, dafür zu sorgen, daß niemand etwas von dem erfährt, was Ihnen geschehen ist. Und doch macht es Ihnen Mühe, das Kind wegzugeben. Ich will Sie auch nicht weiter ausfragen, weil — Sie mir leid tun und obgleich wir eigentlich mehr von Ihnen wissen sollten, als wir wissen."

Er hatte die Überlegenheit und Selbstsicherheit eines Biedermannes.

Salome war ihm dankbar, fand sich unwillkürlich zu ihm, wie zu der Frau hingezogen, aber sie konnte nicht aus sich heraus. Sie setzte die Lippen zusammen. Die braunen Brauen schoben sich gegen die Nasenwurzel.

Da fuhr Pfister fort: „Das Kind soll es gut bei uns haben. Die Mutter sieht auf Reinlichkeit und versteht etwas von Kinderpflege."

„Meine Enkelein sind mir zum wenigsten immer gesund geblieben," fügte Frau Seline hinzu.

Salome kramte in einem mitgebrachten Täschchen und zog zwei Banknoten heraus. „Sie können sicher sein, daß ich das Geld regelmäßig schicke," sagte sie knapp.

Pfister nahm das für einen Beweis ihrer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, und es stimmte ihn freundlich gegen sie.

„Das ist für uns nicht die Hauptsache," erklärte er aber und dann, als ob sie erst jetzt der Gastin volles Gastrecht einräumten, ging Frau Seline nach einer Erfrischung.

Salome legte ab und besorgte das Kleine, welches weinte. Es beruhigte sich bald, aber wie sie so über es geneigt stand, fiel ihr ein, daß sie es bald verlassen mußte; es tat ihr weh wie ein Messerstich. Die Hände, mit denen

ſie es wieder ins Kiſſen band, zitterten ihr. Sie hätte es auf ihre Arme reißen und mit ihm hinauslaufen mögen, irgendwohin. Aber die Frau kam mit Wein und Speiſe zurück und ſetzte beides vor Salome auf den Tiſch. Sie war nicht hungrig, doch die Bauern, wie es ſo Art auf dem Lande, zwangen ſie zum Eſſen. Frau Seline nahm das Kind wieder an ſich und trug es ins Nebenzimmer. „Nachher müſſen Sie ſehen, daß ich vorgeſorgt habe," ſagte ſie zurückkommend und begann aus Kaſten und Kommoden allerlei Kleinkinderzeug hervorzukramen, das ſie mit lächelndem Stolz Salome zeigte: „Das habe ich noch. Und das habe ich noch."

Jakob Pfiſter hatte ſich neben Salome geſetzt und ſprach von der Gegend, wie geſund und ſchön ſie ſei und Salome möge nur kommen, ſo oft ſie wolle, ſie werde immer willkommen ſein.

Die anfängliche Fremdheit zwiſchen ihnen verlor ſich. Bald trat Vertraulichkeit an ihre Stelle. Es war faſt erſtaunlich, wie ſie wuchs. Es mußte jedem der drei im Weſen des andern etwas liegen, was ihm eine gewiſſe Freude an der Bekanntſchaft gab. Es war warm und gemütlich in der Stube, aber nicht nur weil die Sonne in die vielen Fenſter ſchien, ſondern Salome fühlte jene unbeſtimmte, irgendher — aus Herzen zu Herzen quellende Wärme.

Es war lange nachher, daß ihr Blick auf die Uhr fiel, deren lauter Pendel an der Wand hin und her huſchte.

„Ich muß gleich an die Abreiſe denken," ſagte ſie aufſchreckend.

Nun fiel eine Erregung über ſie. Vielleicht war die Urſache davon der nahe Abſchied vom Kinde, vielleicht der Gedanke, daß ſie jetzt heimfuhr, wirklich heim in das alte Haus über den Bögen. Sie ſuchte Jacke, Hut und Taſche zuſammen.

„Sie müſſen noch ſehen, wo das Kleine ſchläft," ſagte Frau Seline und zog ſie ins Nebenzimmer.

Da ſtand neben den Betten der Alten mit den roten Bezügen ein niederer Korbwagen mit einem Vorhang aus gleichem Stoff. Darin lag der ſchlafende Knabe.

Salome trat vor ihn hin und ſah auf das runde Geſichtlein nieder. Plötzlich wendete ſie ſich ab und nach der Wohnſtube zurück. Sie ſetzte den Hut auf und machte ſich reiſefertig, brachte kein Wort heraus, ſondern kämpfte mit aller Macht gegen das Weinen. Die Bauersleute wurden verlegen. Frau Seline weinte leiſe mit, Jakob Pfiſter drehte ſich nach dem Fenſter und ſchaute hinaus. Endlich empfahl ſie ihnen noch einmal mit ſtockenden Worten das Kind, gab dann den beiden Leuten die Hand und lief raſch aus der Tür.

Jakob Pfiſter ſtand breit und mit den Händen in der Hoſe am Fenſter und ſah der Davongehenden nach.

„Das iſt ein ſchmächtiges Jüngferlein, das," ſprach er laut nach der Frau zurück und fuhr fort, ſo lange er Salome noch ſehen konnte, in kurzen Abſätzen ſeine Eindrücke wiederzugeben. „Schmächtig, aber lebhaft," wiederholte er. „Sie ſcheint zu wiſſen, was ſie will." — „Und ein eigentümliches

Menschenkind ist sie." „Keine unordentliche Person." „Ein ganz achtenswertes Frauenzimmer, scheint sie."

„Eigentlich sollte man mehr von ihr wissen, als der Fall ist," wendete Frau Seline wieder ein.

Da fuhr sich der Mann über den kahlen Scheitel und antwortete: „Das ist eine heikle Sache. Man kann nicht hineinstampfen, wie in eine abgegraste Wiese. Und ich meine, man muß auf der Welt auch einmal etwas auf Treu und Glauben nehmen können, Mutter."

Hinter seiner ungeschickten Ehrlichkeit verbarg sich ein seltsames Feingefühl. Salome Zeller ließ in dem Hause einen zurück, der mit herzlichem Wohlwollen an sie dachte.

Sie selber schritt indessen die Straße zurück, auf welcher sie gekommen war. Sie eilte. Die Zeit bis zum Eintreffen ihres Zuges schien ihr knapp. Ihr Inneres war aufgewühlt. Auf dem ersten Teil der Straße riß die Qual an ihr, daß sie das Kind nicht mehr hatte. Auf dem zweiten sprang ihr die Bangigkeit auf die Brust und krallte sich fest: Nun ging es heim! Wie würde da alles sein?

So erreichte sie den kleinen Bahnhof, auf dem sie den Personenzug bis zur nächsten Schnellzugsstation nehmen wollte. Mit dem Schnellzug wollte sie reisen, sie hatte sich für diesen angemeldet. Niemand sollte wissen, daß sie unterwegs ausgestiegen.

Sechstes Kapitel.

Der Zug fuhr von der Hügelhöhe gegen St. Felix herein. Die Lichter brannten in den Wagen; aber der Tag war noch nicht tot. Im Westen warf die sinkende Sonne noch Feuer in eine dunkle Wolkenwand, und von der fernen Glut hoben sich eine schwarze Anhöhe, ein paar hohe Bäume, ein einzelnes Gehöft in scharfen Umrissen ab. Salome Zeller saß in einem Abteil dritter Klasse des Zuges am Fenster und sah in die zwischen Tag und Nacht liegende Landschaft. Jetzt rollten die Wagen über einen Überführungsviadukt. Auf dem unter ihm liegenden Bahnkörper blitzten Lampen um Lampen auf.

Salomes Herz klopfte. In wenigen Minuten war sie im Bahnhof.

Daheim!

Nach so langer Zeit!

Sie hatte sich die Heimkehr einmal anders gedacht. Sie freute sich! Ja! O ja! Auf Vater und Mutter, auf das alte liebe Haus! Auf die Arbeit! Aber die Freude konnte in ihr nicht so recht frei werden. Es war da doch etwas! Bah, wer wußte davon? Das ging doch nur sie an, sie allein!

Was sie wohl jetzt taten, dort im Dorf? Mit dem Kind?

Der Schaffner ging in diesem Augenblick durch den Wagen und forderte die fälligen Fahrkarten ein. Da fuhr ihr die Erregung in alle Glieder, der

Atem wurde ihr eng. Gleich mußte der Zug halten! Sie nahm ihr Handgepäck aus dem Netze und machte sich zum Aussteigen fertig. Aber der Zug rollte noch immer. Sie setzte sich wieder und stand abermals auf und ließ sich zum zweiten Male nieder.

Noch immer rollte der Zug.

Dann wurde es heller. Sie fuhren in die Bahnhofshalle. Und jetzt! Jetzt stieg Salome Zeller aus. Ein Dienstmann nahm ihr Handkoffer und Tasche ab. Sie kramte den Schein für das große Gepäck hervor und gab ihm auch den; aber der Kopf war ihr wirr, und in den Ohren brauste ihr ein Geräusch, als rollte noch immer der Zug.

Dann ging sie inmitten der vielen Menschen, die dem Bahnhofsausgang zuströmten. Als sie sich dem Ende des Bahnsteiges näherte, sah sie den Vater und die Mutter warten. Sie erblickte sie gleich; aber unwillkürlich, sie wußte nicht warum, verbarg sie sich selbst noch unter der Menge. Der kleine Vater streckte den Hals. Sein Schnurrbart war ein wenig grauer geworden, aber er hatte noch immer die raschen, eifrigen Bewegungen und dabei das sichtliche Bemühen, durch diese niemandem lästig zu fallen. Fast unverändert, ruhig und breit, stand die behäbige Mutter hinter ihm. Jetzt war Salome ihnen ganz nahe, und jetzt kam ein Sturm von Freude über sie, vor dem für einen Augenblick alle Beengung wich. Gleich darauf küßte sie Vater und Mutter. Sie nahmen sie in die Mitte. Eine Unmenge Fragen schwirrte auf sie ein über das, was zunächst lag. Wie es gehe? Wie die Reise gewesen? Ob sie sich auch gefreut habe, zu kommen?

Der Vater war der lebhaftere. Die Mutter sah nur mit stillvergnügtem Gesicht immer wieder auf sie nieder. Salomon Zeller aber klopfte ihr alle Augenblicke auf den Rücken. Dann wieder begrüßte er mit tiefem Hutziehen einen Bekannten. In seinem Gesicht malten sich eine tiefe Rührung und ein heimlicher Stolz. Alles das lag auch in seinen Worten.

Sie beschlossen, zu Fuß nach Hause zu gehen. So konnten sie, durch die Nacht schreitend, die von unzähligen Straßenlichtern hell war, ungestört plaudern.

„Da bist du doch endlich wieder," sagte der Vater ein paarmal. „Lange bist du fortgewesen. Eigentlich viel länger, als wir vorausgesehen hatten. Aber du wirst froh sein, daß die Fremde hinter dir liegt. Du wirst es auch schön bekommen, Sali! Gar schön!"

Und er erzählte von den Vorteilen, die Salomes Anstellung für sie haben werde.

„Jetzt sieht man erst, wie ähnlich sie dir eigentlich ist," sagte hier Frau Regula zu ihrem Mann. „Ein wenig größer wohl, aber nicht viel. Und auch so — rasch von Wesen."

Frau Zeller war es auch, die nach einer Weile die Bemerkung fallen ließ: „Der junge Hirzel ist auch schon geraume Zeit zurück. Du hast ihn ja wohl drüben ein- oder zweimal gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen," sagte Salome so nebenbei. Sie war aber blaß geworden, als sie es sagte. Ihr Gesicht hatte einen Augenblick ein ganz spitzes Aussehen gehabt.

Das mußte dem Vater aufgefallen sein; denn er sagte: „Gerade gut siehst du nicht aus, Sali! Man sieht, daß du viel gearbeitet hast. Aber wir werden dich schon wieder herausfüttern, die Mutter und ich."

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause. Die Gemachtür tat sich auf und die Tür zur Wohnstube. Es war alles bekannt, kein Möbel verstellt, kein neues hinzugekommen. Es war Salome, als sei sie nie fortgewesen. Das Unbestimmbare kam wieder über sie, das an vertrauten Stuben haftet. Ein Gefühl des Daheimseins, der Dazugehörigkeit, des hier-Wurzelhabens.

Die Mutter hatte vor dem Weggehen noch den Tisch gedeckt. Der stand nun an seiner alten Stelle, und da an ihren alten Plätzen ließen sie sich nieder. Die Mutter trug auf, und als auch sie sich gesetzt, sprach der Vater das Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns in Gnaden beschweret hast."

Er sprach es noch mit dem gleichen Tonfall seiner Stimme wie vor Jahren und hielt dabei den Kopf mit dem üppigen, grauen Lockenhaar gerade so demütig wie immer geneigt. Es war merkwürdig, überlegte Salome, wie der kleine Vater so ganz derselbe geblieben war, fromm und ängstlich und gewissenhaft, voll lauter kleiner, guten Eigenschaften, als ob wie sein Körper aus fast zierlichen Gliedern, auch sein Charakter aus lauter wohlgesitteten Gaben bestände. Salome fühlte auch jetzt wieder, daß manches an den beiden Alten da neben ihr eng war und fast zum Lachen, eines aber ergriff sie tief: ihre Liebe zu ihr. Sie spürte sie aus allerhand unscheinbaren Zeichen. Wie die Mutter sie mahnte, nach der langen Reise ein Gläschen Wein zu trinken, wie sie ihr ein paar Blumen vor den Teller gestellt, wie des Vaters Blick lächelnd aufleuchtete, sobald er dem ihren begegnete, und wie er plötzlich mit einem tiefen Aufatmen sagte: „Es ist einsam gewesen hier ohne dich. Die Mutter und ich haben eben doch nichts, für was wir leben und sorgen als dich."

Er sagte das so still vor sich hin, scheinbar ohne große Zärtlichkeit; es war nur, als ob in den Augenecken etwas nicht in Ordnung wäre, denn er wischte eine ganze Weile später da etwas fort.

Salome wühlte sein Wort die Seele auf. Seine Güte erschien ihr plötzlich unverdient. Sie verhehlte den beiden Alten etwas, während sie früher immer offen gewesen! So — so war sie — bei den guten Menschen und in dem alten lieben Raum selbst nicht mehr die alte.

Auf einmal mußte sie weinen. Sie hatte nicht Zeit, sich gegen die Tränen zu wehren. Sie brachen unversehen und in jähem Strom von ihr. Die beiden Alten erschraken. Die Mutter neigte sich über sie und wollte wissen, was ihr sei. Der Vater saß ganz verwirrt und voll Unbehagens auf seinem Stuhl.

Sie aber faßte sich ebenso schnell und sagte: „Es ist nichts, ich — ich freue mich nur so, daß ich wieder da bin." Und da ihr die sichtliche Sorge der Eltern wiederum wohltat, glaubte sie selbst, was sie sagte.

Der Abend verging dann rasch unter gegenseitigem Erzählen. Als Salome sich nach geraumer Zeit in ihr Dachkämmerchen begab, konnte sie

sich noch nicht zur Ruhe legen; zu viel ging ihr noch durch den Kopf; aber das Gefühl, daß sie doch in ihrer eigentlichen Lebenszuflucht wieder angelangt sei, wich nicht mehr von ihr. Sie stellte sich ans Fenster und sah hinaus Die Nacht war hell, aber ohne Mond. Es standen nur eine Menge Sterne an dem dunkelglänzenden Himmel, die ein ruhiges, heißes Leuchten hatten. Die Straße unten war in das rötliche Licht der Laternen getaucht. Sie konnte späte Fußgänger über das scheinende Pflaster gehen sehen, und auf dem Flusse sah sie deutlich einen weißen Schwan noch immer langsam dem Gitter seines Käfiges entlang auf und nieder schwimmen. Still und glänzend wie schwarzes Glas lag das Wasser unter dem weißen, ruhelosen Tiere.

Aus den unklar umrissenen Schattenklumpen der Häuser am jenseitigen Ufer hob sich der St. Petersturm. In der Stube des Turmwächters war Licht; es schimmerte freundlich und rot herüber. Salome war es, als leuchte ihr da in der Nacht eines Bekannten Auge freundlich auf: „Ei, bist du auch wieder da, Sali Zeller?"

Darüber wuchs der Frohmut ihres Innern, und die Stimmung ergriff sie wirklich, in die sie sich einst hineingeträumt. Sie dachte an Heinrich und an die Vergangenheit. Alles, was ihr geschehen, erschien ihr wunderbar gut. Ein heißer Strom von Liebe ging dabei von ihrem Herzen hinaus in eine Ferne. Sie stellte sich die Stube der Pfisters vor und sah das Kleine in seinem Korbe liegen. Dann tauchte Heinrichs Bild aufs neue auf. Neugier ergriff sie, wie er ihr beim ersten Wiedersehen begegnen würde, und über die frühere Empfindung hinaus, daß sie einander ganz fremd und fern sein müßten, war, ohne daß sie es ahnte, eine kleine Hoffnung in ihr, es möchte doch irgendein verstecktes Zeichen ihr beweisen, daß auch er gern an das Vergangene sich erinnere.

Endlich legte sie sich schlafen, und noch als sie sich in wohliger Mattigkeit in die Kissen streckte, klopfte ihr das Herz vor Glück, darum, daß alles so — so gut war.

Am nächsten Morgen brachte der Vater sie selbst nach der Bank, wo sie in Zukunft arbeiten sollte. Er hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen, den würdigen langen Rock, der dem kleinen Manne komisch stand. Dazu saß ihm der zylinderartige Filz auf dem Kopf. Er machte ein großes Wesen daraus, daß ihm von Hirzel zwei Vormittagsstunden zur Erledigung der Angelegenheit frei gegeben worden waren und zeigte sich schon ängstlich, ob er auch rechtzeitig für die Elfuhrpost im Geschäft wieder zurück sein werde. Unterwegs ließ die Wichtigkeit ihres Ganges sie zu keinem Gespräche kommen. Jedes war erregt und hing seinen Gedanken nach. Sie erreichten das alte niedere langgestreckte Gebäude, das zwar an einer der Hauptstraßen der Stadt gelegen war, aber in seiner Schlichtheit der Bedeutung der großen Bank keineswegs entsprach. Andererseits flößte es gerade um seiner Einfachheit willen manchen Leuten doppeltes Vertrauen ein, und sie sagten: „Die Stadtbank gibt nichts auf den Schein, da liegt mehr in den Kassen, als aus den Fenstern sieht."

Über den sandgefegten Steinboden eines langen Ganges schritt Salomon Zeller auf den Zehen der Tochter voraus und klopfte, scheu und den Hut schon in der Hand, an einer Tür, die den Namen eines der Bankdirektoren auf einer Tafel trug. Auf ein Herein, das auf sich warten ließ, kamen sie in Gegenwart eines schönen, weißbärtigen Herrn, der sie freundlich empfing und sie bat, sich einen Augenblick zu gedulden. Sie standen bescheiden an der Wand, bis der große Mann an seinem Schreibtisch ein paarmal seinen Namen unter bereitliegende Schriftstücke gesetzt hatte. Dann trat jener wieder auf sie zu.

„Sie haben gute Zeugnisse," bemerkte er, zu Salome gewendet. „Die Engländer sind sonst nicht aufs Rühmen aus."

Er forderte beide auf, mitzukommen und ging ihnen über den Gang voran nach einem andern Flügel des Gebäudes, wo die Kassenräume sich befanden. Hier führte er sie in ein Zimmer, das als Wandgarnitur eine Reihe eiserner Geldschränke trug und ein großes, von zwei Buchhaltern benutztes Doppelschreibpult in der Mitte stehen hatte. An den beiden Fenstern des Zimmers waren ebenfalls Pulte aufgestellt; das eine war von einem jungen Manne eingenommen, das andere leer und geschlossen. Salome wußte, daß das ihr Platz sein würde.

Der Direktor stellte sie und den Vater erst den beiden Schreibern am Mittelpulte vor, dann nannte er flüchtig auch den Namen des jungen Mannes am Fenster und entfernte sich wieder, nachdem er Salome dem einen der beiden älteren Kassenbeamten, als ihm unmittelbar untergeben, empfohlen hatte. Dieser Mann hieß Johann Paul Brändli, und die goldene Brille entstellte und verhüllte den eigentlichen Ausdruck seines Gesichtes. Wenn dieses sich über die großen Bücher bog, dann war es ein ältliches, müdes, verdrießliches Schreiberantlitz mit einer tiefen Falte an der Nasenwurzel und einem großen Mund voll schlechter Zähne. Wenn aber Johann Paul Brändli in seltenen Augenblicken einmal die Brille abnahm, so wurde er zwar nicht schöner, wohl aber erschien er als ein noch junger Mensch, dessen bleiche Wangen und weiße Stirn seltsam von dem fuchsroten Schnurr- und Vollbarte abstachen und in dessen grauen Augen jene Wärme versteckt war, die gerade häßlichen Menschen oft eine Gewalt über andere gibt, weil sie als etwas in ihren Zügen und ihrem Wesen nicht Gesuchtes doppelt überrascht und fesselt.

Johann Paul Brändli übernahm, als der Direktor sich entfernt, die Rolle von Salomes Vorgesetztem. Er zeigte dabei eine trockene, geschäftsmäßige Redeweise, wie wenn er die neue Schreiberin als eine Zahl in die für sie bestimmte Kolonne setzte.

Vater Zeller drehte verlegen den Hut in der Hand und schien ungewiß, ob er gehen oder noch bleiben sollte. Als Brändli jedoch Salome, die abgelegt hatte, an ihr Pult hinüber führte und ihr dort die Arbeit zu erklären begann, trat der kleine Mann halb schüchtern, halb neugierig ebenfalls hinzu. Er betrachtete es als hohen Vorzug, daß sein Kind in dieses große Haus aufgenommen wurde, und war sichtlich voll Besorgnis, ob sowohl Salome

als er selber sich auch erkenntlich genug zeigten. In übertriebenem Eifer fügte er den Erklärungen Brändlis jeweilen ein lehrhaftes und die Tochter mahnendes „ja gewiß, das erfordert Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit" oder „gib dir nur ja recht Mühe, Salome," bei. Besonders schien ihn die Verantwortung zu beschäftigen, welche die Tochter mit der Stelle übernahm; denn sein Gesicht wurde immer ernster und bekümmerter, und einige Male betonte er ängstlich, wieviel Geld hier den Leuten durch die Hände gehe.

Der Kassenbeamte lächelte über seine Unkenntnis und bemerkte, vorläufig habe das Fräulein mit Bargeld recht wenig zu tun, und er sollte, wenn er solches sehen wolle, in die eigentlichen Kassenräume gehen.

Salomon aber tat einen tiefen, zitternden Atemzug und gestand: „Wir sind eben altmodische und kleine Leute, die nicht so viel Geld zu sehen bekommen haben und unsere Ehrlichkeit als ein besonderes Lebensgut hüten."

Das Wort kam ihm aus dem Innersten herauf und mußte Brändli Eindruck gemacht haben; denn er klopfte Zeller beruhigend auf die Schulter, und für einen Augenblick leuchtete die Herzlichkeit aus seinen Zügen.

Zeller fühlte aber jetzt, daß der andere an die Arbeit zu gehen verlange, und daß er lange genug geblieben sei. Er entfernte sich mit linkischem Gruß und einem stillen Nicken gegen die bereits vor einem Buche stehende Tochter. Diese grüßte fast kurz „ade, Vater," indem sie mit ihren Gedanken schon ganz bei ihrem neuen Amte war. Kräftig, entschlossen und mit aufgeweckten Sinnen trat sie dieses Amt an. Ihr ging jede Ängstlichkeit ab. Sie fühlte sich wohl, weil sie wieder zu Arbeit kam. Es kümmerte sie kaum, wer mit ihr in der Stube war. Sie achtete weder auf Brändli und seinen Kollegen, einen ältlichen asthmatischen Menschen von gleichgültigem Aussehen, noch auf den jungen Schreiber am andern Pult. Sie interessierten nur die neuen Pflichten, und sie fühlte sich freudig imstande zu leisten, was von ihr verlangt wurde. Zuweilen ging ein weicher lieber Gedanke durch ihre Seele: das Kind! und — und Heinrich Hirzel. –

Einmal auch huschte ein Schatten durch ihr Inneres, unverstanden und flüchtig, als ob — -- sie etwas Unersetzliches verloren. Aber das lag nur wie ein leises Ermatten zwischen der neuen Freude und war gleich vorüber.

Siebentes Kapitel.

Drei Tage nach ihrer Heimkehr sah Salome Zeller Heinrich Hirzel wieder. Ihr Vater fand, daß sie einen Besuch bei der Prinzipalsfamilie nicht länger aufschieben dürfe. So ging sie nach dem Mittagessen und ehe sie wieder ins Geschäft mußte, hinüber, wohl wissend, daß sie die Hirzels um diese Stunde vollzählig antreffen würde.

Der Tisch war noch nicht abgedeckt, als sie eintrat, aber die Familie hatte ihre Stühle schon hinweggerückt und hielt ihre Nachtischruhe, so zwar, daß nur der alte Herr sich zu einem Schläfchen in seinen Lehnstuhl gestreckt hatte, während Frau Anna über einer Zeitung saß und Heinrich, die Füße

auf einen zweiten Stuhl gelegt, seine Zigarette rauchte. Auch hier war alles, wie Salome es von früher kannte, nur die Menschen hatten sich verändert. Die vornehme Einrichtung der Stube machte wieder Eindruck auf sie, wie sie ihr schon als Kind scheue Bewunderung abgezwungen hatte. Frau Hirzel aber war noch etwas bleicher und dünner geworden und sah in ihrem unmodischen, einfachen Kleide aus wie ein besseres Dienstmädchen. Sie erhob sich bei Salomes Eintritt zuerst von ihrem Sessel und trat ihr entgegen. Sie hatte noch dieselbe leise, scharfe Stimme und übernahm sogleich die Führung der Unterhaltung. Langsamer zur Begrüßung waren die Männer. Der alte Herr schüttelte ein wenig ärgerlich den Schlaf ab und stand mit einem Ächzen auf, das für Salome etwas Verdrossenes hatte. Auch schien ihr, als sei der noch immer stattliche, große Mann nicht mehr ganz von der früheren, eisernen Gesundheit. Es fehlte ihm etwas von der ehemaligen Straffheit, seine Wangen schienen hohl, und das eine Augenlid hing unmerklich über das Auge herein. Er hatte sich aber stark in der Gewalt, und wenn er eine gewisse Verstimmung über die Störung seines Mittagsschlafes abzuschütteln hatte, so tat er das rasch, und er und seine Frau begegneten Salome mit der etwas herablassenden Freundlichkeit, welche der Schätzung, die sie für den Vater hegten, entsprach.

Heinrich, der jüngere, hatte, was ganz natürlich schien, den Eltern die erste Begrüßung überlassen und sich im Hintergrund gehalten. Erst als eine Pause in der Unterhaltung eintrat, kam er gemächlich, groß und überlegen heran und reichte Salome die breite Hand. Er begrüßte sie, als ob er sie gestern gesehen, mit Worten wie: „So, jetzt sind Sie also auch nachgekommen? Wie war es noch drüben?“

Er machte kein Hehl aus ihrer Bekanntschaft und schien doch Salome so fern, daß sie keinen Augenblick zu lernen hatte, wie sie ihm als Vorgesetzten ihres Vaters begegnen mußte. Es ergab sich ihr vielmehr von selbst auch ihm gegenüber der etwas scheue, demütige Ton, den sie gegen seine Eltern hatte. Und doch tat ihr etwas weh, worüber sie nicht klar war, und suchte sie in seinem Wesen unwillkürlich etwas von der früheren Vertraulichkeit.

Sie fand, daß sie nicht lange zu bleiben brauchte, da das Nächstliegende rasch gefragt und beantwortet war. Als sie sich aber bescheiden wieder entfernte, schien ihr plötzlich, als lägen Heinrichs Augen forschend und wie in zärtlicher Erinnerung auf ihr. Sie konnte zu keinem rechten Ergebnis kommen, ob sie recht gesehen, aber noch, als sie längst wieder an ihrem Pult in der Bank stand, sann sie über die Begegnung nach. Der Wunsch aber, daß sie sich in bezug auf Heinrich nicht getäuscht haben möchte, half ihr schließlich zur Überzeugung, daß eine Täuschung nicht möglich sei. Und wieder ging die Zeit, die gewesen war, als etwas Reiches und Köstliches durch ihre Gedanken. Wiederum auch erhob sich die kleine, störende Stimme in ihr, die ihr plötzlich dann und wann und beinahe mit Heimtücke zuflüsterte: Es ist etwas Ungerades in deinem Leben. Wenn doch noch alles wäre, wie — in der Kinderzeit! Die Stimme verhallte wieder wie das widrige Kläffen eines Hundes und wurde rasch wie ein solches vergessen. Die Arbeit nahm

Salome auch völlig in Anſpruch. Es gab viel ihr Neues zu lernen, aber ſie hatte eine leichte Auffaſſungsgabe, und ihr Vorgeſetzter Johann Paul Brändli rühmte hinter ihrem Rücken erſtaunt: „Das iſt ein tüchtiges Mädchen. Merkwürdig geſchickt fängt ſie alles an und leiſtet jetzt nach ein paar Tagen ſchon mehr als ihr Vorgänger nach einem halben Jahr.“

Die Arbeit war es auch, die nun für Salome Zeller eine friedliche und ſie befriedigende Zeit brachte. Mit heiterem Sinn begann ſie morgens ihr Tagewerk und kam ganz voll von dem, was ihre Aufgabe war, nach Hauſe zurück. So ſehr intereſſierte ſie ſich für alles, was zu dem Geſchäfte, in welchem ſie angeſtellt war, in Beziehung ſtand, daß ſie für ihre eigenen Angelegenheiten wenig Gedanken hatte. Wohltuend empfand ſie jedoch auch den Frieden der Feierabende bei den Eltern. Beſonders wuchs in dieſen Tagen ihre Hochachtung vor dem Vater. Erſt jetzt vielleicht reifte ihr völliges Verſtändnis heran für die Ehrenhaftigkeit und die tiefe, ſtarke Frömmigkeit, die in ſeinem Charakter lagen. Seine kleinen Schwächen änderten an der Tatſache nichts, daß er ein Biedermann war. Salome bemerkte wohl auch jetzt, daß manche Menſchen ihn und ſeine Glaubensgenoſſen und Sektenbrüder mit ſpöttiſchem Lächeln anſahen. Sie ſelbſt empfand manches an der Religionsbetätigung der Eltern als übertrieben und lächerlich, aber nach und nach zwang ihr die Aufrichtigkeit und der Ernſt, mit dem jene und ihre Freunde glaubten und Gott in ihrer Weiſe dienten, ſo viel Achtung ab, daß ſie das Lächeln verlernte. Sie begann ſich allgemach ſelbſt im Kreiſe der Stundenbrüder wohlzufühlen. Es waren freundliche, einfache Menſchen, welche unter ſich eine ſtille, hilfreiche Freundſchaft pflogen. Sonntag für Sonntag beſuchte Salome mit den Eltern die hübſche Kapelle, die ſich die Sekte an einer Hauptſtraße eines der Außenquartiere erbaut hatte, und was ihr im Anfang innerlich zuwider geweſen, wurde ihr zu lieber Gewohnheit. Es lag für ſie in dem Gottesdienſt, der viel Geſang, Orgelſpiel und ſtilles Gebet enthielt, und in der Nähe der gütigen Gemeindegenoſſen eine große Beruhigung. Sie erſchien ſich hier merkwürdig geborgen, und nie regte ſich in dieſer Umgebung die kleine, fremde, ſchmerzende Stimme einer Reue und eines Bangens.

Von Zeit zu Zeit begegnete ihr Heinrich Hirzel immer wieder, einmal im Hauſe auf der Treppe, einmal auf der Straße, wieder einmal in der Stube der Eltern, wo er den Vater geſucht und ſie allein getroffen hatte. Er war freundlich zu ihr, und wenn auch äußerlich ſein Weſen das überlegene, fernhaltende blieb, das er am erſten Tage gezeigt hatte, ſo wurde ihr dabei doch zur Gewißheit, daß er ihr Bild in ſich nicht ſo raſch und völlig auszulöſchen vermochte, wie er vielleicht gemeint hatte; denn zuweilen war ſeine Stimme weich, und manchmal fühlte ſie, wie ſein Blick ihr lange folgte.

So ging die Zeit. Das, was nach Salomes Heimkehr neu geweſen, wurde allmählich zur Alltäglichkeit. Ihr Leben bekam eine gewiſſe Regelmäßigkeit und ließ ihr freie Stunden. In dieſen war es, daß ſie zuerſt die Stimme einer Sehnſucht in ſich vernahm, die, während ſie geſchäftig und von allerlei neuem eingenommen geweſen, nicht hatte laut werden können.

Sie dachte an ihr Kind. Eine merkwürdige Unruhe ergriff sie. Sie empfing keinerlei Nachricht von den Pfisters. Wohl hatte sie selbst es so gewollt, aber es bedrängte sie jetzt. Wie — wie hatte sie das tun können? Sie sagte sich, daß die Vorsicht, die Furcht vor Entdeckung sie dazu gezwungen. Aber das Heimweh schwieg nicht mehr.

Wenn das Kind krank war?

Allerlei Schreckbilder begannen sie am Tage und des Nachts zu verfolgen.

Dann dachte sie an die Zeit, da sie ihren Knaben gepflegt. Sie sehnte sich nach dem Glück dieser Pflege.

Neben diesen Empfindungen des Heimwehs bedrängte der Gedanke sie wieder mehr, daß sie etwas vor allen Menschen heimlich hielt. Sie mußte, wenn der Vater sie anschaute, unwillkürlich den Blick senken, und wenn die Mutter sie hie und da neckte, daß sie jetzt in die Heiratsjahre komme, fühlte sie, wie ihr das Blut heiß zu Kopfe schoß, und wie eine Angst vor jeder Frage sie packte, welche die Mutter noch stellen könnte. So war sie nicht immer glücklich um diese Zeit. Aber das Schlimmste war die Unruhe um das Kind.

Eines Tages begann sie zu grübeln, wie sie es anstelle, um nach Feldstetten zu kommen, überhaupt unauffällig zuweilen hingelangen zu können. Einmal mit der Möglichkeit eines Ausweges vertraut, faßte sie die abenteuerlichsten Pläne. Einer aber schien ihr schließlich gut. Sie wollte den Eltern erzählen, daß in Feldstetten eine Bekannte aus England wohne, ein Mädchen, das sie dort getroffen, und die jetzt zurückgekommen sei. Der Vater und die Mutter gingen nie fort, konnten also die Wahrheit dessen, was sie sagte, nicht prüfen, würden auch keinen Verdacht schöpfen!

Plötzlich, während sie so ihren Plan ausspann, erkannte sie, daß sie eine neue Lüge ausheckte, um eine alte Lüge zu verdecken. Sie erschrak furchtbar und ging einige Tage so gedrückt und mit so krankem Gesicht einher, daß die Eltern ängstlich wurden und sie fragten, was ihr fehle. Da war sie entschlossen, lieber an dem Heimweh zugrunde zu gehen, als den beiden guten, alten Menschen eine neue Unwahrheit vorzugaukeln.

Tage und Wochen verrannen wieder.

Salome hatte den Plan in sich töten wollen, aber er lebte noch. Er kam immer wieder, und seine Ausführbarkeit schien ihr leichter, je mehr sie überlegte. Es kamen die Entschuldigungen, die jedem Fehltritt vorausgehen. Niemand tat es weh, wenn sie die Ausrede brauchte, um zu ihrem Kinde zu gelangen! Derartige kleine gesellschaftliche Notausflüchte gebrauchten doch die Menschen unter sich alle Tage! Der Plan war wirklich nicht so übel! Ja, er war sogar ganz gut! Sie mußte fast lächeln, wie gut und glaubhaft alles war. Ach — und auf einmal eines Tages würde sie auf dem Wege zu ihrem Kleinen sein!

Eine Welle von Freude quoll in ihr auf und schlug über sie hin.

Von da an war der Plan wieder fest in ihr. Sie bangte nur noch ein wenig vor der Ausführung. Ein paarmal, während sie bei den Eltern am Tische saß, nahm sie einen Anlauf, um ihr Märchen zu erzählen, und

jedesmal fühlte sie, daß sie erröten würde, und wagte es nicht. Aber eines Sonntags waren sie in gemütlichem Gespräche beisammen, bis der Tag aus dem Zimmer ging. Die Mutter wollte Licht machen, aber der Vater meinte, es plaudere sich besser im ungewissen Dämmerlicht. Da lenkte Salome die Rede auf ihre Englandszeit und hatte Mut und flocht so zufällig die Geschichte mit ein, als ob sie ihr eben einfalle: Ach ja, da sei auch noch das Mädchen ihres Alters, mit der sie drüben manchmal an Sonntagen zusammen ausgegangen. Die sei jetzt zurückgekommen, und die müßte sie eigentlich einmal besuchen.

Das sollte sie doch, stimmte der Vater sogleich zu. Das wäre hübsch für sie, die ohnehin in der Stadt wenig Umgang habe. Und Feldstetten sei ja auch gar nicht weit.

Auch die Mutter war einverstanden.

Salome hatte auf einmal, was sie wollte. Es war gar nicht so schwer gewesen. Ihr Gesicht blieb kühl, nun sie sicher war, daß in der steigenden Dunkelheit niemand ein Erröten bemerken konnte. Und das Gewissen schwieg, weil die Freude im Herzen so laut war.

Achtes Kapitel.

Es war ein Sonntag im Frühsommer. Ein feiner Regen regnete einen Sturm aus, der vorher über die Umgegend von Feldstetten niedergegangen. Auf derselben Straße, auf welcher sie vor Monaten mit ihrem Kinde angekommen war, schritt Salome Zeller wiederum dem Dorfe zu. Wieder war diese Straße von Räderspuren und Fußstapfen zerrissen, aber sie war noch schlammiger als damals, und Salome ermüdete, während der aufgeweichte Boden bei jedem Schritt den Fuß festhielt. Eine schwere Wärme herrschte. Der Sturm hatte keine Kühlung gebracht. In den Bergen drückte der Föhn, und Wellen seines Atems schlugen herunter ins Tal. Aber die Wiesen und der nahe Wald strotzten von Kraft. Salome meinte das Wachsen und Drängen sehen zu können, so üppig und hoch stand das grüne Gras, und so schwank und saftig wiegten sich die Äste der Tannen. Der Regen sprühte in feinen, nebelhaften Tropfen und das Gras nahm ihn auf und hing noch von der Nässe schwer, welche der Sturm über die Felder geworfen, aber es bog sich nicht, sondern ließ seinerseits wieder klare, große Tropfen von stolzen Halmen zu Boden gleiten. Dasselbe Spiel der Tropfen war im Walde, den Salome erreichte. Dann lag Feldstetten wieder vor ihr.

Sie kam um dieselbe Stunde an wie das erste Mal. Der Feiertag hielt die Menschen noch in den Häusern; die Straßen waren leer. Aber plötzlich fiel Salome ein, daß sie die Pfisters nicht zu Hause finden könnte. Das Herz klopfte ihr. Das Haus lag so still da, als sie jetzt darauf zuschritt! Es war denkbar, daß die Leute fort waren. Sie konnten – wer wußte es – ganz fortgezogen sein! Wer konnte wissen, was sich im Leben ereignete? Und sie – Salome – hatte kein Recht auf Nachrichten gehabt.

Vor Angst begann sie zu zittern und erreichte auf unsicheren Knien die Haustür. Aber als sie diese auftat, hörte sie einen kleinen Kinderschrei. Ihre Stimmung wechselte zu heißer Freude und dann ebenso plötzlich wieder zu ängstlicher Befangenheit. Wie würden die Pfisters sie aufnehmen? Vielleicht kam sie ihnen ungelegen!

Sie durchschritt den Flur. Wie das erste Mal stand die Küchentür offen, und sie sah auch, daß die Frau wieder an ihrer Arbeit des Geschirrabwaschens gestanden haben mußte.

Da kam Frau Seline eben aus der Wohnstube, den Rock noch aufgeschürzt, die Schürze vorgebunden. Sie war überrascht, wie es niemand lieb ist, wenn fremde Menschen ungehört und plötzlich im Hausflur stehen, aber ihr schmales Gesicht wurde gleich freundlich.

„Wir haben die Haustür nicht gehen hören," erklärte sie, und dann: „Es hat eben geschrien, das Kleine; da bin ich hineingegangen."

Und sie erzählte weiter, indem sie Salome in die Wohnstube treten ließ, ein kluges, kleines Ding sei das Kind, wisse schon ganz genau, was es wolle, möchte nur immer sie um sich haben und rufe sie herbei wie eben, ohne daß ihm das Geringste fehle. Ihre Worte zeigten, wie sehr sie und der Pflegling schon aneinander gewöhnt waren.

Salome kam sich fremd vor, aus lieben Rechten verstoßen. Sie verstand die Empfindung nicht deutlich, aber sie war in ihr und beengte sie, während sie jetzt vortrat, um Hans Jakob Pfister zu begrüßen, der sich von seiner Bank erhob gerade wie an jenem Tage, als sie zum ersten Male gekommen war. Er aber war von einer herzhaften, wohltuenden, breiten Freundlichkeit.

„Das ist recht," sagte er mit einem bekräftigenden Kopfnicken, „das gefällt mir, daß Sie wieder kommen, Jungfer Zeller."

„Gewiß," sagte Salome erstaunt, „wie sollte ich nicht?"

Darauf verdeutlichte er: „Eine leichtfertige Mutter käme nicht zu ihrem Kinde zurück."

Salome bekam ein heißes Gesicht, und heiße Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie konnte nichts sagen. Aber er merkte, daß er ihr weh getan hatte, wurde nun seinerseits verlegen und gab sich doppelt Mühe, gut zu ihr zu sein. Er nahm ihr Hut und Tasche ab.

Inzwischen plauderte in seinem Korbwagen das Kind. Salome hörte die kleinen, unverständlichen Laute, die wie fallende Wasserperlen klangen. Da riß es sie an das Bettchen hinüber, und sie warf sich daran nieder und weinte.

Frau Seline wendete sich mit einer sanften Mißbilligung an ihren Mann: „Du hättest das nicht sagen sollen."

Ihm trieb die Verlegenheit den Schweiß hervor.

Die zwei guten Leute standen nebeneinander und schauten auf das weinende Mädchen.

Das Kind sah mit großen, grau-blauen Augen erschreckt ins Leere. Dann verzog sich der kleine Mund, und es begann ebenfalls zu weinen. Da mußte Frau Pfister hinzu und es trösten, Salome aber kam sich erst recht hilflos und verstoßen vor, als jene es tat, und sie sah, wie das Kleine unter

dem leisen Zuspruch der Frau sich wieder beruhigte. Sie setzte sich auf die Wandbank, war bleich, und es fröstelte sie aus innerer Armut.

Da geschah es nun seltsam, daß fast wider Willen nach und nach, vielleicht im Verlauf einer Stunde, sie eine von innen und außen sie überströmende Wärme zu fühlen begann. Die Pfisters mochten eine Ahnung haben, was in ihr vorging, denn sie wußten ihr langsam über ihr Einsamkeitsgefühl hinwegzuhelfen. Es widersprach ihrem offenen Wesen, daß jemand, der bei ihnen zu Gast war, sich nicht wohl und zu Hause fühlen sollte. Ihre vertrauliche Art des Redens machte aber heimisch. Sie erzählten, daß eine große Neugier im Dorf gewesen sei des Kindes wegen, sie hätten da allerlei zu hören bekommen, Gutes und Böses; aber sie kümmerten sich nicht um die Meinung der Leute, seien eben zwei Stille, die gern für sich blieben, und die jetzt eigentlich nichts zu wünschen hätten, nachdem sie mit dem Kinde ein so vergnügliches Großleutespielzeug gewonnen. Der Mann war der gesprächigere von beiden, so aber, daß er keineswegs eine unmännliche Redseligkeit zeigte, sondern alles langsam und gelassen und mit der Überlegenheit eines Menschen sprach, der seinen eigenen Wert kennt. Die Frau fügte nur zuweilen ein Wort oder ein Nicken des Beifalls zur Bekräftigung ein, und bei jedem kleinen Anlaß stieg ihr das Wasser in die Augen. Unterdessen hatte das Kind, das Frau Seline in den Korbwagen zurückgelegt hatte, sein zufriedenes Plaudern wieder angehoben. Wie eine kleine, stille Musik klang die Stimme, die noch nicht Worte, sondern nur Laute zu geben vermochte, neben denen der drei Erwachsenen hin, jetzt zum Murmeln herabsinkend und jetzt zu einem kleinen Schrei sich erhebend. Zugleich hatte draußen der Regen aufgehört, und eine bleiche Sonne stahl sich manchmal ins Zimmer, eine geheimnisvolle Helligkeit, die keine scharf umrissenen Strahlen hatte, sondern nur verstohlen in weißen, freundlichen Lichtern jetzt eine Stelle am Boden, jetzt den Wagen des Kindes, jetzt die weiße Täfelwand des Zimmers erleuchtete.

Eine tiefe Ruhe des Gemüts ergriff Salome allmählich. Sie rückte dem Bett des Knaben wieder näher und hatte zum ersten Mal Muße, sein Gesichtlein näher zu betrachten. Er hatte blonde Haare. Seine Wangen waren weiß und zart und durchsichtig wie ein Weißrosenblatt. Etwas ganz Köstliches aber war der plaudernde, zuckende, kleine Mund, dessen Lippen sich hoben und senkten wie Wasser, das aus einem Kelche steigt und überquillt. Sie streckte die Hand nach der winzigen Faust, die auf das Deckbett hämmerte, und die Fingerchen umschlossen ihren Zeigefinger und hingen daran fest. Und plötzlich verzog sich das runde Antlitz, und es flog etwas darüber, was wie leise Sonne war. Das Kind hatte gelächelt.

Da überströmte Salome Zeller ein solches Glücksgefühl, daß sie aufspringen und vor Freude laut hätte jauchzen mögen. Aus der Überfülle ihres Herzens drängte sich ihr den Pfisters gegenüber das Geständnis auf die Lippen, wie wohl sie sich bei ihnen fühle, und wie gern sie oft wiederkommen möchte. Einmal war ein mächtiges Verlangen in ihr, ihnen alles zu sagen, was in ihrem Leben war. Aber eine tiefe, innere Scheu nahm ihr die Worte vom Munde weg.

Die Zeit des Beisammenseins verging aber allen im Fluge, und als Salome wieder gehen mußte, wußten sie, daß etwas wie Freundschaft zwischen ihnen ersprungen war.

Hans Jakob Pfister ließ es sich nicht nehmen, Salome nach dem Bahnhof zu begleiten. Er sah gut aus, als er in seinem schwarzen Feiertagsrock und dem steifen Hut auf dem kahlen Schädel neben ihr ging, ein wenig wie ein Lehrer vom Lande oder eine dörfliche Magistratsperson.

Salome bemerkte wohl, daß die Neugier der Dorfbewohner wieder wach war, aber Pfister kümmerte sich nicht darum. In ruhiger Unterhaltung mit ihr schritt er an ihrer Seite und hieß noch am Bahnhofe sie mit einer Herzlichkeit bald wieder kommen, die etwas Väterliches hatte.

Das Rollen des Zuges warf Salome in Gedanken, die zuerst ein friedliches Nocheinmaldurchleben der Stunden im Pfisterhause waren. Aber bald verwandelten sie sich in Gewissensunruhe. Es fiel ihr ein, daß sie einer neuen Lüge entgegenreiste, einem ganzen Gespinst davon; denn sie mußte ja zu Hause eine Schilderung ihres Besuches geben, die weit ab von der Wirklichkeit war! Sie schüttelte sich. Herrgott, wie schlecht sie war! Scheu sah sie sich im Wagen um, den eine Menge Menschen mit ihr teilten. Wenn die wüßten! Wenn die wüßten!

Eine alte freundliche Frau, die ihr gegenüber saß, begann ein Gespräch mit ihr. Sie merkte, daß sie Gefallen an ihr, Salome, fand. „Wenn sie wüßte," dachte sie, „wenn sie wüßte!"

Je näher sie St. Felix kamen, um so heftiger klopfte ihr Herz. Dann arbeitete ihr Geist angstvoll an dem, was sie zu Hause erzählen wollte, und spann das Märchen so fein zusammen, daß sie sich selbst über seine Glaubhaftigkeit wunderte.

Sie erzählte dieses Märchen zu Hause. Daß sie die Bekannte getroffen, und wie nett sie sei, und was für rechtschaffene Eltern das Mädchen habe. Dabei schilderte sie ganz das Pfisterische Haus und die zwei alten Leute, dichtete ihnen nur die Tochter an, die sie nicht hatten. Indem sie aber so Wahrheit und Lüge verspann, erleichterte sie sich selbst das Lügen und glaubte in einer Art von Taumel selber, was sie sagte.

Und als nun alles wieder erzählt und geglaubt war und daraus sich ihr die Möglichkeit zeitweiliger Besuche in Feldstetten ganz natürlich ergab, wurde sie von einer fast übermütigen Freude erfaßt, die für eine Weile das atemraubende Bangen von ihr löste.

Nach diesem Besuche folgten Wochen und Monate ungestörter Arbeit. Salome lebte sich auf der Bank völlig ein, so daß sie bald fühlte, als sei sie immer dort gewesen. Mit den Männern auf ihrer Stube hatte sie wenig näheren Verkehr. Sie waren freundlich miteinander. Der ältere Schreiber, der häufig krank war, fehlte oft. Der jüngere hatte anfänglich einige Versuche gemacht, ihr den Hof zu schneiden, seine Bemühungen aber bald eingestellt, als er keinerlei Ermunterung fand. Der einzige, zu dem sie eine nähere, wenn auch sonderbare Beziehung fand, war Brändli. Dieser kleine, fast immer verdrießlich nervöse, dabei aber erstaunlich fleißige Mann zeigte

sich gegen sie duldsamer als gegen seine Kollegen. Vielleicht war Salome den andern an Pünktlichkeit und Geschicklichkeit überlegen; vielleicht sagte auch nur ihre rasche, wenig Wesen machende Art dem Vorgesetzten am besten zu; jedenfalls wendete er sich mit seinen Aufträgen am liebsten an sie. Trotzdem er im Äußern wie im Benehmen so wenig hatte, was für ihn einnahm, konnte sich Salome einer leisen Sympathie für ihn nicht erwehren, so zwar, daß sie manchmal zu Hause lachend von seinen Sonderbarkeiten und seiner Unduldsamkeit gegen die Mitarbeiter erzählte, dann aber hinzufügte, wie sie sich dennoch auf jeden neuen Arbeitstag freue, da Brändli viel wisse und man neben ihm so manches zu lernen Gelegenheit habe. In der Tat bemerkte sie mit jedem Tage mehr, welch reiche Kenntnisse auf vielen Gebieten, welch scharfen Verstand und klares Urteil, insbesondere aber auch, wie viel kaufmännischen Weitblick der sonderbare Mann besaß. Er verlor sich manchmal, wenn er ins Erklären irgendeiner Arbeit, die er Salome zuteilte, kam, so daß er von anderen Zweigen des Bankwesens zu sprechen begann und dem Mädchen eine ganze Abhandlung über Handelswissenschaft hielt. Er merkte wohl, daß sie ein rasches Auffassungsvermögen besaß und von diesen seinen Erklärungen Gewinn hatte. Er sprach aber auch über andere Wissensgebiete mit ihr, und während er sonst sein Inneres scheu verbarg, verlor er ihr gegenüber seine gewohnte Zugeknöpftheit als ein Mann, der freudig von seinem Reichtum austeilt, weil er sieht, daß er damit Gutes stiftet. Ihr Verkehr gewann damit keine Vertraulichkeit — denn Brändlis Wesen war zu kantig und im allgemeinen wenig liebenswürdig —, aber er weckte doch die Aufmerksamkeit, vielleicht ein wenig auch den Neid ihrer Mitarbeiter. Vielleicht wäre es in der Stube bald zu einer Art Eifersucht gekommen. Da wurde Brändli, der das ganze Vertrauen der Bankleitung besaß, zu einer anderen Abteilung und in eine Stellung versetzt, welche ihm noch größere Verantwortung, aber auch ein bedeutend größeres Einkommen eintrug.

Eines Mittags, da Salome durch eine Arbeit über die Zeit zurückgehalten worden, überraschte Brändli sie durch die Mitteilung, daß er sie sich von der Direktion als Gehilfin erbeten, und daß sie mit ihm in seinen neuen Wirkungskreis umziehen werde.

Die beiden andern Herren hatten das Zimmer bereits verlassen. Brändli stand vor seinem Pulte und sprach von dort her, mit den Augen über seine Brille hinausblinzelnd nach Salomes Platz hinüber. Er sprach in völlig geschäftsmäßigem Ton, mit der Bestimmtheit des Vorgesetzten und des Mehrwissenden und setzte ihr auch die Bedingungen auseinander, unter denen sie die neue Stellung antreten sollte. Salome bemerkte nur mit einigem Staunen, daß seine weiße, feine Hand, welche, die Feder haltend, auf seinem Buche lag, zitterte, während er sprach. Hatte er Angst, ihr die Eröffnung zu machen? Ein Ausdruck ängstlicher Spannung lag zum mindesten in seinen Augen, während er auf ihre Antwort wartete. Was sie sah, befremdete sie, aber die Freude über die Beförderung verdrängte rasch jeden andern Gedanken. Ihr Einkommen wuchs! Das war ihr von seltsamer Bedeutung. Obgleich die Bedingungen, unter welchen die Pfisters ihr Kind übernommen, keine

drückenden waren, nötigten sie sie doch zur Sparsamkeit. Nun half ihr der Zufall zu besseren Mitteln!

Sie dankte, immer an ihrem Pulte stehen bleibend, Brändli mit raschen, warmen Worten.

Die Sonne schien heiß in die Stube. Vielleicht war es ihre große freundliche Helligkeit, welche Salomes Frohmut noch steigerte.

„Wir werden ganz allein in dem andern Raume sein," bemerkte Brändli.

„Und wir werden vorsichtig sein müssen," fuhr er fort. „Es ist keine Kleinigkeit, was man uns da überträgt. Es ist ein großer Vertrauensbeweis, den man uns gibt."

Sie traten einander keinen Schritt näher.

Brändli nahm dann Hut und Stock und entfernte sich mit seinem gewohnten kurzen und trockenen Gruß.

Salome achtete nicht mehr auf ihn. Sie war nur froh, so froh. Jetzt war es auch das Bewußtsein, daß sie des ihr entgegengebrachten Vertrauens sich wert würde zeigen können, das sie glücklich machte.

Neuntes Kapitel.

Schon am nächsten Tage war Salome mit Brändli in dem neuen Arbeitsraum zusammen. Es war ein kleines Schreibzimmer, hinter dem sich in einem großen Gelaß Sicherheitsfächer befanden, welche die Wertschriftenniederlagen der Bankkunden enthielten. Johann Paul Brändli stand auf der einen Seite des Doppelpultes, sie auf der anderen. Sie begannen geschäftsmäßig und als ob sie nie mehr als das Nötigste miteinander sprächen, ihre neue Tätigkeit. Wochenlang standen sie so einander gegenüber und arbeiteten sich ein, und Salome mußte ebenso rasch in der Auffassung ihrer Pflichten sein wie ihr Vorgesetzter, denn er hatte keinerlei Mühe mit ihr. Zuweilen — ganz selten — wenn sie von ihrem Pulte aufsah, bemerkte sie, daß der Mann ihr gegenüber müßig gestanden und sie heimlich beobachtet haben mußte. Dann wunderte sie sich, wie sie sich über das Zittern seiner Hand damals gewundert hatte, allein er wendete dann jedesmal, ohne verlegen zu werden, die Augen langsam in andere Richtung, und sie wußte nicht, ob ihr Blick nur gedankenlos auf sie gefallen war.

Nichts Ungewöhnliches ereignete sich. Es kamen Tage, an welchen Johann Paul Brändli gesprächig war und ihr wie früher allerlei Wissenswertes zum Besten gab. In dieser Mitteilsamkeit lag seine einzige Anerkennung.

Auch daheim erlebte Salome nichts, was aus dem Alltag als etwas Besonderes aufragte. Nur einmal hatte sie eine merkwürdige Begegnung mit Heinrich Hirzel. Sie war bei Freunden ihrer Eltern gewesen, die in einer der Außengemeinden der Stadt wohnten, und ging spät und allein nach Hause. Die Straßen waren still und leer; der Mond schien, und eine ruhevolle Schönheit war der Nacht eigen. Salome eilte deshalb nicht, sondern schritt mit froherstaunten Augen ihres Weges, freute sich an den Türmen,

die über das Gewirr von Häusern emporragten und, vom Mond beschienen, sich mauerstark und stolz vom nächtlichen Himmel abhoben, und wiederum über die Blumen eines Gartens, die aus dem dunklen Buschwerk in das Licht tauchten und in zarten Farben geheimnisvoll leuchteten. Um eine Straßenecke biegend, sah sie vor sich einen Mann schreiten. Er trug den Stock unterm Arm und hatte einen dünnen, weiten, modischen Mantel an. Sie mußte an Heinrich Hirzel denken, wie er damals bei ihrem ersten Zusammentreffen in England ausgesehen. Dann schritt sie rascher, um an dem gemächlich dahin Wandelnden vorüberzukommen. Aber als sie dicht hinter ihm war, sah sie, daß es wirklich Heinrich war. Noch immer strebte sie, an ihm vorbeizukommen, und wendete unwillkürlich das Gesicht zur Seite, damit er sie nicht erkennen sollte; allein er rief sie an, kaum daß sie vorüber war: „Wohin so spät, Fräulein Zeller?"

Nun konnte sie nicht anders, sondern mußte sich umwenden und ihm die Hand geben.

„Sie wollen heim, und ich auch," sagte er gleichmütig. „So können wir also zusammen gehen, wenn es Ihnen recht ist."

Sie sagte nicht nein, aber das Herz klopfte ihr.

Eine Weile schritten sie langsamer, als sie selbst vorher gegangen, nebeneinander hin. Heinrich sprach in immer derselben gleichmütigen Weise Dinge, die nichts bedeuteten. Wo sie gewesen sei? Wie es ihr in ihrer Stellung gefalle und dergleichen mehr. Einmal sah er sie von der Seite an. Dabei schien etwas in ihrem Gesicht ihn zu fesseln.

Sie kamen an eine Straßenkreuzung. „Wir könnten einmal den ungewöhnlichsten dieser Wege nach Hause gehen," meinte Heinrich. „Er ist auch der nächste. Sie sind gewiß schon lange nicht mehr über die hohe Schanze gegangen?"

„Schon lange nicht mehr," gestand Salome.

Dann setzten sie ihren Weg fort und gelangten in eine schmale, steil ansteigende Gasse, die in einen durch einen nicht mehr benutzten Friedhof führenden Fußpfad mündete. Sie war gepflastert, und ihre Schritte hallten auf den Steinen. Durch die Gitter der Friedhofteile zur Rechten und zur Linken erblickten sie die dunkeln Büsche und die Denkmäler und Kreuze aus Marmor und Eisen. Es war eine wunderbare Stille, und der Mond traf weiße Statuen, daß sie wie lebend und wandelnd geisterhaft zwischen den Büschen auftauchten.

Salome wurde unruhig. Sie bemerkte, daß Heinrichs Blick jetzt öfter zu ihrem Antlitz zurückkehrte.

„Sie haben sich eigentlich gar nicht verändert," sagte er jetzt mit leiser und bewegter Stimme.

Beide schritten indessen immer weiter, als ob sie unwillkürlich die Gefahr fürchteten, die im Stillstehen läge.

„Noch immer dasselbe liebe, frische Gesicht," fuhr Heinrich fort.

Sie erreichten in diesem Augenblick einen Querpfad, der über die Höhe des Hügels lief und an dessen linkem Ende nahebei ein kleiner Tempel stand.

Eine Mauer schützte die Westseite des Weges, und über diese hinaus sahen sie die mondbeleuchtete Stadt zu ihren Füßen und ein glimmendes Stück See.

„Da stehe ich immer gern," sagte Heinrich, die Hand einen Augenblick auf die Mauer legend.

Salome trat zögernd neben ihn, den Fuß schon zum Weitergehen gestellt.

Da drehte er sich ihr zu, und sie sahen einander an. Er ergriff ihre Hand.

„Wie geht es dir eigentlich?" fragte er. Jedes Wort zitterte vor innerer Wallung.

Aber noch ehe er zu Ende gesprochen hatte, schienen sie sich beide gleichzeitig zu erinnern, daß es nicht mehr an der Zeit war zu neuen Vertraulichkeiten. Und wie unter einem Zwange schritten sie weiter. Das Gespräch setzten sie nicht fort. Sie schwiegen, so peinlich die plötzliche Stille war, bis sie nach Hause kamen. Vor der Zellerschen Haustür verabschiedete sich Heinrich förmlich und höflich und nach seiner etwas kühl hochmütigen Art. Und doch war Salome in einem Taumel von Glück, als sie auf ihre Stube kam. Sie fühlte, wie nahe sie und Heinrich sich doch wieder gewesen waren. Sie meinte zu wissen, daß er sie noch immer liebte. Und auf einen Stuhl sich niederlassend, verfiel sie in träumendes Sinnen, kostete das Glück des eben beendeten Abendganges in der Erinnerung noch einmal und kam von ihm auf andere glückliche Stunden. Die Vergangenheit kam wieder und warf ihr Licht in die Gegenwart.

Dem reichen Abend folgte eine stille, traumlose Nacht.

Andern Tages nahm das Leben seinen Gang. Die Arbeit war Salome noch nie so leicht von der Hand gegangen. Johann Paul Brändli in der Bank machte ein zufriedenes, manchmal erstaunte Hochachtung widerspiegelndes Gesicht. Die Eltern hätschelten die Tochter mit kleinen Liebesdiensten. Eine tiefe Zufriedenheit leuchtete aus des Vaters Augen. Salome fühlte, wie damit, daß sie ihren guten Weg machte, seine größte Lebenssorge von ihm genommen war.

Alle zwei oder drei Monate fuhr Salome nach Feldstetten.

Der Knabe wuchs heran. Sie nannten ihn Heini. Und jedesmal fand Salome allerlei Neues an ihm. Jetzt konnte er gehen. Jetzt sprach er. Jetzt hatten sie ihm den Mädchenrock durch ein Knabenkleid vertauscht.

Darüber verstrichen Jahre.

Die Pfisters waren stolz auf den Knaben, besonders die Mutter. Hans Jakob, der Bauer, sagte, daß der Knabe eigenwillig sei, es gerne gut habe und eine feste Hand brauche.

„Sie verwöhnt mir ihn zu viel," sagte er von Frau Seline, was dieser die Tränen in die Augen trieb und sie sagen ließ, sie habe den Knaben zu gern, um immer schelten zu können.

Heini hatte aschblonde, kurz am Kopfe stehende Ringelhaare; manchmal sah der Kopf ganz grau aus. Und graue, große Augen hatte er und ein schönes Gesicht. Er merkte bald, daß die Frau, die manchmal zu Besuch kam, ihm jedesmal etwas mitbrachte. So leuchteten seine Züge auf, wenn Salome in die Stube trat, und sein Blick ließ nicht von ihrem Reisetäschchen,

bis er wußte, was für ihn sich darin befand. Wenn er sein Geschenk hatte, schwand sein Interesse für die Mutter, und manchmal war er eigensinnig und kam nicht, wenn er zu ihr gerufen wurde. Aber Salome sah nur die Freude bei ihrer Ankunft und meinte, daß das Kind auf ihr Kommen warte.

In dem Jahre, in welchem Heini schulpflichtig wurde, heiratete Heinrich Hirzel.

Vater und Mutter Zeller hatten seit langer Zeit sich darüber aufgehalten, daß er noch immer ledig sei. Und Vater Salomon meinte eines Tages, der junge Prinzipal würde gar nicht mehr dazu kommen, eine Frau zu nehmen, da der kranke Vater sich völlig vom Geschäft zurückzuziehen gedenke. Da kam kurz nachher Frau Anna Hirzel in höchst eigener Person in die Zellersche Wohnung gelaufen. Sie möchte es ihnen selber anzeigen, daß ihr Sohn Heinrich sich versprochen habe. Mit einem hübschen, jungen Mädchen aus alter patrizischer Familie! Auf die Familie legte Frau Hirzel besonderen Nachdruck.

Frau Regula, die allein da war, gratulierte in ihrer stillen, demütigen, verlegenen Art. Nein aber, wie das den Vater interessieren werde und Salome!

Den Vater und Salome interessierte es freilich.

Der Ausläufer sprach mit tiefer Achtung von seinem jungen Herrn, der an Kaufmannstugenden dem Vater beinahe noch über sei.

Salome saß mit rotem Gesicht und klopfendem Herzen da. Sie sagte aber ein paar schickliche Worte und machte allein in ihrer Kammer das andere mit sich ab.

Sie hatte sich immer gefragt, ob sie Schuld trage, daß Heinrich sich nicht verheirate. Sie hoffte es vielleicht ein wenig. Es tat ihr wohl, das zu denken. So war es natürlich, daß seine Verlobung ihr im Innersten als eine Art Abfall erschien. Dennoch sagte sie sich, daß er recht habe. Und aus dem leisen Schmerz und der Enttäuschung, die in ihr waren, lösten sich kleine Neugierden los: wie seine Braut wohl aussehen möge? Und wie es wohl sein möchte, wenn sie ihm Glück wünschen müßte?

Die Braut sah sie lange nicht und war, obwohl sie es sich verhehlte, verstimmt, daß Heinrich sie nicht eines Tages vorstellen kam. Aber den Glückwunsch konnte sie bald anbringen.

Heinrich zeigte sich dabei heiter und fast oberflächlich, als lege er der Sache keine besondere Bedeutung bei: „Ja so, die Verlobung,“ scherzte er, „das ist nun auch schon wieder so lange her, daß es bald nicht mehr wahr ist.“

Als sie aber dann auseinander gingen, hielt er beim Gruß Salomes Hand fest, sah ihr ernsthaft in die Augen und sagte: „Sie müssen jetzt auch daran denken, Fräulein Zeller. Es würde mancher froh sein, eine so brave Frau zu finden wie Sie.“

Der ehrliche Wunsch, sie glücklich zu sehen, verriet sich in seinen Worten. Es schien, als ob er das Gefühl habe, daß seine eigene Lebensveränderung ihm noch eine Verpflichtung ihr gegenüber auferlege

Salome konnte nicht sprechen. Sie suchte ihre Hand aus der seinen zu lösen, und das Blut färbte ihr Gesicht tiefer und immer tiefer, so daß sie nicht einmal mehr zu ihm aufzublicken wagte. Am Ende ging sie ohne Gruß und in heißer Verwirrung hinweg, und er sah ihr erstaunt und ein wenig aus dem Behagen geworfen nach.

Sie zürnte sich nachher selbst und hatte Angst vor dem nächsten Zusammentreffen. Das aber ließ so lange auf sich warten, daß sie die Angst wieder verlor.

Hinter den Gardinen ihres Kämmerchens hervor erblickte sie eines Sonntags, Wochen nachher, Heinrichs Braut, Elisabeth Escher. Sie stand mit jenem unten in der Straße, den Arm in den seinen gelegt. Mit dem Rücken gegen die Limmat, lehnten sie dicht am Geländer und warteten auf Heinrichs Eltern, mit denen zusammen sie ausgehen wollten. Die Straße war sommerweiß und viel Licht darüber. So hoben sich die beiden Gestalten bis ins einzelne deutlich von ihr ab. Vielleicht sprach das Brautpaar von dem alten Hause; denn sie blickten an alle Fenster herauf, und einmal zuckte Salome erschreckt zurück, weil ihr war, sie könnte hinter den Vorhängen gesehen werden.

Elisabeth Escher war kleiner als Heinrich, hatte ein junges, hübsches Gesicht mit blonden Zöpfen unter dem modischen Hut. Sie sah glücklich aus und lachte. Wenn du wüßtest, dachte Salome. Und es war ein kleiner Triumph in ihr, weil sie gleichsam fühlte, als habe jene ihr Glück aus zweiter Hand und als könnte sie, Salome, es ihr jetzt noch streitig machen, wenn sie nur wollte.

Aber von da ab war ihr Heinrich Hirzel doch noch ferner gerückt. Unwillkürlich. Sie mußte sich sagen, daß er andere Gedanken habe, sich mit ihr, Salome, nicht beschäftige. So ließ auch sie im eigenen Alltag das Gefühl für ihn etwas untergehen. Nur der Tag seiner Hochzeit, der bald kam, und derjenige, an welchem er mit der jungen Frau von der Hochzeitsreise heimkam und in einen umgebauten Wohnstock des elterlichen Hauses zog, waren noch hart.

Dann ging sie, Heini den Bub besuchen und war wieder ruhig und lebte von Erinnerungen.

Zehntes Kapitel.

Jahre war Salome Zeller im Bankhause. Sie war schon eine bekannte Persönlichkeit dort, auf welche die Neulinge im Geschäft und die, welche niedrigere Stellungen bekleideten, mit etwelcher Scheu und Bewunderung sahen. Es ging ihr der Ruf nach, daß sie an ihrem Ort eine Stütze des Hauses sei, und die höheren Beamten und Vorgesetzten grüßten sie mit einer gewissen Vertraulichkeit und wie Leute, die sich auf eine lange Zusammenarbeit mit ihr eingerichtet hatten.

In ihrem Verhältnis zu ihrem Kollegen Brändli war allmählich eine Veränderung eingetreten. Sie vollzog sich aber so langsam und unmerklich,

daß Salome selbst ihrer lange nicht gewahr wurde. Während Brändli zu Anfang der Lehrer und Leiter gewesen war, bekam er im Laufe der Zeit immer weniger Anlaß, Salome Anweisung zu geben. Ihre scharfe Intelligenz, der rastlose Fleiß und die Anspruchslosigkeit, die vom Leben keinerlei Vergnügungen erwartete, befähigte sie, sich in einer Weise einzuarbeiten, daß sie nicht nur für Brändli, sondern selbst für höhere Vorgesetzte zu einer Art Auskunftei wurde, bei der man sich Rat holte, statt lange in Büchern nachzuschlagen, oder mit der man sich in heiklen Fällen beriet. Je tüchtiger sie nun wurde, um so schweigsamer wurde Johann Paul Brändli, so daß er auch von außergeschäftlichen Dingen wenig mehr sprach, als machten ihre Vorzüge ihn stumm. Diese Zurückhaltung wandelte sich aber mit der Zeit in eine sichtliche Ängstlichkeit und Verlegenheit, welche unmöglich nur dem Erstaunen über die Fortschritte der Mitarbeiterin entspringen konnten.

Salome war noch immer ein schmuckes Mädchen, klein und schlank. Die Frische und Keckheit ihres Wesens ließen sie jünger erscheinen als sie war. Schlagfertig erwiderte sie die Neckereien der jüngeren Herren der Bank, denen sie oft ausgesetzt war. Dabei blitzten ihre Augen lustig, und in den raschen, sicheren Bewegungen ihres prallen Körpers lag eine Fülle gesunder Kraft. Wenn Johann Paul Brändli Zeuge von Neckereien und Huldigungen wurde, die Salome galten, trat jene Ängstlichkeit so deutlich zutage, daß sie dem Mädchen auffiel. Er gab sich Mühe, harmlos zu erscheinen, aber Salome sah wohl, daß er sie genau auf den Eindruck hin beobachtete, welchen das Gebaren der Schöntuer auf sie gemacht haben könnte. An Montagen fragte er sie oft, wie sie den Sonntag zugebracht habe, und fand allerlei kleine Schliche, um in Erfahrung zu bringen, wer in ihrer Gesellschaft gewesen. Als sie mit einem jungen Bekannten an ein Tanzkränzchen gegangen war, bemerkte sie andern Tages an Brändli eine merkwürdige Unruhe, die ihn, den sonst unermüdlich Fleißigen, bei keiner Arbeit ausharren ließ. Dann ließ er unvermittelt die Bemerkung fallen: junge, tanzlustige Leute könnten einem Mädchen wie sie mehr bieten als ein Sauerampfer wie er selber, und doch hätte auch er ihr gern einmal eine Freude gemacht und ihr gezeigt, wie sehr er ihre Hilfe schätze. Er schwieg darauf und machte sich mit gerunzelter Stirn ans Rechnen, aber Salome sah, wie ihm das Blut ins Gesicht trat und wie er immer verlegener wurde, bis Schweißperlen ihm auf der schönen, weißen Stirne standen. Sie versicherte ihm, daß es ihr vollauf genüge, wenn er, der Vorgesetzte, zu dem sie um seiner großen Erfahrung willen mit Hochachtung aufschaue, zufrieden mit ihr sei. Er aber fuhr fort, sich klein zu machen, indem er erzählte, er sei eben nie dazu gekommen, sich in Geselligkeit zu üben, wisse auch wohl, daß er keinerlei Eigenschaften besitze, welche junge Leute veranlassen könnten, seinen Eintritt in ihre geselligen Kreise zu wünschen.

Salome merkte aus seinen Worten deutlich die Befürchtung heraus, daß sie seine eigene Person um anderer willen mißachten oder übersehen könnte. Zum ersten Male ahnte sie da, daß er sie lieb habe. Der Gedanke erschreckte sie und tat ihr weh, und doch sprang, von Eitelkeit geweckt, ein wenig Freude in ihr auf. Von da ab verschob sich ihre Stellung mehr zu derjenigen zweier

Gleichberechtigten. Salome lächelte manchmal im geheimen noch immer über Brändli, dessen unscheinbares, ja häßliches Äußere sie anfänglich abstieß. Es war aber merkwürdig, daß im Laufe der Zeit ihr Widerwille gegen ihn sich milderte, ja daß sie manchmal eine warme, weiche Freundschaft für ihn empfand. Öfter als früher fiel ihr das Leuchten seiner Augen, in dem sich eine reiche und gütige Seele verriet, auf.

Eines Tages begann Brändli von sich selber zu erzählen, daß er mit seiner Mutter in einem Häuschen mit einem kleinen Vorgarten außerhalb der Stadt zur Miete wohne. Salome wußte das längst, er aber hatte noch nie sie in sein Privatleben blicken lassen.

„Die Mutter und ich haben die Sonne gern," fuhr er fort. „Wir reißen den ganzen Tag alle Fenster auf. Unter dem einen hängt ein alter Kanarienvogel, der schon lange nicht mehr singt, aber jedesmal vergnügt piept, wenn wir in die Nähe des Käfigs kommen, und der, wenn er gegen Luftzug empfindlich wäre, aus dem Schnupfen gar nicht mehr herauskäme. Blumen mögen wir auch, die Mutter und ich, und die Fenster stehen so voll davon, daß die Mutter den halben Vormittag braucht, sie zu besorgen."

Seine Mutter war an diesem Morgen für ihn ein unerschöpflicher Gesprächsstoff. Er beschrieb sie auch: „Sie ist ein sonderbares Weibswesen, fast so häßlich und sonderbar wie der Sohn. Wir machen, so oft wir uns sehen, dieselben sauren Gesichter aneinander hin und tun, als ob jedes Wort teures Geld kostete. Aber — wir sind doch zufrieden miteinander, und wenn eines das andere braucht, dann ist es zur Stelle."

Salome hatte davon gehört, daß ein rührendes Verhältnis zwischen Brändli und seiner Mutter bestehe. Aus seiner Schilderung wurde dieses Verhältnis ihr lebendig. Zugleich ahnte sie Feinheiten und Vornehmheiten in Brändlis Charakter, die ihre Achtung für ihn steigerten.

„Vielleicht besuchen Sie uns einmal," schloß der Schreiber. „Vielleicht — zusammen mit Ihrem Vater."

Salome antwortete, daß sie gern kommen würde.

Zwischen Brändli und ihrem Vater hatte sich im Laufe der Zeit ein Verkehr angebahnt. Vater Zeller kam alle paar Monate einmal, auf der Bank nachzufragen, wie man mit seiner Tochter zufrieden sei. Demütig und klein wie am ersten Tage kam er; es war ihm immer ein saurer Gang, weil der Verkehr mit über ihm Stehenden ihn verlegen machte; aber er hielt es für seine Pflicht, zu zeigen, daß die Tochter irgendwie noch in seiner Zucht und Aufsicht stehe. Bei diesen Besuchen war er mit Brändli näher bekannt geworden. Sie hatten angefangen, ein Wort zu wechseln, das nicht zu ihrem Geschäfte gehörte, und die beiden Männer, die in ihrer Gewissenhaftigkeit einander charakterverwandt waren, fanden Gefallen aneinander. Salomon Zeller sprach zu Hause von dem Vorgesetzten seiner Tochter mit rühmenden Worten: „Das ist ein gewiegter und für sein Haus unschätzbarer Mann, und es ist eine Ehre, Salome, daß er dich so wohl mag und so freundlich mit uns ist."

Die Einladung, die Brändli an jenem Morgen an Salome gerichtet hatte, wurde bald in bestimmterer Form wiederholt. Ihr Vater aber war gleich einverstanden, und so fanden sich die beiden eines Sonntagmorgens nach dem Gottesdienst auf dem Weg zu dem Bankbeamten, der sie zum Mittagessen gebeten. Es war ein sonniger, aber nicht übermäßig heißer Tag. Seite an Seite schritten sie dahin, der Vater in seinem langen Feiertagsrock und seinem steifen Filz, Salome in einem weißen Waschkleide, in dem sie im Winter zum Tanz gewesen war. Ihr Gesicht sah jung und frisch aus, nur einmal, als der Vater sie von der Seite ansah und die Sonne hell in ihre Züge fiel, gewahrte er nahe an ihren Augen leise feine Striche, und es fuhr ihm durch den Kopf, daß die Tochter kein Häslein mehr sei und auch ans Heiraten denken sollte. Dabei konnte er es nicht helfen, daß gleichzeitig das Bild Brändlis in ihm auftauchte; aber er erschrak vor der eigenen Kühnheit und hielt den Gedanken nicht fest. Er sprach mit seiner leisen, schüchternen Stimme vom Gottesdienst und wie der Prediger heute besonders schön geredet habe. Dann bedauerte er die Mutter, die daheim bleiben mußte.

Salome gab einsilbigen Bescheid. Auch sie mußte auf diesem Wege an Brändli denken. Er war eigentümlich erregt gewesen, als er gestern die Einladung angebracht hatte, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich vielleicht über kurz oder lang vor die Frage gestellt sehen würde, ob sie seine Bewerbung annehmen wolle oder nicht. Sie hatte aber noch nicht den Mut, die Sache zu überlegen, und wies sie noch von sich, wie der Mensch oft Unannehmlichkeiten oder Mühe verschiebt, solange es geht.

Sie waren inzwischen in das Quartier gelangt, wo Brändlis Haus lag. Von einem Spekulanten gebaut, stand an der Straße, in welche sie einbogen, eine ganze Reihe kleiner Wohngebäude, eines immer wie das andere, freundlich, zweistöckig, mit Blumen an den Fenstern und in von grünem Holzzaun gegen die Straße abgesperrten Vorgärten. Sie fanden dasjenige des Bankbeamten.

Brändli öffnete ihnen selbst die Tür, als sie läuteten. Er hatte einen schwarzen Sonntagsrock an. Haar und Bart schienen fuchsener denn je dagegen, sein Gesicht aber sah krank und blaß aus. Es rötete sich nicht, als er jetzt zuerst Zeller und dann Salome begrüßte. Nur seine Hand zitterte wieder und war feucht, auch zuckte der Mund, wie wenn er Mühe hätte, die Worte zu bilden. Doch war es keineswegs, daß er aus Hauswirtsunbeholfenheit verlegen war. Als solcher gewann er vielmehr seine Haltung zurück und führte Vater und Tochter in die Wohnstube, wo der Tisch schon gedeckt und alles so war, wie er es Salome beschrieben hatte, die Blumen und der Vogel unterm offenen Fenster und die viele goldene Sonne. Als sie und der Vater sich gesetzt hatten, holte er seine Mutter herein, die aus der Küche kam und der er wie aus dem Gesicht geschnitten war. Sie hatte dieselben verdrossenen, runzligen Züge und denselben breiten Mund mit den schlechten Zähnen, und hatte die gleiche verborgene Güte in den Augen, die manchmal überraschend aufleuchtete, so daß es dem Beschauer war, als ginge ihm in einem öden und kalten Hause die Tür zu einem warmen, behaglichen Gemache auf.

Zellers übergroße Bescheidenheit wollte anfänglich etwelche Befangenheit zwischen sie werfen, aber mit ihrem einfachen Wesen brachten Mutter und Sohn alles Unbehagen zum Weichen, und als Frau Brändli gleich darauf das Essen auftrug, begann eine vergnügte, stille Mahlzeit. Es war Salome, als sei sie schon oft hier zu Gast gewesen. Sonderbar vertraut kam ihr alles vor. Es war Art von ihrer Art. Sie fühlte, daß sie hier zufrieden leben könnte. Und zugleich wußte sie, daß sie es nur zu sagen brauchte, um es zu können. Es entging ihr nicht, wie bewegt Brändli war, wenn er mit ihr redete. Sobald er mit ihrem Vater und seiner Mutter sprach, war sein Ton ungezwungen und gleichmäßig sicher wie im Geschäft, aber er stockte leise, wenn er sich an sie wendete, und selbst wenn er ihr bei Tisch eine Speise reichte, sah sie die Unstetheit seiner Hand. Darob befiel sie plötzlich eine tiefe Bedrängnis, so daß die Stimmen der Tischgenossen ihr ferner klangen und neben allem, was ihr eigener Mund sprach, noch eine andere Stimme war, eine verborgenere, auf die sie lauschen mußte. Die redete von Heinrich Hirzel, und von der Vergangenheit, und von dem Knaben Heini und von dem, was an ihrem, Salomes, Leben unwahr blieb. Da begann sie sich vor dem Augenblick zu fürchten, in welchem sie gezwungen sein würde, Johann Paul Brändli eine Antwort zu geben. Daß die Zeit kommen würde, stand ihr außer allem Zweifel.

Sie hatte keine Ruhe mehr auf ihrem Stuhl. Wenn doch der Besuch vorüber gewesen wäre!

Brändli schlug nach Tisch einen Spaziergang vor, und sie brachen wirklich nach einer Weile mit Mutter und Sohn nach der waldigen Höhe, welche die Stadt im Westen schützte und wo die Bürger sich Sonntags gern ergingen, auf. Zu zweien wanderten sie auf schmalen, kühlen Waldwegen hin. Die Tannen dufteten, und in den Lichtungen brach manchmal der schöne heiße Tag über sie herein. Brändli ging neben dem Vater, sie neben seiner Mutter. Die beiden Frauen sprachen kaum, lauschten vielmehr auf das, was vor ihnen die Männer redeten. Brändli erwähnte, was ein großes Zeichen seines Vertrauens war, einmal des Geschäftes und kam auf seine eigene Stellung. Er prahlte nicht, aber er redete mit der Sicherheit eines Mannes, der eines schönen Wohlstandes sich erfreut.

Dann fiel ein helles Licht auf das Verhältnis seiner Mutter zu ihm; denn diese knüpfte an seine Worte die leise Bemerkung: „Es geht nicht mancher herum, der so sparsam und fleißig ist wie er. Er hat uns nach und nach ein schönes Leben geschaffen."

Eine tiefe Erkenntnis, wie gut sie es hatte, eine große Dankbarkeit und bewundernde Liebe für den Sohn lagen in ihren Worten.

Salome durchblitzte abermals der Gedanke: „Und so würdest du es haben. So versorgt für dein ganzes Leben würdest du sein."

Damit war das Verlangen eins, dieses Glück der Versorgung wirklich zu erreichen.

Aber im nächsten Augenblick war wieder die Angst da: Gott, o Gott, wenn nur der Augenblick nie kam, da Brändli sich aussprach!

Alle die Zeit des Spazierganges zeigten Mutter und Sohn dasselbe Bemühen, die freundlichen Beziehungen, welche dieses erste Beisammensein anspann, dauerhaft zu machen. Vater Zeller teilte diesen Wunsch und lud den Beamten zu sich ins Haus, als sie sich verabschiedeten. Auch die Frauen sollten sich kennen lernen. Sie trennten sich am Zellerschen Hause, und Salomes Vater erzählte oben der Mutter, wie alles gewesen war. Dabei sah er die Tochter an und meinte still: „Und mir scheint, unser Kind hat das Glück in den Händen, wenn sie nur will."

Er lächelte und knüpfte ein Wort von Gottes großer Güte an, wie es seinem frommen Sinne lag.

Salome aber wehrte mit heißem Gesicht: „Nein, Vater, du irrst dich! Wenn die Leute auch freundlich sind, braucht man sich doch nicht gleich alles mögliche zu denken!"

Die Abwehr war so heftig, daß die beiden Alten sich verwundert ansahen.

Und die Angst war in Salome. Sie mußte allein sein und entfernte sich, sobald sie konnte. Sie schlief nicht in der Nacht, sondern warf sich unruhig im Bett hin und her. Was sollte sie den Eltern sagen? Mein Gott, warum war immer der — Schatten da. Der Schatten? Zum ersten Male sah sie ihn deutlich in ihrem Leben stehen.

Und von da an begann ihr Kampf mit diesem Schatten.

Als die alte Uhr vom St. Peter, welche die ganze Nacht ihr gesagt hatte: So lange liegst du nun schon wach! So lange jetzt! Als diese Uhr die fünfte Morgenstunde schlug und bald Aufstehzeit war, faßte Salome einen Entschluß. Der kommende Tag mit seinen Aufgaben gab ihr die Entschlossenheit zurück. Die Angelegenheit mit Brändli durfte nicht feige hingezogen werden! Sie, Salome, mußte handeln, mochten die Folgen sein, wie sie wollten.

Auf dem Weg ins Geschäft und dann, während sie dem Schreiber gegenüber am Pulte stand, überlegte sie sich, was sie tun wollte. Jener hatte sie lebhafter und wärmer als sonst begrüßt. Es war, als leuchtete eine Hoffnung aus seinem Blick. Zuweilen sprach er vom gestrigen Zusammensein.

Salomes Herz schlug. Dann nahm sie einen Anlauf und sagte ehrlich und in kurzen, heftigen Worten: „Ich möchte Ihnen etwas gestehen, was noch kein Mensch, nicht einmal meine Eltern wissen. Ich habe einmal eine Bekanntschaft gehabt, die ich nicht mehr vergessen kann, und ich werde nie heiraten."

Er war so überrascht und erschreckt, daß er einen Augenblick sprachlos dastand und sich nicht zu benehmen wußte. Schon aber war er ihr unbewußt dankbar, daß sie von seinen Werbeabsichten, so deutlich sie schon gewesen waren, nichts sagte, sondern ihm mit dem Geständnis gleichsam nur einen Vertrauensbeweis zu bieten schien.

„Ich bitte Sie, niemandem davon zu sprechen," fuhr Salome mit derselben Hast weiter.

Da nahm er sich zusammen. Es war eigentümlich und wie ein Zusammenschrumpfen von Jugend zum Alter, wie er binnen kurzem wieder der ältlich aussehende, verdrießliche Federfuchser war.

„Nein, nein," stotterte er. „Ich — wie sollte ich davon sprechen? Ich danke Ihnen, daß Sie offen gegen mich gewesen sind."

Er beugte sich über seine Bücher und schwieg lange. Er arbeitete emsig, aber Salome, die verstohlen nach ihm hinüber blickte, bemerkte, daß er doch nicht der gleiche war wie sonst. Er war sehr bleich, und manchmal sah er auf eine einzige Stelle im Buch, und die Feder stand still, wie wenn ihm die Gedanken ausgegangen wären.

Bis zur Mittagspause gewann er seine Selbstbeherrschung vollständig zurück. Er erwähnte das Gespräch nicht mehr, reichte ihr die Hand und bat sie, die Eltern zu grüßen.

So blieb er von da an wieder mehr der Kollege und Vorgesetzte, doch immer freundschaftlich. Den zwischen den Familien angebahnten Verkehr brach er keineswegs ab. Dagegen wußte er mit merkwürdigem Takte sein Verhältnis zu Salome unmerklich so zu gestalten, daß sowohl seine Mutter als ihre Eltern im Zweifel sein mußten, ob er je eine ernste Annäherung beabsichtigt. Wenn sie allein waren, schien es Salome, als ob er sich tapfer, ja über sich selber ungehalten einrede, er sei mit seinem Mangel an persönlichen Vorzügen und seinem Alter überhaupt nicht der Mann gewesen, der sich habe Hoffnungen machen dürfen.

Sie konnte ihm ihre tiefe Achtung nicht versagen. Und es kamen ihr Gedanken an ein einsames Alter und leise Zweifel und immer wieder eine schmerzliche Sehnsucht nach ein wenig Glück.

Dann fuhr sie nach Feldstetten und besuchte ihr Kind. Wenn sie sonst nichts hatte, das konnte ihr keiner nehmen!

Und sie machte Pläne in eine ferne Zukunft, wann sie Heini würde näher sein dürfen. —

Salomon Zeller und seine Frau begannen sich indessen manchmal schon ein bißchen zu sorgen, daß die Tochter ihnen sitzen bleibe, und begriffen es nicht, wenn diese zu irgendeinem Vergnügungsanlaß, zu dem sie eingeladen wurde, nicht gehen mochte. Aber sie sprachen nie von diesen heimlichen Empfindungen, nie auch davon, daß sie auf den Bankbeamten Hoffnungen gesetzt. Es hätte ihnen geschienen, als ob sie damit in den Verdacht hätten kommen können, die Tochter los werden zu wollen. Und davon waren sie weit entfernt. Sie betrachteten aber auch alles im Leben als Gottesschickung. So ließen sie am Ende dem Leben in Frömmigkeit seinen Lauf.

Warum denn die Feldstetter Freundin nie in die Stadt komme? fragte dann die Mutter einmal.

Salome stand der Herzschlag still. Sie fand rasch einen Bescheid, aber es zitterte lange ein Schrecken in ihr nach.

(Schluß folgt.)

Briefe von Ernſt v. Wildenbruch

aus den Jahren 1881 und 1882.

Mitgeteilt
von
Berthold Litzmann.

(Schluß.)

Berlin 18. 1. 82.

Liebſter Litzmann

daß du im Stillen an mir verzweifelt und mich aufgegeben haſt, begreife ich nur zu ſehr; ebenſo begreiflich aber wäre dir mein Schweigen, wenn du wüßteſt, welch' eine Fülle der Ereigniſſe über mich dahingeſtürmt ſind, welch' eine Maſſe von Geſchäften jeder Tag gebiert. Zwar könnteſt du dein Recht geltend machen, von dieſen Ereigniſſen als Erſter ſogleich unterrichtet zu werden, aber du weiſt, daß ich, wenn ich einmal zum Briefſchreiben gelange, gern etwas aushole, und dazu braucht man eine ruhige Stunde – ein Begriff, der mir abhanden gekommen iſt. Wärſt du mir ein fremder Menſch, ſo hätte ich mich wohl ſchon längſt einmal hingeſetzt, und dir ein Paar Zeilen hingewiſcht — aber du mußt es als ein Freundſchaftszeichen betrachten, daß ich das nicht vermochte.

Es werden Anſinnen an mich geſtellt, Verſe für Gelegenheiten zu ſchreiben, die mich nichts angehen — und vielen dieſer Anſinnen kann ich nicht aus dem Wege gehen — dazu kommt eine Menge Arbeit auf meinem Amte, das immer mehr zur ſchleppenden Kette für mich wird — dazu die Herausgabe der Dramen, . . . — dazu endlich geſellſchaftliche Einladungen, denn die Menſchen, die mir früher nicht nachfragten, verlangen jetzt „meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſchau'n." Aber nicht von Sorge und Noth will ich dir heut erzählen, ſondern davon, daß ich fühle, wie mein Schickſal mich in die Arme nimmt und hinträgt — wohin? meinetwegen zur Vernichtung, aber vorläufig jedenfalls dahin, wohin ich gewollt, Du haſt von Hannover geleſen, aber was du nicht geleſen haben kannſt, das iſt, daß dieſe Stadt mit den ſogenannten kalten Einwohnern [ſich] zu einem glühenden Heerde der Begeiſterung verwandelt hat, auf dem meine Sachen aufblühen und gedeihen. Ich war am 6ten d. M. zur zweiten Aufführung des Meno-

niten hinübergefahren und habe einen Abend daselbst verlebt, wie ich ihn nicht vorausgeahnt hatte. Stelle dir ein beinahe ausverkauftes mächtiges Haus vor, das dem Stücke mit athemloser Andacht folgte und an jeder möglichen Stelle in tobenden Enthusiasmus ausbrach! Jedes Wort, das mir aus dem Herzen gestiegen war, zog siegreich in diese tausend Herzen ein — bei „Aus Freundschaft hört' ich könnte Liebe werden" — der erste Sturm — und nach dem ersten Acte zweimaliger Hervorruf des Dichters. Von Act zu Act steigend, bis daß ich nach dem Schlusse eigentlich gar nicht mehr von der Bühne hinwegkam. Das Publikum blieb in den Bänken stehen und konnte sich nicht satt rufen. O mein Lieber — wenn du dabei gewesen wärest! Nach der Vorstellung traten die Schauspieler auf mich zu und überreichten mir, während der Ober-Regisseur Müller eine Ansprache an mich richtete, einen prachtvollen Lorbeerkranz. Den Abend saßen wir dann, da ich in der Nacht nach Berlin zurück mußte, bis 2½ in der Kneipe zusammen — Schauspielerinnen, die nicht mitgewirkt hatten, waren dazugekommen, um mich kennen zu lernen — es war herrlich! Dabei kam das Gespräch auf die Räuber-Aufführung, und daß sie einen Prolog brauchten. X. hätte einen geschickt, „wie wenn ein Schulmeister in der Lüneburger Haide sich im Kater dazu gesetzt hätte" — B. hatte einen geliefert, und der war, so schwach er war, beinahe angenommen — „machen Sie uns einen!" hieß es. Ich fühlte, wie das Feuer in mir aufschlug und sagte ja. Sonnabend Abend hatte ich ihn halb fertig, als ein Telegramm aus Hannover mir sagte, daß B.s Prolog definitiv angenommen sei. Voll Kummer schrieb ich ihn fertig und sandte ihn an Müller zum Andenken. Der treffliche Müller schickte sofort Abschrift davon an B. mit dem Anheimgeben, den seinigen zurückzuziehen — und B. zog sofort zurück. Der meinige[1]) ward gesprochen und soll sehr gefallen haben. Was sagst du zu diesem dichterischen Turnier? Beinah thut es mir leid, daß du den Prolog in der Kieler Zeitung gelesen hast — ich wollte ihn dir im Hannöverschen Kurier schicken. Morgen Mittag reise ich wieder nach Hannover, um mir die Wiederholung der Karolinger anzusehen — die Leute haben mir zu mächtig an's Herz gegriffen! Unterdessen hat nun auch der Intendant in Hannover den Harold gelesen und du magst aus dem unter Rückerbittung beifolgenden Briefe desselben ersehen, welchen Eindruck das Stück auf ihn gemacht hat. Im Februar also wird er dort zum erstenmale zum Lichte geboren werden — und ich nehme es als gutes Vorzeichen, daß es in dieser mir theuer gewordenen Stadt geschieht.

Vorgestern hat mich der Kronprinz empfangen und ein Exemplar der Karolinger von mir entgegengenommen. Er war sehr gütig und sprach so schön von deutscher Dramatik, daß ich fühlte, daß die Verse, die ich ihm als Widmung hineingeschrieben, nicht lügen. Sie lauten:

„Auf deiner Stirne ruht, o Herr, das Licht,
das deutscher Kunst beglückte Zeit verspricht.
Im Dichter-Hain, der lange brach gelegen
wird sich der Lenz mit tausend Blüthen regen,

[1] „Lieder und Balladen", S. 293 ff.

der Dichtung Lippe, die so lange schwieg
wird singen Vaterlandes Noth und Sieg. - -
Dies Lied, das ich in Ehrfurcht, Herr, dir bringe,
Vorbote sei's zukünft'ger, größrer Dinge."

Du siehst, mein Lieber, daß ich dir viel zu erzählen habe, und doch habe ich ein Gefühl, als wären alle diese thatsächlichen Aufzählungen nur ein Theil von dem, was jetzt sich begiebt. Denn über und hinter allen diesen Dingen braust etwas wie ein unsichtbarer Sturm in der Luft, etwas wie eine Vorahnung größerer, vielleicht entscheidender Ereignisse. Die großen Dinge bereiten sich langsam vor, wenn sie indessen reif geworden sind, brechen sie plötzlich wie das Ungewitter los. — Wenn du dich einsam empfindest, so kann ich dir nur sagen, daß ich es täglich mit Schmerz empfinde, daß ich dich augenblicklich nicht hier habe.

Deine Kieler Zeitungen habe ich mit Interesse gelesen — der Setzer derselben scheint übrigens ein Esel zu sein — deine statistischen Zusammenstellungen der Räuber-Aufführungen[1]) haben mir förmlich das Herz erleichtert — es war damals ja eigentlich noch schlimmer als jetzt.

Mit Scherer traf ich neulich in Wilbrandts Kriemhild zusammen. Das Stück hat mir als Dichtung nicht gefallen, als Bühnen-Werk großen Eindruck gemacht. Dieser Wilbrandt ist von einer Geschicklichkeit, die für den Dichter geradezu gefährlich wird; Scherer war in Begeisterung und gefiel mir in seiner Begeisterung sehr gut.

Nun aber gute Nacht, denn es ist schon wieder 3 Uhr Nachts vorüber. Grüße die Deinigen und zweifle nie an

deinem Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 13. 2. 82.

Liebster Litzmann

heute in Erwiderung auf deinen freundlichen Brief in Hast und Eile nur die kurze Mittheilung, daß ich soeben aus Frankfurt a/O zurückkomme, wo gestern Abend die Karolinger zum ersten male und zwar mit dem nun endgültigen combinirten Schlusse gegeben worden sind.

Ich bin glücklich, daß diese neueste Fassung nun wirklich die weitaus beste ist; sie hat sich gestern trotz mancher Dürftigkeiten in Darstellung und Inscenirung glänzend bewährt und dem Stücke, und besonders eben dem letzten Acte zu einem gewaltigen Erfolge verholfen. Du weißt, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, und so hielt mich der Director des Frankfurter Theaters eigentlich immer nur für einen dramatischen Dilettanten — seit gestern ist es anders — er hat mich seinen Schauspielern gegenüber als künftigen General-Intendanten ausposaunt.

[1]) In einem Aufsatz zur hundertjährigen Gedenkfeier der ersten Aufführung der „Räuber", in dem ich aus den Kassenbüchern des Hamburger Theaters in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts den Nachweis führte, wie die Fabrikanten der breiten Bettelsuppen auch damals trotz Lessing, Goethe und dem jungen Schiller die Bühne beherrschten.

Die Steigerung im letzten Acte ist jetzt wirklich eine gewaltige, und der Eindruck, den er auf mich gemacht hat, ist mir von Freunden bestätigt worden, die das Stück vorher am Victoria-Theater hierselbst gesehen hatten; der letzte Act ist jetzt der bedeutendste des Stücks. Die Correctur der II. Auflage der Karolinger mit diesem neuen Schlusse ist fertig. ich hoffe mithin dir in den nächsten Tagen schon ein Exemplar zuschicken zu können. Du wirst ein Vorwort darin finden, in dem ich einige meiner Prinzipien bezüglich der Änderung fertiger Dramen niedergelegt habe — manche Köpfe werden darüber geschüttelt werden — der deine hoffentlich nicht.

Ein Exemplar des Menoniten geht dir demnächst zu; Väter und Söhne erhältst du auch — aber noch nicht gedruckt, sondern noch einmal — auf sehr kurze Zeit — als Manuscript — du staunst? des Räthsels Lösung ist die, daß ich zu der körperlich-deutlichen Empfindung gelangt bin, daß das Stück noch nicht fertig ist und daß ich daher wieder darüber hergefallen bin. Du kennst mich in dieser Beziehung und weißt, daß gegen solchen Drang in mir nicht anzukämpfen ist — ich muß, ich muß! Mache daher kein zu besorgtes Gesicht im Voraus - du wirst alles mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören - die neue Combination ist quantitativ gering — innerlich tief greifend, und ich halte sie für sehr bedeutend und gut. Scherers Brief über den Menoniten, den ich ihm zugeschickt hatte, füge ich dir unter Rückerbittung bei. dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 2. 3. 82.

Lieber Litzmann

dein Brief hat mich in Hannover gesucht und in Berlin gefunden, da ich vorigen Donnerstag vorläufig nur hinübergefahren war, um dem gesammten Personale das Stück vorzulesen und mit dem Regisseur Müller die szenischen Arrangements zu besprechen. Übermorgen denke ich zu den Proben, welche morgen bereits anfangen, hinüberzureisen, und dann etwa bis zum 11ten in Hannover zu verweilen. Ich genieße von allen Seiten dort soviel Liebe, und meine Stücke fallen dort in solche Brutwärme der Empfänglichkeit, daß ich meiner Seele das Bad bereiten will, einige Tage in der schönen Stadt zu verweilen. Meine Adresse in der Zeit ist: „Hannover - Hotel Continental."

Daß du am Dienstag nicht dort sein wirst, thut mir um so mehr leid, als ich, im Hinblick auf die nicht übermächtige Entfernung zwischen Kiel und Hannover im Stillen darauf gehofft hatte. Der Harold wird in den Hauptrollen zu Hannover gut besetzt sein (Grunert, welcher den Reinhold spielte, Harold — die Swoboda Judith — Gytha — Holthaus — Mathias und Bernhard — König Eduard etc.). Die Intendanz und die Schauspieler gehen mit großer Liebe an das Stück heran und versprechen sich viel davon - mir fängt, sobald ich an Dienstag gedenke, der kalte Starrkrampf an, das Herz zu überziehen, der mich stets vor und während der ersten Aufführung eines meiner Stücke ergreift. Und nun grade dieses Stück! Wie viele Augen blicken auf dasselbe hin, wie viele Hoffnungen und Erwartungen junger deutscher Herzen trägt es! Es erscheint mir wie ein schwer belastetes

Schiff — geben die Götter ihm gute Fahrt. Halte ihm Dienstag den Daumen.

In Hannover wird übrigens die erste Scene des letzten Actes in der alten Fassung gespielt werden, obschon ich, je länger je mehr, zu glauben anfange, daß doch die zweite Fassung, welche Adele weitere Entfaltung gewährt, der ersten vorzuziehen ist.

Heute Vormittag war ich bei Herrn von Hülsen und habe mit ihm und Titus Ulrich die Rollen-Vertheilung vorläufig dahin festgestellt: König Eduard Hellmuth. Gytha — Stollberg (leider! und gegen meinen Willen) Harold — Ludwig. Adele — Meier. Herzog Wilhelm — Berndal. Ordgar — Kahle. Bischof Robert — Jügelt. Bischof Stigand — Krause. Eustach von Boulogne — Keßler. Seneschall Drach. Wilfried — Frl. Schwarz (mein Gedanke). Morcar — Oberländer. Edwin Link etc. etc.

Hülsen scheint jetzt übrigens gar nicht abgeneigt, meinen Dramen im Allgemeinen näher zu treten, wenigstens lehnte er mein Anerbieten, die Karolinger mit dem jetzt verfaßten Schlusse nachträglich zur Aufführung zu bringen, nicht definitiv ab. „Aber die Meininger?" fragte er. Von Letzteren hatte ich aber leider vor 8 Tagen auf meine dringende Anfrage den Bescheid erhalten, daß sie die Karolinger nicht bringen würden. Auch vom bleibenden Repertoire-Erfolg des Menoniten zu Frankfurt und Hannover erzählte ich ihm — und davon daß, wie mir neulich in Hannover erzählt wurde, eine dort versammelte lutherische Pastoren-Synode von der Intendanz den „Menoniten" erbeten und demselben großen Beifall geschenkt hatte. Er meinte, „daß es ja nicht das erste Mal sein würde, daß er seine Ansicht von einem Drama durch den Erfolg corrigirt sähe."

Wer weiß also, was noch alles hinter Schillers[1]) Rücken hierselbst geschehen kann!

Nach Hannover nehme ich Väter und Söhne mit, sie den Schauspielern daselbst vorzulesen. Wilbrandt hat sie nun ebenso wie die Karolinger definitiv angenommen ... In aller Kürze, da ich dir das Manuscript noch nicht gleich schicken kann, dies!

Adelheid ist Ingerslebens Nichte, nicht Tochter, und liebt Ferdinand. Heinrich verliebt sich in sie (Act III) erfährt, daß Ferdinand es ist dem ihr Herz gehört, rettet Ferdinand, opfert seine Liebe, fügt im letzten Acte Beider Hände zusammen, bringt dem Vater das versöhnte Vaterland, stirbt — der Alte fällt über ihn, stirbt — glaube mir, es ist besser so — namentlich hat der Schluß gewaltig gewonnen!

Nun muß ich dir adieu sagen — schreibe mir bald einmal und laß nicht wieder so langes Schweigen walten. Grüße die D.[2]), die ich als schöne Allmuth in gutem Andenken habe und schicke mir Scherers Menoniten-Brief zurück. Grüße die Deinigen. Dein E. v. Wildenbruch.

[1]) Schillers Standbild steht bekanntlich vor dem Königlichen Schauspielhause!

[2]) Eine damals am Kieler Stadttheater engagierte junge Schauspielerin, die wir beide wei Jahre vorher zusammen in einer Aufführung von Fitgers „Hexe" gesehen hatten.

Berlin 20. 3. 82.

Liebster Litzmann

ich lebe wirklich noch, obschon du sicherlich mehr als einmal daran gezweifelt hast! Ja, Theuerster, wenn ich nicht dächte, daß du einen Theil der Aufregung, die dich verzehren muß, auf dein Unternehmen der Menonitenaufführung[1] entladen könntest, so würde ich für deinen Seelen-Zustand das Schlimmste befürchten.

Durch Uebersendung der Zeitungen habe ich versucht, deinen Nachrichten-Durst[2] vorläufig etwas zu stillen — ich selbst komme erst heute dazu, dir ein ausführliches Wort über Alles das zu schreiben, was mich und dadurch dich in diesen Tagen bewegt hat. Erst heute — denn die Ereignisse rollen ununterbrochen fort, und ich erscheine mir wie ein Narr des Glücks: Erst gab es gar nichts, jetzt schüttet es so über mich aus, daß ich beinah ersticke.

Die Notiz und dann die eingehende Kritik im Hannoverschen Kourier wird dir einen allgemeinen Ueberblick über den Gang der Ereignisse in Hannover verschafft haben. Den ganzen vollen Eindruck des erschütternden Abends können sie dir freilich nicht geben, den würdest du eben nur empfangen haben, wenn du selbst in der tobenden Menge gesessen hättest.

Du kennst meine Theorie, darauf zu achten, ob die Momente, die ich für die schlagkräftigsten gehalten habe, sich wirklich auf der Bühne als solche erweisen. Ich kann konstatiren, daß es sich beim Harold mit meiner Berechnung bewährt hat. Am mächtigsten wirkten der erste Act, der Schluß des dritten Actes und der Schluß des Stückes.

Ich habe durch die Aufführung selbst erst ganz empfunden, welch eine wüste Fülle von Geschehnissen in dem Stücke zusammengedrängt ist, und wenn der Kritiker sagt, daß man das Theater mehr todt als lebendig verlasse, so kann ich ihm nicht ganz Unrecht geben — die einzelnen Acte fallen ein jeder wie Keulenschläge nieder.

Der zweite Act beruht ganz und gar auf dem König Eduard, welcher überhaupt in dem Stücke noch viel mehr in den Vordergrund tritt, als man beim Lesen glauben möchte, im dritten Acte wurde zu Hannover das Lied des Seneschalls mit allzu lyrischer Melodie gesungen, so daß es die akute Wirkung der Situation lähmte — aber die Schlußscene zwischen Harold und Adele machte Alles wieder gut. Im 4ten Acte machte die erste Scene nicht ganz die Wirkung, die ich erwartet hatte — es lag aber in der That mehr daran, daß sie nicht mit voller Kraft inscenirt war — in der zweiten Scene wirkte namentlich der Tod Wilfrieds ganz bedeutend. Und dann, wie gesagt, der letzte Schluß! Das Schlachtfeld von Hastings war ausgezeichnet malerisch

[1] Die im vorigen Brief erwähnte junge Schauspielerin, die sich für die Rolle der Maria im „Menoniten" sehr interessierte, suchte mit meiner und der „Kieler Zeitung" Hilfe eine Aufführung am Kieler Stadttheater durchzusetzen. Die Sache zerschlug sich aber im letzten Augenblick.

[2] Über die Aufführung des „Harold" in Hannover, über dessen Schicksal ein am 7. März in mitternächtiger Stunde aufgegebenes Telegramm nur lakonisch gemeldet hatte: „Soeben gewaltiger Erfolg des ‚Harold'."

dargestellt, und als Wilhelm, von Fackeln umleuchtet, auf mächtig ragender Felsspitze erschien und hinunterblickte, wo Harolds Leichnam von einem Streiflichte des Mondes beleuchtet war, war es eben ein Moment, der sich nicht beschreiben läßt; und desgleichen die Ankunft des Seneschall.

Trotzdem es 10½ Uhr geworden war, blieb das Publikum wieder in den Bänken stehen, und ich kam gar nicht von der Bühne fort. Der Intendant v. Bronsart fiel mir, als der Vorhang sich endlich gesenkt hatte, um den Hals und küßte mich.

Indem ich dir den Theater-Zettel (dasjenige Exemplar, welches der Inspicient über seinem Pulte zu hängen hatte) übersende, bemerke ich daß der König Eduard [Holthaus] ausgezeichnet gespielt wurde; der Darsteller des Harold [Grunert] ist ein genialer junger Kerl voll Feuer und Kraft, der mich in der Probe entzückte. Bei der Aufführung ließ er sich etwas zu sehr von der Rolle davonreißen — namentlich im Anfange des vierten Actes, wo er von der Rolle quasi besoffen war. Aber dieses zuviel schadet wahrlich nichts, denn es ist kein Coulissen-Feuer, was ihn beseelt, sondern echtes Herzens-Blut; bei der nächsten Vorstellung wird er gut sein. Die Adele war nicht meine Adele, außerdem wurde sie nach der Aufführung heiser und hat bis heute die Wiederholung des Stücks unmöglich gemacht die Gytha war voll angebornen Temperaments, aber ohne innere Größe — der Wilhelm zu sentimental — Ordgar gut, aber nicht wild genug, Bischof Robert schwach, Stigand gut, Eustach von Boulogne ausgezeichnet — Wilfried (Debüt) ganz brav, aber nicht individuell genug. —

Hier ist das Stück nun wirklich schon (!!) ausgetheilt — Anfang nächsten Monats soll es gespielt werden . . .

Die Besetzung ist nun definitiv: Kahle — Eduard, Ludwig — Harold, Stollberg — Gytha, Meier — Adele, Berndal — Wilhelm, Müller — Wilfried, Hellmuth — Robert, Jügelt — Ordgar etc. . . .

Ob Hülsen mir auch um den Hals fallen wird?

Und nun, nachdem ich mein Herz ein wenig von der Sünde des Schweigens losgeschwatzt habe — wie steht es denn bei Euch mit dem Menoniten? Die D. schrieb mir neulich einen Brief, der mich durch seinen feierlichen Ton beinah zum Lachen gebracht hätte — wie wenn sie an Schillers verklärten Geist schriebe — aber er war sehr hübsch in seiner aufrichtigen Verehrung. Grüße sie von mir und frage, ob sie es ertragen würde, wenn ich einmal an sie schriebe. Ertheile mir Bescheid wie es wird und überlege, ob du nicht zur Harold-Aufführung hierher kommen kannst; es ist ja Ostern? Nun für heute, tausendmal mit Grüßen an die Deinigen lebwohl.

dein E. v. Wildenbruch

Lieber Litzmann Berlin 24. 3. 82.

Die Geschichte mit dem Menoniten ist mir sehr fatal. Gleichzeitig mit diesem Briefe schreibe ich an die D., die mich gebeten hat, ihr das Aufführungsrecht am Menoniten für andere Bühnen einzuräumen. Ich habe es ihr abschlagen müssen, denn es widerspräche durchaus meinem Interesse.

Dich bitte ich nun aber, einige Worte über die Ursache, weßhalb der Menonit nicht zur Aufführung gelangt, in der Kieler Zeitung zu veröffentlichen. Nachdem das Stück angezeigt war, muß das Publikum erfahren, daß die Absetzung desselben nicht mir und meinem Stücke, sondern dem Jammer-Institute, das Ihr Euer Theater nennt, zur Last fällt . . .

Heute Nacht fahre ich nach Breslau, wo morgen am Lobetheater die Première des Menoniten ist. Am 22ten war daselbst eine Wiederholung von Vätern und Söhnen mit einem von mir verfaßten Prolog, den du in der Schlesischen Zeitung vom 22ten abgedruckt findest. In der Nacht vom Sonnabend zu Sonntag fahre ich dann zurück und Sonntag Mittag nach Hannover zur Wiederholung des Harold — ein nettes Leben — nicht wahr? In Hannover habe ich Väter und Söhne im Saale des Kgl. Theaters den ersten Bühnen-Mitgliedern und einer Gesellschaft von weiteren 50 Menschen in der neuen Fassung vorgelesen. Der Eindruck war so bedeutend, daß das Stück sofort zur Aufführung in nächster Saison angenommen wurde. Glaube an die neueste Fassung — nicht Rücksicht auf theatralische Wirksamkeit, innerliche Nöthigung hat sie veranlaßt. Adelheids eventuelle Heirath mit Heinrich Bergmann war und blieb todtgeboren — Heinrich Bergmanns Opfer ist jetzt großartig!

Indem ich dir ein Exemplar der 2. Auflage der Karolinger übersende, bemerke ich, daß meine Adresse vom 1. April d. J. ab: „W. Königin Augusta Str. 29" ist.

Nun mit tausend Grüßen an die Deinigen leb' wohl und schreibe bald

deinem E. v. Wildenbruch.

In der letzten Aprilwoche fielen große Entscheidungen.

Am 22. meldete ein Telegramm aus Berlin: „Gestern ungeheurer Erfolg des Harold. Schade daß Du nicht dabei warst.", und am 26. kam aus Wien die Botschaft: „Gestern großer Erfolg der Karolinger im Burgtheater."

Wenige Tage später sahen wir zusammen den Harold in Berlin. Während meiner Anwesenheit in Berlin war das neue Drama „Opfer um Opfer" Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen. Ich konnte ihm schwere Bedenken gegen den Aufbau und einzelne Charaktere nicht verhehlen. Die Folge war eine teilweise Umgestaltung, von der er im folgenden Brief berichtet.

Berlin 25. 5. 82.

Lieber Litzmann

ich habe heute Nachmittag dem Ehepaare Kahle den letzten Act von „Opfer um Opfer" in seiner jetzigen neuesten Gestalt vorgelesen. Die Wirkung war eine bedeutende, und ich glaube, daß wir uns nicht irrten, wenn wir dreie dahin übereinstimmten, daß dieser Act jetzt der mächtigste des Stücks sein wird. Von der Hoffnung geleitet, daß du das Stück recht schnell durchlesen und mir zurücksenden wirst, schicke ich dir das Manuscript zur Kenntnißnahme. Du wirst finden, daß der Pump-Versuch im III. Acte sowie die Wechsel-

Geschichte nebst der Figur des Finke völlig verschwunden sind. Dafür hat die Gestalt Kellenbergs eine neue und ungeahnte Schluß-Entwicklung erhalten. Kahle war so begeistert von der jetzigen Figur des Kellenberg, daß er dieselbe zu spielen mit Gewalt verlangte. Wenn das Stück indessen hier am Schauspielhause kommt, dem ich es auf Anrathen der Genannten einreichen werde, so wird doch wohl Keßler die Rolle des Kellenberg übernehmen. Theile mir über alle diese Punkte deine Ansicht mit.

Ich habe die ganze Zeit hindurch bis gestern an dem einen Acte gearbeitet, denn es war ein schweres Stück Arbeit. Hoffentlich wirst du letzteres beim Lesen nicht spüren.

Alles was du mir über „Väter und Söhne" schreibst, erfreut mich in tiefster Seele, namentlich deine Bekehrung zu der neuesten Fassung. Die kleinen Ausstellungen die du machst, sind berechtigt und sollen Beachtung finden. Ueber das Schicksal des Stücks ist hier noch keine Entscheidung getroffen.

Deine Wünsche bezüglich der „Brunhild" sollen, soweit sie den Namen des Helden und das Elephanten-Bild betreffen, erfüllt werden. Im Uebrigen hoffe ich, daß du an unser Gespräch von jenem Abende zurückdenkst und dich nicht mehr darüber grämst . . . Daß die ganze Geschichte eine recht wunderliche Blase meiner Phantasie ist, gebe ich dir zu — aber ich habe dir oft von meiner Unfähigkeit erzählt, einen Stoff, der reif in mir geworden ist, zurückzudrängen. Das Neue, was du erfahren hast, ist, daß auch meine Freunde in den Schmelztiegel hineinmüssen, wenn diese wilde Phantasie es verlangt. Du bist der Myrtolaos, der in die Hände des Praxiteles gefallen ist, und du weißt, der war auch unbarmherzig.

Von der D. erhielt ich aus Wien eine längere Beschreibung ihres Empfangs bei Laube und der Art wie er meine Stücke entgegengenommen hat. Er hat sich bei der Gelegenheit außerordentlich wohlwollend und günstig über meine Dramatik geäußert . . .

Damit du aber siehst, wie es mir geht, wie ich mit einem Fuße auf Rosen wandle, während ich mit dem andern über glühende Kohlen schreiten muß, schicke ich dir hier gleichzeitig eine Besprechung aus einer Wiener Zeitung, einen Artikel Julian Schmidts aus den Preußischen Jahrbüchern und eine Abhandlung aus der Augsburger Allgemeinen. Ich möchte wohl wissen, wer dieser Anonymus ist, der sich unter dem sieghaften Zeichen zweier gekreuzter Fahnen verbirgt. Zu Pfingsten werde ich unvermutheter Weise nach Weimar reisen, wo am zweiten Feiertage Harold aufgeführt werden soll. Ich hatte nicht die Absicht . . . heute Morgen jedoch erhielt ich vom Hausmarschall des Großherzogs ein Schreiben, durch welches ich im Auftrage des Letzteren eingeladen ward, zur Aufführung hinüberzukommen. Was sagst du dazu? Vorläufig wirst du indessen nichts sagen, sondern wie alle vernünftigen Menschen schlafen, da es tief in der Nacht ist. So will auch ich denn thun. Lebe wohl, liebster Freund und grüße all' die Deinigen herzlichst von

deinem Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 1. 6. 82.

Liebster Litzmann

nachdem dein Schweigen angefangen hatte mich zu beunruhigen, fühle ich mich durch dein Schreiben vom Gestrigen wieder beruhigt. Behalte das Manuscript, solange du es brauchst und schicke es mir dann zurück.

Harold in Weimar war groß. Die Darstellung gut, theilweise sehr gut . . . Das Theater trotz bärenmäßiger Hitze gut besetzt, das Publikum mit dem ersten Acte überwältigt, rief den Verfasser nach jedem Acte. Die Scharte von 1875[1]) ist glänzend ausgewetzt.

In München war gestern der Menonit - wie - das sagt dir beifolgendes Telegramm[2]), welches ich gestern Nacht um 1 Uhr auf meinem Tische fand.

„Der Zauber reißt nicht, meine Geister folgen,
Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last."

Herzlichst dein E. v. Wildenbruch.

P. S. Von Laube erhielt ich einen sehr freundlichen Brief.

Berlin 7. 6. 82.

Lieber Litzmann

du hast meinen Brief, wie es scheint, gelesen, aber dich dabei insofern verlesen, als du statt „brauchst" „willst" gelesen hast. Ich schrieb dir, daß du das Manuscript[3]) behalten könntest solange du es brauchst. Brauchst du es noch lange? dein Wildenbruch.

Berlin 9. 6. 82.

Lieber Litzmann

soeben erhalte ich deinen Brief. Ich danke dir und stimme dir in allen Hauptsachen bei. Über die neue Fassung des letzten Actes bist du kürzer hinweggegangen, als ich vermuthete. Als ich den Act vorlas, hatte ich ein starkes Gefühl von seiner dramatischen Wucht — bist du nicht zu der Empfindung gekommen?

In Bezug auf die Motivirung des Verhältnisses zwischen Wernshausen und Christine hast du recht; die Unterhaltung zwischen beiden im I. Acte, wie sie jetzt ist, taugt nichts. Und ebenso hast du darin recht, daß in diesem Gespräche die motivirenden Töne angeschlagen werden müssen.

Der Vorschlag, daß Christine überhaupt noch bei der Tante wohnt, ist gut — sie ist dann im 4ten Akte in das elterliche Haus zurückgekehrt, um von dort aus Hochzeit zu machen. Auch daß Hedwig verreist, ist gut, und jedenfalls besser, als daß sie zur Tante übersiedelt. Die Scene im IV. Acte würde einen großen Theil ihrer Stimmung verlieren, wenn sie nicht in dem

[1]) 1875 hatte das Weimarer Hoftheater unter v. Loën als erstes einen Versuch mit einem Wildenbruchschen Drama „Auf der hohen Schule" gemacht, ohne daß es mehr als einen bescheidenen Achtungserfolg gegeben hätte.

[2]) „Menonit großartiger Erfolg, glänzende Aufführung, nach jedem Akt vier- bis fünfmaliger Hervorruf, nach zwei Akten stürmischer Ruf Verfasser. Richter dankte. Gratuliere von ganzem Herzen. Keppler."

[3]) „Von Opfer um Opfer". Das Ergebnis meiner Prüfung war die eingehend begründete Forderung einer abermaligen (dritten) Umarbeitung.

Raum vor sich ginge, wo die Schwestern als Kinder gelebt haben. Wernshausen glaubt dann in der Nacht, daß Hedwig eben von der Reise zurückgekehrt sei, und das mag seinen späten Eintritt entschuldigen.

Es ist zwar die reine Flickschuster-Arbeit, zu der du mich jetzt zwingst, aber ich will sie über mich bringen, denn in dem Stücke steckt zu viel dramatisches Kapital, um es nicht aus allen Kräften nutzbar zu machen. Ich werde es dir demnächst noch einmal schicken und du mußt es dann noch einmal lesen. War der Eindruck beim Vorlesen nur für dich erschütternd, oder auch für die Zuhörer?

Dienstag den 6ten erhielt ich über „Väter und Söhne" durch Herrn v. Hülsen Bescheid, er lautet traurig: das Stück darf weder im hiesigen Schauspielhause noch überhaupt auf einem Königlichen Theater gespielt werden!!

Fühle, was auf mir lastet. —

Nun werde ich das Werk drucken lassen, und dann bekommt dies aus tiefster Vaterlandsliebe entstandene Stück womöglich einen anti-preußischen Skandal-Erfolg! . . .

Grüße die Deinigen tausendmal und schreibe bald einmal

deinem Ernst v. Wildenbruch.

Berlin 19. 6. 82.

Lieber Litzmann

wenn du morgen dies Packet öffnest und seinen Inhalt durchfliegst, wirst du stolz sein zu bemerken, wie ich nach deiner Pfeife getanzt bin.

Zur Zeit der Christen-Verfolgungen gab es in Rom eine Marter, welche darin bestand, daß man eine Menge flammender Lämpchen dem zu Folternden an alle Theile des Körpers hielt — so ungefähr bist du in deinem Briefe vom 7ten d. M. mit mir umgegangen, und um diesem Zustande zu entgehen, habe ich mich beeilt in allen Punkten deinen Willen zu erfüllen. Was den plötzlichen Umschlag Kellenbergs im letzten Act anbetrifft, so ist derselbe meines Erachtens durch Kellenbergs Wort am Schlusse seines Auftritts mit Hedwig: „Räuber? Wahrhaftig — es ist eine gemeine Geschichte" -- und durch sein, beim Eintritte Wernshausens folgendes: „verwünscht — muß grade der jetzt kommen" genügend vorbereitet und erklärt. Eine längere Motivirung wäre der Zeit nach unmöglich und würde die große plötzliche Wirkung des nachher folgenden Effektes beeinträchtigen. Zudem ist doch eben die Nachricht vom Selbstmorde des Vaters und das Bewußtsein, daran mitschuldig zu sein, Erklärung genug, wenn der Mensch vor den Augen des Zuschauers umklappt. Meine Bitte ist nun, daß du das Wert in seiner jetzigen Gestalt so rasch als möglich liesest und mir mit deinem Urtheil zurückschickst. Ich muß jetzt an die Vervielfältigung desselben gehen, um es für nächste Saison brauchen zu können. Du weißt, daß du mir Alles sagen kannst, darum sage mir Alles. Sehr lieb wäre es mir allerdings, wenn du das Stück noch einmal vorlesen könntest und dabei den Eindruck prüftest, den es jetzt auf dich und die Zuhörer ausübt. Behalte das bitte im Auge.

Für heute lebe wohl. Grüße alle die Deinigen.

Herzlichst dein E. v. Wildenbruch.

Lieber Litzmann Berlin 21. 6. 1882.

Die Nachrichten, welche mir dein gewichtiger Brief vom Gestrigen überbringt, sind so bedeutsamer Natur, daß ich heute, da ich, deinem Wunsche entsprechend, das Schreiben des Professors P. an dich zurückzusenden eile, nur wenig von dem sagen kann, was ich zu sagen habe.

Für heute also nur dies, daß ich dir zur Konsolidirung deines Lebensplanes, durch welche du dich glücklich fühlst, von Herzen Glück wünsche. Überrascht hat mich dein Entschluß nicht, da ich nicht anders gewußt und geglaubt hatte, als daß du auf die akademische Laufbahn hinaus wolltest; jedenfalls bin ich froh darüber, dich dem Schulstaube entrinnen zu sehen ...

Du versprichst mir, daß dein Verhältnis zu mir und meinen Werken unverändert bleiben soll - ich hoffe das, denn ich gebe mich dem Glauben hin, daß indem du dich der Wissenschaft ergiebst, du von der Gefahr frei bleiben wirst, welche Letztere für manchen birgt, an der zeitgenössischen Produktion vornehm vorüber zu gehen, weil sie sich noch nicht wissenschaftlich rubriciren läßt. In dieser Hoffnung drücke ich dir die Hand und bleibe mit Grüßen für die Deinigen dein Ernst v. Wildenbruch.

Lieber Litzmann Berlin 26. 6. 82.

nochmals hast du mich zu Opfer um Opfer zurückgezwungen - hoffentlich wird's nun genug sein, denn ich fange über der Flickerei an, den Instinkt für richtig und unrichtig zu verlieren. Lies bitte den inliegenden Anfang des IV. Actes, wie ich ihn nun entworfen habe und sage mir, ob er so besser ist; ob er Alles sagt was gesagt werden muß und doch nicht zu lang geworden ist.

. . . . . .

Deine Mitteilungen über die Wirkung des ganzen Stücks und dein schönes Verständniß für die Änderungen im Ersten und Zweiten Acte haben mich innig erfreut; habe Dank für alles was du mir darüber gesagt. Grüße alle die Deinigen und verzeih' mir diese Kritzelei; ich fange an nervös zu werden, wenn ich Opfer um Opfer aufschlage — ich kann nun bald nicht mehr.

Herzlichst dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 26. 7. 82.

Meine, im Hause meines Buchhändlers veranstaltete Vorlesung von „Opfer um Opfer" hat mich im Allgemeinen zufrieden gestellt; die Wirkung auf die Zuhörerschaft wirst du aus der Zeitungsnotiz entnommen haben. Nur den Eingang des letzten Actes habe ich noch einmal umgeworfen[1]).

. . . Schreibe mir ob ich deine Zustimmung finde.

„Väter und Söhne" erwarte ich jeden Tag im Druck fertig zu sehen, aus den Aushängebogen las ich es letzten Sonntag einer Versammlung von Künstlern vor - ich gestehe, daß es fast noch nie solchen Eindruck auf die Hörer und mich selbst gemacht hat, wie den Abend. Ich bin glücklich, daß ich die Änderung vorgenommen habe — namentlich der Schluß ist unermeßlich bedeutender geworden. Friedrich Haase will das Stück durchaus für das deutsche Theater haben.

[1]) Hier folgen genaue Angaben über die vorgenommenen Änderungen.

Anliegend erhältst du ein Schreiben des dir ja wohl noch bekannten Dr. Thiele, welches durch die darin enthaltene Mittheilung bezüglich des Grabsteins den tiefsten, merkwürdigsten Eindruck auf mich gemacht hat. Du weißt, daß ich Ferdinand Ingersleben frei erfunden habe — wenn nun der dort Begrabene wirklich ein Sohn des Kommandanten gewesen wäre? Was er dem Alter nach sehr gut hätte sein können — und wenn er wirklich Ferdinand geheißen hätte? Es hat für mich etwas gradezu Schauerliches.

Schließlich noch die Nachricht, daß Herr Julius Grosser, Redakteur von „Nord und Süd", mich kraft inständigen Drängens dazu bewogen hat, ihm „Brunhilde" noch vor dem Erscheinen der Novelle in Buchform zum Abdruck im nächsten oder übernächsten Hefte genannter Zeitschrift zu überlassen. Vor drei Jahren bot ich der Redaktion den Meister von Tanagra an und erhielt nicht einmal eine Antwort — jetzt nahm er die Erzählung, ohne sie gelesen zu haben, blindlings. Nachdem er sie alsdann gelesen, schrieb er mir eine sehr entzückte Karte. Reinhold Niemann ist in Benno Rother umgewandelt, sein Vater ist nicht mehr Professor ängstige dich also nicht — kein unheiliger Blick soll hinter deinen Schleier dringen. Nächstens werde ich zur Aufführung des Harold nach Leipzig reisen müssen — die Saison beginnt daselbst am 1. August, und zwar, wie es scheint, mit dem Harold als erster Novität.

Nun tausend Grüße den Deinigen und werde bald wieder gesund.

dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 25. 8. 82.

Lieber Litzmann

ich habe mich im Stillen längst schon gewundert, daß du dich nicht schon lange über mein Schweigen gewundert hast.

Die Veranlassung zu demselben, ich will es dir gestehen, war nicht der Zufall und nicht Unachtsamkeit meinerseits, sondern ein Wunsch, erst von dir ein weiteres Schreiben nach deinem früheren, durch welches du mir den Empfang von „Vätern und Söhnen" bestätigtest, in Händen zu haben, um dasselbe besser beantworten zu können, als es mir mit jenem möglich gewesen wäre. War es die durch dein — übrigens mysteriöses Leiden hervorgerufene Stimmung, welche in deinen Zeilen heraustrat, oder was sonst — jedenfalls hat dasselbe damals einen seltsam erkältenden Eindruck auf mich gemacht und ich kann dir nicht verhehlen, daß der Ausdruck der „Enttäuschung", der mir aus demselben entgegensprang, einigermaßen „enttäuschend" auf mich selbst gewirkt hat.

Seitdem ist nun in der That alles mögliche geschehen, worüber ich Anlaß genug gehabt hätte, dir eingehend zu erzählen, und wie es den Anschein hat, wird der deutsche Theater-Himmel in kommender Saison von meinen Stücken wie von Kometen zahlreich durchfurcht werden. Hoffen wir, daß sie sich in Fixsterne verwandeln.

Zunächst Leipzig! Die Aufführung fand am 7. d. M. in einem eben fertig gewordenen Theater, mit einem sich eben gegenseitig einrenkenden Ensemble, vor einem bildungs-philiströsen Publikum statt und erzielte trotzdem, und trotz einer furchtbar langen Einrichtungs-Pause zwischen 4tem und 5tem

Acte einen sehr schönen Erfolg. Mit dem Papste von Leipzig, R. v. Gottschall war ich am Abende nach der Vorstellung bei dem Director Stägemann zu Gaste und ich glaube, daß der Schnupfen, der mich noch heute quält, von den Weihrauch-Wolken herstammt, die dem Unfehlbaren von den Mitgliedern der Tafelrunde in wahrhaft verschwenderischer Weise dargebracht wurden. Es war ein ergreifendes Schauspiel. Übrigens ist der Olymp-Verschleißer ziemlich glimpflich mit mir in seinem „Leipziger Tageblatt" umgegangen, jedenfalls besser als seine Kollegen von den beiden anderen Leipziger Welt-Blättern („Nachrichten" und „Intelligenzblatt") die nicht viel gute Haare an meinem Harold gelassen haben. Der Kritiker des letztgenannten Blattes, . . . meinte, daß Lessing vom Harold sagen würde: „der Held stürbe im (sollte wohl heißen am) letzten Act". Ich kann nicht sagen, daß Pleiße-Athen mir einen übermäßig günstigen Eindruck hinterlassen hätte – es ist die Hauptburg der „Bildung" und du kennst meinen Haß gegen diese „Bildung", deren Ergebniß ist, daß man vor den Leuten, die „über" ein Kunstwerk schreiben, mehr Respekt hat als vor dem Verfasser des Werkes selbst. Trotzdem werde ich zur Aufführung des Menoniten, die demnächst in Aussicht genommen ist, wieder hinreisen, denn die Mimen und besonders der Regisseur Gettke haben mir sehr gut gefallen . . . Daß die Giers am 7ten [1]) die Adele spielen soll, interessirt mich — ob ich mich darüber freuen soll, weiß ich nicht — ich hatte sie mir stets als Gytha gedacht. Von meinem Freunde, Intendanten v. Bronsart aus Hannover, mit dem ich in voriger Woche einige Tage zu St. Andreasberg im Harz zusammen und glücklich war, erfuhr ich übrigens, daß Verhandlungen schweben, wonach die Giers vielleicht nach Hannover kommt. Ich würde jauchzen, wenn das zur That würde, denn ich habe für sie eine schier merkwürdige Begeisterung bewahrt, und dann umschlösse mein geliebtes Hannover wirklich so ziemlich Alles, was mir von Theatern Deutschlands das Liebste und Theuerste ist. Ich hatte dem trefflichen v. Bronsart im Koffer „Opfer um Opfer" und „die Herrin ihrer Hand" mitgebracht, und er las sie an zwei Abenden hintereinander durch. Am nächsten Morgen, während wir dann, umgeben von den schönen, Wolken-überdüsterten Harz-Bergen spazieren gingen, theilte er mir seine Befriedigung über beide Stücke mit und nahm beide für sein Theater an. „Opfer um Opfer" soll er nun auch von allen deutschen Bühnen zuerst haben. – Anfangs October, nach Wiedereröffnung des Königlichen Theaters in Hannover soll es kommen — und wenn die Giers dann engagirt wäre, so hätten wir eine herrliche Hedwig. — Die „Herrin ihrer Hand" [2]) hat — wer? – zuerst genommen? Pollini vom Hamburger Stadt-Theater, und zwar, was das bezeichnendste ist, ohne das er wußte, daß das Stück von mir sei. Wie das zusammenhängt, werde ich dir mündlich erzählen, denn schriftlich wäre es zu lang, und ich hoffe allerdings, am 7ten zum Harold in Hamburg sein zu können.

[1]) In der ersten Aufführung des „Harold" in Hamburg.

[2]) Das im Jahre 1877 geschriebene Schauspiel „Die Herrin ihrer Hand" — sein erster Versuch auf dem Gebiete des modernen Gesellschaftsdramas — war bereits 1879 in den „Deutschen Monatsblättern" der Brüder Hart erschienen und vergebens bei verschiedenen Bühnen (Berliner Schauspielhaus, Karlsruher Hoftheater) eingereicht worden.

Vorläufig muß ich zum 2ten September zur Aufführung der Karolinger nach Köln — du siehst, die Rumtreiberei fangt in dieser Saison früh und kräftig an. — Am 3. September ist am Burg-Theater zu Wien unmittelbar nach Eröffnung der Saison Wiederaufnahme der Karolinger. Das freut mich baß! Du siehst, die Saaten sprießen, und die Erndte, die ich am Schlusse letzten Quartals von Tantièmen eingeheimst habe, hat mir zum ersten male das Gefühl gegeben, daß ich „zu verdienen" anfange.

In deiner, von sanften erotischen Flügelschlägen durchfächelten Atmosphäre werden diese Berichte eines von Klippe zu Klippe springenden Daseins dir seltsam, vielleicht unmelodisch ertönen. Aber mir ahnt, daß die Zeit ins Rollen gekommen ist, daß sie Zielen entgegenströmt, die wir beide, und die alle höher Gesinnten mit uns zusammen erhofft und erwartet haben, und ich bin entschlossen, diesem Ziele entgegen zu steuern mit aller Kraft — und sollte es darum auch 10 Jahre früher mit mir zu Ende sein, als unter anderen, ruhigeren Bedingungen. Und dieses Ziel heißt, Wiedergewinnung echter, großer Dramatik für das deutsche Volk! Napoleon I. sagte einmal: „so lange noch etwas, und wäre es das Kleinste, zu erringen bleibt, ist noch gar nichts errungen" — und dieses, einer thatkräftigen Seele ersten Ranges entströmte, wahre Wort, soll meine Richtschnur sein. Noch ist vieles zu erringen — wenig errungen — bleibe mir treu, damit das erstere gelinge. Schreibe mir bald, daß du wieder gesund bist und ganz den Lebenden angehörst. dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 28. 8. 82.

Liebster Litzmann

dein Brief hat mich tief bewegt, und ich bitte dir von Herzen ab, wenn ich dir weh gethan habe. Daß du so schwer innerlich gelitten, ahnte ich nicht, sonst hätte ich mich gehütet, dein Leiden meinerseits zu vermehren . . . Ich komme heute aus Frankfurt a. O. zurück, wo ich gestern zwei Erzählungen vorgelesen[1]) habe, die in diesem Sommer entstanden sind — zwei Geschichten aus der Kinder-Welt, unter dem Gesammt-Titel „Kinder-Thränen"[2]), die eine ernst, die andere spaßhaft. Ich gestehe, daß ich selbst überrascht war durch den Eindruck, den sie gemacht haben. Wenn es möglich wäre, hatte ich wirklich daran gedacht, im September einmal auf einen Tag nach Kiel zu kommen, um sie Euch vorzulesen, da mir der Instinkt sagt, daß sie gerade bei dir und den Deinigen wundervolles Verständnis finden würden, aber das wird sich wohl nicht machen lassen. Die Geschichten sind von der denkbar einfachsten Struktur, nur durch Innerlichkeit wirkend, und im Stillen habe ich über die Kritiker lachen müssen, die mir vorwarfen, daß ich „lediglich theatralisch und äußerlich sei, und daß mir Innerlichkeit und psychologische Vertiefung abginge."

Von „Opfer um Opfer" hat inzwischen die Niemann-Rabe — ich weiß nicht woher — Wind bekommen und ist denn auch gleich mit einem Antrag auf „Reisen mit dem Stück" herausgerückt. Nun stehe ich wie Buridans

[1]) In dem bereits erwähnten Kreise des „Meister Balzer" und seiner Freunde.

[2]) Der erste in dieser Zeitschrift erschienene Beitrag Ernst von Wildenbruchs (Augustheft 1883). Die Redaktion.

Esel zwischen zwei Heubündeln, denn freilich giebt es in ganz Deutschland nur eine Christine, und das ist sie andererseits ist es nicht günstig für mich, das Stück auf die eine Schauspielerin zu beschränken. Diese verwünschten Reise-Sterne! Ich fühle jetzt praktisch, wie sie die Dramatik und das Theater ruiniren. Stelle dir das Undenkbare vor, daß Hülsen vielleicht doch noch die Karolinger nimmt und bringt aber thu' mir den Gefallen glaube es nicht, es wird doch nichts daraus werden. Opfer um Opfer kommt als Buch, wird aber vorläufig nicht ausgegeben aus praktischen Gründen. Nun leb' wohl und sei wieder gut

deinen E. v. Wildenbruch.

Berlin 13. 9. 82.

Lieber Litzmann

dein Fernbleiben von Hamburg[1]) am vorigen Sonnabend war für mich in der That sehr betrübend; um so betrübender, als wir den Abend ganz ungestört hätten zusammen sein können und als es mir, im Drange vielfacher Geschäfte unmöglich ist, dir einen längeren Bericht über die Aufführung zu geben. Aus den Hamburger Zeitungen, die dir ja in reicherer Fülle zu Gebote stehen als mir, wirst du übrigens den Erfolg, den der Harold errungen hat, genügend ersehen können . . .

Berlin 18. 9. 82.

Mein lieber Litzmann

habe Dank für deinen Brief, der wie ein warmer Sonnenstrahl die Eismassen gebrochen hat, die sich schon wieder in Folge deines Nicht-nach-Hamburg-Kommens in mir aufthürmen wollten. Indem ich jetzt mit freiem Herzen wieder an dich schreiben kann, fühle ich die Wohlthat, daß ich dich, und in dir einen Menschen habe, dem ich all' das Unermeßliche, was jetzt über mich weg und durch mich hin stürmt, anvertrauen kann.

Über den Harold in Hamburg bist du also durch die Giers unterrichtet, die mir als Adele wieder gezeigt hat, welch eine dramatische Potenz in ihr steckt. Sie nahm die Adele ganz anders als ich sie ursprünglich gedacht und empfunden hatte, und dennoch saß ich in stummer schauernder Bewunderung, hingerissen von der Gewalt ihres Spiels. Worin lag das? darin, daß sie — jedenfalls ganz unbewußt — die Gestalt des harmlosen Mädchens emporgerissen hatte in ihre eigene Natur und weil diese Natur groß, herrlich und gewaltig ist. Vom ersten Augenblick an war diese Adele gezeichnet zum leidvollen Untergang, zu der ergreifenden, überwältigenden Scene am Lager des sterbenden, todten Kindes, mit der sie schließt. Dreimal jubelte sie das Publikum nach diesem Schlusse heraus und indem sie jedesmal einen kurzen Blick zu mir hinüberfliegen ließ, fühlte ich dreimal eine namenlose, stolze Wonne. Was die Hamburger Kritik über sie gesagt hat, ist Gewäsch, verglichen mit dem Eindrucke, den sie in Wahrheit gemacht hat. Am wunderbarsten war sie in der Scene: „o Wunder, wie er seinem Bruder gleicht" —

[1]) Ich hatte im letzten Augenblick die geplante Fahrt nach Hamburg zur ersten Aufführung des „Harold" aufgeben müssen.

den Ausdruck, mit dem sie sich dem Knaben zuwandte, werde ich nie, nie vergessen. Wann, wie und wo du an sie schreibst, sage ihr, daß ich sie tief, innig verehre und bewundere. Ich habe die dringende Nöthigung empfunden, diesem königlichen Weibe eine volle, große, ihre ganze Natur umfassende und erfüllende Rolle zu schreiben, und ich denke daran zu gehen, sobald ich mit meiner jetzigen Arbeit, einem Lustspiele [1]), fertig bin. Ich sehe bei dieser Mittheilung dein überraschtes Gesicht - es ist ein Stück mit guter Lustspiel-Idee was daraus wird? für die Königlichen Theater wird es wohl wieder nichts werden . . . Zum Winter denke ich damit fertig zu sein und drum wäre es mir eine Herzensfreude, es Euch mitzubringen. Ich habe nämlich halb und halb die Absicht zu Weihnachten meine Schwester in Schleswig aufzusuchen und von da über Kiel zurückzukehren — was meinst du dazu? Um aber bei der Hauptsache, bei der Giers zu bleiben, so wird sie allerdings in Hannover die Hedwig creiren. Pollini theilte es mir, indem ich mit ihm am Theater ambulirte, gesprächsweise mit, und ich glaubte vor Freude Rad schlagen zu sollen. Das Einzige, was ich fürchte, ist, daß sie mir die Rolle für meine Empfindung auf allen anderen Bühnen todtschlagen wird. Daß ich sie am Vormittag nach der Aufführung besuchte, hat sie dir geschrieben — ich hatte ihr eine kleine Wagenlast von Veilchen mitgebracht. Leider war sie so sehr von geschäftlichen Sorgen in Anspruch genommen, daß ich nicht wie ein Dichter zur Künstlerin, sondern wie ein Agent zur Schauspielerin mit ihr sprechen und verhandeln mußte. Ich werde sie nun also wirklich auf meiner geliebten Bühne zu Hannover sehen! Seufzend muß ich aufhören von ihr zu sprechen, um mich dem trocknen Tone hinzugeben, der von Geschäften handelt:

Dies also die großen Neuigkeiten:

Herr v. Hülsen hat sowohl die Karolinger als auch Opfer um Opfer angenommen. Die Karolinger kommen erst in nächster Saison, Opfer um Opfer in dieser, wahrscheinlich zum Beginn des neuen Jahres. Was du in den Zeitungen über „Aenderungen" gelesen hast, die man bezüglich der Karolinger von mir verlangt und erlangt hat, sind Redensarten . . . . . Es bezieht sich das eigentlich nur auf die Fassung des letzten Aktes, wie sie ja jetzt allgemein, in Wien, Köln, etc. gespielt wird. Im Uebrigen wünschte er nur eine Andeutung, daß Lothar von Karl als Kaiser anerkannt wird und den Gefallen habe ich ihm gethan, indem ich Karl sagen lasse:

. . . Nein, dir nicht,
nach Recht verfuhrst du, was das Recht dir bietet,
gewähr' ich dir, sei Kaiser, doch von heut
sei zwischen dir und mir nur noch das Recht.

Außerdem wird das Stück hier mit Karls Worten schließen:

„der König hat gesprochen und gerichtet,
geht, laßt den Sohn mit seiner Mutter sein."

[1]) „Der König von Kandia" nur als Bühnenmanuskript gedruckt.

Du siehst — Bagatellen, die die Krone Frankreichs werth sind.
Hier nun die Besetzung von Opfer um Opfer am Schauspielhause:

Hedwig	Fr. Keßler-Rahle
Christine	Frl. Barkany
Ulrike	Fr. Frieb-Blumauer
Wernshausen	H. Liedtke
Kellenberg	H. Keßler
Windeband	H. Vollmer
Nicke	Frl. Conrad

Theile mir deine Ansicht darüber mit . . . Da Herr v. Hülsen es ohne Aenderung einmal nicht thut, hat er mir am Schlusse wieder eine solche abgezwackt, die aber vielleicht nicht übel ist: Kellenberg soll die Scheine nicht wieder nehmen . . .

. . . Ich glaube wirklich, daß er Recht hat, und daß die Wiedereinhändigung der Scheine durch Hedwig und die Annahme derselben durch Kellenberg etwas Gemeines hat. Sage mir darüber deine Empfindung. So viel für heute, denn der neue Tag sieht bereits seit zwei Stunden auf diese Zeilen.

Daß es dir körperlich besser geht, freut mich von Herzen; ebenso deine Aussichten auf die Vorlesungen über Literatur. Für den Fall, daß ich zum Winter zu Euch komme, mußt du mir einmal eins meiner Dramen vorlesen, damit ich dich von der Seite kennen lerne. Die Wahl lasse ich dir frei.

Daß ich für die Dramatisirung deines Günther[1]) M. 4 für einen Parquet-Platz habe bezahlen müssen, wird mich ewig quälen — es war entsetzlich. Barnay als Günther rettete das unmögliche Stück. Ich mußte wieder viel an meinen alten Plan — Christoph Marlow-Shakespeare — denken; erinnerst du dich noch?

Nun tausend Grüße an deine Eltern und schreibe bald ein Wort

deinem E. v. Wildenbruch.

Berlin 9. 10. 82.

Lieber Litzmann

tief in der Nacht — es ist mein Schicksal, daß ich jetzt nur in der Nacht dazu gelange, an dich zu schreiben, denn der Tag, der uns sonst die Zeit in 24 abgemessenen Tropfen einschenkt, hat sich für mich in einen einzigen großen Schluck verwandelt — tief in der Nacht setze ich mich nieder, um dir von den letztvergangenen Dingen zu erzählen. Aus deinem Briefe, der mich in Frankfurt erreichte, habe ich ersehen, daß du weißt, wie es in München war. Die Aufführung und Inscenirung war *nicht* gut, der Erfolg des Harold trotzdem erfreulich. Aber vom Geringeren zum Größeren, von München nach Frankfurt!

Ja — sie ist also geschlagen, die große Schlacht[2]), das Stück, das aus dem Stahle der Preußischen Waffen zusammengeschmiedet, ist in der Preußen-

[1]) Es handelt sich, ich weiß nicht mehr um welche Dramatisierung der Schicksale des schlesischen Dichters Johann Christian Günther, der der Gegenstand meiner Doktorarbeit gewesen war.

[2]) Am 26. September Aufführung von „Vätern und Söhnen".

feindlichen Stadt gespielt worden — und wie ist es dort verstanden worden. Wenn du die Frankfurter Zeitung gelesen hast, weißt du, wie es war. Als im 4ten Acte die herrlich inscenirte „Schlachtmusik der preußischen Regimenter" erscholl, brach mir fast das Herz, als ich mir sagen mußte, daß dieser donnernde Appell an Alles, was Vaterlandsliebe heißt, auf den Bühnen Preußens nicht gehört werden soll . . .

Die Aufführung war zum größten Theile vorzüglich! Ganz herrlich Salomon als Ferdinand v. Ingersleben; gut Hoffmann als Heinrich; gut beide Frauen; mir nicht entsprechend Lobe als Valentin Bergmann. Er spielte ihn „vernünftig" und darum eben unvernünftig. Die Inscenirung war bis zur 2ten Scene des 4ten Actes ausgezeichnet; diese Scene war nicht gut und der letzte Act sehr schlecht inscenirt und verlor deßhalb ganz seine Wirkung. In jeder lumpigen Oper haben die deutschen Bühnen Tausende von Statisten auf der Bühne zur Verfügung — im recitirenden Drama etwa fünf. Das hob indessen die große Total-Wirkung nicht auf, und nach der Aufführung waren wir in einem herrlichen Kreise noch lange und schön zusammen. Daß du doch nie dabei sein kannst!

Die Neugestaltung hat sich in jeder Hinsicht bewährt, namentlich in der Scene zwischen Heinrich und Adelheid im 3ten Act und in der ersten Scene des 4ten Actes. Die freiwilligen Jäger waren lang und verständlich genug. Das Frankfurter Publikum ist jetzt ganz gewonnen — der Berliner hat sie herumgekriegt, denke, was das sagen will. Aber auch mein Herz ist an dieser schönen, großen Bühne mit tausend Fäden hängen geblieben. In Wiesbaden hatten sie meine Anwesenheit in Frankfurt erfahren — rasch setzten sie den Menoniten wieder an und luden mich dazu hinüber. Ich saß in der Loge des Hofraths Adelong, welcher dem Kunsttempel als Oberpriester vorsteht und kam mir wie Brahma vor, dem göttliche Ehren dargebracht werden. Mit Bodenstedt kneipte ich nach der Aufführung.

Ich schreibe dir dieses alles, und mir ist zu Muthe, als schöpfte ich einige Tropfen aus dem Meere und sagte: „das ist der Ocean." Denn ein Meer von Empfindungen, von Erlebnissen innerer Art enthalten die 8 Tage da ich unterwegs war. Ein Wiener Kritiker verglich mich neulich mit dem „Diomedes" in der Ilias — ein tapfrer Soldat, ein Ritter ohne Furcht, ohne Tadel, aber es fehlte mir der poetische Nimbus des Peliden, des Ajax und des Odysseus. — Gut denn, ich will sein Gleichniß acceptiren — ich will nichts weiter sein als der Mann, der sich den einen Ruhm zuschreibt, daß er mitten in das Dunkel hineingestürmt ist und dem deutschen Volke zugerufen hat „mir nach, hinter dem Dunkel kommt der Tag." Und eins habe ich von dem Peliden doch: das sind die Myrmidonen, die deutschen Schauspieler, die mir jetzt von allen Ecken und Enden jauchzend zurufen, welche Siege sie mit meinen Stücken erfechten. Während ich in Frankfurt war, kam mir Kunde aus Basel vom glänzenden Erfolge der Karolinger daselbst.

Und nun stehe ich wieder dicht vor „Opfer um Opfer." „Am 14ten October ist die Schlacht" zu Hannover — und zum Schlachttage werde ich dort sein. Wieder ein ganz unbekanntes Feld, auf das ich trete — das erste

Stück in Prosa — zum ersten male soll ich hören, wie meine „moderne" Sprache klingt. Denke an mich an dem Tage — ich werde Freundes-Gedanken brauchen. Ich habe jetzt manchmal ein Gefühl, als ob ich bei lebendigem Leibe verbrennte — aber wunderbar — dieser Feuertod thut nicht weh. —

Für heute muß ich endigen, damit ich morgen an meinem Lustspiel arbeiten kann. Die Theaterzettel aus München, Frankfurt und Wiesbaden lege ich dir bei, Grüße an die Deinigen trage ich dir auf und an das Herz lege ich dir deinen E. v. Wildenbruch.

Berlin 31. 10. 82.

Mein lieber Litzmann

Wenn du Rache gebraucht hast, wenn du mich hast strafen wollen, so sei ruhig, du bist gerächt, ich bin bestraft. Dein Brief hat mich tief erschüttert — hättest du bitter geschmäht, so würde ich mich vielleicht kalt zurückgezogen und verschlossen haben — aber du hast geweint — und diese Thränen — denn wirklich, dein Brief liest sich wie eine große klagende Thräne — sind mir in's Herz geflossen und thuen weh.

. . . Aus den Grüßen, die ich deinen Eltern für dich mitgab, dachte ich, würdest du erkennen, daß ich im Herzen bei dir bin — aber der Egoismus der Freundschaft verlangt mehr. Er verlangt, daß ich in einer Zeit, wo vierzehn Tage vor mir wie eine Stunde sind, wo jeder Tag mir einen Haufen geschäftlich zu erledigender Briefe in das Haus bringt, wo ich jede freie Stunde, die mir außer der Werkeltagsarbeit des Auswärtigen Amtes bleibt, benutzen muß, um mein neues Werk einigermaßen zu fördern, daß ich in dieser zerspaltenen Zeit, mit dieser überbürdeten Seele, dieser gequälten Hand Berichte schreibe.

Grausamer, weißt du, daß ich dir, indem ich dir nun schreibe, von meinem Lebensblute zu trinken gebe? Ich fange an zu fühlen, daß ich mich einmal ausruhen muß — ich fange an zu merken, daß ich Nerven im Leibe habe. Aber keine Klagen heute, denn du könntest sonst denken, daß ich dir ungern schriebe — und ich schreibe dir von Herzen gern.

Ja, lieber Litzmann, der 14te Oktober war ein großer, herrlicher Abend[1])! Ich sehe ab von dem tosenden Beifall, der nach dem 2ten Acte losbrach und dann dem Stücke treu blieb bis an's Ende, ich will dir nicht erzählen, wie die Frauen, als ich auf der Bühne erschien, mir mit Tüchern zuwehten, ich will nur an meine eigene Empfindung gegenüber meinem eigenen Werke denken.

Es steht wirklich auf festen Füßen, und die Momente, die ich als größte vorausgesehen hatte, waren wirklich die größten.

Mit wahrhafter Wonne hat es mich erfüllt, daß der letzte Act unbedingt der dramatisch gewaltigste des Stücks ist, und daß das Stück thatsächlich erst mit dem letzten Worte schließt. Der Schluß des 4ten Actes wirkte am ersten Abend schwächer als ich erwartete — weil die Giers den Ton vergriff. Sie sprach die letzten Worte freudig bewegt, indem sie der Schwester um den Hals fiel. Bei der zweiten Aufführung, der ich am 17ten beiwohnte, nahm

[1]) Ein Telegramm am Morgen des folgenden Tages hatte gemeldet: „Gestern großartiger Erfolg von ‚Opfer um Opfer'. Giers herrlich."

sie den Ton feierlich und ernst — nachdem ich es ihr gesagt hatte — legte den Arm um Christine — und die Wirkung war die doppelte. Auch die große Scene zwischen ihr und Christine im II. Acte vergriff sie, indem sie das Schuld-Moment nicht scharf hervorhob. Sie hatte sich eine andere, ganz hübsche, aber unklare Nüance zurechtgemacht und war – denn sie ist sehr eigensinnig – nicht davon abzubringen. Ganz vorzüglich — vielleicht die beste Leistung des Abends, war Holthaus als Kellenberg. Sein letzter Act war vom ersten bis zum letzten Wort eine großartige That. Seine letzte Wandlung ergreifend. Am Schauspielhause hier ist jetzt Alles Feuer und Flamme für das Stück, das noch vor Weihnachten heraus soll. Die Besetzung ist nun definitiv: Kahle-Keßler, Meier, Frieb-Blumauer, Ludwig, Keßler, Conrad, Vollmer. Uebermorgen esse ich bei Kahle mit der Meier, Frieb und Keßler — wir werden eine Art Vorprobe veranstalten. In Frankfurt a. M. wo „Väter und Söhne" bereits 7 mal gegeben worden sind, soll „Opfer um Opfer" schon am 16ten November sein — wahrscheinlich reise ich dahin. Anliegend der Theaterzettel und ein französischer Beweis über die Wirkung des Stücks in Hannover. Schick' mir letzteren zurück. Nun mit tausend Grüßen fahr' wohl – grüße deine Eltern und sei wieder gut

deinem Ernst v. Wildenbruch.

Am selben Tage sandte er mir sein „Handexemplar" der eben bei Freund & Jeckel erschienenen „Novellen" (Franzeska von Rimini; Vor den Schranken; Brunhilde), in das er die folgenden Verse geschrieben hatte:

Der Strom, der seine breite Welle
tief schäumend trägt das Thal entlang,
wird er vergessen je die Quelle,
aus welcher er, ein Bach, entsprang?

Der Mann, dem Tausend heut vom Munde
das Wort ablauschen, das er sang,
wird er vergessen je die Stunde,
als Dir allein sein Wort erklang?

Die Quelle sendet neue Stärke
mit jedem Wellenschlag ihm nach
so hält beim großen Dichterwerke
ein jedes Wort von Dir mich wach

Berlin 3. 11. 82.

Liebster Litzmann

gleichzeitig mit diesen Zeilen geht der Brief nach Hamburg, in welchem ich Pollini's Einladung zum Montag[1]) ablehne. Er hat es sich, um etwas besonderes zu haben, in den Kopf gesetzt, das Stück mit der dummen späteren Fassung zu geben, die du ja kennst, und hat meinen Brief, den ich ihm noch von Hannover aus schrieb, wo ich es von der Giers erfahren hatte, und in dem ich ihn beschwor, die alte Fassung zu wählen, unbeantwortet gelassen.

[1]) Zur Aufführung des „Menoniten" in Hamburg.

Daß unser Zusammentreffen dadurch gestört wird, thut mir in der Seele weh; aber ich bringe es nicht über's Herz, das Stück in dieser verstümmelten Form, mit falschem Kopfe anzusehen und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Außerdem bin ich Herrn Pollini gegenüber dazu genöthigt, zu zeigen, daß er es bei mir nicht mit einem seines Personals zu thun hat, dem er commandiren kann, sondern mit einem Verfasser, der schließlich auch ohne ihn auskommen kann.

Wenn du unsrer Freundschaft das Opfer bringen könntest und wolltest, allein nach Hamburg zu fahren und dir den falschen Menoniten anzusehen, so würde ich dir unendlich dankbar sein. Sollte ich von Hamburg etwa nachträglich noch anderen Bescheid empfangen, dann würdest du sofort benachrichtigt werden und dann würde ich für uns in Streits Hotel am Jungfernstieg Zimmer bestellen[1]. dein E. v. Wildenbruch.

Berlin 14. 12. 82.

Lieber Litzmann

wenn ich es bei jeder neuen Aufführung eines meiner Stücke beklage, dich nicht an meiner Seite zu sehen, so habe ich diese Empfindung mit verdoppelter Stärke am vergangenen Sonnabend[2] und den darauffolgenden Tagen gehabt, die mich durch die stürmischen Aufregungen, die sie brachten, beinahe überwältigten.

Mein Telegramm[3] hat dir die erste Kunde von dem Ausgange des bedeutsamen Abends gebracht, und du wirst aus allen Zeitungs-Referaten bezw. Kritiken entnommen haben, daß der von mir zur Bezeichnung des Erfolgs gewählte Ausdruck kein übertriebener war.

So heftig, ja zum Theile wüthig, die Kritik über mein Stück hergefallen ist, so hat doch Niemand zu leugnen gewagt, daß das Publikum in energischer Weise für dasselbe Partei ergriffen hat. Diese Gunst des Publikums ist dem Stücke auch am zweiten Abende treu geblieben, wo das beinah ausverkaufte Theater nach dem Schlusse dreimal die Darsteller und dann wieder mich hervorrief. Heute kommt es zum dritten male, und nach Allem, was ich bis jetzt erfahren wird das Haus wieder gut besucht sein. Diese krasse Divergenz zwischen der Stimmung des Publikums und den Stimmen der Herren Recensenten sollte den Letzteren füglich Stoff zum Nachdenken geben; und bei manchen von ihnen mag auch die unwillkürliche Empfindung dieses Umstandes dazu beigetragen haben, den Ton ihrer Kritik so gehässig zu vergiften. Sie fühlen, daß das Publikum sich von ihnen emancipirt, daß es in ihren Meinungs-Äußerungen nicht mehr, wie vielleicht früher, eine Direktive für sein Denken und Empfinden, sondern nur noch individuelle

[1] Zwei Tage darauf erhielt ich von ihm ein Telegramm aus Berlin: „Menonit alte Fassung. Bin Montag Nachmittag Streits Hotel. Kommst Du?" — So sahen wir zusammen die Aufführung, die uns allerdings nicht in allen Teilen befriedigte.

[2] Am 9. Dezember hatte die erste Aufführung von „Opfer um Opfer" im Königl. Schauspielhause in Berlin stattgefunden.

[3] „Durchschlagender Erfolg".

Äußerungen von größerer oder geringerer, zum Theile allergeringster Berechtigung erkennt. Ein weiteres Eingehen auf diesen Punkt würde mich jetzt, da jedes Zeit-Partikelchen bei mir in Anspruch genommen ist, zu weit führen; ich spare es mir auf unsere mündliche Besprechung auf. Mein Plan steht nämlich fest: Am Heiligabend treffe ich in Schleswig ein, bleibe dort die beiden Weihnachtsfeiertage und komme am 27ten Vormittags nach Kiel. Wir haben dann die Abende des 27. 28. und 29. Dec. für uns zum Vorlesen, da ich am 30. früh Euch wieder verlasse.

Das Lustspiel ist fertig — es heißt: „Der König von Kandia" modern, drei-actig, den Abend füllend. Außer demselben bringe ich Euch die „Kinderthränen" mit, und schließlich liesest du uns den Menoniten.

Ich möchte zuerst die Kinderthränen (zwei kleinere Erzählungen aus dem Kinderleben) vorlesen, dann das Lustspiel. Zum Anhören der Ersteren stelle ich anheim, einzuladen wen und soviel Ihr wollt — das Lustspiel möchte ich in kleinerem Kreise lesen. Die Regie, d. h. die Vertheilung des Lesestoffes überlasse ich dir im Übrigen vollkommen. Ob du den Menoniten zuerst, oder zwischen meinen Sachen, oder zuletzt lesen willst, soll dir zur Entscheidung anvertraut bleiben. Jedenfalls begrüße ich die Aussicht, auf einige Tage dem stürmenden Meere, welches Berlin heißt, entfliehen und mich in Eurem Frieden gesund baden zu können, mit Freuden. Den Theaterzettel bringe ich dir mit.

Grüße deine Eltern und freue dich ein wenig auf

deinen E. v. Wildenbruch.

Berlin 22. 12. 82.

Lieber Litzmann

in meinen Weihnachtsplänen ist eine kleine Verschiebung eingetreten. Mein Lustspiel war fertig und ist wieder unfertig geworden, da es mir so wie es ist nicht gefällt. Die Grund-Idee ist gut, die Ausführung schlecht, und darum bin ich denn wieder darüber hergefallen, um es an Haupt und Gliedern zu reformiren. Die bedauerliche Folge ist einerseits, daß ich mich nicht entschließen kann, Euch das unfertige Ding mitzubringen, andererseits, daß diese Tage, die ich mir als Ruhetage erträumt hatte, sich in Tage der Unruhe verwandeln. Wenn die Skribenten, die Einem das zu rasche Arbeiten vorwerfen, ahnten, welch' eine quanti- und qualitative Masse von Arbeit und Kraft an jeder einzelnen Arbeit darangesetzt wird . . . Die X. ist auf der Rückreise nach ihrer Heimath hier . . . Sie scheint wenig Glück gehabt zu haben, will, wie sie sagt, der Kunst entsagen und befindet sich, wie es mir scheint, in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande. Die Bühne, das merke ich immer mehr, ist eben ein Höllenrachen; wer hineinspringt, muß sich darauf gefaßt machen, zermalmt zu werden . . .

„Opfer um Opfer" geht sehr gut. Es ist bereits 6 mal vor vollen, beinah ausverkauften Häusern gespielt worden; vorgestern war der Kronprinz darin und hat mächtig applaudirt. Sicherheitshalber lege ich dir heute den Zettel bei. Und nun fahrwohl bis wir uns wiederseh'n."

dein E. v. Wildenbruch.

Die Deutsche Schiller-Stiftung.

Von

Karl Berger.

Unter allen Einrichtungen, die für Ehnung der schwierigen Lebenswege des sich in Kunst und Wissenschaft offenbarenden Genius vorsorglich getroffen worden sind, steht die Deutsche Schiller-Stiftung einzig da. In England und Frankreich, diesen seit langem national festgefügten Staaten, hatte man schon viele Jahrzehnte öffentliche Mittel zu solcher Unterstützung bereit, ehe in Deutschland daran überhaupt gedacht werden konnte. Das alte Reich hatte ja seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts selbst dem Namen nach zu bestehen aufgehört; Deutschland war nur noch ein geographischer Begriff, kein politischer mehr. Erst die nationale Sehnsucht nach Einheit und Freiheit füllte dies nur scheinlebendige Wesen wieder mit Blut, und Schiller ward dem frisch aufstrebenden Bürgertum der dreißiger und vierziger Jahre Herold und Bannerträger seiner politischen Ideale. Zeiten der Enttäuschung und Verbitterung kamen, aber an den großen Weihefesten von 1855 und 1859 band wiederum des Dichters gefeierter Name das hadernde, zersplitterte, versprengte Volk innerlich zusammen in dem freudig-stolzen Bewußtsein eines unveräußerlichen Gemeinbesitzes. Jedem Deutschen in der Nähe und in der Ferne klang dieser Name wie ein Heimatsruf, bei dem die Herzen in erhöhter Wärme aufzuwallen pflegen. An seine Namen eine Stiftung zu knüpfen, die geistig Strebende in Zeiten der Heimsuchung durch Beistand und Hilfe ehren sollte, lag nahe genug. „Denn", so schrieb damals einer in den „Blättern für literarische Unterhaltung", „was den Namen Schiller als Weihezeichen trägt, das erscheint den Deutschen als edel, heilig und jeder Teilnahme wert." Beim „Glockenton" dieses Namens müsse alles, was deutsch sich nenne, aufhorchen und zur Tat bereit sein. Und hieß eine solche Stiftung nicht an dem Toten wieder gut machen, was einst die Vorfahren dem Lebenden schuldig geblieben waren? Es war auch kein Zufall, daß gerade in Dresden zuerst der Schiller-Stiftungsgedanke auftauchte, und daß dieser Gedanke bei der Feier der Wiederkehr des fünfzigsten Todestages Schillers auf dem Körnerschen Weinberge zu Loschwitz zuerst zündend in weitere Kreise getragen wurde. In der kursächsischen Hauptstadt, im Hause seines neugewonnenen Freundes, Christian Gottfried Körner, hatte der Heimatlose wieder ein Heim gefunden; in dem

stillen Loschwitzer Weinberghäuschen hatte ihm die helfende Freundeshand eine Stätte zum Sinnen und Schaffen bereitet. Solche Rückblicke erweckten in dem trefflichen Julius Hammer die Idee, dem großen Toten ein lebendiges Denkmal des Geistes, ein dauerndes Monument werktätiger Liebe zu errichten. „Auch die starke Hand der Nation kann zur Hand der Freundschaft werden! An diesem schönen, vielumfassenden Worte lasset uns festhalten und ein Werk stiften, das Schillers Geist fort und fort beseelen wird, weil dieser segnend fortlebt in allen", so rief der tapfere Mann seinen Freunden zu, und in diesem Sinn wurde die Stiftung begonnen und begründet, die Schöpfung eines Volkes, das sich mitten aus politischen Wirrungen und Irrungen zu einer nationalen Tat aufraffte, die von allen folgenden Generationen nacheifernde Teilnahme zum Ausbau des Begonnenen fordern sollte.

Bis zur endgültigen Begründung bedurfte es freilich noch vierjähriger Vorbereitungen, die vor allen Hammer und Karl Gutzkow mit regem Eifer in die Hand nahmen. Dabei kamen ihnen ihre literarischen Beziehungen in den größeren Städten Deutschlands zugute. Nach und nach entstand eine Reihe von Zweigstiftungen, aber überall waren große Hindernisse zu überwinden. Bei der Sammlung eines Grundkapitals, zu dem von privaten Seiten und aus den Erträgnissen öffentlicher Vorführungen alsbald namhafte Summen gestiftet wurden, gab es auch manche Mißerfolge: von den regierenden Fürsten verhielt sich nur der Herzog von Altenburg ablehnend, der hohe Adel und die deutschen Künstler zeigten sich sehr enthaltsam, ein Appell an die erste sächsische Kammer fand nur einen versagenden Widerhall, und selbst die, welche die nächsten dazu waren, die im Börsenverein vertretenen deutschen Buchhändler, wollten sich zu einem Zuschuß nicht gleich verstehen. Auch einige literarische Unternehmungen erwiesen sich als verfehlt. Aber die Tatkraft der ersten Stifter wuchs mit den Widerständen. Sie wirkten unverdrossen weiter mit Wort und Schrift, zu Hause und auf Reisen, und so nahmen mit der Ausbreitung des Gedankens die Mitgliederzahl und das Stammvermögen zu. Lebensfähig aber wurde die Stiftung erst durch die große Nationallotterie mit 660000 Losen, die unter Führung des Majors Serre, eines feurigen Siebzigjährigen, von Dresden ausging. Der Alte erließ im Juli 1859 einen von den glänzendsten Namen der Nation unterstützten Aufruf an deutsche Männer und Frauen aller Berufsstände und Gesellschaftsklassen mit der Bitte, sein Unternehmen durch freiwillige Gaben zu fördern. Nach dem Lotterieplan kostete jedes Los einen Taler, und jedes mußte einen Gewinn von mindestens einem Taler Kaufpreiswert ziehen. Der erste Hauptgewinn sollte ein vom Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar geschenktes Gartengrundstück bei Eisenach sein; daneben übten ein Brief Schillers, ein Geschenk seiner Tochter Emilie, ein emaillierter Goldring mit Schillerschen Haaren und das Jahnhaus in Freyburg a. d. Unstrut ihre Anziehungskraft aus. Eine Ausstellung der Gaben im alten Galeriegebäude am Dresdener Neumarkt zeigte den Beschauern ein buntes Bild: da war neben wertvollen Kunst- und Luxusgegenständen, Ölgemälden, Aquarellen, Kupferstichen, Plastiken und Schmuckwaren, eine Masse von weiblichen Handarbeiten, Be-

kleidungsgegenständen und Regenschirmen, von Verlagsartikeln wie „immerwährende Wandkalender", „Prachtausgaben von Schillers Tell", „Musikalisches Weberalbum", „Sixtinische Madonna", „Schillers Apotheose" und anderes mehr zu sehen. Auch eine Zeichnung war darunter, die die „Gewinnlosung" nach dem Schillerschen Spruch: „Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flücht'gem Geschlecht" mit satirischem Humor kommentierte. Das „Deutsche Museum" beschrieb das Bild folgendermaßen: „Da hat ein zartes junges Fräulein ein Gefäß mit extrafeiner Bartwichse gewonnen, ein Mohr trägt einen Napf mit poudre de riz davon, einem Juden ist ein Neues Testament, einem Pietisten eine nackte Venus, einem über die Maßen korpulenten Herrn ein zierlicher Damenschnürleib, einem Bummler der berühmte Schiller-Brief, einem gelehrten Blaustrumpf ein Ballen Dachpappe zugefallen, und was der komischen Kontraste weiter sind. In der Mitte aber als König des Festes sitzt der mythische Bauer, der für sich allein 1800 Lose genommen haben sollte! Und zwar worauf sitzt er? Auf einem Frachtwagen baumwollener Regenschirme; jedes seiner Lose hat einen baumwollenen Regenschirm gewonnen. Ein anderer Narr, der aber auch nicht recht vergnügt aussieht, fährt mit einer ganzen Postkutsche von Schiller-Albums davon, während auf der entgegengesetzten Seite ein Möbelwagen voll Unterjacken und Strümpfen sich durch den dichten Menschenhaufen hindurchwindet." Doch der hohe Sinn, der in diesem „kindschen Spiele" lag, bewährte sich, und wenn auch nicht jeder Gewinner Gold und Silber davontrug, so dürfte (nach Gutzkows Wort in seiner Schlußrede nach der Ziehung am 10. November 1860) das Bewußtsein, zu solchem Liebeswerke beigetragen zu haben, „allein schon für jeden ein Gewinn sein mehr als — ‚ein Taler wert'".

Schon ein Jahr früher, unmittelbar vor Schillers hundertstem Geburtstag, war, gleichfalls in Dresden, die Deutsche Schiller-Stiftung feierlich begründet worden. Das Vermögen der Zentralkasse betrug Ende 1859 15 283 Taler, wozu die von den (21) Zweigvereinen gesammelten und von ihnen verwalteten Gelder nicht gerechnet waren; Dresden allein hatte nach dem glänzenden Ergebnis der Lotterie über rund 320 000 Taler zu gebieten, wovon es allerdings nur ein Zehntel des Zinsenbetrages selbständig verwenden durfte, während den übrigen Zweigstiftungen ein Drittel der Zinsen ihres Vermögens, sofern dies mindestens 2000 Taler betrug, freistand. Trotz dieser stattlichen äußeren Erfolge blieb in weiten Kreisen ein Mißtrauen gegen die Heilsamkeit und die innere Berechtigung der Stiftung bestehen. Gegen den Gedanken der ersten Urheber, nur solche Autoren zu unterstützen, die sich „dichterischer Formen" bedienten, waren mit Recht ernstliche Bedenken erhoben worden. Wollte man da so etwas wie eine „Kleindichterbewahranstalt" gründen, zur Aufpäppelung halbwüchsiger Reimtalente? Sollten verdiente Schriftsteller, die keine Poeten waren oder wenigstens als solche nicht öffentlich aufgetreten waren, grundsätzlich von den Wohltaten der Stiftung ausgeschlossen sein? „Es kann Kritiker geben," so schrieb im August 1859 Hermann Marggraff, der tüchtige Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", „welche der Sache der Poesie größere Dienste geleistet haben

als mancher Poet, . . . es kann Philosophen geben, welche durch die Tiefe ihrer Gedanken und Anschauungen größeren Anspruch darauf haben, Dichter genannt zu werden, als mancher sogenannte Dichter, der ein Bändchen Gedichte herausgegeben hat. Es können Zeiten kommen, wo es an hervorragenden Dichtern gänzlich fehlt." Diesen und anderen Bedenken wurde bei der Feststellung der Satzungen Rechnung getragen, deren erster, heute noch in voller Geltung stehender Paragraph als Zweck der Stiftung bezeichnet: „Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächst angehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet." Trotzdem fehlte es auch nach Veröffentlichung der Satzungen nicht an Mißtrauischen, zu deren Sprecher sich kein Geringerer als der Altmeister deutscher Sprachkunde, Jakob Grimm, machte, indem er an weithin vernehmlicher Stelle, gelegentlich seiner machtvollen Schillerrede vor der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, die junge Stiftung „eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller" nannte, „für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre, als sie noch aufzumuntern"; dieser Abmahnung aber fügte er gelassen das große Wort hinzu: „Aufkeimende wirkliche Talente sind solcher Wohltaten meistenteils unbedürftig, und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft." Grimm erschien der ganze Stiftungsgedanke „matt und unbestimmt oder unbeholfen" (was er bei seinen ersten Schritten in die Wirklichkeit wohl auch war), und er meinte, die Verwaltungsräte sollten bei ihrer öffentlichen Rechnungsablage wohl Mühe haben „zu rechtfertigen, wer ihrer Wohltaten nach Verdienst teilhaftig geworden sei".

Diese Befürchtungen des sonst so hellängigen Mannes sind durch die ganze Geschichte der Schiller-Stiftung als unzutreffend erwiesen worden. Jedermann kann sich heute davon überzeugen an der Hand eines Werkes[1]), das, vor etwa Jahresfrist erschienen, in aktenmäßiger Darstellung den Werdegang dieser Nationalschöpfung von den vorbereitenden und begründenden Jahren über die auch hier nicht ausgebliebene Sturm- und Drangperiode hinaus verfolgt und dann die stetige Entwicklung, den stillen Ausbau des Instituts und der Zweigstiftungen bis zum Jahre 1909 schildert. Auf jedem Blatte dieses gewaltigen Rechenschaftsberichtes ist von Verdiensten um die Nationalliteratur, aber auch von schwerer Lebenssorge, drängender Not und bitteren Leiden der so Verdienten zu lesen. Gleich die erste Unterstützung, mit der der Verwaltungsrat seine Tätigkeit bei seinen noch schmalen Mitteln begann, war eine glänzende Widerlegung jener Meinung, daß es sich hier um eine Armenanstalt für schöngeistige Mittelmäßigkeiten handle. Otto Ludwig war der (1859) zuerst mit einer Ehrengabe von 400 Talern durch die Stiftung Bedachte, und er blieb ihr Pensionär bis zu seinem Tode (1865). Sein

[1]) Die Deutsche Schiller-Stiftung (1859—1909). Eine Jubiläumsschrift in zwei Bänden. Von Prof. Dr. Rudolf Goehler. Band I: Geschichte der Deutschen Schiller-Stiftung. X, 509 S. Band II: 178 literarische Gutachten der Deutschen Schiller-Stiftung. VI, 201 S. Berlin, Alexander Duncker. 1909.

Dank ist nicht, wie man dem Dichter hie und da vorgeworfen hat, ausgeblieben, aber er kam verspätet, weil der Unglückliche durch quälende Leiden an rechtzeitiger Abstattung gehindert war. Wir wissen aus Otto Ludwigs Biographie, daß er in dieser letzten Passionszeit oft das entsetzliche Gefühl hatte, als ob ihm seine Gliedmaßen nicht angehörten, von ihm getrennte Objekte seien. Auch in seinem Dankschreiben erwähnt er diesen sonst von ihm als „Aufhören des Menschseins" bezeichneten Zustand, indem er sich einen Menschen nennt „der seiner Beine nicht sicherer ist, als seiner Stiefeln, seines Kopfes nicht gewisser, als der Bedeckung desselben, und der bald mit diesem, bald mit jenem Gliede an einer kurzen Kette angeschlossen ist, . . . auf einen der seltenen Augenblicke relativer Freiheit wartend". Am furchtbarsten schmerzte es ihn, daß er bei lebendiger Phantasiekraft und ungebrochenem Anschauungsvermögen, bei der drängenden Fülle von Gesichten, Gestalten und Dramenplänen, mitten in den Studien, die ihm zur Offenbarung und Beherrschung aller Geheimnisse poetisch-dramatischer Komposition verhelfen sollten, kurz, daß er bei vollem Gefühl seiner Schöpferkraft der Fähigkeit zum Ausbau seiner Empfindungen mehr und mehr verlustig ging. „Immer mehr verliere ich die Hoffnung, je Ihre Wahl und mein Annehmen vor der Nation rechtfertigen zu können." Die erzählende Gattung, so glaubte er zu bemerken, rufe weit weniger als die dramatische diejenigen Erscheinungen seiner Krankheit hervor, die ihn schon so oft und zuletzt so dauernd schmerzhaft gepackt habe, daß er noch an Stumpfheit als Folge dieser furchtbaren Schmerzen leide. „Und das hat mich zu dem Entschlusse gebracht, das dramatische Feld gänzlich zu verlassen."

Noch andere, nicht minder berühmte oder verdienstvolle Persönlichkeiten erfuhren gleich in den folgenden Jahren den Segen der Stiftung: Eduard Mörike, „Deutschlands größter Lyriker nach Goethe", wurde 1863 ihr lebenslänglicher Pensionär, nachdem er schon 1862 eine Ehrengabe von 300 Talern erhalten hatte. Hinterbliebene von Literaturgrößen wie Bürger, Claudius, Herder, Lenau, Eichendorff, Träger von Namen hohen Ranges, wie Anzengruber, v. Arnim, Feuerbach, J. G. Fischer, Fontane, L. v. François, Freiligrath, Greif, Gutzkow, Kurz, Lingg, Mosen, Rob. Prutz, Raabe, erfreuten sich in dürftigen Jahren oder auf Lebenszeit der ehrenden Hilfe aus dem jedem Verdienst offenstehenden Nationalschatze. Und ihnen reihen sich Hunderte und aber Hunderte von größeren und kleineren Geistern mit einst klangvollen oder heute noch helltönenden Namen an, deren Vorhandensein in den Akten der Stiftung auch die Daseinsberechtigung der letzteren schlagend beweist. Denn Größen wachsen, wie Hans Hoffmann als fünfter Generalsekretär der Stiftung einmal schrieb, „nicht einsam auf einem leeren Blachfelde, sondern sie pflegen reich umblüht zu sein von einer schönen Fülle zwar niedriger Gewächse, die ihnen nicht gleich zu achten, aber doch nützlich und gut zu lesen sind. Wozu Namen nennen? Jeder hat wohl so seinen behaglichen Extra-Lieblingsdichter, der kein Goethe und kein Schiller ist und doch den Besten seiner Zeit genug getan hat. Und mancher würde staunen, wenn er hörte, wie schlecht es solchem nutzbaren Freunde stiller Stunden manchmal gehen kann, und würde,

wenn er ein gutes Herz hat, und das hat er ja manchmal, gern dem Ringenden, vielleicht Hungernden eine helfende Freundeshand hinreichen, – wenn er davon wüßte."

Über den Segen der Schiller-Stiftung kann also kein Zweifel sein. Und auch die andere, im Laufe der Zeit immer wieder aufgetauchte Befürchtung oder Beschuldigung, daß bei der Bewilligung von Ehrengaben nach Gunst, Gevatterschaften und Cliqueneinflüssen verfahren werde, erweist sich durch einen Einblick in die Stiftungsgeschichte als durchaus hinfällig. Als im Jahre 1861 Gutzkow zu dem eben begründeten Generalsekretariat berufen werden sollte, da erhoben sich selbst innerhalb des Verwaltungsrats Stimmen gegen den einstigen Führer des „jungen Deutschlands", da man gerade von ihm, dem literarischen Parteimann, sich solchen „Cliquengeistes" versah. Nun liegen Gutzkows „Einbegleitungen" von mehreren hundert Schriftstücken, seine Literaturberichte und seine Gutachten über einzelne Kandidaten der Stiftung vor; da ist es denn erstaunlich, mit welcher Versöhnlichkeit, Milde und Unparteilichkeit der sonst scharf, verbissen und verbittert gescholtene Mann seine Urteile begründet und faßt; über eine wie große Sach- und Personenkenntnis er verfügt; mit welchem Ernst und Eifer er ohne Vorliebe und Abneigung der Stiftung dient, und wie er überall den Dingen und Menschen Rechnung zu tragen weiß. Er tritt für Unterstützung eigner Gegner ein (Prutz) und läßt Lyrikern wie Novellisten, die seiner Richtung völlig fern stehen (Beck, Böttger, Rank, Kurz, Kürnberger), seine ebenso dringliche wie unbefangene Verwendung angedeihen. Dies alles mußte auch der Verwaltungsrat, mit dem der erste Generalsekretär bald zerfiel, unumwunden anerkennen. Hans Hopfen und Ferdinand Kürnberger, ganz anders geartete Geister, wurden in der zweiten Verwaltungsperiode (mit dem Vorort Wien, 1865–1869) Gutzkows Nachfolger; zweiunddreißig Jahre lang (1870–1902) führte dann Julius Grosse die Geschäfte, und nach ihm Hans Hoffmann (1902–1909): sie alle verbanden mit feinem künstlerischen Empfinden reine Liebe für die Sache und gaben ihre schwerwiegenden Gutachten stets im Geiste der Stiftung ab und aus einem für die Ehre wie für die Leiden des Schriftstellerstandes gleich empfänglichen Herzen. So ergänzen die von Goehler aufgenommenen literarischen Schriftstücke nicht nur das Charakterbild ihrer Verfasser und der jeweils Beurteilten, sondern sie eröffnen uns auch einen Einblick in die gewissenhafte Verwaltung der der Schiller-Stiftung anvertrauten Spenden: nicht das einzelne Werk, sondern die Gesamttätigkeit eines Schaffenden entscheidet bei der Frage nach der literarischen Würdigkeit, neben der freilich auch die Bedürftigkeit eine Voraussetzung jeder Bewilligung von Ehrengaben bildet.

Ausschließlich nach literarisch-ästhetischen Rücksichten zu spenden, dazu ist die Schiller-Stiftung aus finanziellen Gründen leider nicht in der Lage. Hans Hoffmann hat dieses leidige Verhältnis einmal im „Literarischen Echo" in seiner humoristischen Weise auseinandergesetzt: „Wer da hat, dem darf die Stiftung nicht geben und andere dafür darben lassen. Würde ihr dagegen nach dem Vorschlag des Herausgebers dieser Zeitschrift [des L. E.] ein be-

sonderes Kapital zur Seite gestellt mit der Maßgabe, auch Ehrengaben größeren Stils (in der Art des Schiller-Preises) zu verteilen, sie würde es sicher mit Freuden tun immer mit der leisen Hoffnung, daß ein reich geborener oder reich gewordener Empfänger einen Weg finden würde, die pekuniäre Seite der Ehrung anderswohin abzuleiten." Daß die Schiller-Stiftung nicht imstande ist, selbst ihrem nächsten Zwecke zu genügen, steht auf vielen Seiten des fünfzigjährigen Rechenschaftsberichtes. Es gab wohl nie ein Jahr, in dem auch nur annähernd allen berechtigten Gesuchen willfahrt, geschweige denn jede Not gelindert oder gar gestillt werden konnte. Greifen wir ein paar Daten heraus: im dritten Jahre konnten von 83 Gesuchen nur 19 berücksichtigt werden; 1866 wurden die meisten wegen Mangel an Mitteln notgedrungen abgewiesen; im zwölften Jahresbericht (1871) sah sich der Verwaltungsrat gezwungen, trotz der anscheinend hohen Bewilligungssumme (rund 12490 Taler an 70 Empfänger seitens der Zentralkasse, 1577 Taler und 1406 Gulden von 8 Zweigstiftungen) darauf hinzuweisen, daß gegenüber der Anzahl bleibender und jährlich neu hinzutretender Pensionen die vorhandenen Mittel allmählich so unzureichend geworden seien, daß er zu seinem Bedauern selbst wohlbegründete Gesuche teils ganz zurückweisen mußte, teils nur in ungenügender Weise berücksichtigen konnte." Elf Jahre später mußte wiederum auf die Unzulänglichkeit des Zinsenertrages gegenüber den wachsenden Ansprüchen aufmerksam gemacht werden, obwohl sich das Vermögen von Ende 1860 bis Ende 1882 um fast 36 Prozent vermehrt hatte und in dieser Zeit mehr denn 1000000 Mark verteilt worden waren. Im Jahre 1884 mußten aus dem gleichen Grunde sämtliche neuen Gesuche (29) abgewiesen werden, eine Sachlage, die Grosse veranlaßte, um Herabsetzung seines Gehaltes auf 1800 Mark zu bitten, solange diese Finanzkalamität andauere. Solche Klagen wiederholten sich in gar manchem Jahresbericht. Auch heute, wo das Gesamtvermögen der Schiller-Stiftung (laut 51. Jahresbericht) durch Schenkungen, Legate und Vermehrung der (26) Zweigstiftungen auf 2378600 Mark, 316651 Kronen ö. W. und 2000 Franken) angelaufen ist und ihre Gesamtleistung an Unterstützungen 82642 Mark beträgt, ist sie doch lange nicht reich genug, allen an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Eine gewaltige Zahl von Dichtern und Schriftstellern ist neu erstanden, und damit auch die Zahl der Hilfsbedürftigen gewachsen. Gewiß, die Verhältnisse der Autoren haben sich gegen früher gebessert, es sind zahlreichere Erwerbsmöglichkeiten vorhanden, und manche, vielleicht nicht immer die besten werden vom Glück mit Reichtümern überschüttet. Oft genug trügt freilich der Schein — der Auflagen. Bezeichnend für Dichterhonorare ist Otto Roquettes Mitteilung, daß „Waldmeisters Brautfahrt", die 1893 in 66. Auflage erschien, in 1. Auflage ihm gar kein Honorar eintrug, während alle andern Auflagen jährlich ein Durchschnittshonorar von 300 Mark erbrachten. Haben wir es nicht erlebt, daß Martin Greif als einer unserer feinsten Lyriker gepriesen wurde? — er mußte bitter Not leiden. Gilt nicht J. J. David bei Publikum und Kritik als ein novellistisches Talent von selbständiger Prägung und herber Eigenart? — man frage seine Witwe,

wo sie zu der Ehre die Gabe gefunden hat? Hermann Heiberg, Bodenstedt, Bierbaum, Hans Hoffmann, G. Kinkel, W. Kirchbach, J. Lohmeyer, Otto v. Leixner, E. Müllenbach, Ad. Pichler, Scherenberg, C. Weitbrecht – um nur einige Namen von Toten aus der neuesten Liste zu nennen –, sie alle haben ihre Lebenskraft zur Wahrung der geistigen Güter unseres Volkes eingesetzt, auf Rosen konnten sie die Ihrigen nicht betten. Es ist die alte Geschichte, die fast in jeder Dichterbiographie zu lesen ist: während der Poet in Zeus' Himmel in seliges Schauen versunken ist, wird drunten die Erde verteilt; während er den inneren Stimmen lauscht und das Vernommene in Bildern gestaltet, die die Welt beglücken, erheben und trösten, versäumt er, sich die Brotstelle zu sichern, auf der seine Werkstätte dauernd errichtet werden könnte. Darum, noch einmal sei es gesagt, ist die Schiller-Stiftung ein Segen und eine Notwendigkeit, und wenn sie nicht schon bestände, müßte sie begründet werden, da ein Volk ohne geistige Kultur, ohne geistige Ernährer, Mittler und Gestalter wohl eine Zeitlang vegetieren, aber niemals leben könnte. Der Schillerverband deutscher Frauen, der im Jahre 1905 eine Viertelmillion zu dem Stiftungsschatz beigesteuert hat, ist zu der Erkenntnis der nationalen Ehren- und Dankbarkeitspflicht erwacht. Wo aber bleiben die Männer, das ganze gebildete deutsche Volk? Auch in ihnen sollte das Verständnis für diese Dinge geweckt, und der Stiftungsgedanke aufs neue in weitere Kreise getragen werden. Im ganzen Umkreis des im Vaterland geeinten und draußen in der Welt zerstreuten Deutschtums bestehen heute sage und schreibe sechsundzwanzig Zweigstiftungen, die nur der begeisterten Opferwilligkeit einzelner ihr Dasein und ihre Existenzmöglichkeit verdanken. Daß dies anders werde, dazu möchte auch dieser Bericht beitragen. Notwendig aber wäre es auch, daß der Verwaltungsrat auf neue Mittel zur Förderung des ehrwürdigen Unternehmens sänne. Aus Hütern und Wahrern des ihnen anvertrauten Nationalschatzes dessen Mehrer zu werden – das müßte der Ehrgeiz der Berufenen sein.

Jung-Deutschland.

Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege.

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall.

II.

Die Pflicht, die physischen und geistigen Kräfte des heranwachsenden Geschlechts mit Rücksicht auf die Wehrhaftigkeit des Volkes zu pflegen, wird häufig lediglich auf die Militärdienstzeit verwiesen. Dazu sei sie da, das Heer die Schule für die ganze Nation, die sie gesund und waffentüchtig erhält. Das ist gewiß richtig. Allein die Dienstzeit ist zu kurz. Gewinnung und Erhaltung von körperlicher Rüstigkeit und Frische lassen sich nicht auf ein paar Jahre einschränken, um dann fürs Leben vorzuhalten. Dieser Schatz muß früh gesammelt und fortdauernd vermehrt werden, wenn er bis ans Ende vorhalten soll. Die Heranbildung des Waffenkundigen zu einem sicheren Schützen oder zum Kanonier, zum Lanzen- und Säbelfechter, der zugleich sein Pferd mit voller Sicherheit beherrscht, genügt allein schon, um die bei der Fahne verbrachte Zeit auszufüllen. Nun kommt noch die Kenntnis der Waffentechnik, des Gefechts und die unerläßliche Vorbereitung der Bewegung großer Massen durch Exerzieren hinzu.

Sodann kann der Heeresdienst vorher schon entstandene Schäden und Schwächen nicht mehr beseitigen. Er vermag nur noch deren nachteilige Wirkung einzuschränken.

Den Kurzsichtigen, die aus der Schule kommen, kann er die Sehschärfe nicht mehr wiedergeben, die verkümmerte Muskelkraft nicht mehr in vollem Maße wiederherstellen.

Von den zum einjährigen Dienst berechtigten jungen Leuten werden jetzt im Durchschnitt alljährlich an 3000 nur wegen Kurzsichtigkeit vom Waffendienst entbunden. Ein kleines Heer geht damit verloren, und an diesem Verlust ist von der Armee schlechterdings nichts mehr zu ändern. Ähnlich steht es mit anderen durch die Lebensweise in der Jugend entstandenen Schäden.

Alles wieder gut zu machen, was vorher Kneipe, Tanzboden und Straße verschuldet haben, ist während der Militärzeit beim besten Willen unmöglich.

Da muß die einheitliche nationale Erziehung sowohl in der Schule als zwischen Schule und Heer einsetzen und für die Zukunft vorbeugen.

Manche unentbehrliche Gewöhnung sowie die Abhärtung und Stählung des Körpers können noch weniger auf die beiden Dienstjahre beschränkt bleiben. Der Soldatenstand muß in der Jugenderziehung seine brauchbare Unterlage finden, wenn wir uns dauernd auf der Höhe der anderen großen Nationen des Erdballs halten wollen.

Die ethischen Wirkungen dieser Erziehung sind hier bisher nur gestreift worden; sie sind aber wahrlich nicht von geringem Werte; ja sie werden im Laufe der Zeit die äußerlichen wesentlich überragen. Das Zusammenleben der Jugend in größeren Verbänden bei körperlicher Übung, Spiel, Sport und Wettkampf erzieht innere Zusammengehörigkeit, und in ihr liegt das bedeutendste Element der Stärke des Ganzen. Darwin hat bemerkt, daß die Überlegenheit disziplinierter Heere über wilde Horden vornehmlich in dem Vertrauen liege, das ein jeder auf seinen Nachbarn setzt. In natürlicher Art wächst Hand in Hand damit die Anerkennung für größere Brauchbarkeit heran. Es zeitigt die Unterordnung und den Gehorsam gegen den Führer. Es gewährt den innerlich tüchtigen jungen Leuten die Gelegenheit, sich selbst des eigenen Wertes bewußt zu werden, sich gewissermaßen selbst zu entdecken.

Die Förderung führender Charaktere ist aber eine der ersten Aufgaben gesunden Staatslebens. Dem japanischen Heere kam es im mandschurischen Kriege außerordentlich zustatten, daß es in dem Schwertadel der Samurais eine ganze Kaste von solchen Führern besaß, deren Berechtigung von der Masse ohne weiteres anerkannt wurde, und die durch Lebensweise und Sondererziehung auch dafür mehr als jene ausgestattet war. Der vielfach verbreiteten Ansicht, daß der militärischen Disziplin durch die Jugenderziehung nicht vorgearbeitet werden könne, auch nicht vorgearbeitet werden solle, um die allgemeine Entwicklung der Jugend nicht zu hemmen, vermag ich nicht beizustimmen. Nur darf der Begriff dieser Disziplin nicht eng aufgefaßt werden.

Wenn in einem türkischen Bergdorfe ein Reisender von Stande in das Wirtshaus tritt und alles sich erhebt, um erst seinen Gruß und eine Aufforderung zum Niedersetzen abzuwarten, wenn der Jüngere dem Älteren gegenüber die Regeln der Höflichkeit streng beachtet, so ist das schon ein Stück militärischer Disziplin. Wenn der Bauernbursche bereits die Ehrenbezeugung übt, die der Soldat dem Vorgesetzten erweist und überhaupt eine Reihe von Regeln des Anstandes aus dem Vaterhause mitbringt, die wir den Rekruten erst in der Kaserne einschärfen müssen, so ist der im Heere nötigen Ordnung und Unterordnung schon ansehnlich vorgearbeitet. Leider wird bei uns zulande damit immer noch der Begriff des Erzwungenen in Verbindung gebracht, so daß ein Verstoß gar als ein Beweis von Unabhängigkeitssinn und Selbstachtung gilt, während es sich um ein willig dargebrachtes Zeichen des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit handelt. Dem Orientalen fehlt es trotz seiner Höflichkeit in Wort und Haltung durchaus nicht an Selbstgefühl. In seiner Art liegt nichts Sklavisches. In dem

persönlichen Ehrbegriff ist er vielfach empfindlicher als der Sohn des Westens, wobei wir durchaus nicht allein an den starren Ehrenkodex der Albaner zu denken brauchen.

Auch in anderer Weise noch kann durch die Jugenderziehung soldatischen Anforderungen genügt werden, ohne daß man die heranwachsende Generation unter Kriegsartikel stellt und steif exerziert. Die Gewöhnung, sich in Reih und Glied zu stellen, in Bewegung zu setzen und zu halten, auf Kommandorufe zu hören, die auch im Heere üblich sind, bilden eine gute Vorbereitung. So hat sich auch wohl der Reichsfreiherr vom Stein die Einrichtung an den höheren Schulen gedacht, durch welche die Kenntnis der Bewegung größerer Massen vorbereitet werden sollte. An unseren Kadettenanstalten wird nicht viel mehr exerziert als an manchen Schulen, deren Leiter ein besonderes Interesse für körperliche Übungen haben. Niemand aber würde, wo es auch sei, eine Schwierigkeit finden, eine beliebige Anzahl von Kadetten auf ein einziges Kommandowort zu ordnen, als geschlossenen Körper in Bewegung zu setzen und sie dahin zu führen, wohin der Zweck es erfordert.

Die Gliederung in Unterabteilungen, die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit gleichen Interessen, die Ausübung der dabei geschaffenen Ämter fördern das Gefühl der Kameradschaft, der Verantwortung, die Gewöhnung an Entschluß und Selbsttätigkeit. Sie erziehen bei gemeinsamen Spielen, körperlichen Übungen und zumal bei den Wettkämpfen, Tugenden, die für das ganze Leben ihren Wert behalten: Mut, Ehrliebe, Ritterlichkeit, Teilnahme, Aufopferung für andere, Hilfsbereitschaft. Das sind ethische Kräfte, die den Wert des Mannes erhöhen und die dem Heeresdienste und der Wehrhaftigkeit des Volkes ganz unmittelbar zugute kommen. Nur müssen alle praktischen Übungen der Jugend bis zu einem gewissen Grade unter dem Zeichen der Abhärtung, der Bedürfnislosigkeit, Entbehrungsfähigkeit, Selbstüberwindung und Entsagung stehen.

Fast von selbst und ohne ein absichtliches Lehren wird solche Jugenderziehung die Vaterlandsliebe und einen edlen Ehrgeiz in den jungen Herzen erwecken. Begeisterung für tapfere Männer, für die Helden der Geschichte ist dem heranwachsenden Jünglinge etwas so Natürliches, daß er ihrer nicht entbehren kann. Sie liegt im männlichen Instinkt und wird bei Leibesübungen und Wettkämpfen nur belebt. Der im Spiele siegreiche Knabe träumt sich hinein in die Geschicke der Helden, von denen er gehört und gelesen hat. Selbst die Heroen fremder Nationen werden ihm dabei zu eigenen, mit denen er fühlt und denkt. Er strebt ihnen in seiner Phantasie nach und entwickelt im Herzen Kräfte, die am Arbeitstisch in der Schulstube, ohne das Leben in der Gemeinschaft, schlummern würden. Wenn heute eine irregeleitete Afterweisheit die Heldenverehrung als ein Produkt falscher Pädagogik darstellt, so ist das ein Grundirrtum. Sie hat auch bei Naturvölkern ihre Rolle gespielt. Der naive Sinn des grauen Altertums versetzte die Helden unter die Götter, die unsichtbar über dem Wohle des Volkes wachten. Bei den Indianern der Pampa bestand die Überlieferung schon ebenso wie bei den Völkern, die ihre Geschichte aufzeichneten. Sie legten

ihren hervorragenden Kriegern Ehrennamen bei und nannten manchen ihrer Herrscher den „Großen", so lange bis ihr Stamm erlosch. Welche Kraft der Ahnenkultus Japan verliehen hat, weiß der letzte Krieg zu erzählen.

Große Männer der Geschichte sind „der lebendige Lichtborn, welchem nahe zu sein gut und erquicklich ist". Dies Gefühl ist bei den Deutschen von je her lebendig gewesen und wird nicht ausgerottet werden. Carlyles Vorlesungen über das Heldentümliche in der Geschichte sind in der Verdeutschung Ernst Moritz Arndt gewidmet, „dem deutschen Mustermanne, der im Laufe seines langen und vielbewegten Lebens den Funken der Heldenhaftigkeit in sich stets wach gehalten, in seinem Volke zu wecken gestrebt hat". Das echte Heldentum läuft im letzten Grunde auf die Hingabe an eine große Sache und auf die Verleugnung des eigenen Ichs gegenüber dem Wohle der Gemeinschaft hinaus. Es ist durch und durch edel, und das fühlt die junge Menschenbrust trotz aller dem Materialismus entsprungenen Abmahnungen.

Unsere friedensselige Zeit beginnt freilich mit dem Versuche, uns das Gruseln vor dem Worte kriegerisch zu lehren. Männer, die ein arbeitsvolles Leben der Erstarkung der Jugend und dadurch auch der Steigerung unserer Wehrkraft gewidmet haben, glauben sich dagegen verwahren zu sollen, daß es ihre Absicht sei, den kriegerischen Geist im Volke zu nähren. Das klingt, als sei kriegerischer Geist etwas an sich Verwerfliches. Das aber ist er wahrlich nicht. Wir brauchen keine Absage an ihn zu erlassen, um uns das Vertrauen der Mitwelt zu erhalten. Diese Konzession an den Zeitgeist ist unnötig. Jedes tüchtige Volk ist kriegerisch gesinnt, und hört eines Tages diese Gesinnung auf, so ist es auch um die Tüchtigkeit des Volkes geschehen. Unser zahmes Zeitalter verwechselt kriegerisch mit händelsüchtig.

Kriegerisch ist, wer den Krieg nicht scheut, wer vor dem Gedanken nicht zurückschreckt, die eigene Kraft an der eines Gegners zu messen, wer Freude an der eigenen Stärke und dem eigenen Mute hat, und die Gelegenheit gern ergreift, sie zu betätigen. Es ist eine ganz natürliche Äußerung des inneren Wertes der eigenen Person, die ihren Willen, ihr Recht und ihre Ehre, wenn es nötig wird, auch im Kampfe zu behaupten entschlossen ist. Kriegerisch ist, wer vor der Gefahr nicht zittert, ja sie liebt, weil er sich, wenn er sie siegreich bestanden hat, sagen darf, er habe die ihm von Natur innewohnende menschliche Schwäche überwunden.

Der kriegerisch gesinnte Mann ist niemals zänkisch, weil er sich den Ernst des Kampfes lebhaft vorzustellen pflegt, ihn für etwas Großes hält und daher auch große Beweggründe dafür sucht. Man blicke in der Welt umher, und man wird zugeben müssen, daß die uns für wenig kriegerisch geltenden Völker die meisten Messerhelden und Radaubrüder zu stellen pflegen. Die Starken dagegen sind stets verträglich; das hat am deutlichsten das Deutsche Reich in der Geschichte bewiesen. Der große Irrtum unserer Friedensapostel ist, daß sie in kriegstüchtigen und auf einen Krieg wohl vorbereiteten Staaten eine Friedensgefahr sehen, während diese gerade in den Schwachen liegt, die

ihre kriegerische Rüstung vernachlässigen. Italien würde nie daran gedacht haben, Tripolis zu besetzen, wenn die frühere türkische Regierung Heer und Flotte in dem Zustande erhalten hätte, wie es eines großen Reiches würdig war.

Der Albaner ist kriegerisch. Aber die albanischen Arbeiter an den mazedonischen Eisenbahnen kamen bei den Festen, die von der Baugesellschaft nach der Erreichung bestimmter Ziele gegeben wurden, stundenlang vor dem Beginn, um in Frieden die Plätze zu besetzen, die ihnen, nach ihrer Ansicht, zukamen. Sie wollten jeden Streit darum vermeiden, weil er ihnen, wenn er einmal begann, etwas bitter Ernstes war. Auch der Tscherkesse ist kriegerisch, aber nicht händelsüchtig. Im großen hat es uns das japanische Volk bewiesen, daß kriegerische Gesinnung nicht zugleich auch Kriegsgefahr bedeute. Es lebte 250 Jahre lang mit seinen Nachbarn in ununterbrochenem Frieden. Die ängstliche Scheu vor dem Worte „kriegerisch" war unseren Ahnen fremd, und ich hoffe, daß auch das lebende Geschlecht, trotz seinem unverkennbaren Zuge zu Kosmopolitismus und Humanitätsduselei, sich damit wieder aussöhnen wird. Bezeichnet es doch nur eine Eigenschaft, in der sich die besonderen Mannestugenden vereinigen. Schwindet sie, so geschieht es, weil diese in Verfall geraten. Streitbar ist nicht streitlustig, das mag ängstlichen Seelen zur Beruhigung dienen. Die vielen politischen Schwierigkeiten und gehässigen Anfeindungen, denen Deutschland in den letzten Jahrzehnten fast fortdauernd ausgesetzt war, rührten wahrlich nicht davon her, daß wir eine allzu kriegerische Gesinnung an den Tag gelegt haben, sondern gerade davon, daß die Außenwelt begonnen hat, an Deutschlands kriegerischem Geiste und Deutschlands kriegerischer Gesinnung zu zweifeln.

Mit dem Nachbar, von dem man weiß, daß er bei aller Ruhe und Verträglichkeit doch nicht mit sich spaßen läßt, hält man Frieden. Wer unausgesetzt mit seiner Friedfertigkeit prahlt, bei dem wird gar leicht Kriegsscheu vorausgesetzt, und man bindet mit ihm an. Für den entstandenen Streit muß er hinterdrein — und zwar nicht mit Unrecht — noch den Sündenbock abgeben.

Wenn also die Ertüchtigung unserer Jugend dazu führt, den kriegerischen Geist im jungen Deutschland zu erhalten und zu stärken, so wollen wir uns nicht bekreuzigen, sondern uns dessen freuen.

Wir wollen ihn auch pflegen; denn dieser Geist wird uns am ehesten das Recht auf eigene und ungestörte Entwicklung unseres Volkstums verschaffen und unser Vaterhaus vor Einbrüchen schützen.

Erwerbssinn und Genußsucht gedeihen leider von selber; sie bedürfen der Förderung nicht.

Die Begeisterung für die männlichen Tugenden, die der Jugend in der Gestalt ihrer Lieblingshelden verkörpert erscheinen, entfernt sie unwillkürlich von dem Genußleben, das leider heute schon in frühen Jahren bei der jungen Generation überhand nimmt. Sie wirkt dem wachsenden Materialismus entgegen, der, man mag sagen, was man wolle, die Völker unweigerlich entnervt. Ich stimme durchaus den Worten eines unserer Vorkämpfer für patriotische

Jugenderziehung bei: „In demselben Maße, in dem ein Volk zu sehr am Besitz hängt und seine Kulturaufgabe darin erblickt, billig einzukaufen und teuer wieder zu verkaufen, wird es verlernen, in der Stunde der Entscheidung heroisch zu handeln." Das ist traurige Wahrheit, die zu beherzigen wir alle Ursache haben. Gilt uns doch schon für staatsmännisch klug fast nur noch, was der materiellen Entwicklung zugute kommt.

Im Verhältnis zu den ethischen und moralischen Vorteilen gesunder Jugendpflege für die Wehrkraft eines Volkes treten die der fachlich-technischen Vorbildung in den Hintergrund. Fälschlich wird oft gerade darin der Kern der Sache gesucht und daher von den Gegnern über unnützes Spielen mit Säbel und Gewehr gespottet, um das es sich tatsächlich nicht handelt.

Was der Knabe und Jüngling in der Schulzeit oder nach derselben bis zum Eintritt in das Heer Militärisch-Technisches zu lernen vermag, wird selten die aufgewendete Mühe lohnen. In dem Wichtigsten, dem Schießen, an das man naturgemäß zuerst denkt, trifft das sicherlich zu, seit die Heere weittragende Präzisionswaffen führen. Im Vergleich zu Gneisenaus Zeit ist eine vollständige Änderung eingetreten. Die Schießlehre ist so verwickelt geworden, daß mehrjährige Übung und eine nach Hunderten zählende Patronenzahl zu ihrer Erlernung gehören. Auch die Vorbedingungen, die für den Unterricht erfüllt werden müssen, wenn er wirklichen Nutzen haben soll, erschweren die Einführung. Ein sachkundiges Lehrpersonal, das nicht nur mit dem Militärgewehr, sondern auch mit den Anforderungen des modernen Gefechts hinreichend vertraut ist, kann unmöglich überall verfügbar gemacht werden. Darunter litten anfänglich auch die Ergebnisse der militärischen Jugenderziehung in Frankreich. Sodann kommen die großen Kosten für die Beschaffung von Waffen und Munition, von Schießständen usw. dazu, die allein die Einübung der Jugend in einem beachtenswerten Maße unmöglich machen würden.

Dies ist das Gebiet, das der Dienstzeit unter der Fahne vorbehalten bleiben soll, wo auch allein der für diesen Unterricht nötige strenge Ernst obwalten kann.

Ähnlich steht es mit dem eigentlichen Exerzieren. Auch dieses wird die Armee ohne vorbereitende Hilfe bewältigen. Sie hat mehr Freude an jungen Leuten, die sich mit gesunden Gliedern, kräftigem Körper und scharfen Sinnen zum Dienstantritt melden, als an solchen, die statt dessen eine oberflächliche militärische Vorbildung mitbringen.

Etwas anderes ist das Fechten mit Säbel und Lanze. Hier können frühe Gewöhnung des Handgelenkes und Kenntnis von Hieb und Stich eine annehmbare Grundlage für das später zu Erlernende abgeben. Ähnlich wie die Übung in den Handgriffen zu den Behelfsarbeiten, die der Soldat im Lagerleben und bei Überwindung von Hindernissen nötig hat. Auch Erfahrung im Telephongebrauch, das Kartenlesen und ähnliches kann die Jugend zu Nutz und Frommen des Heeres schon mitbringen. Dies jedem einzelnen Manne erst in der Truppe geläufig zu machen, kostet mehr Zeit, als der sonstige Dienst übrig zu lassen pflegt; auch fehlen häufig die Mittel dazu. Das

Planzeichnen und Krokieren, das ehedem für einen sehr wesentlichen Bestandteil des militärischen Führertums galt und das darum auch einige Jugendvereinigungen in ihr Programm aufgenommen haben, spielt in der Wirklichkeit nur eine geringe Rolle. Als junger Generalstabsoffizier im Oberkommando der II. Armee von 1870 habe ich nur zwei Krokis gezeichnet, das eine vor der ersten Schlacht und das zweite nach dem Waffenstillstande.

Die Hauptsache werden immer die Kräftigung des Körpers, Schärfung der Sinne und Belebung der moralischen Eigenschaften bleiben. Ganz freilich können Gewehr und Säbel nicht verbannt werden; ihr Besitz ist der Jugend Sehnen, ebenso wie das Nacheifern im Heldentum. Doch sollten sie mehr als Schmuck dienen denn als ernstes Handwerkszeug. Es können auch nicht alle unsere Knaben und Jünglinge sich kriegerische Rüstung beschaffen und der Staat nicht noch neben dem Heere eine Jugendwehrarmee aufstellen.

Das neue Jahrhundert hat in der Volkserziehung Deutschlands eine erhebliche Änderung mit sich gebracht. Der Vorläufer davon war die Belebung des Sports, die zumal mit der Regierung Kaiser Wilhelms II. einsetzte. Wie anders sieht es darin heute aus, als noch vor vierzig Jahren, da die Pflege der Leibesübungen fast nur auf den Turnplätzen ein Asyl fand. Jede einigermaßen lebendige Stadt hat heute ihre Spiel-, ihre Tennisplätze, ihre Rollschuh- und Rodelbahnen oder Sportpaläste; die kleineren und stilleren folgen nach. Auch das platte Land beginnt sich zu regen, wo es einigermaßen wohlhabend und dicht bevölkert ist. Wer lange aus dem Vaterlande abwesend war, dem muß die wohltätige Verwandlung ins Auge fallen.

Zahlreiche Vereine und Verbände sproßten seitdem aus dem Boden, die sich in der einen oder anderen Art der praktischen Jugendpflege, d. h. der harmonischen Erziehung von Körper und Geist in dem heranwachsenden Geschlechte gewidmet haben. 1890 richtete Kaiser Wilhelm an die Erzieher der Jugend auf der Schulkonferenz von Berlin die Mahnung, Bedacht zu nehmen auf einen tüchtigen Nachwuchs für die Landesverteidigung. Ein Jahr darauf entstand, aus der privaten Initiative verdienter Männer hervorgegangen, der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele, an dessen Spitze noch heute sein Gründer D. E. v. Schenckendorff als tätiger Leiter steht. 1893 erörterte dieser Ausschuß auf einer Sitzung in Berlin zuerst die Frage: „Inwiefern nutzen die Jugend- und Volksspiele der Armee?" Was dabei zumal hervorgehoben wurde, war die Erhöhung der Marschfähigkeit. Im Jahre 1899 tagte der vierte Kongreß dieser Vereinigung zu Königsberg i. Pr., der Stadt, die als eine der ersten dem Gemeinsinn und der Freigebigkeit eines großen Mitbürgers, Professor Walter Simon, einen ausgedehnten, schön gelegenen Jugendspielplatz verdankte. Dort wurde das Thema: „Welche Anforderungen stellt der Heeresdienst an die moralischen und körperlichen Eigenschaften der Jünglinge, und wie kann die Jugenderziehung im Dienst der nationalen Wehrkraft die Vorbedingungen dazu schaffen?" zur Debatte gestellt und der „Ausschuß für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung" gebildet,

der seitdem eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Er strebt in erster Linie eine höhere Bewertung der körperlichen Ausbildung und Erziehung an und macht seine Einwirkung auf Staatsbehörden und Regierungen durch Anregungen und Anträge geltend. Er sucht auch auf die Lehrerschaft einzuwirken, damit sie Zweck, Bedeutung und Betrieb der körperlichen Schulung der Jugend, als zu einer harmonischen Heranbildung der kommenden Geschlechter gehörig, mehr als bisher zu würdigen lerne. Er tritt für die Vermehrung der Turnstunden an den Schulen ein, für Errichtung von Turninspektionen, für die Verständigung zwischen Landes- und Heeresanstalten, für Vermehrung der Spielplätze, Turnhallen, Schwimmgelegenheiten, Eisbahnen, die gerade den höheren Lehranstalten vielfach noch fehlen.

Auch für die geistige und moralische Erziehung, für die Erfüllung der Anforderungen, die dermaleinst an unser junges Geschlecht vielleicht im Kampfe herantreten können, für die Abhärtung des Körpers, die Kräftigung der seelischen und leiblichen Gesundheit arbeitet der Wehrausschuß. Die Schule, die bis jetzt hauptsächlich Geistes- und Lernschule ist, soll in der Zukunft Männer erziehen.

So bereitet der Ausschuß den Boden für die Tätigkeit derjenigen Vereinigungen vor, die es sich zum Ziele gesteckt haben, die neue Lehre ins praktische Leben überzuführen.

Als Vorbild ist anfänglich von ihnen die Organisation der boy scouts in England genommen worden, und unsere nationale Eigenliebe darf uns durchaus nicht daran hindern, dieses zu benutzen. England ist der klassische Boden für Sport, Spiel und Wettkampf, das muß man willig anerkennen. Sodann aber darf nicht vergessen werden, daß ihm die Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht fehlt und damit die Hoffnung, an die unsere Jugend sich klammert, soweit sie von ängstlichen Eltern oder Erziehern ans Stubenhocken gebannt wird. Es ist die sichere Aussicht auf ein freies, frisches Leben, auf Betätigung von Kraft, Gewandtheit, Mut und Unternehmungslust während der Militärdienstzeit, an die ein jeder hinterdrein sein ganzes Leben lang mit Freuden zurückdenkt. In England gewährt die boy scouts-Organisation der Masse der Jugend ein Ventil für den Tatendrang, soweit er sich auf das Soldatenleben erstreckt. Das erklärt wohl am ehesten die erstaunliche Ausbreitung dieses Jugendbundes und seine großen Erfolge.

Wie einst die deutsche Turnerschaft, entstand auch er in ernster Zeit unter dem Drucke der Not, zu Beginn des Burenkrieges. Sir Robert Baden-Powell, der Begründer, war damals, im Sommer 1899, Kommandant von Mafeking an der Grenze von Britisch-Betschuanaland und dem Freistaate Transvaal, das von den Buren eingeschlossen wurde. An militärisch ausgebildeten Mannschaften, Polizei und Freiwilligen wurden ihrer 700 für die Verteidigung aufgebracht. Dazu kamen 300 meist jugendliche Einwohner, von denen aber ein großer Teil nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte. Diese geringe Macht von 1000 Bewaffneten sollte nicht nur den Umkreis der Stadt von 8 km Ausdehnung schützen, sondern auch die Ordnung und den Respekt vor der englischen Autorität im Innern aufrecht erhalten, wo 600 weiße

Frauen und Kinder inmitten einer schwarzen Bevölkerung von 7000 Seelen lebten, der, zumal im Falle einer Niederlage, nicht zu trauen war.

Die Belagerung wurde zwar nicht ernsthaft betrieben, aber die Anstrengung für die zunächst von aller Hilfe abgeschnittene Besatzung war dennoch groß. Sie mußte unausgesetzt auf dem Posten sein; der Gegner konnte sich seinen Augenblick zum Angriff wählen. Da durfte keine vorhandene Kraft unbenutzt bleiben. Wie Diktator Lopez von Paraguay einst die Frauen aufrief, als er auf dem letzten Walle gegen die südamerikanische Tripleallianz kämpfte, so wandte sich Baden-Powell an die heranwachsende Jugend, die natürlich mit heller Begeisterung antwortete. Die deutsche würde es ganz ebenso getan haben. Sie wurde uniformiert, ein wenig exerziert und übernahm den Melde-, Verbindungs-, Nachrichten- und Postdienst sowie die Befehlsüberbringung, die sonst jeder kämpfenden Truppe ansehnliche Kräfte entziehen. So entstand das erste Korps der boy scouts, der Späher oder Pfadfinder. Es hat wertvolle Dienste geleistet und auch die Gefahr nicht gescheut; für wen hätte diese je größeren Reiz gehabt als für die Jugend.

Nach dem Kriege wurde die boy scouts-Verbindung von Baden-Powell auf die Heimat und den Frieden übertragen, und sie ist seither zu einer großartigen jugendlichen Körperschaft herangewachsen, die schon nach Hunderttausenden zählt und im öffentlichen Leben Englands ein beachtenswertes Glied geworden ist. Eine ähnliche Entwicklung wird sich in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht nicht leicht neben dieser vollziehen; aber erfolgreiche Nachahmung hat sie in weiten Kreisen des Erdballs schon gefunden.

In Deutschland kommt ihr am nächsten der weitverzweigte Pfadfinderbund. Er hat seinen Sitz in Berlin, entsprang der privaten Initiative national gesinnter Männer unter Vorsitz des Handelsrichters Georg Baschwitz und breitete sich schnell im ganzen Vaterlande aus. Der Name „Pfadfinder" ist nicht ohne weiteres verständlich. Er ruft uns die Indianerromantik ins Gedächtnis, die uns Alte von heute ehedem in der Jugend so sehr entzückte, und die man gegenwärtig – ohne Not – bekämpft. Haben Lederstrumpf und Waldläufer uns doch auch nur für Edelmut, Tapferkeit, Großmut und Aufopferung, sowie im allgemeinen für den Sieg der guten Sache begeistert, also für lauter ehrenwerte Dinge, die in alter Germanenart liegen.

Hier handelt es sich aber nicht um das Pfadfinden und Spurenlesen in der Wildnis, sondern vielmehr um das Pfadfinden durch die Wirrnisse des Lebens.

> Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
> Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
> Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not!

Dies Dichterwort kann als Leitmotiv für die Tätigkeit des Pfadfinderbundes genommen werden. Der Pfadfinderbund arbeitet an der körperlichen Ertüchtigung der Jugend durch Wanderungen und Übungen aller Art, aber er hat sich daneben noch ein ethisches Ziel gesteckt. Er betreibt die Kenntnis und Erkenntnis der Natur und pflegt die edlen Triebe im menschlichen Herzen. Das seinem Wirken zugrunde liegende „Pfadfinderbuch" enthält einen be-

sonderen Abschnitt, den „Ritterspiegel". Wer ihn durchliest, wird etwas an Professor Inazo Nitobés Bushido, die Seele Japans, japanische Ritterart, erinnert, in dem die Tugenden der japanischen Kriegerkaste, der Samurais, aufgezählt werden. Sie lassen in das Gemütsleben des merkwürdigen Volkes der aufgehenden Sonne einen tiefen Blick tun. Es beruht auf den beiden hervorragenden Zügen des Schintoismus: „Vaterlandsliebe und Treue". Aufrichtigkeit oder Gerechtigkeit, Mut, der Geist des Wagens und Ertragens, Wohlwollen, Mitgefühl, Höflichkeit, Wahrheit oder Wahrhaftigkeit, Ehre und die Pflicht der Treue sollten die Eigenschaften des japanischen Schwertadels sein, der bei aller Abhärtung von Körper und Seele doch, durch den leichten Anflug von Sentimentalität, eines milderen Scheines nicht entbehrt.

Es steht der Krieger gewappnet und fest
Und lauscht dem süßen Ton, den vom Baume
Der Uguisu[1]) ertönen läßt.

Auch an des großen Iyeyasu Grundsätze werden wir erinnert. „Das Leben des Menschen ist wie ein langer Weg, den er mit einer schweren Last auf den Schultern gehen muß. Eile nicht. Wirf niemandem etwas vor, aber achte stets auf deine eigenen Fehler. Enthaltsamkeit ist die Basis zur Verlängerung unserer Tage!" usw.

Freigebigkeit, Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung, Güte, Höflichkeit, Ritterlichkeit gegen Frauen, Verhütung von Schaden, von Schmerz und Unglück anderer, Ehrgefühl, Gehorsam, Mut, Dankbarkeit und Sparsamkeit werden dem Pfadfinder zur Pflicht gemacht. Täglich mindestens ein Liebeswerk zu vollbringen, sei es auch klein, wird ihm zur Aufgabe gestellt. Lebensrettungen sollen für ihn ein besonderes Ruhmesblatt bilden. Edel sei er, hilfreich und gut kann man in kurzen Worten sagen.

Man sieht, das Ziel ist hoch gesteckt und einiger Zweifel erlaubt, ob es in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die dem Bunde für seinen erzieherischen Einfluß gegönnt ist, erreicht werden kann. Aber das ändert nichts in der Beurteilung der zugrunde liegenden Absicht, die vortrefflich ist. Mag der eine in ihr einen unfruchtbaren Idealismus sehen, der andere ein zimperliches Philistertum; es ist unzweifelhaft von Wert, in unserem allzu verständigen Zeitalter, dem Leben höher stehende Motive zu geben, als nur den naheliegenden eigenen Vorteil, das Behagen, die Bequemlichkeit und das Streben nach Verbesserung der äußeren Lage. Ohne einen idealen Zug bleibt kein Volk der Erde auf die Dauer gesund. Irgendein großes Gefühl muß seine Kräfte anregen, wie „Vaterlandsliebe und Treue".

Gerade diese Zugabe von Idealismus hat werbend für den Pfadfinderbund gewirkt.

Ihm hat sich eine Sondergruppe angeschlossen, die durch ihre kräftige Entwicklung vornehmliche Aufmerksamkeit verdient der Münchener Wehrkraftverein; heute schon zu Landesverbänden für Bayern und die Pfalz erweitert. Er ist von jüngeren aktiven Offizieren ins Leben gerufen worden

[1]) Die japanische Nachtigall.

und erfreut sich großer Blüte. Von seinen Wanderzügen, Kriegsspielen und Feldübungen hat die Presse in letzter Zeit anregende Berichte gebracht.

Der Boden scheint in Süddeutschland für die gesamte Bewegung besonders fruchtbar zu sein. Der Wehrkraftverein erfreut sich, nach den ersten Jahren seiner Wirksamkeit, einer stattlichen Mitgliederzahl, der auch mehrere Prinzen des Königl. Hauses angehören. Zwei von ihnen, die Prinzen Luitpold und Albrecht, sind sogar als Oberführer im Bunde tätig. Bayerns allverehrter Regent hat am 12. März 1911, seinem neunzigsten Geburtstage, ein Kapital von 500000 Mark für die Pflege körperlicher Übungen der Jugend gestiftet und diese Spende mit den beherzigenswerten Mahnworten begleitet:

„Mein hohes und rüstiges Alter danke ich, nächst Gott, vor allem der Kräftigung und Stählung meines Körpers von Jugend auf. Es ist mein Wunsch, daß der reiche Segen, der aus der körperlichen Ausbildung erblüht, auch der Jugend meines Landes zuteil werde."

Ein großer Pfadfinder-Landesverband hat sich in Frankfurt a. M. gebildet, der die Großherzogtümer Baden und Hessen umfaßt sowie die Provinzen Rheinland und Westfalen. Er zählt die drei kommandierenden Generale des Westens zu seinen Mitgliedern. Die Stadt Frankfurt a. M. allein stellt 700 Pfadfinder. Ein ähnlicher Verband ist für die Reichslande im Entstehen begriffen, ein Landesverband auch für Schlesien.

Die ursprüngliche Form, in welche die Jugendpflege sich kleidete, die der Jugendwehren, von denen im Beginn dieser Abhandlung gesprochen wurde, hat als böses Erbe älterer Zeit manche Vorurteile mit auf den Lebensweg zu Begleitern erhalten, die damals hemmend auf ihr Gedeihen wirkten. Überhandnehmen des Militarismus hieß das Schlagwort auf der einen, unnütze Soldatenspielerei auf der anderen Seite. Etwas davon ist bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben, aber unberechtigterweise. Ein unmittelbarer Kriegsausbildungszweck, wie ihn der erste frische Revanchedurst in Frankreich mit der Aufstellung der Knabenbataillone verband, und der auch dort bald abgestreift wurde[1]), hat in Deutschland niemals vorgeherrscht. Auch der Hang nach Paradedrill und frühreifem Soldatentum wohnt ihnen nicht inne. Wenn sie, wie einer ihrer Verfechter sagt, noch mehr als die ähnlichen Vereine „von der Parteien Gunst und Haß umbrandet" dastehen, so liegt das fast nur an dem militärisch klingenden Namen und dem äußeren Gewande, in dem sie erscheinen. Ihr vornehmstes Ziel ist, wie bei den anderen Gemeinschaften: „Erstarkung unserer Jugend an Körper, Geist und Charakter zu einem kräftigen künftigen Geschlecht, das ganz selbstverständlich auch wehrtüchtig sein wird."

Berlin hat seine Jugendwehr schon seit fünfzehn Jahren; doch war sie bisher nur wenig bekannt. Erst in neuerer Zeit ist sie mit ihrer Wirksamkeit lebhafter hervorgetreten. Es ist das Verdienst dieses Vereins, daß er sich die schwere Aufgabe gestellt hat, mit zäher Energie und Geduld um die Jugend der mittleren und unteren Stände zu werben, wie es übrigens auch

[1]) Die Jugendwehr-Bataillone sind seither aufgelöst worden.

die Wehrkraftvereine tun. Mit den Schülern der höheren Lehranstalten durch Wald und Feld zu wandern, im Freien zu üben, ist eine Freude für jeden, der ein Herz für die Jugend hat. Anders steht es mit den Volks- und Fortbildungsschülern, den Handwerker- und Arbeitersöhnen der Großstädte, bei denen sich entgegenwirkende Einflüsse geltend machen und schon das Tragen der Jugendwehruniform einen Stein des Anstoßes bildet. Für sie ist die Arbeit der nationalen Jugendpflege am notwendigsten. Gerade ihnen wird eine wohlwollende und sachkundige Leitung in der Zeit zwischen Schule und Eintritt in das Heer unentbehrlich.

Auch äußerlich halten die Jugendwehrvereinigungen die Verbindung zwischen Jugend und Heer durch ihre Einrichtungen, wie die Erleichterung des freiwilligen Eintritts in das Heer, aufrecht. Ihre innere Berechtigung haben sie in der alten Germanenvorliebe für den Waffenschmuck, und es wäre ein großes Unrecht, wenn man diese künstlich und gewaltsam verbannen wollte. Sie ist ebenso berechtigt wie andere Äußerungen des Jugendmutes.

Nach dem Muster der Berliner Jugendwehr bildete sich eine solche in Hannover, bei der sich die leitenden Volksschullehrer, denen ausgewählte aktive Unteroffiziere beigegeben wurden, vortrefflich bewährt haben. Es wird dort militärisch geturnt, wenig exerziert, geschwommen, gerudert und Sanitätsdienst geübt. Auch Kiel und eine Reihe anderer Orte besitzen ihre Jugendwehren. Sie sind im Begriffe, einen Kartell miteinander zu schließen.

Weit verbreitet sind auch die „Wandervögel", „Wanderbund", „Wanderlust", deren fröhlichen Scharen wir an freien Tagen oft auf ihren Ausflügen begegnen. Sie pflegen den für den Großstädter sonst so spärlichen Verkehr mit der freien Natur und liefern dereinst dem Heere tüchtige Marschierer, die durch ihre Lieder den Zug der Truppe beleben — unzweifelhaft ein guter Dienst, den sie ihr leisten. Allein nur Wandern, ohne anderen Zweck als die Bewegung im Freien, ermüdet am Ende den Geist und läßt das Interesse erlahmen. Übung der Sinne, Anregung der auch dem Soldaten so wichtigen Phantasie und Weckung der Intelligenz muß hinzukommen, um Lebensfähiges zu schaffen.

Der „Jugendsport in Wald und Feld" verfolgt fast die gleichen Ziele wie die Pfadfinderbewegung. Auch diese Vereinigung stärkt die Naturerkenntnis, die uns mehr und mehr abhanden kommt. — „Wie viele Turner und Fußballspieler mag es wohl geben, die den Roggen nicht vom Hafer zu unterscheiden verstehen und von den einfachsten Grundlagen des uns alle ernährenden landwirtschaftlichen Betriebes keine Ahnung haben." Daß der Sport einseitig wirkt und uns daher für die nationalen Zwecke und Ziele allein nicht genügt, wird trotz aller Vorliebe, die man ihm heute entgegenbringt, nicht mehr zu bestreiten sein.

An der Küste haben sich die jugendlichen Strandkompanien gebildet.

Überall im Vaterlande regt es sich. Die Vereine sprossen wie die Frühlingsblumen aus dem Boden. Die Teilnahme an einer das Volk verjüngenden, harmonisch gestalteten Jugenderziehung, die sich noch vor dreißig Jahren nicht einstellen wollte, ist heute gekommen, und wenn sie andauert,

wird man dereinst einen neuen Abschnitt in der friedlichen Geschichte unseres Vaterlandes danach bezeichnen können. Daß es solange gewährt hat, ist zu beklagen. Seit jener Zeit, da die ersten Regungen dämmerten, hat die tatkräftige Agitation der Sozialdemokratie an 360 Orten Jugendausschüsse gebildet; sie verfügt in 105 derselben über Jugendheime, in 70 über Bibliotheken. Ihre Flugblätter werden in einer Auflage von rund ½ Million Exemplaren an die aus der Schule entlassenen Kinder verteilt, ein Liederbuch in 30000[1]. Das Verbandsorgan „Arbeiter-Jugend" hat das erste halbe Hunderttausend von Abnehmern schon seit geraumer Zeit überschritten. Das beweist, wieviel sich hätte leisten lassen, wenn zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit der Umbildung unserer Jugenderziehung begonnen worden wäre.

Und doch mag der Verzug auch seinen Nutzen gehabt haben. Die grundlegenden Gedanken konnten sich seitdem klären.

Die Einsicht, daß es sich nicht um ein Sonderinteresse, nicht um eine Pflege des der Einbildung vorschwebenden Schreckgespenstes „Militarismus", sondern um eine große nationale, alle Kreise und alle Berufsstände gleichmäßig angehende Bewegung handelt, hat sich verbreiten können. Der Boden ist für die Saat, wie der Landwirt es nennt, „gar" geworden.

Das bunte Neben- und Durcheinander der keimenden Verbindungen für die Jugendpflege ist eine echt deutsche Erscheinung und darf keine übertriebene Besorgnis erregen. Freilich ist die Zersplitterung eine Schwäche, und sie ist es ja auch politisch für Deutschland lange trübe Jahrhunderte hindurch gewesen. Aber man soll nicht übersehen, daß die vielverrufene Kleinstaaterei für die Entwicklung der deutschen Kultur Erhebliches geleistet hat. Sie bewahrte uns davor, auf ein einziges Zentrum für deutsches Geistesleben beschränkt zu bleiben, sondern gab uns deren eine ganze Reihe in ihrer Art gleichberechtigte. Wäre ein straffer Einheitsstaat auf deutschem Boden schon in frühem Mittelalter entstanden, so hätten wir heute neben der Reichshauptstadt keine Hansa-Großstädte, auch kein München, Frankfurt, Stuttgart, kein Weimar und Jena mit ihrer Sonderbedeutung. Die deutsche Eigenbrödelei beschränkt und begrenzt nicht nur; sie entwickelt auch; sie bildet die Talente in der Stille. Die eigentümliche Begabung der einzelnen deutschen Stämme kann sich in ihr geltend machen und Blüten treiben. Freilich soll das Ziel bei allen das gleiche sein, die Verjüngung und Kräftigung des Vaterlandes. Sie mögen nach dem Worte Scharnhorsts, das unser Moltke so herrlich in die Praxis übertragen hat, getrennt marschieren, sollen aber vereint schlagen.

Der Augenblick der Zusammenfassung der Bestrebungen aller gleichartigen Jugendpflege — Organisationen durch ein einheitliches Band zu einem vereinten „Jung-Deutschland" scheint nahe zu sein, seit der Staat die Sache in seine Hand genommen hat.

Die letzte Thronrede bei Eröffnung des Landtages hat die große Wichtigkeit der Frage offen anerkannt, die Bereitstellung von Mitteln zu ihrer

[1] Hauptmann a. D. v. Graevenitz, Das militärische Element in der Jugendbildung.

Lösung verheißen und damit eine neue Bahn eröffnet. Es ist mit der Gewährung eines Kredits von 1 Million Mark für die Zwecke der Jugendpflege ein ähnlicher Schritt getan worden, wie ihn Frankreich 1881 tat. Mag das genügend erscheinen oder nicht; der Anfang ist gemacht, und vor allem durch die staatliche Zustimmung zu den privaten Bestrebungen ein wichtiges Hindernis für zahlreiche Kräfte beseitigt worden, die sich betätigen möchten, aber bis dahin noch zweifelnd beiseite standen.

Ein Erlaß des Unterrichtsministers vom 18. Januar 1911 bildet die Grundlage für die künftige Ordnung der Jugendpflege. Er ist an die Regierungspräsidenten gerichtet und seine Einleitung wichtig genug, um sie wörtlich anzuführen:

„Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Veränderung der Erwerbsverhältnisse mit ihren nachteiligen Einflüssen auf das Leben in Familie und Gesellschaft hat einen großen Teil unserer heranwachsenden Jugend in eine Lage gebracht, die ihr leibliches und noch mehr ihr sittliches Gedeihen aufs schwerste gefährdet. Immer ernster wird daher die allgemeine Durchführung von Maßnahmen gefordert, welche dem heranwachsenden Geschlecht ein fröhliches Heranreifen zu körperlicher und sittlicher Kraft ermöglichen. Diese Forderung wird besonders dringend gerade auch von solchen erhoben, welche selbst seit geraumer Zeit sich um die Pflege der Jugend verdient gemacht und eigene Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt haben.

„Auch die Königl. Staatsregierung betrachtet die Jugendpflege wegen ihrer hohen Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart."

Bei ihrem Aufbau soll jede bureaukratische Schablone verbannt, das Ergebnis der privaten Tätigkeit aber in seinen verschiedenen Formen bereitwillig aufgenommen und benutzt werden. Freieste Bewegung ist allen Kräften gestattet, die sich an der Arbeit beteiligen wollen. Stadtverwaltungen, Schuldeputationen und auf dem platten Lande die Kreisverwaltungen werden in erster Linie zur Betätigung aufgefordert. „Das Werk der Jugendpflege bedarf aber vor allem des Wohlwollens und der opferwilligen Mithilfe aller Vaterlandsfreunde in allen Ständen und Berufsklassen." Es soll sich im wesentlichen im Anschluß an das öffentliche Schulwesen, die Fortbildungsschulen oder Volks- und Mittelschulen vollziehen.

In den Städten sollen „Ortsausschüsse für Jugendpflege" gebildet werden, auf dem Lande „Kreisausschüsse", welche Kräfte ausfindig zu machen haben, die fähig und bereit sind, „der eigentlichen Hauptarbeit, dem persönlichen Dienst an der Jugend" sich zu widmen. „Die richtige Wahl ist hier für den Erfolg entscheidend."

Den Ausschüssen fällt es zu, die erforderlichen Mittel, Plätze, Räumlichkeiten für den Betrieb des Jugendpflegedienstes zu beschaffen, die in ihrem Bereiche schon vorhandenen Vereinigungen zusammenzufassen, Reibungen zu verhüten und gemeinsames Wirken bei allen Veranstaltungen herbeizuführen.

Die weitere Förderung soll im Regierungsbezirk ein „Bezirksausschuß" unter Leitung des Regierungspräsidenten übernehmen, in dem sich die in den

einzelnen Zweigen der Jugendpflege hervorragend erfahrenen oder für ihre Verbreitung besonders einflußreichen Persönlichkeiten vereinigen.

„Zu den wichtigsten Aufgaben des Bezirks-Pflegeausschusses wird es gehören, die erforderlichen Mittel beschaffen zu helfen, in allen Kreisen und Ständen der Bevölkerung Verständnis und werktätige Teilnahme für die Jugendpflege zu wecken, als für eine nationale Aufgabe ersten Ranges und als unabweisbare Pflicht vornehmlich auch der oberen Schichten der Gesellschaft." Sie sollen die örtlichen Organisationen durch besonders erfahrene Personen, Turn- und Spielpfleger, Büchereikundige mit Rat und Tat unterstützen und zur persönlichen Arbeit an der Jugend geeignete und bereite Männer für ihre Aufgabe noch besonders ausbilden lassen.

Innerhalb der Ausschüsse beider Stufen sind Arbeitsausschüsse zu bilden.

Die bewilligten Staatsmittel sollen zur Aushilfe für neue Vereinsgründungen und Erweiterung der alten, nicht als alleiniges Grundkapital für diese Zwecke dienen. Es ist nicht zu leugnen, daß der so entworfene Grundriß für das gesamte künftige Jugendpflegesystem sich von bureaukratischer Beimischung fern hält, der Selbstverwaltung und der eigenen Initiative der Nation die nötige Freiheit gewährt.

Ob die für alle Leistungen streng beachtete Freiwilligkeit der Beteiligten sich bewähren wird, muß abgewartet werden. Ein wenig war der Deutsche es bisher noch gewöhnt, regiert und bevormundet zu werden, auch sanften Zwang zu fühlen, wenn er sich in Bewegung setzen sollte. Allein der nationale Sinn ist in den letzten Jahrzehnten erstarkt und wird dessen vielleicht nicht mehr bedürfen.

Der Verfügung an die Regierungspräsidenten sind vortreffliche Grundsätze und Ratschläge für die praktische Handhabung der Jugendpflege hinzugefügt. Die Arbeit daran ist ehrenamtlich. In erster Linie kommt die aus der Schule entlassene Jugend bis zum Eintritt ins Heer oder bis zum 20. Lebensjahre in Betracht. Es wird angeraten, sie in zwei Altersklassen von je drei Jahrgängen zu trennen und begabte Mitglieder der älteren schon in der jüngeren lehrend und führend mitarbeiten zu lassen.

Die Beschaffung eines freundlichen Heims zur Sammlung der Jugend soll in erster Linie stehen, denn gerade daran fehlt es vielen der aus der Schule Entlassenen, die, Zerstreuung für die Freizeit suchend, der Straße mit allen ihren Verführungen verfallen, dem Alkoholismus und noch ärgeren Übeln. Die Heime werden Schreib-, Lese-, Spiel- und Erholungsgelegenheiten bieten. Jugendbüchereien, Einrichtung von Musik-, Gesangs-, Lese- und Vortragsabenden, von Aufführungen und edlerer Geselligkeit aller Art werden empfohlen, desgleichen die Ausnutzung der volkstümlichen Bildungsgelegenheiten, wie der Museen, Denkmäler und Sehenswürdigkeiten. Doch soll die Freude und das Vergnügen nicht der alleinige Zweck der Veranstaltungen sein, sondern der Jugend soll dauernder Gewinn an Leib und Seele zuteil werden.

Den Leibesübungen ist der nötige Raum und die hinreichende Gelegenheit zu gewähren. Neben dem Turnen sind volkstümliche Übungen aller Art, Bewegungsspiele, Wanderungen, Schwimmen, Eislauf, Rodeln, Schneeschuhlaufen anzuregen, jede Gelegenheit zur Pflege der Heimatliebe zu ergreifen.

Auf die trefflichen Winke in der Anleitung für das Knabenturnen ist hingewiesen; der Satz über die Wanderungen wörtlich angeführt:

„Diese sollen vor allem zum bewußten Sehen erziehen, einen frischen, fröhlichen Sinn wecken, Freude an der Natur, an der Heimat und an der Kameradschaft gewähren und Ausdauer verleihen.

„Daneben ist z. B. auf der Rast zum Fernsehen, zum Schätzen von Entfernungen und der auf die Wanderung verwendeten Zeit, zum Zurechtfinden im Gelände und zur Beurteilung des letzteren anzuleiten.

„Gelegentlicher frischer Gesang von Turn-, Wander- und Vaterlandsliedern erhöht die Freude und Ausdauer der Teilnehmer."

Von der Stärkung der Wehrkraft durch die Jugendpflege spricht der Erlaß nicht unmittelbar. Aber die Grundsätze und Ratschläge betonen die erziehliche Wirkung der Darstellung des Heldentums jeder Art. Auf die begeisternde Wirkung der Kriegsgeschichte wird hingewiesen, zumal wenn das Persönliche dabei in rechter und lebenswahrer Weise hervorgehoben, das Einzelschicksal des Tapferen auf dem in allgemeinen Umrissen gezeichneten Hintergrunde der großen Ereignisse geschildert ist. Mehr bedarf auch die Vorbereitung für den Heeresdienst nicht.

Die Elemente für eine zweckmäßige Regelung der Jugendpflege sind jedenfalls in der grundlegenden Verfügung vom 18. Januar 1911 vereinigt, und es bedarf nur einer tatkräftigen Durchführung, um zum Ziele zu gelangen. Schnell wird und kann das nicht gehen; denn das Programm ist reichhaltig, und es gilt, erst die große Masse der Gebildeten dafür zu erwärmen, damit die zur Durchführung notwendigen reichen Mittel durch den Gemeinsinn des wohlhabenden Teiles unseres Volkes flüssig werden.

Sodann wird mit der Zeit ein Zusammenfassen der in gleicher Richtung gehenden Bestrebungen sich als eine innere Notwendigkeit herausstellen, soll der gemeinsame Zweck, Erstarkung der Volkskraft, und damit auch Erstarkung der Wehrkraft, erreicht werden.

Mit einem Unterschiede zwischen beiden Begriffen muß zunächst gründlich aufgeräumt werden; er besteht nur in der Einbildung und ist auch nur geschaffen worden durch kurzsichtigen Parteigeist. Jedes gesunde Volk ist auch wehrtüchtig, jedes wehrtüchtige gesund.

Der alte Jahn hat heute noch recht: „Das deutsche Volk wird seiner hohen Kulturaufgabe nur gerecht werden können, wenn seine Wehrhaftigkeit, die zugleich der Ausdruck seiner inneren Lebenskraft ist, auch in den kommenden Geschlechtern gesichert bleibt." Wir können sogleich Schenkendorffs Ausspruch hinzufügen: „Volkskraft und Wehrkraft sind eins."

Wer unter dem Palmenzweige des Friedensengels, der eben wieder vergessen hat, seine schützenden Fittige über das schwach bewehrte Tripolis zu breiten, von seligen Zeiten träumt, da Wolf und Lamm friedlich am Bache stehen, der wird trotzdem doch zugeben müssen, daß die Ertüchtigung unserer Jugend andere große Vorteile mit sich bringt. Noch einmal ist zu wiederholen, daß durch die harmonisch gestaltete, Körper und Geist gleichmäßig entwickelnde Erziehung der Jugend die Befähigung jedes einzelnen für das

Leben überhaupt gesteigert wird, daß also der nationalökonomische Wert des ganzen Volkes damit gewinnt. Auch diejenigen werden also auf ihre Rechnung kommen, die nur von „Werten" etwas wissen wollen.

Es handelt sich bei dem Gedanken an das Zusammenfassen natürlich nicht um Schaffung eines Oberbefehls. Wie die Jugendpflege die Anwendung „irgendeiner bureaukratischen Schablone" nicht verträgt, so wird ihr auch militärisch-hierarchische Gliederung und Abstufung nicht gut tun. Aber eine einheitliche Oberleitung, welche die zu erreichenden Zwecke und die geeigneten Mittel bezeichnet und alle Vereinigungen mit leichtem Zügel zum gemeinsamen Ziele lenkt, würde segensreich wirken. Jedenfalls scheint der Zeitpunkt nahe zu sein, da sich die Notwendigkeit ihrer Errichtung — nennen wir sie „Bundesleitung" — fühlbar machen wird.

Die Kartellbildung unter den jüngeren Jugendvereinen ist ein zweckmäßiger Anfang dazu, aber es gilt, sie zu verallgemeinern; denn nicht Pfadfinder oder Jugendwehr, nicht Wehrkraft, Wandervogel, Wanderbund und Wanderlust — sondern *das ganze Jung-Deutschland soll es sein*, das sich der Erstarkung der künftigen Volkskraft widmet.

Vor allen Dingen wird es sich darum handeln, nicht nur die mit dem Hinblick auf bewußte Steigerung der Wehrkraft neugebildeten Jugendvereinigungen zu einem Zusammenschlusse zu bewegen, sondern auch die älteren, längst bestehenden, zur Mitarbeit heranzuziehen. Dazu gehören die deutsche Turnerschaft, auch die christlichen Vereine, die Schulklubs, die Sportvereine, die unter ihrer Sportbehörde für Athletik einen Vereinigungspunkt besitzen. Einige davon überragen an Teilnehmerzahl die jüngeren Vereine erheblich.

Aufgabe der Bundesleitung würde es sein, die Tätigkeit der Betriebs-, Kreis- oder Ortsausschüsse in der Nutzbarmachung der schon von den staatlichen und auch von anderen Verwaltungen getroffenen oder in Verbindung mit den Fortbildungsschulen entstandenen Einrichtungen zu unterstützen. Nicht überall besteht die hinreichende Kenntnis von dem Vorhandensein dieser Einrichtungen, und eine zentrale Nachrichtenstelle fände gewiß viel Anklang.

So rege es jetzt auch schon hergeht, sind doch noch bei weitem nicht alle Teile des Vaterlandes gleichmäßig von der Notwendigkeit wohlgeordneter Jugendpflege durchdrungen. Dort würde einzugreifen sein, um die Lücken durch Vermittlung zu füllen.

Das Amt der Bundesleitung wäre es auch, die Zersplitterung der Kräfte und Mittel durch das gleichzeitige Bestehen mehrerer Vereinigungen an demselben Orte oder in demselben Bezirke zu verhüten, die, im großen dem einheitlichen Ziele entgegenstrebend, sich doch wegen untergeordneter Verschiedenheiten ohne einen höheren Einfluß nicht verschmelzen lassen. Die deutsche Eigenbrödelei wird sich noch lange geltend machen und muß in ihren Wirkungen gemildert werden. Schon jetzt bemüht sich der Pfadfinderbund erfolgreich in dieser Hinsicht.

Auch die Beschaffung von Mitteln, um namentlich den ärmeren Landesteilen bei ihren Schöpfungen für Jugendpflege zu helfen und in deren Ergebnissen annähernd überall gleich Brauchbares zu erreichen, fiele der Bundesleitung zu.

Sodann kann sie regelnd auf den Betrieb einwirken, um die Harmonie zwischen den verschiedenen Zweigen der Jugendausbildung aufrechtzuerhalten. Es wird, in den besten Absichten für die vermeintliche Stärkung der Wehrkraft, hier zu viel, dort zu wenig getan, tatsächlich Unnötiges oder Unwirksames bevorzugt, das Wichtige mißverständlich vernachlässigt. Das Innehalten des richtigen Maßes in den Anforderungen an die Kräfte der Jugend bei Übung und Spielen bedarf einer sachkundigen Regelung. Auf der anderen Seite erwecken Nachrichten über die an einer Stelle erreichten guten Leistungen den Eifer an der anderen.

Die Vermittlung zwischen den Vereinen und den Staatsbehörden wird notwendig werden. Unmöglich können diese beim Anwachsen der Zahl der privaten Vereinigungen auf die Dauer mit allen einzeln verhandeln.

Endlich würde die Bundesleitung die wertvolle Mithilfe der Armee einheitlich in Anspruch nehmen können. Der Bann, der ehedem auf dieser lastete, ist glücklicherweise gebrochen; im Westen und Süden ist ihre Beteiligung am Werke der Jugendpflege schon eine sehr lebhafte, weniger ist dies im kühleren und steiferen Norden der Fall. Ethik und soziale Gepflogenheiten sind nicht überall in den deutschen Gauen dieselben, und das ist durchaus natürlich. Wir alle sind Kinder des Bodens, auf dem wir wachsen, und nicht nur sämtlich durch irgendeine Schwäche mit unserer Zeit, sondern auch durch irgendeine Eigentümlichkeit mit unserer Heimat verbunden. Aber wenn die Zurückhaltung einmal überwunden ist, dann pflegen die kälteren Temperamente durch Nachhaltigkeit zu ersetzen, was ihnen an Feuer gefehlt hat. Da wird es anzuleiten und anzuregen geben. Das Kriegsministerium hat längst und wiederholt seine Bereitwilligkeit, für die Jugendpflege einzutreten, kundgetan.

Ohne Zweifel schlummern in der Armee, der Zahl sowohl als den Eigenschaften nach, wertvolle Kräfte, die zu Nutz und Frommen der Jugendpflege herangezogen werden können. Der Beruf unserer Offiziere ist es, junge Leute zu tüchtigen Männern und Soldaten heranzubilden. Die Rekruten, die wir ihnen anvertrauen, stehen dem Alter nach nicht allzuviel über den Jugendpflege-Jahrgängen; täglicher Verkehr gibt ihnen Erfahrung im Umgange mit Jugendlichen. Sie kennen die Bedingungen der Wehrhaftigkeit genauer als andere und stehen heute auf einer Bildungsstufe, die ihnen auch den Blick für die allgemeinen Bedürfnisse des Volkslebens eröffnet. Vor allen Dingen aber sind sie, wie die Lehrerschaft, überall im Lande verbreitet und zu haben, auch an einen alle Kräfte in Anspruch nehmenden Dienst gewöhnt.

Einen besonders wertvollen Bruchteil bilden die Offiziere des Beurlaubtenstandes, die im bürgerlichen Leben als Philologen wirken oder Berufen angehören, welchen die Volkserziehung nahe liegt. Ähnliches ist vom Sanitäts-Offizierkorps zu sagen.

Ohne Zweifel würde eine Bundesleitung für „Jung Deutschland" ein weites und segensreiches Arbeitsfeld finden; denn was hier angedeutet worden ist, kann natürlich nicht als erschöpfend angesehen werden.

Jedenfalls handelt es sich um eine nationale Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Lebenskraft und Lebensdauer des deutschen Volkes werden mehr

oder minder von ihrer Lösung abhängen. Der Eintritt Deutschlands in den großen Weltverkehr und in die Weltpolitik stellt neue Anforderungen an die lebende Generation und wird sie in erhöhtem Maße an die kommenden stellen. Der in der Geschichte bis jetzt ohne Beispiel dastehende Aufschwung, den unser Handel, unsere Gewerbtätigkeit, unsere hart kämpfende Landwirtschaft genommen hat, bedürfen, wenn ihre Blüte keine schnell vorübergehende sein soll, eines durch und durch gesunden Geschlechts; denn der Kräfteverbrauch hat sich im modernen Lebensgetriebe den Erfolgen entsprechend gesteigert.

Und doch sehen wir einstweilen leider eine Bewegung in umgekehrter Richtung sich entwickeln. „Die Verhältniszahl der Geburten zu der Bevölkerung sinkt stark und stetig." Sie soll in wenigen Jahrzehnten um ein ganzes Viertel zurückgegangen sein. Die mehr und mehr sich mindernde Tauglichkeit für den Kriegsdienst, die Einschränkung des Bruchteils der Gesamtbevölkerung, dem der Segen dieses Dienstes zuteil wird, der wachsende Hang zu Bequemlichkeit und Wohlleben, die fanatische Vergnügungssucht, wie sie allzu schnelles Steigen des Wohlstandes und der ungestörte Genuß in einer kriegsscheuen Zeit mit sich bringen -- sie alle zehren an der Volkskraft.

Die Gegenwirkung muß also allgemein und kräftig einsetzen, wenn diese Abwärtsneigung unserer Lebenskurve nur eine vorübergehende Wellenbewegung bleiben soll. Wir haben jetzt vierzig Jahre lang Frieden, und dieser Frieden wird möglicherweise noch geraume Zeit fortdauern. Die große Prüfung, die ein Krieg der nationalen Kraft immer bringt, wird sich vielleicht nicht so bald wieder einstellen; das schläfert die Kritik ein und erhöht die Vertrauensseligkeit, die uns glauben macht, wir wären noch so stark wie ehedem, während wir es tatsächlich nicht mehr sind.

Dahin darf und wird es unter keinen Umständen kommen. „Ein Staat verfault, der sich nicht um seine Jugend kümmert" [1]). Die uns benachbarten Länder, nicht bloß die Schweiz, sondern auch Rußland, Italien, Österreich und die nordischen Monarchien, haben früher damit begonnen als wir. Sie üben dabei zum Teil gesetzlichen Zwang aus, was Deutschland vermeidet. Um so mehr muß hier freiwillig und von allen Volksschichten geschehen. Parteiunterschiede haben dem großen nationalen Zwecke gegenüber zu schweigen. Eines jeden Volkes Zukunft beruht auf seiner Jugend und deren Erziehung durch die ältere Generation. In der deutschen Jugend liegen, wie die zahlreichen Einzelbestrebungen es beweisen, der beste Wille und treffliche Anlagen. Aber sie muß jetzt, wo Zwecke und Ziele mit der Zeit deutlich erkannt und die richtigen Grundlagen für die gemeinsame Arbeit gegeben sind, ihre Kräfte vereinigen zu einem großen, starken Bunde, dem alle jüngeren und älteren Jugendvereinigungen sich anschließen zu einem gut geleiteten Bunde Jung-Deutschland.

[1]) Richard Nordhausen, Das große Verderben.

Die Pſalmen.

Von
Hermann Gunkel.

Unter allen Büchern des Alten Teſtaments iſt vielleicht dasjenige, das dem geſchichtlichen Verſtändnis die größten Schwierigkeiten entgegenſtellt, das Buch der Pſalmen. Das iſt ein Urteil, das demjenigen, dem die altteſtamentliche Forſchung weniger bekannt iſt, ſeltſam erſcheinen wird; wie leicht ſcheint es, ein Lied wie etwa den ſchönen, gemütvollen Pſalm 23: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, oder das jubelnde Danklied Pſalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele“ im Innern nachzuempfinden! Aber auch der Laie wird deſſen bald inne werden, wie ſchwierig es iſt, die Pſalmen zu verſtehen, wenn er ſeinen Blick über die ihm vertrauteſten Lieder weiterſchweifen läßt; wie viele der Gedichte werden ihn als ein undurchdringliches Rätſel anſchauen! Und auch die Forſchung ſelber iſt hier vielfach noch in dem gleichen Falle. Wohl hat man ſich die Jahrhunderte lang um die Pſalmen bemüht und manches ſchöne Ergebnis davongetragen. Der Kritik iſt es gelungen, die Überlieferung über die Abfaſſungszeit der Pſalmen, die in den Überſchriften niedergelegt iſt und ſie — wie bekannt — meiſt von David ableitet, als im ganzen unglaubwürdig zu erweiſen. Die philologiſche Arbeit hat manche ſchwierige Stelle aufgehellt und manche verderbte gereinigt. In der letzten Generation iſt es, beſonders durch die genialen Entdeckungen des Germaniſten Eduard Sievers, gelungen, die hebräiſche Metrik wiederzufinden und ſo die innere Gliederung der Pſalmen zu erkennen. Aber — man muß es offen geſtehen — ein ſicheres geſchichtliches Verſtändnis dieſer Gedichte iſt noch immer nicht erreicht worden. Noch ſtehen ſich bei der Erklärung der Pſalmen, und durchaus nicht nur immer der ſchwierigeren Pſalmen, die Meinungen der Forſcher ſchnurſtracks entgegen. Iſt doch ſelbſt eine ſo grundlegende Frage wie dieſe, ob das „Ich“, das in dieſen Liedern ſo oft auftritt, im eigentlichen Sinn als der Dichter oder im übertragenen als eine Perſonifikation Iſraels oder Zions zu verſtehen ſei, noch immer nicht erledigt. Beſonders aber iſt eine ſichere Chronologie der Pſalmen bisher nicht gegeben worden: noch ſtreiten ſich diejenigen, welche dieſe Lieder im ganzen der ſpäteren und ſpäteſten Zeit zuſchreiben wollen, mit denen, die kein Bedenken haben, die Entſtehung dieſer Dichtungsart in die Zeit vor der babyloniſchen Gefangenſchaft anzuſetzen. So iſt denn auch die eigentliche und letzte

Arbeit, welche die Forschung auf diesem Gebiete hat, eine Geschichte dieser ganzen religiösen Dichtung zu geben, nicht getan, ja, kaum versucht worden. Man wird gut tun, die Vorfahren, die uns diese Probleme unerledigt hinterlassen haben, nicht zu schelten. Denn wirklich sind die Schwierigkeiten, welche dies alles bisher verhindert haben, groß genug. Sie bestehen vor allem darin, daß uns eine innere Ordnung der Psalmen nicht überliefert ist: in der Sammlung des Psalters steht jedes Lied für sich allein, ohne daß wir das Recht hätten, es mit dem vorhergehenden oder dem folgenden zusammenzunehmen; mit welchem zusammen es zu verstehen ist, darüber besitzen wir also keine anderen als nur innere Gründe, und doch gibt es in der Wissenschaft erst dann ein sicheres Verständnis, wenn man die Dinge in ihren Zusammenhang gesetzt hat. Und ferner, eine wirkliche Überlieferung über die Abfassungszeit der Psalmen besteht nicht; die in den Überschriften enthaltene ist — wie wir schon bemerkten — im allgemeinen als unecht und spät erwiesen.

Die Hauptaufgabe der Psalmenforschung wird es daher in der Gegenwart sein, diejenigen Zusammenhänge unter den einzelnen Liedern zu entdecken, die uns von der Tradition nicht geboten werden, nach diesen inneren Zusammenhängen dann die Gedichte zu ordnen, um so ein gesichertes Verständnis der Psalmen zu gewinnen und schließlich — dies muß uns als letztes Ziel vorschweben — die Geschichte der ganzen Dichtungsart zu schreiben.

Die Hauptvorarbeit aber dazu wird sein, eine Übersicht über das ganze uns überlieferte Material zu geben. Denn nur dann können wir die Hoffnung haben, zum vollen Verständnis der Psalmen vorzudringen, wenn wir alle Psalmen, wo immer sie uns begegnen, überschauen. Einem solchen, für die Wissenschaft selbstverständlichen Versuche ist bisher die Lehre von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift sehr häufig hinderlich gewesen. Zwar ist diese Lehre, wenigstens in dem Sinne, in dem sie eine Vorzeit gefaßt hat, längst überwunden; aber man weiß ja, daß auch derjenige ein Sklave sein kann, der seiner Ketten spottet, und daß längst widerlegte und eigentlich von niemand mehr festgehaltene Dogmen noch lange Zeit hindurch unbemerkt nachwirken können. Nun ist es in der Epoche, da die alte Inspirationslehre noch herrschte, Sitte gewesen, jedes biblische Buch als eine besondere göttliche Offenbarung für sich zu behandeln; und diese Sitte besteht, wenigstens für den Psalter, noch jetzt. Noch immer erklärt man dies Buch ganz gewöhnlich, ohne sich dabei um die Lieder, die nicht gerade in ihm selber stehen, viel zu bekümmern. Wir aber müssen zunächst fragen: gibt es noch andere Gedichte, die nicht im Psalter enthalten, aber den Psalmen verwandt sind? Dabei ist es uns zunächst ganz gleichgültig, ob diese Lieder im Kanon oder außerhalb des Kanons, ob sie in Israel oder außerhalb Israels überliefert sind, wenn sie nur wirklich innere Verwandtschaft mit den Psalmen zeigen.

Auf diese Frage aber erhalten wir ohne weitere Überlegung eine außerordentlich reichhaltige Antwort. Den Verfassern der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments war die erfreuliche Wirkung wohlbekannt, die der Fluß schöner Verse macht, wenn er die nüchterne Prosa unterbricht. Daher haben sie es geliebt, an Stellen, die ihnen passend erschienen, den Helden ihrer Er-

zählungen Lieder in den Mund zu legen; so ist uns das „Meerlied" des Mose (II. Mose 15), das Danklied der Hanna (I. Sam. 2), des Jonas (Jon. 2) und des Hiskia (Jes. 38) erhalten; noch in den Apokryphen lesen wir die Lieder des Tobias (Tob. 12) und der Judith (Jud. 16), und selbst im Neuen Testamente die Lieder der Maria und des Zacharias (Luk. 1) u. a. m. Nun kann es zwar nicht zweifelhaft sein, daß diese Lieder zumeist — die genannten sämtlich — nicht von den Personen, denen sie zugeschrieben worden sind, herstammen. Dennoch sind sie für die Erforscher der Psalmen ein köstlicher Schatz, sind sie doch diesen aufs nächste verwandt und könnten ebensogut im Psalter stehen.

Ferner enthält das Buch Hiob nicht wenige lyrische Stücke. Das Buch selber hat freilich seiner Gesamthaltung nach nichts mit den Psalmen zu tun, sondern enthält „Streitreden von Weisen", die miteinander über die höchste Weisheit hadern, und stellt diese Reden in eine Erzählung ein. Aber im einzelnen hat der Dichter vielfach Anleihen bei der religiösen Lyrik gemacht. Wenn er z. B. Hiobs ungeheuren Schmerz darstellen will, so hat er das nicht besser tun können, als indem er ihn „Klagelieder" singen läßt, wie sie sich sehr häufig unter den Psalmen finden; und will er Gottes majestätische Hoheit schildern, so hat er zum „Hymnus" gegriffen.

Besonders aber finden wir viele den Psalmen ähnliche Stücke in den prophetischen Büchern wieder. Zwar haben die Propheten Israels ursprünglich mit den Lyrikern ihres Volkes keine Verwandtschaft: ihre Aufgabe ist es vielmehr, die Zukunft, die Gott, wie sie glauben, ihren Augen enthüllt hat, und den Willen Gottes, der sich darin ausspricht, ihrem Volke zu verkündigen. Aber im Laufe einer längeren Geschichte sind die Propheten einem Teile ihres Wesens nach zu Lyrikern geworden. Wenn sie sich jenen so heiß ersehnten Tag vor Augen stellen, an dem Gott alle Widerstände niederschlägt und Israel die Freiheit wiedergibt, so denken sie auch an jenes herrliche Fest, das Gottes Volk, von aller Not befreit, dereinst feiern wird, und dichten im voraus das Jubellied, das die Gemeinde dann singen soll; ein solches Jubellied aber hat die Formen derjenigen „Hymnen", die uns auch im Psalter entgegentreten. Oder wenn sie der Klage ihres Volkes in seiner gegenwärtigen Not und seiner Sehnsucht nach Erlösung einen recht ergreifenden Ausdruck geben wollen, dann stimmen sie ein „Klagelied" an, wie sie sonst die Gemeinde zu singen pflegt, und wie sich deren auch im Psalter finden. Besonders ist Jeremia eine zu reiche Natur gewesen, als daß er sich nur in den altererbten prophetischen Formen hätte aussprechen können, und während die anderen Propheten über ihr eigenes inneres Leben meistens Stillschweigen beobachten, hat er sich getrieben gefühlt, sein vielbedrängtes Herz vor seinem Gotte auszuschütten. Verhöhnt und verfolgt, oftmals dem Tode nahe, hat er seinen Schmerz und seine Hoffnung in ergreifenden Liedern ergossen, die sich hin und her in seinem Buche finden und in der Formensprache den „Klageliedern" des Psalters gleichen.

Man nehme noch hinzu das Buch der „Klagelieder Jeremiae", von denen Kap. 1, 2, 4 „Leichenlieder" sind und zu den Psalmen keine Be-

ziehung haben, während Kap. 3 und 5 „Klagelieder' darstellen und den Dichtungen des Psalters verwandt sind.

Ein besonders reiches Material bieten uns die Apokryphen[1]) und überhaupt die spätere Zeit; da finden wir die schon erwähnten Psalmen des Tobias und der Judith, lyrische Stücke in dem 1. Makkabäerbuche und besonders in der Spruchsammlung des Jesus Sirach, die uns seit einiger Zeit auch aus dem Hebräischen bekannt ist. Aus der Zeit des Pompeius besitzen wir eine ganze Psalmensammlung, die sogenannten „Psalmen Salomos", einst hebräisch geschrieben, uns in griechischer und jetzt auch in syrischer Übersetzung vorliegend. Und weiter Psalmen, ganz im alten Psalmentone, finden wir noch im Neuen Testament, bis in die Offenbarung Johannis hinein. Ja selbst die neuerdings gefundenen, griechisch geschriebenen und ins Syrische übersetzten „Oden Salomos", wohl aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert stammend und von einem „gnostisch" gerichteten Christen jüdischer Herkunft gedichtet, zeigen uns wiederum, wie die Psalmendichtung in den jüdischen Kreisen eine lange Nachblüte erlebt hat.

Aber noch weiter müssen wir den Gesichtskreis ausdehnen und uns auch in der Lyrik anderer antiker Völker umsehen, ob wir hier Ähnliches gewahren. Wir kennen seit mehreren Jahrzehnten die außerordentlich reiche Kultusdichtung der Babylonier und Assyrer, von der manche Erzeugnisse, was man längst erkannt, selten aber genugsam beherzigt hat, eine mehr als oberflächliche Verwandtschaft mit den biblischen Psalmen aufweisen[2]). Und neuerdings hat sich herausgestellt, daß auch Ägypten in der besten Zeit seiner Religion, als es dem semitischen Wesen offen stand und sich davon befruchten ließ, d. h. in der sogenannten Tell-Amarna-Zeit (im 15. Jahrhundert), eine bewunderungswürdige und der hebräischen nahestehende Psalmendichtung besessen hat[3]).

So hat sich vor unseren Augen das Bild gewaltig erweitert. Wir haben jetzt nicht mehr nur ein einzelnes biblisches Buch vor uns, sondern wir schauen, wenn auch von ferne, das Bild einer ganzen weitverzweigten Dichtungsart, die sich über mehrere Völker und über ganze Jahrtausende erstreckt; und das Problem ist jetzt dieses geworden, diese Dichtungsart und ihre Geschichte, die gewiß viel verschlungene Wege gegangen ist, zu beschreiben.

Und schon bei diesem ersten Schritte treten die kritischen Probleme in ein neues Licht. Denn die Psalmen des Psalters ihrer Zeit nach anzusetzen, mag schwierig genug sein. Für die außerhalb des Psalters stehenden psalmenartigen Gedichte aber haben wir zum Teil ganz sichere Angaben. Wir wissen, daß die ägyptischen und babylonischen Psalmen für Israel vorgeschichtlich sind. Wir können eine Menge der Psalmen, welche die Propheten gedichtet haben, manche bis aufs Jahr, chronologisch bestimmen. Und besonders genau kennen

[1]) Der Leser benutzt diese späteren Schriften am bequemsten in den von Kautzsch in Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegebenen „Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments". 1900.

[2]) Man unterrichtet sich über diese am leichtesten aus Heinrich Zimmern, Babylonische Hymnen und Gebete. 1905. Zweite Auswahl. 1911.

[3]) Vgl. Adolf Erman, Ägyptische Religion. Zweite Auflage. 1909. S. 77 ff

wir die nachkanonische Dichtung aus den Apokryphen und den „Pfalmen" sowie den „Oden Salomos". So vermögen wir also dies bereits mit aller Sicherheit zu sagen, daß die hier und da von Neueren geäußerte Vermutung, die Pfalmendichtung sei in Israel erst während des babylonischen Exils entstanden, durchaus unrichtig ist. Dies folgt zunächst aus der längst vor Israel blühenden ägyptischen und babylonischen Lyrik, die mit der israelitischen doch irgendeine Verbindung haben muß. Es würde doch sehr sonderbar sein, wenn die ausländische Dichtung so uralt, die entsprechende israelitische aber ganz jung sein sollte. Und alle Zweifel über das Alter der Pfalmendichtung Israels müssen verstummen, wenn wir das Alte Testament selber betrachten. Bereits die ältesten Gedichte, die wir aus Israel besitzen, reden eine den Pfalmen ähnliche Sprache. Das älteste Stück der hebräischen Literatur, das Lied der Miriam (2. Mose 15, 21) ist seiner Form nach ein „Hymnus", wie er in den Pfalmen sehr häufig ist; das Deboralied beginnt wenigstens in hymnischer Form (Richter 5, 3); und das Lied der Saraphen bei Jesaias (Jes. 6, 3) entspricht wiederum völlig einer bestimmten Hymnen-Art. Auch die Vermutung, die man vielfach aufgestellt hat, daß viele der Pfalmen oder wenigstens einige aus der Zeit der Makkabäer stammten, kann nun auf ihre Richtigkeit geprüft werden. Denn wir besitzen jetzt in den aus dieser späteren Zeit erhaltenen außerkanonischen Gedichten einen sicheren Maßstab und sind also imstande zu vergleichen. Das Ergebnis dieser Prüfung sei hier gleich vorausgenommen; es ist dieses, daß die sicher aus spätjüdischer Zeit stammenden Lieder sämtlich ganz anders als diejenigen sind, die man im Psalter für makkabäisch gehalten hat, daß sich also die bisher von vielen gebilligte Behauptung im allgemeinen nicht bestätigt.

Aber nachdem sich uns das Material so gewaltig erweitert hat, dringt nun sofort die weitere Frage auf uns ein, wie in diesem vielverschlungenen Stoffe für Ordnung zu sorgen ist. Die nächste Aufgabe ist, in dieser wirr und kraus durcheinander grünenden und blühenden Wildnis die ersten Walwege zu schlagen. Oder, um es in einem anderen, die Sache besser bezeichnenden Bilde zu sagen, wir sollen für die Literaturgeschichte der Pfalmen dieselbe Arbeit tun, die Linné für die Botanik geleistet hat. Natürlich ist es, daß es dabei mit der ästhetischen Nachempfindung nicht allein getan ist. Die Freude an den bunten Blumen macht den Botaniker nicht aus. Und ebensowenig kann es sich darum handeln, mit irgendwelchen beliebigen, von anderswoher, etwa aus der griechischen Literaturgeschichte uns vertrauten Maßstäben an die israelitische Literatur heranzutreten. Sondern wir müssen versuchen, dem gegebenen Stoffe seine eingeborene, natürliche Gliederung abzulauschen; dazu müssen möglichst einfache und sichere Grundbeobachtungen angestellt werden, wonach er sich wie von selber in Gruppen zusammenschließt.

Die erste Frage aber dabei muß diese sein: sollen wir zur Erklärung der Pfalmen nach den besonderen Erlebnissen einzelner großer Persönlichkeiten suchen oder nach den gleichbleibenden Erlebnissen ganzer Kreise? Handelt es sich hier vorwiegend um eine Kunstpoesie, die von wenigen hervorragenden Künstlern gepflegt worden ist, oder um Volkspoesie, an der viele zugleich gestaltet haben? Die Antwort ist mit der Frage zugleich gegeben.

Es ist über allen Zweifel deutlich, daß die meisten der Psalmen religiöse Volksdichtung sind. Der Beweis dafür ist, daß das rein persönliche, nur einmal in einem Individuum Gegebene in den meisten Psalmen sehr auffallend zurücktritt. Beispiele mögen das verdeutlichen. Wir besitzen im Psalter sehr viele „Klagelieder", in denen Leidende ihr Elend Gott schildern und um Hilfe bitten, und „Danklieder", in denen von Gott Gerettete dem Höchsten ihren Dank sagen. Hier hätte also der einzelne eine Stätte gehabt, wo er eine Fülle von Selbsterlebtem hätte aussprechen und sein persönliches Leiden sowie die Art seiner Errettung hätte schildern können. Aber wie wenig konkrete Einzelheiten erfahren wir wirklich in diesen Liedern! Fast immer wird das Erlebte, das als solches doch ganz konkret gewesen ist, nur in Bildern und allgemeinen Wendungen dargestellt. Nur aus sehr wenigen dieser Psalmen gewinnen wir wenigstens eine gewisse Anschauung vom Leben des Dichters. Darum sind sich diese Lieder auch so merkwürdig ähnlich, so sehr, daß wir das eine oft von dem anderen kaum zu unterscheiden vermögen, und daß, wer unvorbereitet an sie herantritt, leicht gegen diese schlichten Gebilde ungerecht werden könnte. Nun wissen wir zwar, daß alle Lyrik, um anderen verständlich zu sein, stark verkürzen muß. Aber hier liegt eine so bedeutende Verkürzung alles Persönlichen vor, daß sie z. B. in der modernen Lyrik stark auffallen würde. Und auch der Einwurf verfängt nicht, Israel sei nicht imstande gewesen, das Persönliche deutlicher auszusprechen. Man vergleiche nur die Psalmen mit dem wundervollen Leichenliede Davids auf Saul und Jonathan! David gibt eine Fülle konkreten Lebens: er nennt Saul und Jonathan mit Namen, er spricht in wehmütig-ergriffenen Worten von seiner Herzensliebe zu seinem Freunde. Die Psalmen aber nennen keinen einzigen Personennamen! Woher dieser auffällige Unterschied? Das ist der Unterschied der Dichtung des Volkes und der Kunstpoesie. In der Dichtung der großen Dichter tritt das Individuelle mit Macht hervor, in der des Volkes aber steht es bescheiden im Hintergrunde. Natürlich sind auch die „Volkslieder" von einzelnen gedichtet. Aber ein solcher Dichter aus dem Volke hat nicht den Ehrgeiz, ganz Individuelles auszusprechen, sondern er sagt nur das, was auch die andern ohne weiteres verstehen. Und nachträglich sind solche Lieder vom Volke aufgenommen, umgebildet und neu geschaffen und so zum gemeinsamen Ausdruck der Stimmungen eines großen Kreises geworden.

Damit hängt die Art der Kunst der Psalmen zusammen. Man kann unter uns nicht selten Urteile hören, welche die Schönheit dieser Dichtung über alles Maß erheben; und namentlich solchen sind diese Urteile geläufig, welche die Psalmen recht wenig lesen. Umgekehrt kann man bei den Psalmenforschern selber gelegentlich herabsetzende Urteile über sie vernehmen. Beides ist ungerecht. Die Psalmen machen zunächst — Ausnahmen, besonders in den Hymnen und in den Gedichten des Hiob sind zugegeben — gar nicht den Anspruch auf ästhetische Schätzung. Bei sehr wenigen hat man den Eindruck, daß der Dichter sich seiner Kunst bewußt gewesen ist. Sie sind nicht wie die buntfarbigen Blumen, welche die Kunst des Gärtners aufzieht, sondern wie die schlichten Kinder des Feldes, die man leicht übersieht und

die doch dem, der sie kennt und liebt, eine besondere, unbewußte Schönheit zeigen. Ohne Bild: nicht was große Dichter mit all ihrer Kunst gebildet, sondern was schlichte Männer des Volkes gebetet, das ist im Psalter zusammengestellt.

Wünschen wir also die Psalmen zu verstehen, so haben wir nach den Erlebnissen derjenigen Kreise zu fragen, die sie gesungen und sich an ihnen erbaut haben. Nicht geschrieben, sondern gesungen, nicht auf dem Papier, sondern im Leben haben wir uns diese Dichtungen vorzustellen. Bei welchen Gelegenheiten aber mögen solche Gedichte im Volke gesungen worden sein? Auf diese Frage läßt sich zunächst kaum eine andere Antwort geben als diese, daß die Psalmen in den Gottesdienst gehören. Im Gottesdienst der reformierten Kirche wie in der katholischen Messe haben sie noch jetzt ihre Stätte. Das spätere Judentum hat sie in seinem Kultus aufgeführt. Auch die babylonischen Psalmen gehören mit bestimmten kultischen Bräuchen zusammen. So werden wir die Vermutung — zunächst ist es nur eine Vermutung — wagen, daß die biblischen Psalmen irgendwie dem Gottesdienst entstammen. Von da aus würde denn auch auf die eigentümliche Formelhaftigkeit dieser Lieder ein helles Licht fallen; es sind — so dürfen wir zunächst annehmen — ursprünglich Formulare, wie sie beim Kultus gebraucht worden sind.

So werden wir darauf geführt, zunächst die Poesie im israelitischen Gottesdienst zu untersuchen. Der hebräische Gottesdienst besteht seit unvordenklicher Vorzeit aus allerlei Handlungen, die für Gott oder in Gottes Namen vollzogen werden. Da gibt es große gemeinsame Festfeiern, wozu die Menschen von nah und ferne pilgern, und bei denen die Gemeinde im uralten Tanzschritt durch das Heiligtum zieht. Oder in Zeiten der Not werden große Klagefeiern begangen, wo man vor Jahve fastet und betet. Und neben solchem öffentlichen Dienst gibt es auch Zeremonien privater Art: da stellen die Eltern ihr Kind Jahve dar oder beschneiden es am gesetzmäßigen Tage; oder der Büßer erscheint am Heiligtum und läßt sich vom Priester im Namen des Gottes entsündigen. Wir würden einen großen Raum brauchen, wenn wir alle diese heiligen Handlungen, von denen wir im Gesetz, aus mannigfachen Anspielungen der geschichtlichen Bücher und sonst erfahren, auch nur aufzählen wollten. Nur hören wir an vielen Stellen, daß diese heiligen Handlungen ganz gewöhnlich von heiligen Worten begleitet worden sind, die sie verdeutlichen und in ihrer Kraft verstärken sollten. Wir dürfen solche zusammengehörige Handlungen und Worte mit den christlichen Sakramenten vergleichen, bei denen ja gleichfalls zum sichtbaren „Zeichen" das Wort Gottes hinzutritt. Wenn z. B. eine Leiche auf dem Lande gefunden wird und der Täter nicht bekannt ist, so kommen die Ältesten der benachbarten Ortschaft zusammen, brechen einer jungen Kuh das Genick und sprechen dazu die Worte: „Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen und unsere Augen haben es nicht gesehen" (V. Mose 21). Oder wer den Fruchtkorb mit den Erstlingen oder die vorgeschriebenen Zehnten am Heiligtum abliefert, soll dazu bestimmte, vorgeschriebene Worte sprechen (V. Mose 26). Wenn die heilige Handlung des öffentlichen Gottesdienstes zu Ende ist, dann erhebt der Priester, am Altare stehend, die Hände über das Volk (Jes. Sir. 50, 20)

ganz wie es in unserm Gottesdienste noch immer geschieht und spricht dazu den alten, ehrwürdigen Priestersegen:

„Jahve segne dich und behüte dich!
Jahve lasse sein Antlitz leuchten
über dir und sei dir gnädig!
Jahve erhebe sein Antlitz auf dich
und gebe dir Frieden! (IV. Mose 6, 24 ff.)

Solche Worte, schon damals bestimmt formuliert und altererbt, haben nun ganz gewöhnlich poetische Form. So ist es ja in der Antike überall: alle Worte, auf die man einen besonderen Wert legt oder mit denen man gar eine bestimmte Wirkung zu erzielen denkt, sind rhythmisch gegliedert. Poetische Form tragen bei allen Völkern die Zauberworte, die Beschwörungen, die Orakel, die Liturgien. Diese Form aber tritt besonders da ein, wo sich eine ganze Gemeinde aussprechen will. Denn wie sollte ein großer Kreis von Menschen bestimmte Worte sprechen ohne rhythmische Bindung? Das ist ja der Grund, weshalb wir noch jetzt in unseren Kirchen den Gemeindegesang besitzen. Nun ist freilich jener Kultusgesang der Israeliten, gemäß der bei weitem größeren Naivität der alten Zeit und dem stärkern Temperament des Volkes Israel, weit von dem unsrigen verschieden. Die Menschen springen und tanzen dabei; rauschende Musik erschallt dazu: Flöte, Harfe und Zither geben die Melodie an, und der gellende Schall der Zymbeln schlägt den Takt. Solche Aufführung eines Kultusliedes beschreibt Ps. 42, 5[1]):

„wie ich dahin zog zur Hütte, tanzte
zum Hause Jahves,
mit lautem Jubeln und Danken,
dem feiernden Getöse."

Ganz gewöhnlich muß man bei solchen festlichen Gelegenheiten zur Musik und zum Gesang getanzt haben, wie wir denn auch sonst bei antiken Völkern dem Kultustanz nicht selten begegnen; man denke an Davids Tanz bei der Überführung der Lade auf den Zion. Einen derartigen Festesjubel eines begeisterten Volkes haben wir uns also vorzustellen, wenn wir die dazu gehörigen Kultuslieder verstehen wollen.

Nun haben wir unter dem gesamten, von uns oben zusammengestellten Material noch mancherlei Lieder, die sich uns ohne weiteres als Kultuslieder offenbaren. Andere können wir als Aufnahmen und Nachahmungen alter Kultusgesänge verstehen. Und schließlich finden wir in den geschichtlichen Büchern und den Gesetzen manche Stellen, in denen uns wenigstens die Situationen solcher Gesänge mitgeteilt werden. Versuchen wir diese zerstreuten Stoffe in ein Bild zusammenzufassen, so stellt sich uns die alte Kultusdichtung der Hebräer deutlich dar. Handlung und Lied werden uns zusammen mitgeteilt in den Liedern, die man beim Aufbruch und dem Niederlassen der uralten, nach der Überlieferung von Mose selber verfertigten Lade gesungen hat. Wurde diese am Morgen emporgehoben, um dem Volk voraus in den Streit zu ziehen, so sang man:

[1]) Eine Übersetzung und Erklärung der aus den Psalmen hier zitierten Texte findet der Leser in meinen „Ausgewählten Psalmen" (dritte Auflage), demnächst erscheinend.

„Erhebe dich, Jahve, daß deine Feinde zerstieben
und deine Hasser vor dir fliehen."

Wurde sie aber des Abends im Lager niedergesetzt, so sang man dazu:

„Setze dich nieder[1]), Jahve,
im Lager[2]) der Geschlechter Israels." (IV. Mose 10, 35.)

Solche Worte sind das Muster eines Kultusliedes: hier gehören Wort und Handlung so eng zusammen, daß eines nicht ohne das andere denkbar ist. Sehr deutlich schimmert die ursprüngliche Handlung noch hindurch in einem zweiten Ladengedichte, Ps. 24, 7 ff. Die Jahve-Lade, auf welcher — so dürfen wir vermuten — der Gott thronend gedacht wurde, verließ den Zion-Tempel, ihre gewöhnliche Wohnstätte, zuweilen, sei es im Kriege, wo sie als Palladium diente, sei es in der Festzeit, um dann an ihren Ort zurückzukehren. Wenn dann die Prozession, mit dem Symbol in ihrer Mitte, vor die altersgrauen Pforten des Heiligtums gelangt war, sang der Chor:

„Erhebt, ihre Tore, die Häupter,
erhebt euch, ihr uralten Pforten,
denn der herrliche König zieht ein!"

Auf der Lade, so dachte man, zieht der Gott-König selber in seine Wohnung. Dann aber kam von einem Gegenchor, im Namen der Tore, die Antwort zurück:

„Wer ist er, der herrliche König?"

Und wieder setzte der Chor der Einziehenden ein, indem er den Namen des Gottes nannte:

„Jahve, ein Streiter und Held,
Jahve, ein Held im Krieg."

Das Ganze wird dann wiederholt, wie denn die Wiederholung von jeher im Kultus ein beliebtes Mittel gewesen ist, erhabene Feierlichkeit auszudrücken; wir finden solche Wiederholungen schon im Altbabylonischen. Zum Schluß erschallt dann als letzter Trumpf der Kultusname des Gottes von Jerusalem, der Name, vor dem sich die Tore öffnen:

„Jahve Zebaoth,
das ist der herrliche König!"

Wir haben hier zugleich ein Beispiel gottesdienstlichen Wechselgesanges, der einst sehr beliebt gewesen sein muß und in den Psalmen und bei den Propheten viele Spuren hinterlassen hat.

Ein anderes Einzugslied ist z. B. Ps. 100, 1:

„Dienet Jahve mit Freuden,
kommt vor sein Antlitz mit Jauchzen."

Ein solches Lied müssen wir uns vorstellen von der Volksmenge mit brausendem Jubel gesungen, wenn sie am heiligen Tage Jahves Vorhöfe betritt. Und so stellt sich auch der Prophet den Jubel der letzten Zeit vor: dann strömt das erlöste und gereinigte Volk zum Heiligtum, und schon im voraus hört er ihr Jauchzen:

„Öffnet die Tore,
daß einziehe ein gerechtes Volk,
das die Treue wahrt." (Jes. 26, 2.)

[1]) schᵉba. [2]) bᵉribᵉoth (?).

So ist denn auch bei den Wallfahrten, die von den Dörfern, Städten, Landschaften gemeinsam unternommen wurden, gesungen worden:

„Wallfahrer ziehen durch das Tal
Mit fliegenden Standarten.
Hell grüßt ihr doppelter Choral
Den weiten Gottesgarten."

An solches Wallfahrerlied erinnert der Prophet (Jes. 30, 29).

„Das Lied soll euch sein
wie in der Nacht der Festesweihe,
und Herzensfreude
wie des Wallfahrers zum Flötenspiel,
zu kommen zu Jahves Berge,
zum Felsen Israels."

Und wenn der Prophet schildern will, wie sich einst die Heiden Jahve zuwenden, und wenn ihm dann konkret, wie er sich alles vorstellt, die Wallfahrt vor Augen tritt, welche die Neubekehrten zum Sitze des höchsten Gottes unternehmen, so vernimmt er zugleich das Wallfahrtslied, das sie dann anstimmen werden:

„Auf, laßt uns ziehn zu Jahves Berg,
zum Hause des Gottes Jakobs." (Jes. 2, 3.)

In der oben zitierten Stelle Jes. 30, 29 wurde auch von Liedern „in der Nacht der Festesweihe" gesprochen. In der Nacht, die dem heiligen Tage vorausgeht, hat man allerlei Handlungen begangen, in denen „das Fest geweiht" wird, und dazu hat man Jubellieder gesungen, die also unsern schönen Weihnachtsliedern verglichen werden können. Ein solches Vigilien-Lied ist noch erhalten:

„Preiset Jahve, alle Diener Jahves,
die ihr in den Nächten in Jahves Tempel steht." (Ps. 134, 1.)

Ein solches Lied scheint uns vielleicht allzu einfach zu sein. Aber nun nehme man hinzu den Zauber einer orientalischen Nacht, die ewigen Gestirne oder den hellstrahlenden Mond am hohen Himmel stehend, den Tempelbau in Fackelbeleuchtung glänzend, die Vorhöfe in tiefem Dunkel, das Lied aus zehntausend Kehlen gewaltig emporbrausend: ein unvergeßlicher Eindruck von Jahves Größe und Israels Einheit.

Aber vergessen wir dabei nicht unser wissenschaftliches Ziel. Wenn wir schließlich zu einer vernünftigen Anordnung der Psalmen kommen wollen, so wird es jetzt unsere Aufgabe sein, unter den Kultusliedern zu einer natürlichen Disposition zu gelangen. Diese Disposition aber ergibt sich aufs einfachste dadurch, daß wir sie je nach den verschiedenen Situationen, bei denen sie gesungen worden sind, zusammen ordnen. Wir unterscheiden danach vier Hauptgruppen.

Zunächst der Hymnus, das Loblied, hebräisch tehilla. Solche Hymnen werden am heiligen Tage beim festlichen Opfer an der heiligen Stätte aufgeführt. Hymnus und Opfer gehören so eng zusammen, wie zur festlichen Königstafel das Sängerlied gehört, das des Königs Taten preist und sein Herz erfreut. Solcher Hymnen sind uns eine so große Zahl überliefert, so daß wir über ihre geläufigen Formen wie über die Hauptthemata, die sie behandeln,

aufs allerbeste unterrichtet sind. Als Grundform und Urzelle dieser Dichtungsart ist zu betrachten das jedem Leser wohl bekannte „Halleluja", d. h. „preiset Jahve". Dieser „Ruf" versetzt uns in die urältesten Tage Israels, und, wie einst die Kreuzzugsritter mit dem Rufe „Kyrie eleison" in die Schlacht stürmten, oder wie die altrömischen Arvales zum Kultustanze „Triumpe" sangen, so entlud sich die Begeisterung des ältesten Israel für seinen majestätischen Jahve in dem „Halleluja". Man denke sich dies Wort in beständiger Wiederholung gesungen oder gerufen von einer gewaltigen Volksmasse unter ungeheurem Getöse. Als dann höhere Gesittung einen geordneten Kunstgesang hervorgebracht hatte, ist dies „Halleluja" als Refrain der Masse stehen geblieben; die Psalmentexte bezeugen uns noch, daß man es am Schluß der Hymnen anzustimmen pflegte. Aber auch die Hymnen selbst bewahren die Erinnerung daran, indem sie ganz gewöhnlich mit Worten wie: „Preiset, danket, singet, jauchzet Jahve" beginnen. Das ist die Form, die schon jenes uralte Miriamlied trägt. Nach solcher Einleitung preist dann der Hymnus die herrlichen Taten und Eigenschaften Gottes. Auch dies in bestimmten Formen, und zwar entweder, indem er dem Namen Jahves die einzelnen Ehrenprädikate in Participien, wofür im Deutschen Relativsätze stehen, hinzufügt; das klassische Beispiel dafür ist Ps. 103, 3 ff.:

„Der dir alle deine Sünden vergab,
der dich heilte von all' deinen Gebrechen,
Der dein Leben aus der Grube erlöste,
der dich krönte mit Gnade und Erbarmen."

Oder es werden selbständige Sätze gebildet, in denen Jahves Name das Subjekt ist; das schönste Beispiel ist Jes. 6, 3:

„Heilig ist Jahve Zebaoth,
alle Lande sind seiner Ehren voll."

Die Themata aber der Hymnen sind Jahves gewaltige Erscheinung in den Schrecknissen des Vulkans, Erdbebens, Sturmes und Gewitters, seine herrliche Wohnung im Himmel, von wo er erhaben auf alles Irdische herniedersieht, seine treue Sorge für Israel und seine Frommen, die Taten seiner Hand in den Tagen der Vorzeit, vor allem die Schöpfung und Ordnung der Welt. Als Beispiel solchen alten Kultushymnus nehme man Ps. 89, 10 ff.

„Du bleibst Herr, wenn das Meer sich empört,
wenn seine Wogen tosen, du bringst sie zur Ruhe.
Du hast Rahab wie ein Aas zertreten,
mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.

Dein ist der Himmel, dein die Erde,
die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
Nord und Süd, du hast sie erschaffen,
Tabor und Hermon jubeln deinem Namen."

Das Alter des Liedes zeigt sich auch daran, daß „Tabor und Hermon", die Jahve huldigen, darin erwähnt werden; das ist in ganz eigentlichem Sinne zu verstehen: Tabor und Hermon sind die Kultusstätten, an denen man solche Hymnen gesungen hat, Stätten, die dem späteren Judentum als abgöttisch galten. Der zitierte Hymnus gibt zugleich eine Probe dafür, wie

in diesen alten Gesängen mancherlei mythologischer Stoff enthalten war - Rahab ist das Untier des Urmeeres, von Jahves starker Hand in der Urzeit erschlagen und dann von ihm niedergetreten , wie denn auch die babylonischen und ägyptischen Hymnen, die in der Formensprache den hebräischen ähneln, von Anspielungen an die alten Mythen voll sind.

Aber nicht immer ist es Zeit zum Loben und Danken; es gibt eine Zeit, da man trauert und jammert. Neben den frohen Freudenfesten stehen die Trauerfeiern der Gemeinde. Wenn Mißwachs, Pestilenz oder Feindesnot das Volk plagt, hält man das Klagefest. Da versammelt sich wiederum die ganze Gemeinde an der heiligen Stätte, jetzt aber, um sich die Kleider zu zerreißen, zu fasten und zu weinen. Dann wird die Posaune geblasen, daß ihr Klang zum Himmel emporbringe, und laut ertönt das allgemeine Klagelied. So bestürmt ein ganzes leidenschaftliches Volk seinen Gott, daß er sich seiner erbarme. Wir haben in den Psalmen, in den prophetischen Büchern, auch in den Apokryphen und bei den Babyloniern eine Menge von Liedern, die wir uns ursprünglich bei solcher Landestrauer aufgeführt vorstellen können.

„Wie lange, Jahve, willst du ewiglich zürnen?
soll dein Eifer wie Feuer brennen?
Schütte deinen Grimm auf die Heiden aus,
die dich nicht kennen!"
„Dein Erbarmen komm uns eilends entgegen,
denn wir sind so schwach!" (Ps. 79, 5 ff.)

Seltener hören wir in alter Zeit von Kultusliedern, die der einzelne Fromme singt: eine Lücke, die sich aus der Beschaffenheit unserer ältesten Quellen, die entweder politische Geschichte erzählen oder sich - wie die Propheten vorwiegend für die Politik interessieren, leicht erklären läßt. Neuerdings freilich pflegt man zu bestreiten, daß es im Psalter solche Lieder des einzelnen überhaupt gebe, und hat - wie wir schon erwähnt haben - das „Ich" der Psalmen als eine Personifikation Israels deuten wollen. Ja, es ist von vielen Forschern die Behauptung aufgestellt worden, der einzelne habe in der alten Religion Israels überhaupt keine besondere Rolle eingenommen, sondern vor Jahve sei allein oder doch ganz vorwiegend das Volk in Betracht gekommen. Solche Meinungen aber haben nur laut werden können, weil man die Psalmen nicht in demjenigen Zusammenhange gesehen hat, in den sie - man vergleiche die obigen Ausführungen - gehören. Übersieht man aber das ganze außerhalb des Psalters vorhandene Material, so kann kein Zweifel sein, daß das „Ich" überall - von ganz wenigen gelegentlichen Personifikationen abgesehen - den Dichter selber bedeutet. Das folgt aus den „Ich"-Psalmen, die im Buche des Jeremias, des Hiob, des Jesus Sirach enthalten sind; das geht aus den Psalmen des Jonas, Hiskia, Manasse hervor, die von den Späteren, als sie die Lieder diesen Personen zuschrieben, individualistisch verstanden worden sind; nicht minder aus den babylonischen Gedichten, in denen zuweilen sogar die Stelle bezeichnet ist, wo der Beter seinen Namen nennen soll; und dies folgt zum Überfluß noch aus den biblischen Psalmen selber, in denen so inkonkret sie auch oft lauten -

doch eine ganze Fülle von Ausſagen auftritt, die nur auf einen einzelnen verſtanden werden können und die jeder allegoriſchen Deutung auf die Gemeinde ſpotten.

Zudem ſind wir noch imſtande, die Stellen im Gottesdienſte zu bezeichnen, bei denen es dem einzelnen Manne erlaubt war, ſein Lied zu ſingen. So hören wir vom Dankopferliede des einzelnen, hebräiſch toda. Wenn ein Menſch aus großer Not gerettet iſt, etwa der Verirrte, der glücklich das Ziel erreicht hat, der Gefangene, der befreit, und ganz gewöhnlich der Kranke, der wieder geſund geworden iſt, und nun ſeinem gnädigen Gott dankbaren Herzens ein Opfer bringt, ſo pflegt er an beſtimmter Stelle der heiligen Handlung ein Lied zu ſingen, in dem er ſeinen Dank abſtattet. Die Situation, die wir uns dabei zu denken haben, iſt dieſe: der Opfernde hat ſich vor dem Tempel niedergeworfen; die Menge der Verwandten, Bekannten und aller übrigen, die an der heiligen Mahlzeit des Dankopfers teilnehmen wollen, ſteht um ihn her. Er aber ſingt, noch vor dem Opfer ſelbſt, den „Heilsbecher" in der Hand, mit lauter Stimme ſeinen Pſalm

angeſichts des ganzen Volkes,
in den Vorhöfen des Jahve-Tempels,
in deiner Mitte, Jeruſalem! (Pſ. 116, 18 f.)

Das Hauptſtück des Liedes aber iſt die Erzählung des Singenden von ſeinem Geſchick. Dabei wendet er ſich an die Umſtehenden und redet ſie an: höret, wie es mir ergangen iſt, und danket Gott mit mir! Hauptteile dieſer Erzählung ſind der Bericht von ſeiner früheren Not, von ſeinem Gebet an Jahve und von ſeiner Errettung. Als Beiſpiel nehme man den Jonas-Pſalm (Jon. 2, 3 ff.):

„In meiner Angſt hab' ich gerufen
zu Jahve und er erhörte mich.
Aus der Unterwelt Schoße ſchrie ich,
du haſt mein Rufen vernommen."

„Als der Odem mir ſchon ausging,
gedachte ich Jahves;
mein Gebet drang zu dir
in deinen heiligen Tempel!"

Das in dieſem Liede hervortretende Bild, wonach der Betende einſt, in ſeiner Not, ſchon tot, ja ſchon in der Unterwelt ſelber geweſen iſt, ein Bild, das urſprünglich mythologiſcher Herkunft ſein mag, iſt auch ſonſt in dieſen Dankliedern ſehr geläufig, wie denn auch dieſe Gedichte einen ſehr feſten Stil zu haben pflegen.

Wie nun neben den Dankliedern des einzelnen die Hymnen des Volkes ſtehen, ſo würden den Klageliedern des Volkes Klagelieder des einzelnen entſprechen. Nun ſind zwar in der bibliſchen Überlieferung ſolche Lieder nicht enthalten; aber wir ſind dennoch imſtande, von ihnen ein ziemlich deutliches Bild zu entwerfen. Denn wir beſitzen im Pſalter ſowohl wie bei den Propheten, beſonders bei Jeremia, eine große Menge individueller Klagelieder nicht-kultiſcher Art, aus denen wir die ältere, gottesdienſtliche Form wiederherſtellen können; dürfen wir doch aus dem, was wir ſoeben geſehen haben, annehmen, daß auch dieſe „Klagelieder" einſt ein Stück des

Gottesdienstes gewesen sind. Die eigentümliche, immer wiederkehrende Situation der erhaltenen Lieder ist, daß der Betende durch eine todesgefährliche Krankheit geplagt wird. Nun wissen wir auch sonst, daß der alte Israelit in solcher Krankheit etwas unmittelbar Göttliches, einen „Schlag" der Gottheit gesehen hat. Daher kommt es, daß in Israel Krankenlieder religiöse Lieder sind. In solcher Not aber — so haben wir uns vorzustellen — ist der Leidende zum Heiligtum gegangen, um dort Heilung zu gewinnen. Denn dem antiken Semiten, der von einem Unglück betroffen ist — dem Israeliten nicht anders als dem Babylonier —, liegt der Gedanke nahe, daß die Gottheit ihm wegen einer Sünde zürnen könne. Darum kennt der Priester gewisse Zeremonien, in denen er dem Büßer auf sein Gebet hin die Vergebung seiner Sünde und damit die Heilung zuspricht, oder in denen dieser vor Gottes Antlitz seine Reinheit von schwerer Schuld bezeugen kann. Im ersteren Falle spricht der Büßer einen Bußpsalm. „Entsündige mich mit Ysop," so betet er, d. h. sprenge reines Wasser mit dem Sprengwedel über mich, „daß ich rein werde; wasche mich, daß ich weißer werde als Schnee" (Ps. 51, 9). Fühlt er sich aber frei von Schuld, so wäscht er feierlich die Hände und bezeugt damit seine Unschuld:

„Ich wasche in Unschuld meine Hände
und wandle dann um deinen Altar." (Ps. 26, 6.)

Wir erschließen also hier Situation und Handlung der älteren kultischen Lieder aus der Bildersprache späterer Psalmen; wissen wir doch, daß in den Bildern der Poesie vielfach urältestes Gut des Glaubens nachlebt. Daß diese Wiederherstellung aber das Richtige getroffen hat, beweist die sehr bedeutsame Parallele der babylonischen kultischen Klagelieder. Diese Lieder stimmen in der Formensprache mit den hebräischen so stark überein, daß sich jeder, der sie liest, unmittelbar an den Psalter erinnert fühlt.

„Weil du voller Erbarmen, such' ich deine Gottheit;
weil du barmherzig, harre ich auf dich.
Weil du gnädig blickst, schau ich auf dein Antlitz,
weil du voller Güte, trete ich vor dich hin.
In Treuen blicke auf mich, erhöre mein Rufen,
dein zorniges Herz werde still!
Löse meine Sünde, tilge mein Vergehen,
der Grimm deines göttlichen Herzens schwinde!"
„Ich girre wie eine Taube, Nacht und Tag,
ich bin niedergedrückt und weine schmerzvoll;
von Weh und Ach ist gramvoll mein Gemüt.
Was habe ich getan, Gott und Göttin, ich?
Als ob ich Gott und Göttin nicht geehrt, ergeht es mir."
„Nimm an mein Niederwerfen, höre mein Beten,
blicke gnädig auf mich, nimm an mein Flehen!
Mein Gebet und Flehen möge an dich kommen,
dein großes Erbarmen werde mir zuteil!
Die mich auf der Straße erblicken, sollen deinen Namen verkünden,
bei den Schwarzköpfigen[1]) will ich deine Gottheit und Macht verherrlichen!"[2])

[1]) Den Menschen.
[2]) Nach Zimmern, Babylonische Hymnen und Gebete. S. 19 ff.

Der Leser wird nach dem Verhältnis dieser beiden so ähnlichen Dichtungsarten fragen. Eine Beeinflussung Israels in geschichtlicher Zeit durch das Babylonische ist in diesem Falle wenig wahrscheinlich. Dagegen dürfen wir schwanken, ob sich so große Ähnlichkeit aus einer Urverwandtschaft beider semitischen Völker erklärt, oder ob wir — was vielleicht vorzuziehen ist — uns lieber daran erinnern sollen, daß das Land Kanaan schon in vorisraelitischer Zeit dem Einfluß der babylonischen Kultur und Religion offen gestanden hat. Sicher ist aber dieses, was uns in diesem Zusammenhange besonders wichtig ist, daß die babylonischen Klagelieder zu bestimmten Sühnriten, die der Priester am Büßer vornahm, gesprochen worden sind; so dürfen wir also mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch die israelitischen Gedichte einst zu solchen Sühnungen gehört haben.

So haben wir zunächst das Gesamtergebnis gewonnen, daß die älteste religiöse Lyrik Israels ein Stück des Gottesdienstes gewesen ist und in bestimmt ausgeprägten Formen bestanden hat. Gepflegt worden ist diese Dichtung gewiß ebenso wie in Babylonien von denselben Kreisen, die auch den Kultus zu beaufsichtigen hatten, von den Priestern, so daß wir diese Lyrik priesterliche Dichtung nennen dürfen. Die Entstehung der ganzen Dichtungsart aber haben wir in die Urzeit Israels zu versetzen: Kultusdichtung ist ihrer Natur nach ebenso alt wie der Kultus selbst.

Wenden wir nun diese Erkenntnisse auf den Psalter an, so steht er plötzlich in hellem Lichte da. Denn die Lieder des Psalters sind selber zu einem Teile Kultuslieder oder kommen zu einem anderen, wichtigeren und umfangreicheren Teile wenigstens davon her. Und auch die Anordnung der Psalmen ergibt sich nun von selber: sie sind natürlich nach den Klassen der Kultuslieder zu teilen, diese aber — wie wir gesehen haben — nach den Situationen des Gottesdienstes, zu denen sie gesungen worden sind.

Zunächst die Hymnen des Psalters. Diese haben am deutlichsten die Beziehung zum Gottesdienst und damit die älteste Form bewahrt, und so entspricht es der Natur der Sache. Loblieder Jahves sind bis in die späteste Zeit hinein von der Gemeinde im Gottesdienste gesungen worden. Eine festliche Feier der Tempelgemeinde, etwa eine Prozession bei Sang und Tanz, haben wir uns also vor Augen zu halten, wenn wir die Jubellieder des Psalters lesen. Die Formen dieser Hymnen sind im wesentlichen dieselben wie in uralter Zeit; und wie einst Miriam sang:

„Singet Jahve, denn hoch erhob er sich,"

so klingt es noch in den spätesten Psalmen nach:

„Lobet den Herrn, all ihr Werke des Herrn,
lobsinget und rühmt ihn hoch in Ewigkeit!"
„Denn er hat uns dem Hades entrissen,
aus des Todes Gewalt uns errettet."[1])

Wir bewundern die gewaltige Festigkeit dieser Formen, welche die ganze Geschichte Israels überdauert haben. — Der Inhalt der Hymnen ist Jahves

[1]) Aus dem „Gesang der drei Männer im feurigen Ofen".

Herrlichkeit. Hier also ist die Stätte, da uns die ganze Majestät und Hoheit des Gottes Israels machtvoll entgegentritt. Diese Hymnen sind, poetisch betrachtet, sicherlich das wertvollste Stück des Psalters. Man erinnere sich an den urgewaltigen Psalm 29, der den dumpfen Hall des Donners und das Dröhnen des Erdbebens als Jahves Stimme verherrlicht.

„Bringet Jahve, ihr Göttersöhne,
bringet Jahve Ehre und Preis!
Bringet Jahve seines Namens Ehre,
fallt nieder vor Jahve in heiligem Schmuck!

Jahves Stimme erschallt auf den Wassern!
Es donnert der herrliche Gott,
Jahve auf mächtigen Wassern!
Jahves Stimme mit Macht!
Jahves Stimme mit Majestät!

Jahves Stimme zerschmettert Zedern,
Jahve zerschmettert die Zedern des Libanon.
Er macht sie tanzen wie ein Kalb,
Libanon und Sirion,
wie einen jungen Büffel.

Jahves Stimme zerschmeißt die Felsen,
Jahve zerschmeißt sie mit Feuerflammen.
Jahves Stimme macht die Wüste erbeben,
Jahve macht beben die Wüste Kadesch.

Jahve thronet über der Flut,
Jahve thronet als König in Ewigkeit."

Der majestätische Eindruck solcher Lieder beruht darauf, daß eine wunderbar-poetische, mythologische Naturbetrachtung darin noch fortwirkt, aber mit einem höheren Gottesbegriff verbunden ist: hier unten braust Jahves Schrecken einher, daß die Welt vor Angst vergeht; er aber thront in majestätischer Ruhe hoch über dem allem, umjubelt von den himmlischen Chören. Nahe verwandt ist Psalm 19, 2 ff.:

„Die Himmel verkünden Gottes Herrlichkeit
vom Werke seiner Hände erzählt die Feste!
Tag dem Tage sprudelt Worte,
Nacht der Nacht kündet Wissen.
Keine Sprache, keine Worte —
nie wird ihre Stimme vernommen,
und doch, über alle Welt geht aus ihr Schwall,
bis ans Ende der Erden ihre Reden!"

Diese geheime Sprache der Himmel, die so laut erschallt, daß die ganze Welt sie vernimmt und die doch keinem menschlichen Ohre vernehmbar ist, dieser Sang der Äonen ist ursprünglich das, was die Griechen die „Harmonie der Sphären" nennen. Das ist eine Idee, wahrscheinlich aus morgenländischer Sternweisheit stammend, die hier der hebräische Dichter geistreich und gewaltig umbiegt zu seines Gottes Ehre:

„Die Himmel verkünden Gottes Herrlichkeit!"

Solche Hymnen reden zu uns in unvergänglicher Sprache von der Majestät der Religion Israels. Auch die Völker ringsumher können mit großen Worten

von der Herrlichkeit ihrer Götter ſprechen; eine Ahnung des Göttlichen iſt auch ihnen aufgegangen; und jedes empfängliche Gemüt wird ſich deſſen freuen. Man höre den ſchönen Pſalm, der im Namen Amenophis' IV. gedichtet worden iſt und das Vorbild des bekannten bibliſchen Schöpfungsliedes Pſalm 104 geweſen zu ſein ſcheint[1]:

„Du erſcheineſt ſchön an des Himmels Enden,
du lebende Sonne, die zuerſt gelebt hat.
Du erfüllſt jedes Land mit deiner Schönheit,
du biſt ſchön, du biſt groß."
„Gehſt du unter am weſtlichen Himmel,
wird die Erde finſter wie das Grab.
Die Menſchen ruhn in ihren Kammern,
verhüllten Hauptes, kein Auge ſieht das andre.
Jeder Löwe kommt aus ſeiner Höhle,
und alles Gewürm beißt.
Wird die Erde hell, gehſt du am Himmel auf
und ſtrahleſt als Sonne am Tage.
Du vertreibſt die Finſternis, du ſendeſt die Strahlen,
die beiden Länder[2] freuen ſich.
Sie wachen auf und ſtehen auf den Füßen,
du haſt ſie erhoben.
Sie waſchen ſich, legen die Kleider an,
ſie erheben preiſend die Arme, weil du erglänzeſt."

So nahe aber auch ein ſolcher Pſalm dem bibliſchen ſtehen mag: hier iſt die Gottheit mit der Natur verflochten; es iſt der Gott der Sonne oder die Sonne ſelbſt, die darin geprieſen wird. Iſraels Gott aber iſt mehr als die Sonne:

„Er hat die Sonne an den Himmel geſtellt."

Und weiter: dieſe Religion hat einen innigen Bund geſchloſſen mit der Sittlichkeit. Einen Pſalm wie den jedem vertrauten Pſalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele" hätten Babylonier und Ägypter niemals dichten können.

Eine beſonders eigentümliche Abart der Hymnen ſind die eſchatologiſchen, d. h. ſolche, die von den letzten Dingen handeln. Die Propheten hatten, wie wir geſehen haben, die Form der Kultuslieder aufgenommen, um das gegenwärtige Geſchlecht die Stimmung des zukünftigen im voraus ſchmecken zu laſſen. Rückblickend im Geiſte auf die große Wendung, die dann geſchehen iſt, ſtimmen ſie ſchon jetzt die Jubellieder an, welche einſt die letzte Generation, die dies alles erleben wird, ſingen ſoll. Dieſe wunderbar eindrucksvolle Gattung aber haben die Pſalmiſten von ihnen gelernt. So verſetzt denn der Dichter ſeine Leſer in jene letzte Zeit, nach der ſich alle Herzen ſehnen. Ein furchtbares Beben läßt einſt — ſo war geweisſagt — die Erde im Tiefſten erzittern, brandende Waſſer toben heran; aber Jahve bleibt Zuflucht und Schutz. Das läßt der Sänger ſeine Hörer im voraus miterleben (Pſalm 46):

„Jahve iſt uns Zuflucht und Schutz,
als Hilfe in Nöten gewaltig erfunden!

[1] Überſetzung nach H. Ranke in H. Greßmanns Altorientaliſchen Texten und Bildern zum Alten Teſtamente. Bd. I. 1909. S. 189 ff.

[2] Unter- und Oberägypten.

Drum beben wir nicht, ob die Erde schwankt,
ob Berge taumeln mitten ins Meer!
Ob seine Wasser brausen und gären,
Berge erbeben vor seinem Übermut:
Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!"

Und schon erscheint hienieden das Paradies mit seinem viergeteilten Strome; auf Zion erscheint es, dem heiligsten Gottessitz! Aber dagegen braust das Böse in wildem Sturm. Doch Jahve schützt seine Stadt!

„Eines Stromes Arme erfreuen die Gottesstadt,
die heiligste der Stätten des Höchsten.
Jahve in ihrer Mitten, so wankt sie nicht,
Jahve hilft ihr, da der Morgen naht!
Völker erbrausten! Reiche wogten!
Er fuhr sie an, daß die Erde erbebte!
Jahve Zebaoth ist mit uns,
eine Burg ist uns Jakobs Gott!"

Die ganze Macht der prophetischen Begeisterung tönt uns in solchen eschatologischen Liedern vollstimmig entgegen.

Neben den Hymnen stehen auch in den Psalmen ebenso wie in alter Zeit die Volksklagelieder, welche die alte Form treu bewahrt haben und in den elenden Zeiten, die das Judentum vom Exil ab erlebt hat, immer neue Nahrung fanden. In dieser Form haben die Dichter ihren patriotischen Schmerz und ihr heißes Verlangen nach besserer Zeit ausgesprochen, da Jahves Zorn sich in Gnade verwandelt hat.

Auch die Form des Wechselgesanges, den wir im Vorhergehenden bei Psalm 24 beobachtet haben, hatten die Propheten dem Gottesdienste entnommen und mit prophetischem Inhalt erfüllt. So hatten sie eine Mischgattung gebildet, die ihren Eindruck niemals verfehlt: sie verbanden das Volksklagelied mit dem prophetischen Orakel. Und die wundervolle Zukunftsschau der Propheten wirkt dann um so herrlicher, wenn die schmerzliche Klage und das sehnsüchtige Gebet unmittelbar neben ihr steht. Auch diese Gattung haben die Psalmisten von den Propheten gelernt. Man nehme Psalm 126. Zuerst verkündet darin der weissagende Dichter jubelnd und jauchzend das geschehene Heil:

„Wenn Jahve einst wendet,
Zions Geschick,
sind wir wie träumend!
Dann ist unser Mund
Lachens voll,
unsre Zunge voll Jubels!
Dann sagen die Heiden:
Jahve hat Großes
an ihnen getan!
Jahve hat Großes
an uns getan!
Des sind wir fröhlich!"

So tönt das prophetische Jauchzen wie die Stimme des Herolds, der das Nahen des Königs kündet! Aber klagend und sehnend setzt die Gemeinde

ein: Ach, was der Prophet so triumphierend verkündet, noch nichts davon ist geschehen! Aber du, Jahve, erfülle es bald!

„Wende, Jahve, unser Geschick
gleich Bächen im Mittag!
Die mit Tränen säen, ernten mit Jubeln!
Der Landmann geht und weinet,
wirft hoch den Samen aus;
er kommt, kommt heim mit Jubeln,
trägt hoch die Garben!"

Wie mögen die Tränen der Entzückung und der Sehnsucht geflossen sein, als der gottbegnadete Dichter diese Worte fand! Die Herrlichkeit einer solchen Mischgattung besteht darin, daß der Dichter so die Mannigfaltigkeit der Stimmungen einer komplizierten Zeit mit voller innerer Wahrhaftigkeit auszusprechen vermag.

Schon bei einigen der erhaltenen Hymnen ist eine gewisse *Abkehr vom Gottesdienst* zu beobachten. Der Dichter z. B., der sein Lied begann: „Lobe den Herrn, *meine Seele*", oder derjenige, der mit seinem Gott allein unter dem Sternenhimmel steht, und dem die Größe des Schöpfers und die Kleinheit menschlichen Wesens aufs Herz fällt (Psalm 8), hat in diesem Augenblick nicht mehr an den Gottesdienst gedacht, sondern nur noch an Gott und die eigene Seele. Von kultischer Handlung ist hier keine Rede mehr, ja, selbst die gottesdienstliche Gemeinde beginnt, dem Bewußtsein zu entschwinden. Hier bahnt sich etwas Großes an: die Religion befreit sich von Gottesdienst und Kirche; die Seele tritt vor ihren Gott.

Viel deutlicher noch ist dieser Vorgang im *Dankopferliede* zu beobachten. Eigentliche Dankopferlieder, die ausdrücklich die kultische Handlung voraussetzen, gibt es im Psalter nur ganz wenige. Viel häufiger haben wir solche Danklieder, die das Dankopfer ausdrücklich bekämpfen oder stillschweigend davon absehen. Der Psalmist weiß Jahve etwas Besseres darzubringen, als einen „Stier mit Hörnern und Klauen." Ein Lied, gesungen aus frommem Herzen, ist besser als das Opfer eines Tieres! Hier sehen wir also, wie die Religion sich vergeistigt, und wie damit zugleich die alte kultische Gattung umgebogen wird. *An die Stelle des alten Kultusliedes tritt das „geistliche" Lied.*

Am deutlichsten sehen wir diese Umbildung bei den *Klageliedern des einzelnen*. Hier ist alles Kultische so fortgefallen, daß es überhaupt an keiner Stelle mehr deutlich erhalten ist. Nur an wenigen Stellen lehren uns die Bilder, welche die Dichter zu gebrauchen fortfahren, daß auch diese Lieder einst im Gottesdienst eine Stelle eingenommen haben. Jetzt aber spricht sie nicht mehr der Büßer im Tempel, sondern der Kranke auf seinem Schmerzenslager oder sonst der Leidende im Kämmerlein. Hier also ist zwar nicht ohne weiteres der poetische, aber doch der religiöse Höhepunkt des Psalters; hier vor allem redet die reine, wahre Religion. Und auch der Gedanke an das Volkstum hat hier seine Herrschaft verloren; denn wenn die frommen Sänger auch niemals aufhören, gute Patrioten zu sein, hier haben sie ein Heiligtum, das ihnen allein gehört. In diesen Gedichten aber werden

Naturlaute der Frömmigkeit ausgesprochen: Ich harre des Herrn mehr als Wächter auf den Morgen; wie das dürre Land auf den Regen.

„Wie die Hinde, die lechzet
nach frischem Wasser,
so lechzt meine Seele,
Jahve, nach dir!
Meine Seele dürstet nach Jahve,
nach dem Gott meines Lebens!
Wann werd ich kommen und schauen
Jahves Antlitz?" (Ps. 42, 2 f.)

Diese Klagelieder sind es besonders, um derentwillen unsere Gemeinde die Psalmen liebt. Und an sie hat Luther gedacht, wenn er sagt: „Hier schaueſt du allen Heiligen ins Herz."

Nun ist deutlich, daß die geistige Bewegung, die in diesen Psalmen hervortritt, mit den Propheten verwandt ist. Auch in den Propheten tritt eine Strömung in Israel hervor, welche Opfer und Zeremonien verschmäht, weil sie Besseres fordert. Und auch die Propheten sind einzelne Männer, die es wagen, allein auf die Stimme Gottes im eigenen Innern zu lauschen. In diesen „geistlichen Liedern" haben wir dieselbe Bewegung in neuer Form. Prophetengeist und Psalmistengeist sind einander verwandt, weshalb sich beides denn auch so oft vermischt hat. Kein Zweifel auch, daß die Psalmisten hierin von den Propheten abhängig sind: die großen Heroengestalten der Propheten sind die Lehrer, die frommen Sänger die treuen Schüler. Und damit haben wir eine Zeitansetzung für die ganze Lyrik gewonnen. Die „kultische Dichtung" ist ihrem Ursprung nach vorprophetisch, wenn freilich auch nicht jedes kultische Lied aus der älteren Zeit zu sein braucht, hat doch der Kultus die Propheten noch um Jahrhunderte überlebt. Die „geistliche Dichtung" aber steht unter dem Einfluß des prophetischen Geistes, der freilich nicht erst mit dem babylonischen Exil, sondern bereits — wie die Geschichte der Gesetzgebung beweist — geraume Zeit vorher in Juda zu starker Wirkung gekommen war.

Nun könnte es merkwürdig erscheinen, daß es gerade Klagelieder sind, Lieder, voll von Seufzern und Tränen und Herzeleid, ursprüngliche Krankenlieder, in denen sich der einzelne das Recht erobert hat, seine persönlichen Erfahrungen vor Gott auszusprechen, bis man auch hierin das Gesetz erkennt: alles geistige Leben unter den Menschen wird nicht anders als das natürliche entbunden mit schmerzlichen Wehen. Und so ist auch der Acker der Religion fruchtbar geworden durch Tränen und Blut. Wahre Religion kann nur sein, wo schwere Kämpfe vorausgegangen sind. Und die Not ist es, die zu Gott führt. Der Glückliche mag des ewigen Helfers entraten; aber der Leidende, der sieht, daß Menschen und Welt ihm nicht helfen können, streckt aus den Tiefen seiner Not die Hände empor zu dem Helfer in der Höhe. — Zugleich sehen wir in diesen Klagepsalmen in Zeiten hinein, da es viele Arme und Leidende gegeben hat und wo gerade die Frommen Leidende waren. So spiegeln sich in diesen Gedichten die unglücklichen sozialen Verhältnisse wider, unter denen Juda schon in den letzten Jahrhunderten vor dem Exil gelitten hat, und die es auch in den folgenden Zeiten nicht wieder verlassen haben.

Auch in dieser Gattung der individuellen Klagelieder ist es zu allerlei Weiterbildungen und Mischungen gekommen. In den schönsten der Lieder ist die Klage verstummt, und nur das kindliche Vertrauen, dessen Aussprache einst ein Einzelmotiv in diesen Gesängen war, wird laut: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Oder es klingen, in Nachahmung früheren Wechselgesanges, die verschiedenen Stimmungen des Beters durcheinander. So in Ps. 121, wo sich an eine zaghafte Frage die getroste Antwort und an einen sehnlichen Wunsch die zuversichtliche Gewißheit schließt:

„Ich hebe die Augen zu den Bergen[1]) empor:
von wannen wird mir Hilfe kommen?
Hilfe kommt mir von Jahve,
der Himmel und Erde gemacht hat.

Er lasse deinen Fuß nicht gleiten,
nicht schlafe dein Hüter!
Nein, nicht schläft
und nicht schlummert
der Hüter Israels!"

Solches linde Wellenschlagen des frommen Herzens ist eine besondere Schönheit dieser stillen, tiefen Lieder.

Nur die Hauptgattungen haben wir mit großen Strichen geschildert. Wie vieles ist noch übrig geblieben! Kleinere Gattungen in Fülle, dazu die vielerlei Mischgattungen und Weiterführungen der späteren Zeit. Haben wir doch nicht einmal von den „Königsliedern" sprechen können, echt orientalischen Königsgedichten, duftend von Ambra und Moschus, Gedichten, die uns jetzt aus den Liedern, die man an den babylonisch-assyrischen und ägyptischen Höfen gesungen hat, ganz klar geworden sind. Und haben wir doch selbst dies auslassen müssen, wie schließlich die Dichter zu Denkern und Grüblern geworden sind und bei der zu ihrer Zeit blühenden pädagogischen Spruchdichtung Anleihen gemacht haben, wie sie im Glauben unsicher zu werden drohten, wenn Gottes Vergeltung zu lange ausblieb, und wie der Größte unter ihnen das wunderbare Wort fand, das Luther so unnachahmlich verdeutscht hat: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde." Doch es sei genug. Nur das Ergebnis des Ganzen sei noch kurz festgestellt: die Geschichte der Psalmen in Israel besteht darin, daß der ursprüngliche Kultusgesang durch das geistliche Lied abgelöst worden ist. Nach den Situationen des Kultus sind die Kultuslieder und danach auch die daraus entstandenen geistlichen Gedichte einzuteilen. Diese Geschichte aber, die das Kultuslied in Israel erlebt hat, zeigt uns die Höhe der israelitischen Religion. Unverächtliche Kultuslieder haben die Heiden auch; geistliche Lieder in dieser Vollendung besitzt nur Israel. Der Kultus der Antike, auch der Israels, ist gefallen, als seine Zeit gekommen war; das Kultuslied mit ihm. Aber das geistliche Lied hat uns Israel überliefert als einen seiner köstlichsten Schätze. Und so lebt es noch heute unter uns fort.

[1]) Zu den Bergen Jerusalems.

Julius II., der Schöpfer des Kirchenstaats[1].

Von

Ernst Gagliardi (Zürich).

In der Geschichte der Päpste ist die Gestalt Julius' II. eine der bedeutendsten. Während die Weltherrscher des kirchlichen Mittelalters, Gregor VII. und Innocenz III., auf uns lediglich noch als die abstrakten Personifikationen allgemeiner Bestrebungen ihrer Epoche wirken, ohne im übrigen in ihrer Individualität wirklich deutlich zu werden, steht der Papst der Renaissance in greifbarer Körperlichkeit vor uns da. Geschichtliche Erinnerungen und politische Ziele von Jahrhunderte lang nachwirkendem Erfolg, künstlerische Unternehmungen von vor- und nachher nie mehr erlebter Wucht, aufregend wechselvolle Lebensschicksale, durch eine Willenskraft ohnegleichen gelenkt, vereinigen sich, um einer Erscheinung, die schon an und für sich, durch den bloßen Kontrast zu ihrer Umgebung, die Geister beschäftigen würde, eine Eindruckskraft zu schaffen, der sich Mit- und Nachwelt nicht zu entziehen vermochten, und die im Grunde ihre Biographen bis auf den heutigen Tag über ihre Bewertung nicht hat einig werden lassen. Die Gegensätze, welche die Beurteilung Julius' II. zu seinen Lebzeiten und bei seinem Tode erschwerten, sind tatsächlich bis auf den heutigen Tag noch nicht abgeschwächt, und man wird billig unserer Darstellung zugute halten müssen, daß es über eine Persönlichkeit, die so tief in die Parteiverhältnisse ihrer Epoche und die Gestaltungen der Nachwelt eingegriffen hat, einen consensus omnium nicht gibt und nicht zu geben braucht. Die einzige Forderung, die an den Biographen gerichtet werden kann, ist, daß er über der Erwägung und Beurteilung seines Helden die Ehrfurcht, die jede große geschichtliche Kraft für sich in Anspruch nehmen darf, nicht vergesse, daß er die Voraussetzungen, unter denen diese Wirksamkeit erfolgte, berechne und achte, und daß er sich schließlich bei aller Schärfe der Beobachtung im

[1] Die folgende Darstellung sucht zwischen der von venezianischen Quellen ausgehenden Erzählung von Moritz Brosch, „Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates" (Gotha 1878), die den Papst vorwiegend vom Standpunkt seiner Feinde beurteilt, und der spezifisch katholischen Auffassung in Ludwig Pastors „Geschichte der Päpste", Bd. III, S. 563 ff. (1895 u. 1899) ihren eigenen Weg. Um die Einheit der Darstellung nicht zu stören, ist indes auf jede kritische Auseinandersetzung Verzicht geleistet worden.

einzelnen der Erscheinung als einer Totalität bewußt bleibe: weder die Betrachtung des Politikers Julius II. noch die des Mäcens vermag für sich allein ein geschichtlich treues Spiegelbild dieses Mannes zu leisten. Die Vereinigung beider Tendenzen nur sichert dem Papst der Renaissance seine für das Papsttum wie für die Geistesgeschichte gleich unvergängliche Bedeutung.

Der Kardinal Giuliano della Rovere, der am 1. November 1503 den eben noch von den Greueln Sixtus' IV., Innocenz' VIII. und Alexanders VI. besudelten päpstlichen Thron bestieg, hatte freilich durch sein früheres Leben, ja noch durch sein Verhalten im Konklave selber kaum erwarten lassen, daß er einst der Retter des Papsttums und der Führer einer nationalen, auf die Vertreibung der Fremden aus Italien gerichteten Politik werden sollte. Seine Lebensführung hatte sich bisher von dem sittenlosen, rein persönliche Zwecke verfolgenden, den eigenen Reichtum und die Macht über alle Interessen der Allgemeinheit setzenden Treiben des Durchschnittes der damaligen Kirchenfürsten kaum unterschieden. Nur der Zufall, die Kardinalswürde und spätere Papstwahl seines Oheims Sixtus' IV. hatte den in tiefster Niedrigkeit Geborenen dem geistlichen Stande überhaupt zugeführt. Die Gunst Sixtus' IV., der ihn 1471, im Alter von 28 Jahren, zum Kardinal erhob, sonst aber nicht übermäßig protegierte, war freilich bloß der unberechenbare Glücksfall, der einem zum Herrschen Bestimmten die äußere Möglichkeit von Einfluß und Ehren eröffnete. Am Konklave von 1484, aus dem Innocenz VIII. aus dem Hause Cibo von Genua, ein Landsmann Giulianos, hervorging, nahm der Kardinal von S. Pietro in Vincoli, wie er nun mit seinem Kardinalstitel hieß, bereits als der eigentliche Papstmacher teil, und während des acht Jahre dauernden Pontifikats Innocenz' VIII. tritt er uns zuzeiten fast als der wahre Leiter der päpstlichen Politik entgegen. Allein die Thronbesteigung Alexanders VI. Borgia schien seinen ganzen unter zwei Päpsten erworbenen Einfluß wieder zu entwurzeln. Der schreckliche Spanier, der die Welt mit seinen eigenen Lastern und den Verbrechen seines Anhanges terrorisierte, flößte dem Kardinal Giuliano della Rovere von Anfang bis zu Ende seiner Regierung ein Mißtrauen ein, über das keine Vermittlung und Versöhnung, keine Vorspiegelung gewissen und nahen Vorteils, keine Verlockung und Schmeichelei von seiten des Papstes selber anders als vorübergehend Herr zu werden vermochte. Während des zehnjährigen Pontifikats Alexanders VI. hält sich der Rovere, der bisher an allen Wechselfällen der päpstlichen Politik aktiven Anteil genommen hatte, fast nur auf seinem Kastell zu Ostia oder im Auslande in selbstgewählter Verbannung auf, und der unüberbrückbar tiefe Konflikt, der den unersättlich geld- und machtgierigsten der Päpste und den ehrgeizigsten und tatkräftigsten seiner Kardinäle voneinander trennte, führt neben anderen jenen unheilvollen Eroberungszug des französischen Königs Karls VIII. nach Neapel herbei, mit dem die Erschütterung und Zerstörung des in zahllose militärisch so gut wie ohnmächtige, aber miteinander tödlich verfeindete Kleinstaaten zerrissenen Italien einsetzt, das sich eben damals doch anschickte, seine kulturelle Herrscherstellung allen anderen Völkern des europäischen Westens und Südens aufzuerlegen. Der Kardinal Giuliano della Rovere,

der vor den Nachstellungen Alexanders VI. ans französische Hoflager nach Lyon entflohen war und dort den von anderer Seite allerdings ebenfalls bereits vorbereiteten Einbruch Karls VIII. nach Neapel betrieb, ist neben dem Herzog von Mailand, Lodovico Moro, der Haupturheber und meist Verantwortliche für eine Expedition, die in ihrem Gefolge eine jahrzehntelange Periode ausländischer Kämpfe und Invasionen nach Italien einleiten sollte, Ereignisse allerdings, die — man hat sich das vielleicht noch nicht genügend klar gemacht — bei der politisch-militärischen Verwahrlosung des Landes früher oder später mit der Notwendigkeit unausweichbarer Naturereignisse doch eingetreten wären.

Der Zug Karls VIII. nach Neapel, der eine Zeitlang Alexander VI. mit Einberufung eines Konzils und der Absetzung zu bedrohen schien, brachte dem Kardinal Giuliano freilich bei weitem nicht die Erfüllung seiner Pläne. Das Abkommen, das König und Papst am 15. Januar 1495 über die Eroberung und Belehnung von Neapel miteinander schlossen, ließ dem Rovere einzig die Wahl zwischen weiterer Feindschaft und eigener Versöhnung. Trotz aller Bemühungen des Königs, ihn zu besänftigen, und trotz der Zusicherungen Alexanders VI. hat er, der in seiner politischen Orientierung bisweilen schwankte, aber in seinen Zu- und Abneigungen sich so gut wie unerschütterlich hielt, die weitere Feindschaft gewählt, und während der ganzen folgenden Regierung Alexanders VI. hat er sein Exil an der Seite des unbeständig von allen Seiten beeinflußbaren französischen Königs, der Italien fast fluchtartig wieder hatte verlassen müssen, nicht mehr aufgegeben. Die Festung von Ostia, die nach der Flucht des Kardinals Giuliano für den Papst eingenommen, aber 1494 95 von den Franzosen für jenen wieder zurückerobert worden war, ging ihm 1497 aufs neue verloren. Vorübergehende Anknüpfungen mit Alexander VI., der es wohl als den Triumph seines Lebens betrachtet hätte, diesen gefährlichsten seiner Feinde zu verderben, führten zwar zur Restitution Ostias, aber auf die Dauer doch zu keiner Versöhnung. Als Unterhändler des Papstes wie des französischen Königs und Venedigs hat er immerhin 1499 beim Abschluß des Vertrages von Blois mitgewirkt, in dem Ludwig XII. und Venedig das Gebiet des wechselseitig alle Mächte für sich aufrufenden und wieder verratenden Herzogs Lodovico Moro von Mailand unter sich zu teilen verabredeten. Als Begleiter Ludwigs XII. ist der Kardinal von S. Pietro in Vincoli denn auch am 6. Oktober 1499 neben Cesare Borgia in dem von den Franzosen eroberten Mailand eingezogen.

Allein erst der Tod Alexanders VI. befreite den halb gezwungen, halb aus eigenem Entschluß Verbannten von der seinem Ehrgeiz gewiß fast unerträglichen Rolle als Helfershelfer eines ausländischen Königs. Die lange Abwesenheit in Frankreich bewirkte zwar bei dem Konklave vom September 1503, daß der Kardinal Giuliano seine Wahl zum Papst noch nicht durchzusetzen vermochte, sondern daß man in der Verlegenheit zwischen drei gleich aussichtsreichen Kandidaten — Vincoli, dem Kardinal d'Amboise und Ascanio Sforza, dem Bruder des Moro — das bloß 26 Tage dauernde

Pontifikat des Kardinals Piccolomini von Siena, Pius' III., dazwischen schob, während dessen della Rovere alle Kräfte anstrengte, um bei der unmittelbar bevorstehenden Neuwahl die Stimmen der Spanier und Italiener auf sich zu vereinigen. Allein in dem Konklave vom 31. Oktober 1503, das nach dem raschen Tode Pius' III. zusammengetreten war, wurde Giuliano della Rovere, der nun von vornherein als der erklärte Papabile in die Wahlverhandlungen eingetreten war, nach wenigen Stunden als der einzig mögliche Kandidat erwählt: schmachvolle Verhandlungen mit Venedig, das bereits angefangen hatte, seine Truppen in die päpstliche Romagna zu dirigieren, mit Cesare Borgia, der sich die Ernennung zum Bannerträger der Kirche und den Schutz seiner unter Alexander VI. auf Kosten des Papsttums zusammengeraubten Staaten versprechen ließ, unbestreitbare Simonie unter den Kardinälen selber hatten ihm den Weg zur Überwindung aller Rivalen gezeigt, und der Papst, der während seiner Regierung mehr als irgend ein anderer die Integrität des weltlichen Besitzes der Kurie verteidigen sollte, der gegen den Schluß seines Lebens sogar den damals so gut wie selbstverständlich gewordenen Stimmenkauf im Konklave verurteilte, hat im Kampfe um die oberste Würde der Kirche, die allein seinen mächtigen Anlagen die Entfaltung und Herrschaft zu gewähren vermochte, Zugeständnisse nicht verschmäht, die er freilich als Papst unverzüglich wieder zurückzunehmen und zu brechen sich gezwungen sah.

Denn die Regierung Julius' II. bildet zu dem Leben des Kardinals von S. Pietro in Vincoli einen Gegensatz, der durch die Lasterhaftigkeit der drei unmittelbar vorhergehenden Pontifikate Sixtus' IV., Innocenz' VIII. und Alexanders VI. nur um so erstaunlicher wirkt. Der Mann, der als Nepot und Kirchenfürst an allen Ausartungen und Verfehlungen des verweltlichten hohen Klerus seiner Epoche ungescheuten Anteil genommen hatte, unterwirft als Papst sein Tun und Treiben mit einer Uneigennützigkeit, die vor- und nachher nicht viel ihresgleichen besitzt, den Bedürfnissen der Kirche. Daß er diese Bedürfnisse, den Anschauungen der Zeit und seiner eigenen Veranlagung folgend, so gut wie ausschließlich als die Notwendigkeit weltlicher Herrschaft und Sicherheit faßt und so gut wie gar nicht als das Bedürfnis nach geistlichen Reformen, tut der Tatsache keinen Eintrag, daß er nach einem halben Jahrhundert furchtbarster kurialer Entartung wieder der erste Papst gewesen ist, der sein Amt nicht lediglich zur Befriedigung des groben persönlichen Egoismus, sondern zur Erreichung von Zwecken ausgenutzt hat, die — man mag über ihre Berechtigung denken, wie man will - doch bis zum 19. Jahrhundert als dem Papsttum integrierend gegolten haben, und über die erst die neueste geschichtliche Entwicklung wieder hinweggeschritten ist.

Denn das hohe Ziel, dem Julius II. von der ersten bis zur letzten Stunde seines Pontifikats mit der ganzen Kraft und Leidenschaft seiner unerschütterlichen Seele nachgestrebt hat, ist die Wiederaufrichtung der weltlichen Herrschaft der Kirche. Der Kirchenstaat, der – im Laufe des Mittelalters entstanden, aber durch das avignonesische Exil der Päpste aufs schwerste geschädigt — während des 14. und 15. Jahrhunderts einer wahren Drachensaat

von kleinen Tyrannen, den Este, Malatesta, Montefeltro, Baglioni, Bentivogli, den Orsini und Colonna und unzähligen Condottieren als trotzigen und so gut wie unabhängigen Vasallen anheimgefallen war, sollte wiederhergestellt und gleichzeitig vor den Plünderungsgelüsten der Venezianer, die sich über die Romagna geworfen hatten, gesichert werden. Trotz der Zusicherungen, die der Kardinal von S. Pietro in Vincoli vor seiner Papstwahl dem tatsächlichen Herrn von vielen dieser Gebiete, Cesare Borgia, gegeben hatte, sah sich dieser im Verlauf weniger Monate durch die Schuld der eigenen Feigheit, das Vorrücken der Venezianer in seine romagnolischen Besitzungen und das entschlossene, vor dem Bruch des gegebenen Wortes nicht zurückschreckende Eingreifen Julius' II. aus seiner, für die Kirche und ihren Staat trotz allen seit dem Tod Alexanders VI. erfolgten Zusammenbruchs immer noch bedrohlichen Stellung herausgedrängt, und der Ruchlose, der einst daran gedacht hatte, den ganzen weltlichen Besitz der Kirche für sich zu säkularisieren, mußte froh sein, daß der Papst, dem er in den Zeiten der Macht mehr als einmal nach dem Leben gestellt hatte, ihn, nachdem er ihn unschädlich gemacht, im wesentlichen ungekränkt in die Freiheit entließ. In einer Fehde seines Schwagers, Jean d'Albret von Navarra, ist der Borgia, der die Existenz nicht nur des Kirchenstaates, sondern des Papsttums selber gefährdet hatte, wenige Jahre später, in einem Hinterhalt fechtend, gefallen.

Allein auch die Venezianer, die seit dem Tode Alexanders VI. in die ihrer Terra ferma benachbarten romagnolischen Städte des Papstes eingezogen waren, mußten erfahren, daß die von ihnen geplante Plünderung der Kirche unter einem Papst, der schon als Kardinal Verwüstung mit Verwüstung und Krieg mit Krieg vergolten hatte, und der schon als Kardinal, wie später als Papst, ungescheut persönlich in den Kampf gezogen war, nur zu ihrem eigenen Verderben ausschlage. Als die Signorie trotz aller päpstlichen Forderungen und Befehle zwar auf weitere Eroberungen verzichten, aber das früher Gewonnene nicht wieder herausgeben zu wollen erklärte, stand bei Julius II. die Absicht, sich an Frankreich und Spanien um Hilfe zu wenden, von allem Anfang an fest. Trotzdem ihm vom Anbeginn an klar war, daß die Bundesgenossenschaft von Mächten, die, jede für sich allein genommen, an politischer und militärischer Kraft das ganze vereinigte Italien übertraf, für die wehr- und machtlose Kirche schließlich in eine Abhängigkeit schlimmster Art ausschlagen könne, hat er in jahrelanger Minierarbeit die Koalition des auf italienische Eroberungen spekulierenden Auslands gegen Venedig doch durchgesetzt. Der einzige Ausweg, um der von ihm befürchteten Abhängigkeit der Kirche von den zur Unterstützung gerufenen ausländischen Bundesgenossen zu entgehen, konnte sein, sie, nachdem man ihre Kräfte zur Bezwingung der Venezianer ausgenützt hatte, nun die eine gegen die andere auszuspielen, und mit dem Schlagwort der zweiten Hälfte seiner Regierung, der Befreiung Italiens von den Barbaren, die doch niemand so sehr wie der Kardinal von S. Pietro in Vincoli und der Papst Julius II. nach Italien gelockt hatte, wußte der Wiederhersteller und Begründer des Kirchenstaats seinem Ziel der Befestigung und Sicherung der Kirche überdies die Kräfte des nationalen

Enthusiasmus und der Verzweiflung vor der bereits unentrinnbar drohenden Fremdherrschaft dienstbar zu machen, und in einem großartigen, aber vorübergehenden und trügerischen, und letzten Endes wieder nur den Barbaren und Fremden verdankten Erfolg geht sein Pontifikat, das für Italien die entscheidende Periode im Kampf um die nationale Unabhängigkeit bedeutet hatte, zu Ende: rauschend und feierlich für den, der nur die Augenblicksereignisse verfolgt, aber Unglück verheißend und die Knechtschaft Italiens unter dem Ausland vorbereitend für jeden, der über den Augenblicksereignissen die tieferen Zusammenhänge betrachtet. Denn als das Opfer, um das die Sicherung und Wiederaufrichtung der weltlichen Herrschaft der Kirche einzig noch erreicht werden konnte, zeigte sich, dem Papst, der die fremden Zwingherren gerufen hatte, selber zum Schrecken, die Freiheit des Landes.

Die Liga von Cambrai zwischen Papst, Kaiser und den Königen von Frankreich und Spanien, die Julius II. nach fünfjährigen unablässigen Bemühungen endlich im Dezember 1508 und im März 1509 gegen Venedig zum Abschluß brachte, ist freilich nur der letzte entscheidende Schritt nach einer ganzen Reihe sonstiger Unternehmungen zur Restitution der Kirche. Die stolzen Vasallen des Papstes, die Baglioni zu Perugia und die Bentivogli zu Bologna, die unter dem Namen von Lehensträgern der Kirche sich von dieser so gut wie unabhängig gemacht hatten, mußten es fühlen, daß auf dem päpstlichen Thron nun ein Nachfolger Petri saß, der es an Entschlossenheit und kriegerischer Tatkraft selbst mit dem Verwildertsten unter ihresgleichen aufnahm. Als Julius II. im August 1506 an der Spitze einer päpstlichen Armee, unter Vorantragung des Sakramentes, seinen Feldzug gegen die Tyrannen zu Perugia und Bologna unternahm, wagten der Baglione und der Bentivoglio, die bisher vor keinem Verbrechen und vor keiner Gefahr zurückgeschreckt waren, überhaupt keinen Widerstand. Der Papst, der in Orvieto die Erinnerung an die in der Nähe geschehene, in seinem Auftrag später von Raffael verherrlichte Messe von Bolsena verehrt hatte, empfing in Orvieto bereits die Nachricht von der Unterwerfung Gianpaolo Bagliones von Perugia, und als er nach einer mühseligen Reise über das Gebirge, mit sorgfältiger Vermeidung der von den Venezianern besetzten Gebiete, sich im Oktober 1506 auf fast ungangbaren Wegen dem stark befestigten Bologna, der zweitmächtigsten Stadt des Kirchenstaats, näherte, erhielt er in Imola, nachdem eben noch der Marchese von Mantua, Francesco Gonzaga, zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen ernannt worden war, die Kunde, daß der durch den Abfall der Bolognesen und das Heranrücken französischer Truppen erschreckte Giovanni Bentivoglio ins französische Lager ausgewichen war. Die volle Unterwerfung der reichen, ihren Befreier zunächst mit beinahe heidnischen Ehren feiernden Stadt, die seit der Festsetzung der Spanier in Neapel und im ganzen Süden für die Päpste als Bollwerk des Nordens eine gegen früher vielfach erhöhte Bedeutung gewonnen hatte, lohnte eine Unternehmung, die nach Machiavellis Wort nur durch Ungestüm und Kühnheit und nie durch Anwendung gewöhnlicher Mittel zu erreichen war. Hier in Bologna hat der siegreiche Papst und Krieger auch den über die

Einstellung der Arbeiten am Grabmal Julius' II. erbitterten Michelangelo wieder empfangen, der im Frühjahr 1506 voll Zorn über das Scheitern seiner Pläne von Rom nach Florenz entwichen war. Nur der stärkste auf die florentinische Regierung ausgeübte diplomatische Druck vermochte den tief in seinem Schaffensehrgeiz Verletzten und Erregten zur Rückkehr und zur weiteren Dienstbarkeit im Sinne des Papstes zu bewegen.

Allein der Feldzug von 1506, der ihm die Wiederherstellung der kirchlichen Herrschaft in Umbrien und der Emilia brachte, ist für Julius II. nur der Vorläufer zu Größerem. Der tiefe Groll gegen die Venezianer, die seine anfängliche Schwäche und Verlegenheit zur Plünderung der Romagna benutzt und sich besonders in Faenza und Rimini festgesetzt, dem Papst überdies auch in rein geistlichen Angelegenheiten widerstrebt hatten, führt im März 1509 seinen Beitritt zu der von langer Hand vorbereiteten Vereinigung Kaiser Maximilians I., Ludwigs XII. und des Königs Ferdinand von Spanien gegen Venedig herbei, der Liga von Cambrai vom 10. Dezember 1508, die nicht bloß Frankreich im Besitz des schon seit 1500 von ihm eroberten Mailand bestätigte, sondern überdies dem Papst die romagnolischen Städte, dem König von Spanien die apulischen Seeplätze Venedigs, dem Kaiser Rovereto, Verona, Padua, Vicenza, Treviso und das Friaul, dem französischen König Brescia, Bergamo, Crema, Cremona, die Ghiara d'Adda und alle mailändischen Lehen zu gewinnen suchte: wahrlich, es ist verständlich, wenn der Papst, der die Venezianer wieder zu demütigen Fischern zu machen gedroht und von dem Botschafter Pisani die Antwort empfangen hatte: so würden sie den heiligen Vater wieder zum kleinen Pfarrer reduzieren, mit dem Beitritt zögerte. Denn die Liga, wenn sie ihr Ziel erreichte, besiegelte mit dem Ruin des kräftigsten, durch seine Kapitalien so gut wie einzig noch den Auslandmächten gewachsenen Staates von Italien den Ruin des ganzen Landes und brachte überdies durch die Machterweiterung Frankreichs und Spaniens und die Festsetzung des Kaisers auch der Kirche Gefahren, denen sich Julius II. keinen Augenblick verschloß. Es war der verhängnisvolle Irrtum der Venezianer, daß sie trotz aller Mahnungen und Warnungen an den Ernst des Papstes nicht glaubten. Ihre Hartnäckigkeit, verbunden mit einer gründlichen Täuschung über die Unmöglichkeit einer umfassenden gegen sie gerichteten Vereinigung führte am 14. Mai 1509 die Katastrophe von Agnadello herbei, in der die ganze, mit ungeheuren Kosten ausgerüstete venezianische Armee vor den Truppen der Liga sich auflöste. Die Terra ferma, die Festlandsherrschaft Venedigs, die in jahrzehntelangen Anstrengungen unter Verletzung aller Mächte Italiens und des Auslandes zusammengekommen war, fiel ohne weiteren Schwertstreich größtenteils auseinander Die romagnolischen Städte, die den Krieg herbeigeführt, mußten dem Papst, die apulischen Seeplätze den Spaniern zurückerstattet werden; die lombardischen Besitzungen der Republik wurden von Frankreich und Padua vom Kaiser besetzt. Mit knapper Not wenigstens gelang es noch, Treviso und einige weitere benachbarte Plätze zu behaupten.

Es wäre Ungerechtigkeit und Übertreibung, für diesen Zusammenbruch des kräftigsten Staates, den das damalige Italien noch besaß, Julius II. allein

verantwortlich zu machen. Die Unzuverlässigkeit des aus bloßen Söldnerwerbungen zusammengebrachten Heeres, die Verwahrlosung von kriegerischer Tüchtigkeit und Disziplin, der mangelhafte Stand aller sonstigen Verteidigungsmittel führte im Verein mit den früher begangenen diplomatischen Fehlern und der Furcht vor einer Volksbewegung im Innern und bei den unterworfenen Städten unter der regierenden Aristokratie Venedigs einen Schrecken und eine Nachgiebigkeit herbei, der die erlittene militärische Schlappe im Grunde keineswegs entsprach. Es ist das Gericht über die staatlichen und militärischen Zustände von ganz Italien während der Renaissance, wenn das größte und reichste Gemeinwesen des Landes nach einem Feldzug von vier Tagen und einer Schlacht, in der nur die Hälfte der verfügbaren Truppen überhaupt zum Schlagen gekommen war, sich der Wehrlosigkeit und der Plünderung durch alle seine Gegner ausgesetzt sah. Die Verantwortlichkeit des durch den venezianischen Hochmut allerdings schwer gereizten und beleidigten Papstes besteht aber darin, für diesen Zusammenbruch die äußere Veranlassung und Möglichkeit vorbereitet zu haben. Denn die Wiederherstellung der Kirchenherrschaft in den strittigen Gebieten konnte in der Tat nur durch eine gründliche Züchtigung und Demütigung der Republik erreicht werden.

Aber von diesem unmittelbaren Erfolg abgesehen, war das Resultat der Liga von Cambrai keineswegs geeignet, den Papst sonderlich zu erfreuen. Die Festsetzung des Kaisers und die gewaltige Machtsteigerung Frankreichs, die sie herbeiführte, legten Julius II. die unbedingte Notwendigkeit zur Rettung des eben noch von ihm verfolgten Venedig nahe. Das Übergewicht Ludwigs XII., der, mit Florenz und Ferrara verbündet, ganz Oberitalien und überdies die Bundesgenossenschaft Maximilians I. und Ferdinands von Spanien besaß, führt denn auch im Beginn des Jahres 1510 jene unvermutete Wendung der päpstlichen Politik gegen Frankreich herbei, der bis zum Ende seines Pontifikats alle Kräfte und Gedanken Julius' II. galten. Die Lossprechung der Venezianer von dem im Vorjahr gegen sie erlassenen Bann, nach demütigenden schweren Zeremonien, der Friedensschluß und das Bündnis der beiden bisherigen Gegner, die Anknüpfung des Papstes mit den Schweizern, die der an Leidenschaftlichkeit und Verweltlichung seinem Oberherrn ähnliche Bischof von Sitten, Matthäus Schinner, im Frühjahr 1510 vermittelte, leiten jenen mit dem Aufgebot aller Verstellung, aller Hilfsmittel und aller Seelenkräfte geführten Feldzug gegen die französische Übermacht in Norditalien ein, der nach zweijährigen unablässig gescheiterten Versuchen schließlich im Sommer 1512, unmittelbar vor dem Tode des Papstes, noch den von niemandem erwarteten Erfolg brachte: freilich nur, wie das Pontifikat Leos X. und Clemens' VII. zeigen sollte, einen Augenblickserfolg, eine Episode trügerischer Hoffnung vor der endgültigen Bezwingung durch das Ausland.

Es ist das Interesse der Kirche selber, das Julius II., nachdem er die Festsetzung der Franzosen in Oberitalien bisher mehr als irgendein anderer begünstigt hatte, zum Kampf gegen die seine Selbständigkeit bedrohenden Barbaren treibt. Aber dieses Bedürfnis der Kirche vereinigt sich mit den

Hoffnungen des ganzen Landes. Die Erschütterungen und Triumphe der drei letzten Jahre seines Lebens gewinnen unter diesem nationalen Gesichtspunkt eine Bedeutsamkeit, der in der Geschichte der Päpste kaum etwas an die Seite gesetzt werden kann. Der Herr des Kirchenstaats erscheint als der Führer eines nationalen Unabhängigkeitskampfs, und es ist keine vollständige Täuschung gewesen, wenn ihn die Patrioten seiner Zeit und der Nachwelt als ihren Helden und Kämpfer gefeiert haben: der Papst selber hat es ja noch vor dem Beginn seines Streites mit den Franzosen ausgesprochen, wie ihn das Schicksal Italiens schmerze, wie es ihm Schlaf und Essenslust raube und ihn nachts in ruheloſem Auf und Ab, in Kummer und Hoffnung herumtreibe. Aber freilich vermochte die späte Erkenntnis dessen, was geschehen und großenteils von ihm selber verschuldet worden war, die harte Wirklichkeit der Tatsachen nicht mehr zu ändern. Der Zwiespalt seiner Stellung als Herrn des Kirchenstaats ist es, der ihn zum Retter und Verderber seines unglücklichen Landes stempelte. Nicht stark genug, als der Magnet nationaler Einigung alle vorhandenen Kräfte um sich zusammenzufassen, hatte er, wie Mailand, Venedig und die anderen, das Ausland zur Festigung und Steigerung seiner weltlichen Macht benutzt, und der Versuch, dessen tödlicher Umklammerung sich zu entwinden, ist der heroische, aber in Verlauf und Resultaten tragische Abschluß seines Pontifikats. Die volle Größe seiner Persönlichkeit leuchtet freilich bei diesem Unternehmen von unmöglich scheinender Kühnheit, dem die Politiker der Zeit auch den schlimmsten äußeren Mißerfolg prophezeiten, am deutlichsten.

Die Versuche, den französischen König aus Italien zu vertreiben, führten freilich erst nach jahrelangen Erschütterungen und Anstrengungen zum Ziele. Der Plan Julius' II., die Franzosen gegen Ende des Jahres 1510 gleichzeitig in Genua, Verona, Mailand und Ferrara anzugreifen, blieb durch das Versagen aller Bundesgenossen, auf die man gerechnet hatte, ohne jeglichen Erfolg und brachte den Papst, der auf dem Vormarsch gegen Ferrara in Bologna Quartier genommen hatte, in die unmittelbare dringende Gefahr, von den Franzosen gefangen zu werden: der Fieberkranke, der trotz Gicht und Morbus gallicus den Feldzug zur ungünstigsten Jahreszeit angetreten hatte, schien in dieser äußersten Not selbst zum Abschluß mit den Franzosen oder lieber noch zum Selbstmord bereit. Die ganze Nacht hindurch hörte man ihn wie in Delirien nach dem Tode stöhnen. Allein die Fehler des französischen Heerführers und das Herannahen venezianischer und spanischer Hilfstruppen befreiten ihn unvermutet aus dieser Gefahr und erlaubten ihm sogar, nach den schwersten Krankheitsanfällen, die unmittelbar zum Tode zu führen geschienen hatten, im Januar 1511, in Kälte und Schneegestöber selbst die Eroberung der von den päpstlichen Truppen belagerten Festung Mirandola zu leiten. Auf den verschneiten Feldern, in Sturm und heftigster Winterkälte und unter den feindlichen Batterien, die mehr als einmal sein eigenes Leben bedrohten, hielt der Papst, der, eben vom Krankenbett auferstanden, sich den Bart hatte wachsen lassen und nun vollends wie ein verwilderter Mars und Condottiere aussah, die Truppenschau, und als die Belagerten nach hartnäckiger Gegen-

wehr endlich am 20. Januar kapitulierten, kletterte Julius II., der es nicht einmal erwarten konnte, bis man die verrammelten Tore öffnete, auf einer Leiter über die Bresche hinein. Die Besatzung, die er vorher über die Klinge springen zu lassen gedroht hatte, entließ er freilich, nachdem er sie derart zur Übergabe gezwungen hatte, ungekränkt, und die Besitzerin des eroberten Platzes, die Gräfin Francesca Trivulzio, die Tochter des berühmten Marschalls, begleitete er sogar persönlich über die Grenze, in seiner Galanterie selbst durch ihre Drohungen baldiger Rückkehr nicht irregemacht. Dafür empfing er dann allerdings den Grafen Baldassare Castiglione, den arbiter elegantiarum der Renaissance, der ihm im Auftrag des Herzogs von Urbino Glück zu wünschen kam, um so schlechter. Der feine geistreiche Hofmann, der Verfasser des Cortegiano, und der im Feldlager verwilderte, wie ein Landsknecht fluchende Papst hatten sich freilich nicht besonders viel zu sagen.

Der Erfolg von Mirandola führte aber noch lange keine Bezwingung der Franzosen herbei. Das Vorrücken des Marschalls Trivulzio gegen Bologna bewirkte im Mai 1511 den sofortigen, nur durch die gänzliche Unfähigkeit der päpstlichen Beauftragten verständlichen Verlust der Stadt, und als der Papst, überdies auch in seinen persönlichen Empfindungen durch die daran sich schließende Ermordung seines Günstlings Franz Alidosi, Kardinals von Pavia, schwer getroffen, von Ravenna nach Rimini sich begab, fand er an der Kirche S. Francesco die Zitation zu dem vom französischen König berufenen schismatischen Konzil von Pisa angeschlagen. Ein Teil des Kardinalkollegiums selber hatte, mit Unterstützung des Kaisers und Ludwigs XII., diesen Angriff auf den Papst auch in rein geistlichen Dingen vollzogen.

Der krank und machtlos nach Rom zurückgekehrte Pontifex mußte sich glücklich schätzen, daß die Franzosen ihren Sieg über Bologna wenigstens nicht ausnützten. Sein erster Gegenschlag war die unverzügliche Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung für den 19. April 1512 nach Rom, das lateranische Konzil, das die geistlichen Aufrührer schon durch seine bloße Ankündigung mattsetzte. Dann aber wandte er sich mit Bündniseröffnungen an Spanien. Die Barbaren, die man aus eigenen Kräften nicht vertreiben konnte, sollten nun mit Barbaren verjagt werden. Die Krone Spaniens, die seit dem Jahrhundertbeginn bereits Neapel gewonnen hatte, sollte nun den heiligen Stuhl auch gegen die Franzosen verteidigen: unnötig zu sagen, daß sie ihre Rechnung stellen und daß wieder nur Italien die Kosten dieser neuen Beschützung und Vermehrung des Kirchenstaats zu tragen haben würde.

Aber dem Papst selber verblieb allerdings kaum etwas anderes. Die heilige Liga vom 4. Oktober 1511 zwischen Julius II., Spanien und Venedig, in die auch der Kaiser und der König von England eintreten sollten, konnten dem Papst, wenn er nicht mit Frankreich aufs neue einlenken wollte, einzig den Wiedererwerb des Verlorenen leisten. Das Vordringen der liguistischen Truppen gegen die Lombardei im Beginn des Jahres 1512 brachte zwar zunächst lediglich Enttäuschungen. Der „kalte Winterfeldzug" der Schweizer vom November des Vorjahres scheiterte am Ungeschick der militärischen Operationen und an der Jahreszeit gleicherweise, und auch die Verbündeten

selber fochten nicht glücklich. Das von den Spaniern belagerte Bologna und das von den Venezianern bereits wieder zurückeroberte Brescia fielen im Februar 1512 noch einmal den unter Gaston de Foix siegreich vordringenden Franzosen anheim, und bei Ravenna erfocht ihr jugendlich-genialer Heerführer, der Neffe Ludwigs XII., am 11. April 1512 einen Sieg, der scheinbar mit der gesamten Artillerie, dem Train, den feindlichen Generalen und dem päpstlichen Legaten, Giovanni de Medici, dem späteren Leo X., an der Spitze, auch den ganzen Kirchenstaat, ja den Papst selber dem Sieger auslieferte. Aber Julius II. zeigte sich unerschüttert. Die Eröffnung des Lateranischen Konzils am 2. Mai 1512, mit geringer, durch die Kriegsnöte verschuldeter Verspätung, setzte den von allen Seiten angegriffenen Papst wenigstens rein kirchlich wieder ins Recht, und der Einmarsch der durch ihren letzten Mißerfolg erbitterten Schweizer in die Lombardei im Juni 1512 drängte die Franzosen, die bei Ravenna ihren Führer und damit Initiative, Schlagkraft und Sicherheit verloren hatten, fast ohne Schwertstreich aus ihren seit zwölf Jahren okkupierten italienischen Besitzungen wieder hinaus. Der Papst, der eben noch dem Untergang nahe geschienen hatte, sah sich nun, wie er gewünscht, als Herr und Meister des Spieles dieser Welt, und die Fresken von Raffaels zweiter Stanze, die Messe von Bolsena, die Vertreibung Heliodors, der Rückzug Attilas und die Befreiung Petri aus dem Gefängnis symbolisieren diesen größten seit Jahrhunderten erfochtenen kirchlichen Erfolg. Mehr als irgend etwas anderes können sie als die monumentale Verherrlichung von Julius' II. ganzem Wirken gelten.

Aber freilich war die Mühe mit dem Sieg über die Franzosen nicht zu Ende. Der grenzenlose Jubel, der auf die Nachricht von ihrer Vertreibung in Rom ausbrach, die Prozessionen, Feuerwerke, Triumphzüge, Kanonensalven, Dichterhymnen und Bittgesandtschaften, die mit der ganzen Überschwenglichkeit enthusiastischer Dankbarkeit die unvermutete Schicksalswendung feierten, verdeckten dem Papst, dem sie galten, nicht die Schwierigkeiten der Lage. Wohl hatten die Schweizer sich, wie er mit einem zynischen Witzwort zu frohlocken pflegte, als die richtigen Ärzte für das französische Übel gezeigt und der König, der ihn zu seinem Kaplan hatte degradieren wollen, war aus der Lombardei, ja selbst aus seinem Erbgut Asti hinausgedrängt. Aber Italien war von den Barbaren, die man verjagen wollte, durch den Sturz der französischen Herrschaft noch keineswegs befreit, und wenn von den Schweizern, die im Herbst 1512 im Verein mit Julius II. die Wiedereinsetzung des Sforza in ihren mailändischen Besitz erreicht hatten, für Italien und den heiligen Stuhl auch keine eigentliche Gefahr zu befürchten war, so zeigte sich diese um so größer von seiten Spaniens. Die Sorge vor den unberechenbaren Absichten König Ferdinands, der seit seinem Beitritt zur Liga auch in Oberitalien Fuß zu fassen strebte und damit als Besitzer Neapels den Kirchenstaat zu erwürgen drohte, füllt die letzten Monate und Tage Julius' II. aus, und der Eintritt des Kaisers in den Bund, der wieder nur mit der Benachteiligung und Überlistung Venedigs, d. h. mit dessen künftigem Abfall zu Frankreich erkauft werden konnte, vermochte diese Ängste nicht zu betäuben. Diese letzte

Lebenszeit Julius' II. ist denn auch, nicht den äußeren Ereignissen, wohl aber den innerlich durchlebten Konflikten nach, wahrhaft tragisch. Der Papst, der, nach anfänglicher Begünstigung und Ermunterung der Fremden, auf der Höhe der durch sie herbeigeführten Erfolge seine ganze Existenz zu ihrer Vertreibung einsetzt, muß nach Resultaten, die ganz Italien umgewälzt hatten, erkennen, daß die Barbaren, die man verjagt glaubte, sich nun erst recht im Herzen des Landes einnisteten. Welcher Ausweg half jetzt weiter? Die mit dem Ableben Kaiser Maximilians und Ferdinands drohende Vereinigung der Länder von Habsburg und Spanien, die man als das Unglück der nächsten Jahrhunderte schon damals nahen fühlte, brachte überdies mit der Vereinigung der spanischen und der kaiserlichen Besitzungen in Italien auch der Kirche und dem Kirchenstaat Gefahren, gegen die sich Julius II. nicht verblendete. Kein Zweifel, nur die Vertreibung der Spanier konnte die weitere Politik des Papstes leiten. Daß er diesen Gedanken zu erwägen begann, ist sicher; aber über seine Ausführbarkeit und die Mittel zu seiner Verfolgung war er sich noch keineswegs im klaren.

In diesem Augenblick ist der Papst verschieden. Die durch aufregenden Wechsel von Unglück und Erfolgen erschöpften Lebenskräfte des siebzigjährigen Greises, der selbst noch im Vorjahr eine tödliche Krankheit glücklich überstanden hatte, zeigten sich bereits während des ganzen Sommers 1512 äußerst hinfällig. Während die Römer im Karneval von 1513 den Papst-Befreier durch einen Festzug von Tausenden von Bewaffneten, Fahnenträgern, Musikern und Beamten, von allegorischen Verherrlichungen all der erreichten Erfolge feierten, lag Julius II. bereits auf dem Sterbebett. Der Kummer um das Papsttum und um Italien verdüsterte seine letzten Gedanken. Und in der Tat war seine Sorge begründet. Von den Plänen der Spanier selbst abgesehen, war Venedig mit der Liga, die ihm zugunsten des Kaisers unmögliche Zumutungen stellte, bereits vollständig zerfallen. Der Krieg mit Frankreich war durch den Erfolg von 1512 noch keineswegs zu Ende, und die Haltung der Schweizer stand im Frühjahr 1513 ebenfalls nicht außer Zweifel.

Es ist Julius II. nicht gegeben gewesen, hier irgendwelchen Abschluß noch zu erleben. Am 21. Februar ist der Papst, der sich auf seinem Krankenbett noch unablässig mit den Angelegenheiten der Kirche und der Politik beschäftigt hatte, gestorben. Anordnungen über das Konklave, für das Konzil, gegen simonistische Wahlumtriebe waren seine letzten Sorgen. So überreich an Mühen sei seine Regierung gewesen, daß er wohl mit einem Märtyrer verglichen werden könne, hatte er im Angesicht des Todes noch geäußert. Die Römer aber strömten in unübersehbaren Scharen zu der Leiche. „Niemals in vierzig Jahren," schreibt der päpstliche Zeremonienmeister, „sah ich eine solch ungeheure Menschenmenge beim Begräbnis eines Papstes. Alles, groß und klein, alt und jung, wollte trotz des Widerstandes der Wachen die Füße des Toten küssen. Selbst viele, welchen, wie es scheint, der Tod Julius II. erwünscht war, brachen doch in Tränen aus und riefen: ‚Dieser Papst hat uns alle, ganz Italien, ja die gesamte Christenheit dem Joch der Barbaren und der Franzosen entrissen'." Die Stimmen der Venezianer freilich lauteten

anders. „Dieser Papst ist der Ruin Italiens gewesen", schreibt ihr Chronist Marino Sanudo.

Es ist schwer, über so widersprechenden Äußerungen, die ihren Streit bis auf die Gegenwart fortsetzen, Julius II. mit Gerechtigkeit zu beurteilen. Der Mann, der in der größeren Hälfte seines Lebens durchaus ein Beispiel jener unnationalen, für bloß persönliche Zwecke die Ruhe und Existenz ihres ganzen Landes einsetzenden Politiker gewesen ist, von denen das damalige Italien wimmelte, wächst sich, seitdem er zur Selbständigkeit und zur Herrschaft gelangte, zu der wuchtigsten, in jeder Richtung bedeutungsvollsten politischen Erscheinung seiner ganzen Epoche aus, und seine am meisten in die Augen springende Eigenschaft, die Festigkeit und Tatkraft, mußte in einer Welt, in der das Wort, das Bild und der Gedanke am höchsten galten, vollends zauberhaft wirken. Für Italien aber, das er nach anfänglicher Preisgebung zu retten gemeint, war sein Wirken trotz aller zuletzt noch erreichten Erfolge verderblich. Wohl ist dies Urteil für den größten Papst der Renaissance, den wir uns als den wahren Schutzgott seines Landes zu feiern gewöhnt haben, schmerzlich. Indessen gibt es hier eine Erwägung, welche wenigstens die persönliche Bitterkeit dieser Betrachtung mildert. Zwar ist Julius II. der eigentliche Mann des Schicksals für sein unglückliches Volk, das eben damals den Primat seiner Gesittung und Bildung vollendete, gewesen. Aber wenn Italien wie das späte Griechenland den Glanz und die Würde des Geistes mit dem Verlust seiner selbständigen politischen Existenz zu bezahlen hatte, so ist kein einzelner, und wäre er noch so einflußreich und tatkräftig, der in tieferem Sinne Verantwortliche. Über dem Handeln Julius' II. wie über dem jeder großen geschichtlichen Persönlichkeit waltet eine Notwendigkeit, der man mit einer so persönlichen Fragestellung nicht gerecht wird, und die Herrschaft des Auslandes, die der Papst beschleunigte, selbst wo er sie bekämpfte, wäre bei der gründlichen Verderbnis aller politischen und militärischen Zustände früher oder später doch eingetreten. Julius II. ist nur das Werkzeug für eine Entwicklung, die sich, wie im alten Hellas, aus der bisherigen Geschichte des Landes von selbst ergab, und die unersetzlichen Kräfte, die Italien und der Welt durch die Herrschaft des Auslandes zerstört werden sollten, gehen nicht auf seine Rechnung. Vor allem aber darf der Papst, der wie kein anderer seit Jahrzehnten und Jahrhunderten all sein Tun und Trachten in den Dienst der Kirche stellte, sich für seine Rechtfertigung auf die Tatsache berufen, daß, auch wo sein Eingreifen der weltlichen Heimat Schaden brachte, dies einzig zum Vorteil der Kirche geschah. Anders als seine unmittelbaren Vorgänger hat Julius II., von verschwindenden nepotistischen Regungen abgesehen, seiner Aufgabe und seinem Amt und nicht dem persönlichen und Familienvorteil gelebt, und nach den Orgien und der Entartung unter Sixtus IV., Innocenz VIII. und Alexander VI. ist er geradezu als der Retter des Papsttums bezeichnet worden[1]. Daß die Kirche in den Stürmen der nächsten Jahrhunderte wieder über einen weltlichen Besitz und ein stark ge-

[1] Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance. Erster Abschnitt, 10. Kapitel.

steigertes politisches Ansehen zu verfügen hatte, ist Julius' II. Werk, und die Kriegszüge und das ganze weltliche Gebaren, das ihm die Nachwelt und das transmontane Ausland vielfach zum Vorwurf machten, waren im Italien der Renaissance geradezu notwendig. Selbst der Papstfeind Machiavelli, der im übrigen wie die Venezianer neben Lodovico Moro besonders Julius II. für das Unglück Italiens verantwortlich machte, anerkennt, daß die päpstliche Gewalt, der sich früher der kleinste Baron zu widersetzen wagte, jetzt selbst einem König von Frankreich Respekt einflößte. Wenn wir uns für diese politische Schöpfung Julius' II., den Kirchenstaat, nicht mehr sonderlich zu begeistern vermögen, heute, da wir seine Ausartung und seinen schließlichen Fall übersehen und in ihm eines der Haupthindernisse für die erst mit seiner Beseitigung vollzogene Einigung Italiens kennen gelernt haben, so kann das die Beurteilung seines Schöpfers nicht wesentlich berühren. Als Papst hat Julius II. die Steigerung der päpstlichen Macht verfolgt, und wie wir uns zu diesen Machtbestrebungen der Kurie stellen, ist keine rein wissenschaftliche Frage.

Groß aber und unvergleichlich, von keinem Wandel der Weltgeschichte zu beeinflussen, ist die Stellung Julius' II. auf dem Gebiete des Geistes. Wie er die erhabensten Schöpfungen seines Zeitalters, Werke, denen die alte und die neue Welt an tief erregter Schöpferkraft nichts an die Seite zu stellen besitzt, miterzeugt und vollendet, wie er die längst baufällig gewordene alte Peterskirche abbricht, um seinem Willen zu monumentaler Verherrlichung Raum zu schaffen, wie er Michelangelo zur Inangriffnahme und Vollendung der Sixtinischen Decke zwingt, das hat in der Geschichte des fürstlichen Mäcenats überhaupt nicht seinesgleichen. Man braucht nur einen Blick auf das schwelgerische Genußleben seines Nachfolgers Leo X. zu werfen, um die ganze Bedeutung Julius' II. zu begreifen. Groß, kühn, unerschütterlich, selbst das Frevelhafte wagend, wie in der politischen Geschichte seiner Zeit, erscheint er als Auftraggeber der Künstler; nur daß er hier, als Zeitgenosse Bramantes, Michelangelos und Raffaels in das Volle der unerschöpflich vorhandenen künstlerischen Kräfte greift, während er als Politiker mit unzulänglichen Hilfsmitteln ein Ziel zu erlangen suchte, das er zwar erreichte, aber nur um den Preis tragischer Verschuldung. Allein gerade hierin ist er der sprechende Ausdruck seiner Epoche. Das Italien der Renaissance, so unermeßlich reich an allen Wundern des Geistes, konnte einem Politiker, wie dieser Papst es war, die materielle Unterlage seiner Bestrebungen nicht mehr leisten. Die Tragödie Julius' II., die eine am Vordergrund der Ereignisse haftende Betrachtung lediglich als eine persönliche faßt, ist die seines Volks, und wenn wir an die Parallele des späten Griechenlands erinnern, so ist sie noch allgemeiner gefaßt die Tragödie des die sittlichen Grundlagen der Existenz vergessenden, schrankenlos seinen eigenen Bedürfnissen folgenden Geistes.

Beethoven und Therese Malfatti.

Eine kritische Studie

von

Albert Leitzmann.

Durch den kürzlich erschienenen dritten Band der großen Beethoven-Biographie Thayers in der neuen Bearbeitung von Riemann ist neuerdings das Interesse der Forscher und Liebhaber für das Verhältnis des Komponisten zu Therese Malfatti in hohem Maße angeregt worden. Es muß überraschen, wenn man sieht, wie Riemann hier eine ältere Hypothese Nohls und Kalischers sich zu eigen macht und von einem Plane Beethovens, Therese Malfatti zu heiraten, einem dementsprechenden wirklichen Heiratsantrag und einer daraufhin erfolgten Zurückweisung wie von lauter festen und unbestreitbaren Tatsachen redet. Ehe diese Meinung und Auffassung — denn um eine solche handelt es sich, nicht um eine feststehende Tatsache - Zeit hat, sich weiter auszubreiten und zu befestigen, möchte ich ihr energisch widersprechen und für eine unbefangenere und vorurteilsfreiere Prüfung der Sachlage die Bahn bereiten. Wie ich glaube, muß man zu der Skepsis, wie sie Thayer in der ersten Auflage seiner Biographie wiederholt über Nohls Hypothese ausgesprochen hat, zurückkehren und sich vor allem hüten, ihr zuliebe den Tatsachen Gewalt anzutun.

Die Untersuchung hat natürlich von dem einzigen festen Punkte auszugehen, den wir in der Überlieferung haben, von Beethovens unbezweifelt echtem und einzigem Brief an Therese. Dieser Brief lautet folgendermaßen:

Sie erhalten hier, verehrte Therese, das Versprochene, und wären nicht die triftigsten Hindernisse gewesen, so erhielten Sie noch mehr, um Ihnen zu zeigen, daß ich immer mehr meinen Freunden leiste, als ich verspreche. — Ich hoffe und zweifle nicht daran, daß Sie sich ebenso schön beschäftigen als angenehm unterhalten — letzteres doch nicht zu sehr, damit man auch noch unser gedenke. — Es wäre wohl zu viel gebaut auf Sie, oder meinen Wert zu hoch angesetzt, wenn ich Ihnen zuschriebe: „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns." Wer wollte der flüchtigen, alles im Leben leicht behandelnden Therese so etwas zuschreiben? — Vergessen Sie doch ja nicht in Ansehung Ihrer Beschäftigungen das Klavier oder überhaupt die Musik im ganzen genommen. Sie haben so schönes Talent dazu, warum es nicht ganz kultivieren? Sie, die für alles Schöne und Gute so viel Gefühl haben, warum

wollen Sie dieses nicht anwenden, um in einer so schönen Kunst auch das Vollkommnere zu erkennen, das selbst auf uns immer wieder zurückstrahlt? Ich lebe sehr einsam und still; obschon hier oder da mich Lichter aufwecken möchten, so ist doch eine unausfüllbare Lücke, seit Sie alle fort von hier sind, in mir entstanden, worüber selbst meine Kunst, die mir sonst so getreu ist, noch keinen Triumph hat erhalten können. Ihr Klavier ist bestellt und Sie werden es bald haben. Welchen Unterschied werden Sie gefunden haben in der Behandlung des an einem Abend erfundenen Themas und so wie ich es Ihnen letztlich niedergeschrieben habe: erklären Sie sich das selbst, doch nehmen Sie ja den Punsch nicht zu Hilfe. Wie glücklich sind Sie, daß Sie schon so früh aufs Land konnten. Erst am 8. kann ich diese Glückseligkeit genießen, kindlich freue ich mich darauf. Wie froh bin ich, einmal in Gebüschen, Wäldern, unter Bäumen, Kräutern, Felsen wandeln zu können: kein Mensch kann das Land so lieben wie ich — geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch wünscht. — Übergeben Sie gefälligst Ihrer lieben Schwester Nanette das Lied für Gitarre übersetzt: die Zeit war zu kurz, sonst wäre der Gesang auch geschrieben worden. Bald erhalten Sie einige andere Kompositionen von mir, wobei Sie nicht zu sehr über Schwierigkeiten klagen sollen. Haben Sie Goethes Wilhelm Meister gelesen? den von Schlegel übersetzten Shakespeare? Auf dem Lande hat man so viele Muße: es wird Ihnen vielleicht angenehm sein, wenn ich Ihnen diese Werke schicke. Der Zufall fügt es, daß ich einen Bekannten in Ihrer Gegend habe. Vielleicht sehn Sie mich an einem frühen Morgen auf eine halbe Stunde bei Ihnen, und wieder fort. Sie sehen, daß ich Ihnen die kürzeste Langeweile bereiten will. — Empfehlen Sie mich dem Wohlwollen Ihres Vaters, Ihrer Mutter, obschon ich mit Recht noch keinen Anspruch drauf machen kann — ebenfalls der Schwester Nanette.

Leben Sie nun wohl, verehrte Therese. Ich wünsche Ihnen alles, was im Leben gut und schön ist. Erinnern Sie sich meiner, und gern vergessen Sie das Tolle — sein Sie überzeugt, niemand kann Ihr Leben froher, glücklicher wissen wollen als ich, und selbst dann, wenn Sie gar keinen Anteil nehmen an Ihrem

ergebensten Diener und Freunde
Beethoven.

NB. Es wäre wohl sehr hübsch von Ihnen, in einigen Zeilen mir zu sagen, worin ich Ihnen hier dienen kann. —

Das vorstehende Schreiben erscheint hier zum erstenmal getreu nach dem Wortlaut des Originals, das mir von dem jetzigen Besitzer bereitwilligst auf meine Bitte zur Verfügung gestellt wurde; nur Orthographie und Interpunktion sind nach den Grundsätzen, die ich auch in meiner vor zwei Jahren im Inselverlag erschienenen, soeben in zweiter verbesserter Auflage ausgehenden Auswahl aus Beethovens Briefen durchgeführt habe, modernisiert worden. Die oben gesperrt gedruckten Sätze und Worte sind im Original von späterer, sicherlich nicht von Beethovens Hand durch Tintenkringel und irreführende überschriebene Buchstaben unleserlich gemacht worden, worauf ich später zurückkomme: bei häufig wiederholten Leseversuchen ist es mir doch schließlich gelungen, trotz des lobenswerten Geschicks der zerstörenden Hand ohne Anwendung von Reagenzien den ursprünglichen Text sicher zu entziffern. Die bisherigen Abdrücke des Briefes enthielten an Stelle des ersten längeren Satzes überhaupt nichts, an Stelle der anderen drei Worte die Worte „dem der Base Mm“: über den Namen dieser vermeintlichen Base hatten die Herausgeber schon die verschiedensten Vermutungen aufgestellt, bis man

sich auf eine Baronin Magdalene Gudenus, geb. Schultz, geeinigt hatte. Wie würde sich jene zerstörende Hand über den gelungenen Erfolg ihrer Tätigkeit gefreut haben!

Über die Beziehungen des Komponisten zum Hause Malfatti ist sehr wenig bekannt, und dieses Wenige läßt zu keinem recht deutlichen Bilde kommen. Ein Arzt dieses Namens, den Beethoven einmal einen pfiffigen Italiener nennt und die wetterwendischen Launen seiner Gunst fühlen ließ, war seit dem Tode des Dr. Schmidt, dem als Zeichen der Freundschaft die Klaviertrio-Bearbeitung des Septetts gewidmet ist, also seit 1808 sein Hausarzt und ist durch die Rolle besonders bekannt geworden, die er an Beethovens letztem Krankenbett gespielt hat. Ein Bruder des Arztes war der Gutsbesitzer Malfatti, der mit seiner Gattin ein geselliges Haus machte, in dem Vertreter der gebildeten Kreise Wiens aus Wissenschaft und Kunst gern verkehrten, verschönt durch eine verständnisvolle Pflege der Musik, die ja in der musikalischsten Stadt Deutschlands fast zu den gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten gehörte. Keinen geringen Anziehungspunkt bildeten die beiden schönen und begabten Töchter, Therese und Anna oder Nanette, beide im Jahre 1793, die ältere im Januar, die jüngere im Dezember geboren, die es im Klavierspielen und Gesang so weit über das Durchschnittsmaß der dilettantischen Ausübung gebracht hatten, daß sich Beethoven für ihre weiteren Fortschritte persönlich interessierte. Anna heiratete 1811 einen Freund Beethovens, den Hofkriegsratskonzipisten Ignaz von Gleichenstein, der in dieser Stellung Kollege von Beethovens Jugendfreund Stephan von Breuning war: ein Zeitgenosse nennt sie eine der vollkommensten Frauen, die er gekannt habe, sowohl was Körper als Geist betraf. Theresens Wesen spiegelt sich so deutlich als der herzige Typus der liebenswürdigen, ebenso begabten wie flatterhaften Wienerin in Beethovens Brief, daß weitere Ausführung nur den Reiz dieser Schilderung zerstören würde: in mancher Beziehung durch Naturanlage und Entwicklung einzig hat ein Freund des Hauses sie genannt, Professor Schneller, der auch zu Beethoven mit schwärmerischer Verehrung aufsah. Sie hat sich später als ihre Schwester Anna zur Ehe entschlossen und erst 1817 einem Baron von Drosdick ihre Hand gereicht.

Vergegenwärtigt man sich nun Beethovens leichtempfängliches und raschentzündliches Künstlertemperament, so ist selbstverständlich, daß er im Hause Malfatti angesichts des schönen und begabten Schwesternpaares, an deren musikalischer Ausbildung er zudem selber mitarbeitete, rasch Feuer fangen mußte. Es wäre im Gegenteil zu verwundern, wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Erinnern wir uns doch der so charakteristischen Mitteilungen seines in freundschaftlicher Verehrung ein ganzes Leben hindurch treuanhänglichen Jugendgenossen Wegeler, die bei allen Untersuchungen über diese Seite des eigenartigen Seelenlebens des großen Mannes gar nicht oft und nicht energisch genug herangezogen werden können, und deren Nichtbeachtung zur Konstruktion so manches hochtragischen Romans in Beethovens Leben geführt hat: man denke an Giulietta Guicciardi berüchtigten Andenkens, über deren

wahres Wesen ihre pikanten Erlebnisse mit dem Fürsten Pückler, dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, uns besser aufklären als die Fabeleien der Feuilletonschreiber, die sich für Forscher halten. „Beethoven war nie ohne eine Liebe und meistens von ihr im hohen Grade ergriffen," berichtet Wegeler und beruft sich dabei auf die übereinstimmenden Eindrücke und Erfahrungen aller anderen näheren Jugendfreunde des Komponisten, wie Breuning, Ries, Romberg. „Er war sehr häufig verliebt," ergänzt Ries diese Mitteilungen, „aber meistens nur auf kurze Dauer: da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt, nämlich sieben volle Monate." Wie es in Beethoven aussah, wenn eine wirklich große und ernste Leidenschaft zu einer Frau ihn erfaßt hatte, und wie eine solche Leidenschaft auf seinen Briefstil einwirkte, das zeigt uns ja mit dankenswerter und völlig hinreichender Deutlichkeit der vielbesprochene Brief an die sogenannte unsterbliche Geliebte, einer der erhabensten Liebesbriefe, den wir besitzen, über den ich vor drei Jahren an dieser Stelle im Sinne der damals möglichen und wahrscheinlichen Beurteilung der Sachlage[1] gehandelt habe: durch neuere Forschungen von Thomas-San-Galli und Unger ist inzwischen das Datum desselben auf das Jahr 1812 festgelegt, der Name der Adressatin aber noch immer nicht eindeutig festgestellt worden, daher man auf die überraschenden Aufklärungen gespannt sein darf, die Frimmel in allerjüngster Zeit als von anderer Seite bevorstehend angekündigt hat[2]. Vergleicht man den Ton und die Stimmung des Liebesbriefs mit Ton und Stimmung des oben wiedergegebenen Schreibens an Therese Malfatti, so fällt der Unterschied zwischen Leidenschaft und Flirt ganz deutlich ins Auge. Jedenfalls kann aus diesem einzigen Dokument persönlicher Beziehungen eine ernstere und tiefere Neigung Beethovens zu der Adressatin auch nicht mit einem leisen Schatten von Berechtigung abgeleitet werden.

[1] Beiläufig sei hier ein kleines Versehen besprochen, das Riemann im zweiten Bande seiner Bearbeitung von Thayers Biographie untergelaufen ist. Therese Brunswick verlegt in ihren Memoiren die Anfänge ihrer Bekanntschaft mit Beethoven in „das letzte Jahr des verflossenen Jahrhunderts": Riemann nimmt daraufhin das Jahr 1800 an, hat sich aber dabei nicht der bekannten Jahrhundertkontroverse erinnert, die sich ja an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts ebenso wie in unsern Tagen an der des 19. und 20. abgespielt hat. Die Gräfin Brunswick hat nun zweifellos zu den Neunundneunzigern gehört, d. h. das Jahr 1799 als letztes Jahr des Jahrhunderts gerechnet: das ergibt sich mit Sicherheit aus der Tatsache, die Friedländer entdeckt hat, daß Beethovens „Musikalisches Freundschaftsopfer, dargebracht den hochgeborenen Comtessen von Brunswick", Goethes „Ich denke Dein" mit Variationen zu vier Händen, zuerst mit dem Datum des 25. Mai 1799 gedruckt erschienen ist. Friedländers Bemerkung (Goethe-Jahrbuch Bd. XVII, S. 194) scheint Riemann unbekannt geblieben zu sein. Natürlich sind auch die an das Datum 1800 geknüpften Folgerungen für Beethovens Bekanntschaft mit Giulietta Guicciardi, einer Verwandten der Brunswicks, danach zu berichtigen.

[2] Keine Förderung hat für diese Frage der kürzlich im ersten Augustheft der „Musik" veröffentlichte und von Bekker im Sinne der längst aufgegebenen Datierung auf 1801 erläuterte und wiederum auf Giulietta Guicciardi bezogene zweite Liebesbrief gebracht: im Septemberheft der Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft habe ich zu beweisen versucht, daß dieser zweite Brief eine Fälschung ist.

Ein Verhältnis wie das, das unser Schreiben abspiegelt, wo die Adressatin ins Gesicht als flüchtig und alles im Leben leicht behandelnd gescholten und gebeten wird, bei der Erklärung der Wandlungen einer Komposition von der ersten improvisierten Erfindung bis zur endgültigen Niederschrift ja nicht den Punsch als wirkenden Faktor zu Hilfe zu rufen, kann meiner Empfindung nach nun und nimmer eine große innerliche Leidenschaft gewesen sein, die einen im Beginn der Vierziger stehenden Mann zu einem Heiratsantrag hätte treiben können.

Der Brief an Therese erfordert nach mehreren Richtungen hin eine genauere Betrachtung und Erläuterung. Da er ohne Datum und ohne Angabe des Ortes überliefert ist, was beides bei Beethoven keine Seltenheit, so verlangen zunächst diese Vorfragen gewissenhafte Erledigung. Früher setzte man ihn durchweg in das Jahr 1807, und zwar ohne eigentlich zwingenden Grund, was sich schon allein durch die Erwägung hätte verbieten sollen, daß die Schwestern Malfatti damals erst 13—14 Jahre alt waren, was doch selbst bei Berücksichtigung des italienischen Einschlags in dem Blute der Familie für die vermeintlichen zarten Beziehungen ein reichlich früher Zeitpunkt ist. Ich habe zuerst in meiner 1909 erschienenen Auswahl aus Beethovens Briefen das Schreiben in das Jahr 1810 verlegt, ohne bei dem beschränkten, mir dort zur Verfügung stehenden Raum den Beweis beifügen zu können, den man allerdings zwischen den Zeilen meiner Anmerkungen lesen konnte. Riemann hat jetzt dieselbe Umdatierung vorgenommen, ohne doch auf das von mir angedeutete Argument einzugehen und ohne selbst Beweise beizubringen, die mir gesichert erscheinen: ich hole daher das damals Versäumte hier nach. Beethoven zitiert unter ausdrücklicher Anwendung diesen Umstand kennzeichnender Gänsefüßchen einen Satz, an dem die Herausgeber achtlos vorübergegangen sind, ja, dessen Zitatcharakter sie gar nicht gemerkt zu haben scheinen: „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns." Ich habe darin eine wörtliche Anführung aus dem letzten Akt von Goethes Egmont erkannt: hier stehen in dem Gespräch Egmonts mit Ferdinand im Gefängnis die Worte in einer längeren prägnanten Rede Egmonts, die seine ungestörte sonnige Lebensfreude schildert, die ihn so ruhig und ohne Furcht dem sicheren Tode entgegengehen heißt, die er dem geliebten jungen Freunde als Spiegel der eigenen Lebensführung zurückläßt und scheidend ans Herz legt. Wenn auch die ganze Rede, in der die zitierten Worte stehen, recht wichtig ist, da sie den Schlüssel zu Egmonts Charakter enthält, so sind doch die Worte selbst keine irgendwie sich heraushebende Sentenz, die sich von selbst dem Gedächtnis einprägte, kein geflügeltes Wort, das einem wegen seiner mannigfaltigen Anwendbarkeit und generellen Wahrheit auf Jahre hinaus lebendig bleiben könnte. Der Egmont, und speziell der letzte Akt, muß sozusagen aufgeschlagen auf Beethovens Tische gelegen haben, muß ihn intensiv und wiederholt beschäftigt haben, als er jenen Brief schrieb: damit wird der Brief in die Zeit der Arbeit an der Egmontmusik verlegt, während der ihm der Text des Dramas natürlich beständig zur Hand war.

Die Arbeit an diesem Werke, das als eine große Huldigung für Goethe gedacht war, begann wahrscheinlich im Dezember 1809, die erste Aufführung war am 24. Mai 1810. Da der Brief unzweideutig vom beginnenden Frühjahr spricht und Malfattis glücklich preist, weil sie schon so früh aufs Land hinaus konnten, was dem Schreiber selbst erst am 8. möglich sein wird, so kann es sich nur um den 8. Mai 1810 handeln: der Brief muß also in den letzten Tagen des April oder in den ersten des Mai geschrieben sein; zu nahe an den 8. Mai darf man aber wohl nicht heranrücken, da sonst doch wahrscheinlich statt der Datumzahl eine Wochentagsbezeichnung gewählt worden wäre. Der Ort des Briefes ergibt sich von selbst: Beethoven schreibt von Wien aus, wo ihn die Arbeit am Egmont länger zurückhielt, als ihm lieb war, da er von jeher gern den erwachenden Frühling auf dem Lande genoß. Malfattis hatten ein Gut in Mödling, wohin sie wohl auch damals gegangen waren und wo Beethoven sie zu besuchen hoffte: ob dieser Besuch zustande gekommen ist, wissen wir nicht; später im Jahre war Beethoven längere Zeit in Schönbrunn und in Baden.

Im einzelnen möchte ich zur Erläuterung des Briefes folgendes sagen. Wie der erste Satz zeigt, lag dem Briefe eine Sendung bei, „das Versprochene", zweifellos wohl das Manuskript einer Komposition. Nach einer wahrscheinlichen Identifizierung brauchen wir nicht weit zu suchen: in Theresens Nachlaß befanden sich zwei musikalische Handschriften von Beethovens Hand, eine Skizze zu dem Liede „Herz, mein Herz, was soll das geben" von Goethe, dessen Komposition bekanntlich Bettina irrtümlich als durch ihre Person angeregt darstellt, und eine Niederschrift von „Freudvoll und leidvoll" aus dem „Egmont" in Albumformat. Diese letzte dürfte „das Versprochene" gewesen sein: die ersten Entwürfe zu dem Liede, deren Zugehörigkeit zur Egmontmusik Nottebohm mit unzureichenden Gründen bestritten hat, sind uns in einem Skizzenbuche aus dem Jahre 1809 erhalten und gehören wahrscheinlich in den Oktober dieses Jahres, eine Reinschrift wurde Therese übersandt. Wenn Beethoven verspricht „noch mehr" zu senden, wovon er aber durch triftige Hindernisse abgehalten worden sei, so dürfen wir auch darin Lieder vermuten, an denen die Jahre 1809 und 1810 überhaupt recht reich waren: zwölf hatte er Anfang Februar 1810 Breitkopf & Härtel zum Verlag angetragen, sechs, darunter drei von Goethe („Kennst du das Land" aus Wilhelm Meister, „Herz, mein Herz, was soll das geben", „Es war einmal ein König" aus dem Faust), erschienen im November des Jahres im selben Verlage. Im späteren Verlauf des Briefes kommt Beethoven nochmals auf das übersandte Albumblatt zurück: denn man bezieht doch wohl am besten das Thema, dessen Vergleichung in der letztwilligen Fassung mit dem ursprünglichen, Therese von früher her bekannten Entwurf diese zum Nachdenken anregen soll, wiederum auf „Freudvoll und leidvoll", dessen Urskizzen in der Tat stark von der endgültigen Redaktion sich unterscheiden.

Beethovens schwärmerische Naturbegeisterung, die vielfach geradezu in religiöse Stimmungen übergeht, ist bekannt und hat an vielen Stellen seiner Briefe und Notizbücher bald rührenden, bald ergreifenden Ausdruck ge-

funden. Sturms für unsern Geschmack oft zu stark rationalistische „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung", die auch in Jean Pauls Jugendidylle von der Reise des Rektors Fälbel nach dem Fichtelberg eine unfreiwillig komische Rolle spielen, gehörten zu seinen Lieblingsbüchern und sein uns erhaltenes Exemplar des Buches zeigt eine Fülle von Strichen und Bemerkungen am Rande. An die Pastoralsymphonie, über deren Entstehung Schindlers Biographie allerhand interessante Einzelheiten beibringt, braucht in diesem Zusammenhang nur erinnert zu werden. Welches Lied für Theresens Schwester Nanette in Gitarreübertragung dem Briefe beigelegt wurde, ist natürlich nicht sicher auszumachen: irgend eines der oben genannten kann gemeint sein. Erhalten ist von solchen Übertragungen, soviel ich sehe, nichts. Beethovens Bekanntschaft mit Goethes Wilhelm Meister ist nicht früher als 1808 zu belegen: jedenfalls hat er also das Werk in der ersten Cottaschen Gesamtausgabe gelesen, in der es als zweiter und dritter Band im Jahre 1806 erschienen war, und die ältere Ausgabe von 1795—96 schwerlich gekannt. Die Lieder des Romans zogen ihn naturgemäß besonders an: vier verschiedene Kompositionen von Mignons Lied „Nur wer die Sehnsucht kennt" waren schon im März 1808 druckfertig, wovon, wie es scheint, zunächst nur eine als musikalische Beilage zum dritten Hefte von Stolls Zeitschrift „Prometheus" im Frühjahr 1808, alle vier erst im Herbst 1810 erschienen; das gleiche Jahr bringt „Kennst du das Land"; von den ergreifenden Gesängen des Harfenspielers ist merkwürdigerweise keiner komponiert worden. — Von Schlegels Shakespeareübersetzung waren in den Jahren 1797—1801 acht Bände erschienen, zu denen 1810 ein neunter trat: sie brachten die ganze Reihe der Königsdramen vom König Johann bis zu Richard III., drei Tragödien (Romeo und Julia, Julius Caesar, Hamlet) und fünf Schau- und Lustspiele (Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Sturm, Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt). Mit dieser Empfehlung der Übersetzung Schlegels kontrastiert eigentümlich eine offenbar auf eine spätere Zeit deutende Bemerkung Schindlers in der dritten Auflage seiner Biographie: „In Eschenburgs Übersetzung stand der ganze Shakespeare da; die meisten Bände waren von sichtbaren Spuren fleißiger Lektüre angefüllt ... Von der Schlegelschen Übersetzung des großen Briten wollte er durchaus nichts wissen: er erklärte sie für steif, gezwungen und stellenweise zu abweichend, was er bloß aus dem Vergleiche mit Eschenburg schließen konnte." Auch das Interesse für Shakespeare dürfte bei Beethoven nicht sehr viel früher, als er unsern Brief schrieb, erwacht sein: vermutlich hat ihm Collins „Coriolan", zu dem er im Jahre 1807 eine Ouvertüre schrieb (eine zu „Macbeth" nach der Bearbeitung desselben Wiener Dramatikers sollte 1808 folgen), die erste Veranlassung gegeben, zu Shakespeare zu greifen, wo er freilich bei Schlegel weder diesen noch manche andere Tragödie aus der Zeit der reifen Meisterschaft finden konnte und dadurch wohl mit zu dem vollständigeren, prosaisch übertragenen Eschenburg getrieben wurde. Dieser chronologischen Bestimmung wird man kaum die Notiz Amendas entgegenhalten dürfen, der berichtet, Beethoven habe seiner eigenen

Aussage nach bei dem D-moll-Adagio seines ersten Streichquartetts (op. 18, 1) sich die Szene im Grabgewölbe Romeos und Juliens vorgestellt: denn hier wird, wenn die Nachricht überhaupt sichere Gewähr hat, gewiß nicht an Shakespeare, sondern an Weißes gleichnamige Tragödie zu denken sein, die damals auf allen deutschen Bühnen Heimatsrecht hatte und mannigfachen Bearbeitungen als Unterlage diente. Der kümmerliche Rest von Beethovens Bibliothek zeigt noch heute vier Bände von Eschenburgs Übersetzung und zwar in den Mannheimer Eckertschen Nachdrucken, die ja auch Schiller für seine Bearbeitung des „Macbeth" zu Rate gezogen hat: die Bände enthalten Othello, Romeo, Viel Lärm um nichts, Ende gut, alles gut, Der Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt, Verlorene Liebesmüh und das Wintermärchen und sind tatsächlich mit vielen Strichen am Rande und sonstigen Lesespuren versehen, besonders im Othello und noch viel mehr im Kaufmann von Venedig.

Eine kurze Bemerkung über die im Original unleserlich gemachten Stellen, die oben wiederhergestellt sind, sei noch angefügt. In beiden ist von Theresens Schwester Anna oder Nanette, der späteren Frau von Gleichenstein, die Rede: die Stelle über das Gitarrenlied enthielt außer diesem Namen nichts Verfängliches, die andere zeigte überhaupt nur den Namen. Über die Persönlichkeit, der daran lag, Nanettens Namen hier auszumerzen und damit dem Briefe eine Gestalt zu geben, in der Theresens Schwester nicht erwähnt wurde, und über die Beweggründe, die zu dieser Fälschung geführt haben, kann man keine irgend sichere Vermutung haben. Jedenfalls aber ergibt sich die wichtige Tatsache, daß Beethoven mit beiden Schwestern gute Kameradschaft hielt, beide mit Kompositionen beschenkte, also auch beider musikalische Begabung seines näheren Interesses würdigte, was dem Briefe noch mehr den Charakter eines Liebesbriefs und den Beziehungen zu Therese den Charakter der Leidenschaft nimmt. Ich wiederhole, daß von dem Briefe aus kein Boden für eine derartige Auffassung gewonnen werden kann, daß vielmehr alles darin einer solchen direkt widerspricht oder doch nur sehr schwer mit ihr vereinbar ist.

Über eine andere Gruppe von Beweisstücken für die von mir angefochtene These kann ich rascher hinweggehen, da es sich hier überhaupt nicht um direkte Aussprüche oder gar Zeugnisse handelt, sondern nur um Anspielungen in Briefen Beethovens an seinen Freund Gleichenstein, die undeutlich und vielfach unverständlich sind. Die Richtigkeit der Hypothese zugegeben, scheinen manche von diesen Stellen allerdings einen leidlichen Sinn zu erhalten: aber wer gibt uns Bürgschaft, daß wir diese Billette richtig auffassen, sie richtig datieren, ihre Unbestimmtheiten und Unklarheiten richtig deuten, wenn der Punkt, von dem aus wir uns in diesem Dunkel zu orientieren versuchen, selber uns unter den Füßen schwankt und keine Sicherheit in sich hat? Die Mehrzahl dieser Stellen läßt sich genau ebensogut verstehen und in ihrer Stimmung nachempfinden, wenn man, was auch ich zugebe, von der Annahme einer vorübergehenden Verliebtheit Beethovens ausgeht

und sie nicht im Sinne einer quälenden, tragischem Fall zueilenden Leidenschaft auffaßt. Zu diesen rechne ich folgende:

„Grüße nur alles, was Dir und mir lieb ist; wie gern würde ich noch hinzusetzen: und wem wir lieb sind?? Wenigstens gebührt mir dieses Fragezeichen." „Diesen Abend komme ich zu den lieben Malfattis." „Hier die Sonate, die ich der Therese versprochen. Da ich sie heute nicht sehen kann, so übergib sie ihr. Empfiehl mich ihnen allen, mir ist so wohl bei ihnen allen. Es ist, als könnten die Wunden, wodurch mir böse Menschen die Seele zerrissen haben, wieder durch sie geheilt werden. [Man beachte den Plural!] Ich danke Dir, guter Gleichenstein, daß Du mich dorthin gebracht hast" usw. usw.

Aus zwei sehr trübe und verstimmt gehaltenen Billetts, in denen von einer unaufgeforderten Reise „dahin", von Mangel an Aufrichtigkeit von seiten des Adressaten, von einer Ungewißheit, die schmerzlicher sei als die noch so fatale Gewißheit, von inneren Vorgängen, die sich dem Papier nicht anvertrauen lassen, dann wieder von einem Brief, den die ganze Welt lesen könne, von dem Wunsch, für ihn zu denken und zu handeln, die Rede ist, konstruiert nun Riemann folgenden Verlauf der Angelegenheit: „Wie es scheint, wollte anfänglich Beethoven mit Gleichenstein nach dem Malfattischen Gute reisen, zog aber schließlich vor, einen förmlichen, schriftlichen Heiratsantrag durch Gleichenstein besorgen zu lassen." Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum: denn wo ist der Schatten eines Beweises für jeden einzelnen Punkt dieser minutiösen Interpretation? Mir scheint dieses Kunststück über das erlaubte Maß freier Kombination weit hinauszugehen. Wie oft gibt sich Beethoven in seinen Briefen und Billetten an nahe Freunde völlig zerrissen und tragisch, ohne daß für das hohe Pathos ein anderer Grund vorhanden, als seine subjektive Leidenschaftlichkeit, die imstande war, ihm Kleinigkeiten und Zufälle von faktisch weit geringerer Bedeutung ins Maßlose zu verzerren. Wer will uns sicher sagen, um welche Reise, um welchen Brief es sich in den zitierten Billetten gehandelt hat, welche Ungewißheit und Gewißheit gemeint waren? Wie kann Riemann beweisen, daß die Reise „dahin" nach Mödling, dem Gute der Malfattis, gerichtet war? oder woher nimmt er die Sicherheit, daß der „Brief" ein geschriebener Heiratsantrag gewesen ist? Diesen Interpretationen fehlt das beste, der sichere Ausgangspunkt, durch den allein sie Wahrscheinlichkeit erhalten könnten. Wir können vorsichtigerweise nur sagen: wir wissen nicht, was damals zwischen Beethoven und Gleichenstein geschehen, oder wer Beethoven sonst damals zu nahe getreten war, so wenig wir genau erkennen können, warum der Komponist schon früher einmal demselben Freunde schrieb: „So habe ich doch nur immer Empfindlichkeit und Wehe von Deiner Freundschaft," warum er sich ein andermal auf sich selbst entsagungsvoll zurückzieht und auf alle äußeren Anlehnungspunkte verzichten will in der verbitternden Erkenntnis: „Nichts als Wunden hat die Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle für mich." Als Beweismaterial dürfen demnach meines Erachtens die Briefe an Gleichenstein, trotzdem sie hie und da zu der These Riemanns zu passen scheinen, für diese Auffassung der Sachlage nicht ver-

wertet werden, da ihre Anſpielungen zu unbeſtimmt und nirgends ſicher deutbar ſind. Wir drehen uns natürlich in einem circulus vitiosus, wenn das, was erſt bewieſen werden ſoll, dem Beweiſe ſelbſt als Fundament untergelegt wird, damit er überhaupt zuſtande kommt.

Für Riemann hat ſich der geſchriebene Heiratsantrag ſchließlich ſo ſtark bildlich bis zur greifbaren Gegenſtändlichkeit verdichtet, daß ihm die krauſen rhythmiſchen Sprünge im erſten Satz des dem Jahre 1810 angehörenden Streichquartetts in F-moll (op. 95) „die Vorſtellung erwecken, als riſſe Beethoven das unglückliche Stück Papier, das ihm eine Zukunftshoffnung zerſtört hat, in Fetzen." Was ſoll man zu ſolcher Auffaſſung muſikaliſcher Gebilde ſagen? Ich geſtehe, daß ich ſie bei Riemann am wenigſten erwartet hätte, dem die formale rhythmiſch-motiviſche Analyſe der Muſikwerke ſo viel verdankt, der ſelbſt an einer Stelle des fünften Bandes der Biographie Bemerkungen von Deiters gegenüber kräftig gegen ſolche nachträgliche Ausdeutungen rein muſikaliſch gedachter Inſtrumentalwerke Einſpruch erhebt, und der natürlich weiß, wie energiſch gerade Beethoven ſelbſt nach Schindlers Bericht gegen ſolche „Erklärungen und Unterlegungen von Bildern zu ſeiner und jeglicher Muſik" proteſtiert hat, wodurch nichts als Irrtümer erzeugt werden müßten.

Nach der Erörterung der auf Beethoven ſelbſt zurückgehenden vermeintlichen Zeugniſſe wende ich mich zu den ſonſtigen Berichten der Zeitgenoſſen über ſeine Beziehungen zu Thereſe, beſonders zu denen von Familienangehörigen des jungen Mädchens. Indem wir das Gebiet der mehr oder weniger begründeten Familientraditionen betreten, müſſen wir uns von vornherein gegenwärtig halten, auf welchem unſicheren Boden wir uns damit befinden, beſonders ſoweit es ſich um das Leben von Künſtlern handelt. Wie iſt von jeher das Liebesleben von Dichtern, Malern, Muſikern von den üppigſten und farbenprächtigſten Ranken mehr oder weniger grundloſer, rein ſagenhafter Tradition überwuchert worden, wobei die Größe des zeitlichen Abſtandes zwiſchen Bericht und Ereignis faſt gar keine Rolle ſpielt. Bewußte und unbewußte Phantaſietätigkeit, Verſchiebung, Übertragung, Verſchmelzung von Ereigniſſen, maßloſe Vergrößerung kleiner und unbedeutender Umſtände, Verachtung aller Kautelen älterer Nachrichten und Erſetzung eines zweifelnden Vielleicht oder Scheinbar durch ein kategoriſches Gewiß und Sicherlich, eines Gerüchts durch eine Tatſache feiern hier häufig wahre Orgien. Das liegt einmal in der Natur aller Tradition, dann in der Vorliebe der Mehrzahl der Menſchen für derartige intime, hie und da pikante Erlebniſſe, Geſchichten oder Vermutungen, bei Familientraditionen nicht zum wenigſten in dem ſo ſchmeichelhaften Gefühl des Glanzes, der durch die behaupteten engeren Beziehungen eines Mitgliedes der Familie zu irgendeinem Großen im Reiche des Ranges oder des Geiſtes für das Bewußtſein vieler auf alle Angehörigen fällt. Man erinnere ſich der Worte, die Goethe in ſeiner Selbſtbiographie bei Gelegenheit des Gerüchts von der hohen Abkunft ſeines Vaters, das dem Knaben eine Weile lang ernſtlich zu ſchaffen machte, aus

spricht: „So wahr ist es, daß alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgendeine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne." Alle ernstgemeinten und wahrheitsliebenden Biographien großer Männer müssen von jeher eine Menge Zeit und Raum dazu verwenden, diese oft in ihrer Begründung und Bewährung kaum deutlich greifbaren Traditionen zurückzuweisen und mit allen Mitteln der philologisch-historischen Methode in ihr Nichts aufzulösen, damit das Bild ihrer Helden, von dem überwuchernden Fabel- und Phantasiewerk befreit, in objektiver Reinheit und möglichster geschichtlicher Treue erscheinen kann.

Mit welcher kategorischen Bestimmtheit eine solche Familientradition und zwar unter hochgebildeten Menschen zuweilen auftreten kann, ohne die auch nur allergeringste faktische Unterlage zu haben, davon haben wir vor vierzehn Jahren in der Goetheforschung einen eigentümlichen Fall erlebt, der für unsere Frage von symptomatischer Bedeutung ist, zumal es sich gleichfalls um einen abgewiesenen Heiratsantrag handelt, der sicher niemals stattgefunden hat. Im Jahre 1897 erschien zu Warmbrunn in Schlesien unter dem anspruchslosen Titel „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge, Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner", ein Büchlein von Adalbert Hoffmann, in dem nicht mehr und nicht weniger behauptet wurde, als daß es durch Familientradition feststehe, Goethe habe im Jahre 1790 während seines Aufenthalts in Schlesien um die Hand eines Fräuleins Henriette von Lüttwitz angehalten, sei aber, obwohl seine Neigung von der jungen Dame erwidert worden, von dem Vater, der sich an Goethes bürgerlicher Herkunft stieß, aus Standesvorurteilen abschläglich beschieden worden. Das Bild der Auserwählten ist dem Buche beigefügt, die Tradition unter „weitgehendster Unterstützung von Seiten noch lebender Nachkommen" mit Breite erörtert, allerhand erbauliche Betrachtungen über den Dichter am Schlusse angereiht, der eben auch nur ein Mensch gewesen sei und seine menschlichen Schwächen gehabt habe. Der Verfasser nennt diese Tradition einen „unverrückbaren Beweis", daß Goethe seine Ehe mit Christiane nicht von Anfang an als wirkliche Ehe betrachtet habe, daß somit alle Biographen des großen Dichters unrecht haben, wenn sie das Gegenteil lehren. Ja, Goethes Bild erscheint ihm durch diese Entdeckung „erst in die rechte Perspektive gebracht, in der es uns verständlicher wird". Er hat dann auch noch eine zweite Schrift dem gleichen Gegenstande gewidmet, auf die ich wohl nicht näher einzugehen brauche („Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz", Oppeln 1898). Die Kronzeugen dieser Tradition sind zwei gebildete Männer aus den besten Kreisen des mecklenburgischen und schlesischen Adels ihrer Zeit, der spätere preußische Minister Schuckmann, der dann der Mann Henriettens in zweiter Ehe geworden ist, und der Regierungspräsident von Lüttwitz, Henriettens Bruder, der in einer Biographie seines Schwagers Schuckmann der Angelegenheit in dem angedeuteten Sinne gedenkt. Sehr instruktiv ist das lawinenartige Anwachsen dieser Fabel in ihren drei deutlich durch

die Berichterstatter und dazwischenliegende längere Zeiträume unterschiedenen Etappen: in einem mit dem schlesischen Aufenthalt Goethes gleichzeitigen Briefe Schuckmanns heißt es, ein Mädchen habe ihm gefallen; ein halbes Jahrhundert später berichtet Schuckmanns Biograph, er habe sie zur Gattin begehrt, sie aber habe seine Wünsche nicht erfüllen dürfen, ohne daß er Gründe angibt; wiederum sechzig Jahre später ist ein Heiratsantrag daraus geworden, den der Vater aus Standesvorurteilen wegen des Dichters Herkunft abgelehnt habe. Es ist das für die Geschichte und Entwicklung solcher Familientraditionen, durch die schließlich aus einer Mücke ein Elefant entsteht, ein geradezu typischer Fall. Daß die Fabel aus äußeren wie inneren Gründen unglaublich und unmöglich ist, auch in den Kreisen ernster Forscher nie sachlich irgendeine Beachtung gefunden hat, bedarf keiner Versicherung: der Kern, daß Henriette Goethes Wohlgefallen erregte — mehr sagt ja auch die älteste Quelle nicht — mag immerhin auf Wahrheit beruhen.

Das Leben eines so eigenartigen Künstlers wie Beethoven konnte unmöglich von solchen sagenhaften Entstellungen der mythenbildenden Tradition frei bleiben, und es ist eins der unvergänglichen Verdienste der ebenso scharfsinnigen wie gewissenhaften, ebenso klaren wie nüchternen Forschungen Thayers, vielen dieser Fabeln, Romane und Märchen, die das Bild des großen Mannes entstellten, ein für allemal den Garaus gemacht zu haben. Es ist daher eine Ehrenpflicht der auf seinen Schultern stehenden Forscher, auch weiterhin in seinem Sinne zu wirken, damit die mühevoll gefundene Wahrheit nicht aufs neue verdunkelt werde. Noch immer aber finden sich solche Märchen in der Beethovenliteratur und werden geglaubt: man braucht nur ein Buch wie Kalischers „Beethovens Frauenkreis" durchzublättern, um ihrer eine ganze Anzahl in naivstem Glauben nacherzählt und aufs romanhafteste aufgeputzt zu finden. Schon in den neunziger Jahren soll der Komponist einer Sängerin Magdalena Willmann, die er seit den Bonner Jugendtagen kannte, einen ernstlichen Heiratsantrag gemacht haben, der abgewiesen wurde, wie eine Nichte der Dame erzählte, „weil er so häßlich war und halbverrückt". Die Fabeleien, die um Beethovens Beziehungen zu Giulietta Guicciardi, deren Name mit der Cis-moll-Sonate verbunden bleibt, herumgesponnen worden sind, sollten ja wohl nun endgültig in Hinsicht auf ihren biographischen Wert vernichtet sein: wie wenig romantisch waren diese Beziehungen, wenn ein neuerlich aufgetauchtes Zeugnis recht hat, das berichtet, sie habe nie etwas von Beethovens Neigung bemerkt, der durch ihre Fehler beim Klavierspielen zuweilen so vom Zorn hingerissen worden sei, daß er die Noten auf die Erde warf und mit Füßen trat, und als Honorar ein Dutzend Hemden annahm, nachdem man ihm versichert hatte, daß sie von seiner Schülerin genäht worden seien. Was ist nicht alles über Bettina in Hinsicht auf Beethoven erdichtet worden: hat man sie doch ernstlich für die unsterbliche Geliebte gehalten, auch sie zum Gegenstand eines Beethovenschen Heiratsplans gemacht und sich andererseits nur schwer dazu bekehren können, von den drei von ihr veröffentlichten Briefen Beethovens an sie zwei als apokryph anzuerkennen, eine Tatsache, die heute wohl allgemein zugegeben

wird. Noch immer scheint man das berüchtigte Sonett, das Beethoven ihr zur Hochzeit gewidmet haben soll, und das sie Josef Joachim schenkte, hie und da für echt zu halten, obwohl der Anblick des Originals, für dessen Einsicht ich Joachims Sohne Johannes dankbar verpflichtet bin, auf den ersten Blick lehrt, daß kein Buchstabe der Handschrift von Beethoven geschrieben ist[1]: ob das Sonett selbst echter ist als die Handschrift?

Wie steht es nun mit den Zeugnissen im Falle Malfatti? Es sind ihrer drei, ein scheinbar positives und zwei direkt negative. Nohl, der zuerst im Jahre 1865 Beethovens Briefe an Gleichenstein in „Westermanns Monatsheften" bekannt machte, bemerkte dort in der Einleitung ohne irgendwelche Quellenangabe, der Komponist habe Therese Klavierunterricht erteilt, sich in sie verliebt und die Absicht gehabt, sie auch zu heiraten; später hat er Anna von Gleichenstein, Theresens Schwester, als Quelle bezeichnet. Ähnlich berichtet eine Nichte Theresens, Beethoven habe ihre Tante geliebt, und eine Verbindung mit ihr sei ihm wünschenswert gewesen, aber ihre Eltern würden es niemals zugegeben haben. Diese beiden Äußerungen dürfen wir als eine einzige Quelle ansehen: hier wird positiv allerdings der Neigung Beethovens Erwähnung getan und sogar eine Verbindung als wohl in seinen Wünschen liegend bezeichnet, aber weder ein direkter Heiratsantrag noch eine faktische Ablehnung eines solchen bezeugt, eine solche vielmehr nur als wahrscheinlich hingestellt, falls ein Antrag erfolgt wäre. Der irreale Bedingungssatz scheint allem Sprachgebrauch nach, wenn man seinen Inhalt bis zum letzten Tropfen auspressen darf, sogar die positive Behauptung in sich zu tragen, daß dieser Fall in Wirklichkeit glücklicherweise nicht eintrat. Mit diesem Resultat stimmen nun die beiden andern, voneinander ganz unabhängigen Zeugnisse, die rein negativ sind. Das eine stammt gleichfalls aus der Verwandtschaft der Familie Malfatti: ein Verwandter, der Therese genau kannte, erzählte, daß sie mit Beethoven dauernd in einem freundschaftlichen Verhältnis stand; von irgendeiner wärmeren Empfindung auf einer von beiden Seiten war ihm nichts bekannt. Mir scheint die nicht wegzuleugnende Tatsache einer fortgesetzten Verbindung mit Therese psychologisch mit einem formell abgewiesenen Heiratsantrag Beethovens ganz unvereinbar: Riemann setzt sich über diesen Punkt doch etwas zu leicht hinweg. Ebensowenig bringt das Zeugnis Josef Sonnleithners, eines Freundes von Beethoven und Gleichenstein, etwas im Sinne eines Antrags bei, sagt vielmehr mit aller wünschenswerten Klarheit und Einfachheit:

„Sie war eine schöne, lebhafte und geistreiche Frau, eine sehr gute Klavierspielerin und außerdem die Nichte des berühmten Arztes und Freundes Beethovens Dr. von Malfatti. Hieraus erklärt sich ein im allgemeinen wohlwollendes Verhältnis zu Beethoven, welches eine minder strenge Beobachtung konventioneller Formen zur Folge hatte. Von einer besonderen Vertraulichkeit zwischen ihr und Beethoven ist nichts bekannt."

[1] Ich verstehe nicht, wie Unger in seiner soeben erschienenen neusten Schrift (Auf Spuren von Beethovens unsterblicher Geliebten S. 62) behaupten kann, daß „aus jedem einzelnen Buchstaben der Meister" herausschaue.

Also selbst die Familientradition, die keinen Grund gehabt hätte, derartiges zu verschweigen, wenn es geschehen gewesen wäre, weiß nichts von einem formellen Heiratsantrag Beethovens und darauf erfolgter Zurückweisung aus was immer für Gründen. Eine Neigung des Komponisten und ein Wunsch seinerseits zu einer Verbindung wird teilweise allerdings zugestanden, des wahrscheinlichen Widerspruchs der Eltern aber in einer Form gedacht, die einen solchen Fall nur als rein hypothetisch und faktisch nicht eingetreten erscheinen läßt. Was brauchen wir weiter Zeugnis, um den Korb, den Beethoven von Therese Malfatti erhalten haben soll, der langen Reihe der Beethovenmärchen als neues Glied einzufügen!

Noch ein Punkt bleibt zu besprechen, die durch einen Brief Breunings an Wegeler für das Jahr 1810 bezeugte „Heiratspartie", die sich zerschlug. Für Riemann ist sie natürlich eine Hauptstütze seiner Anschauung, die er aus dem übrigen Material gewonnen hat: gibt dieses, wie ich durch meine Ausführungen gezeigt zu haben glaube, keinerlei Anhalt, einen Heiratsantrag des Komponisten, der abgelehnt wurde, für bezeugt oder auch nur für wahrscheinlich zu halten, so bedarf es natürlich auch keiner Stütze, und jene Notiz Breunings, wenn sie überhaupt den Tatsachen entspricht, hat mit dem Falle Malfatti nicht das mindeste zu tun. Die Notiz ist uns durch Beethovens Jugendfreund Wegeler vermittelt, und zwar in Form einer Vermutung, einer Kombination, nicht etwa einer Tatsache, was in den Beethovenbiographien übersehen zu werden pflegt und auch von Riemann in seiner Darlegung übersehen worden ist. Der Wortlaut ist in diesem Zusammenhange unentbehrlich. Wegeler sagt:

„Es scheint allerdings, daß Beethoven einmal im Leben den Gedanken hegte, sich zu verehelichen, nachdem er oft in Liebesverhältnissen gestanden, wie dies gesagt ist. Mehreren Lesern war so wie mir das Drängen auffallend, womit Beethoven in seinem Briefe vom 2. Mai 1810 mich ersucht, ihm seinen Taufschein zu besorgen: alle Auslagen, sogar die Reisekosten von Koblenz nach Bonn, will er mir ersetzen; dann kömmt noch eine ausführliche Instruktion, was ich beim Aufsuchen des Scheins zu beobachten hätte, um ja den rechten zu erhalten. Die Auflösung des Rätsels fand ich in einem drei Monate nachher geschriebenen Briefe meines Schwagers Stephan von Breuning an mich. In diesem heißt es: Beethoven sagt mir alle Woche wenigstens einmal, daß er Dir schreiben will; allein ich glaube, seine Heiratspartie hat sich zerschlagen, und so fühlt er keinen so regen Trieb mehr, Dir für die Besorgung des Taufscheins zu danken. — Beethoven hatte demnach im 39. Jahre seines Alters aufs Heiraten noch nicht verzichtet."

Diese äußerst wichtige Mitteilung Wegelers, bei dem wir jedes Wort auf die Goldwage legen dürfen, ja bei dem Mangel sonstiger gleich treuer Darstellungen voll Ernst und Wahrheitsliebe legen müssen, beweist, ja enthält bei genauerer Prüfung gar nicht das, was man sie gewöhnlich beweisen und in ihr enthalten sein läßt. Sie ist zunächst keine Bezeugung einer feststehenden Tatsache, sondern eine Kombination, die sich selbst im Eingang als Vermutung gibt und aus Prämissen am Ende einen wahrscheinlichen Schluß zieht. Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß Wegeler seine Darlegung mit „Es scheint allerdings, daß" beginnt, und daß auch Breuning

seine Notiz nicht als Tatsache gibt, sondern mit „Ich glaube" einleitet: beides ist nicht zu übersehen, wenn es sich darum handelt, Beweise zu führen. Beethovens etwas ungestüme Bitte um Besorgung seines Taufscheins in einem Briefe, dessen Datum nur ganz wenige Tage abliegt von dem jenes einzigen Briefes an Therese, der, wie wir oben sahen, nichts weniger als ein Liebesbrief ist, hat sich Wegeler hypothetisch durch einen Heiratsplan erklärt, dessen Existenz er wiederum nur einer Hypothese Breunings entnehmen konnte. Ich erwähne auch, daß eine Heiratspartie, d. h. der Wunsch, sich mit einer gewissen Person zu verheiraten, noch kein Heiratsantrag ist, ferner, daß eine solche Partie sich auch noch auf andere Weise zerschlagen kann als durch Abweisung eines Antrags, z. B. durch ein Zerwürfnis zwischen den beiden Personen oder durch einen aus eigener Initiative aus irgendwelchen Gründen beschlossenen Verzicht oder durch anderweitige Verheiratung oder Verlobung der Auserwählten usw. usw. Ich will damit nicht sagen, daß irgendeiner dieser Fälle hier verstanden werden müsse, aber ich mahne zur Vorsicht bei der Verwertung einer durchaus nicht eindeutigen Wendung, die noch dazu rein hypothetisch eingeführt ist, als Beweisstück.

Zwei Fälle sind denkbar: entweder Wegelers Kombination ist falsch, dann hat Beethoven den Taufschein aus irgendeinem andern Grunde haben wollen, und die ganze Notiz hat für unsere Untersuchung überhaupt keine maßgebende Bedeutung; oder seine Kombination trifft das Richtige, was auch ich vorläufig für wahrscheinlicher halten möchte, dann hat Beethoven wirklich 1810 jemanden heiraten wollen, hat aber diese Absicht aus einem uns nicht näher bekannten Grunde wieder aufgegeben. Als Beweisstütze für das Vorhandensein eines formellen Heiratsantrags und einer daraufhin erfolgten Ablehnung darf der Bericht Wegelers aber auch dann nicht verwertet werden. Da es sich meines Erachtens bei dieser Heiratspartie um Therese Malfatti nicht gehandelt haben kann, so müssen wir unsere völlige Unwissenheit in bezug auf ihren Gegenstand bis zur etwaigen Entdeckung neuer unbekannter und zwar eindeutiger Quellen offen bekennen. Ebensowenig hat eine Kombinierung dieser Partie etwa mit dem Liebesbrief an die unsterbliche Geliebte vom Jahre 1812, die sich denken ließe, irgendwelche sichere Gewähr. Ob wir jemals über diese zarten Beziehungen Beethovens ins Klare kommen werden, steht dahin: glücklicherweise ist die ganze Frage von untergeordneter Bedeutung, und wir würden selbst ein Ignorabimus verschmerzen können.

Nicht umsonst hat einer der größten Philologen, Gottfried Hermann, von der Notwendigkeit einer Kunst des Nichtwissens gesprochen: nur allzuhäufig sind wir leider gezwungen, sie zu üben, wenn wir ehrlich sein wollen und die Wahrheit über die Meinung setzen, wie des wahrhaften Interpreten erste Pflicht ist. Multi pertransibunt et augebitur scientia.

England
und die Anzeichen seines Niederganges.

Vom
Grafen Vay von Vaya und zu Luskod. A. S. M. A. P.

I. Die großen Epochen.

Die Periode eines Verfalles zu konstatieren, ist immer traurig. Abnahme ist ein Prozeß, der notwendigerweise Bedauern einflößt. Alles, was dem Ende zuführt, ruft eine schmerzliche Empfindung hervor. Gleichwohl hören wir dieses grausame Wort überall auf den britischen Inseln widerklingen, von unserer Ausschiffung ab. Unaufhörlich wird von Fremden und Einheimischen der Ausdruck gebraucht, und so übertrieben er an sich auch sein mag, ohne Zweifel gibt es vielerlei betrübende Tatsachen, die uns als Anzeichen einer bedauerlichen Zerrüttung erscheinen. Aber um uns darüber klar zu werden, wieweit ein solches Urteil berechtigt, sollten wir das Land im Augenblick seiner ganzen Größe kennen. Und dazu müßte man auf dem Boden Albions gelebt haben zu den Zeiten seiner unangreifbaren Macht, der ruhmreichen Herrschaft der Königin Viktoria.

Ein noch so flüchtiger Rückblick ist das einzige Mittel, uns die Unterschiede zwischen einst und jetzt vor Augen zu führen; und wenn wir das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts mit dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten vergleichen, werden wir alsbald erkennen, worin diese Unterschiede bestehen.

Die mehr als sechzigjährige Regierung der Königin Viktoria stellt sicherlich den Höhepunkt der englischen Macht dar. Unter ihrem Zepter hat sich das Land bis zu den weitesten überseeischen Regionen ausgedehnt; sie war die erste, die als Kaiserin von Indien proklamiert wurde. Im Laufe ihrer Regierung hat England seinen kolossalen Reichtum erlangt. So merkwürdig es klingen mag, die Geschichte des englischen Volkes wird die beiden Epochen: „the Elisabethan" und „the Victorian Era" als die beiden glücklichsten zu verzeichnen haben, die eine wie die andere genannt nach einer Frau.

Wenn das Elisabetheische Zeitalter vor allem für uns mit der geistigen Größe der Nation zusammenhängt, so repräsentiert das Viktorianische den materiellen Wohlstand des riesigen Reiches. Nie gab es ein größeres und reicheres Land. Zudem schien es in seiner Isoliertheit gleichsam unangreifbar

zu sein. Mit keiner Macht sich verbindend, wollte es offenbar dadurch bekunden, daß es nichts von außen zu befürchten habe, und seine innere Festigkeit schien unerschütterlich, begründet auf die Jahrhunderte alten Prinzipien und die unveränderlichen Institutionen.

Die beiden Jubiläen dieser gesegneten und fortgesetzt erfolgreichen Regierung — das von 1887 und noch mehr das von 1897 — können mit vollem Recht als die Apotheose der englischen Macht angesehen werden. Alles schien diesem unternehmenden und unermüdlichen Volke zu gelingen, in der Politik wie in der Volkswirtschaft ihr praktischer Sinn von höchster Ausbildung zu sein. Ihre Kriege, ihre zahllosen Handelsunternehmungen waren ebenso nutzbringend, wie ihre Verwaltungssysteme in den Kolonien ersprießlich gewesen sind.

Das goldene und das diamantene Regierungsjubiläum erregten mit Recht das Erstaunen der ganzen Welt. Denn nie hat ein Reich nach innen und außen größer dagestanden als das britische unter der Königin Viktoria. Mehr als die Hofwagen und der Pomp der Vornehmen imponierte die Unabhängigkeit und der Wohlstand der Bürger. Die allgemeine, in so sichtbarer Weise geäußerte Zufriedenheit war tatsächlich der bemerkenswerte Zug der großen Epoche.

II. Der Burenkrieg und seine Folgen.

Der Burenkrieg bildet die erste nationale Heimsuchung. Nach den wiederholten Mißerfolgen äußerte sich die von Anfang an sehr geteilte öffentliche Meinung höchst feindselig. Das ehemals bei allen Tagesfragen einige Volk spaltete sich ganz offenkundig. Die bewundernswerte Disziplin, diese Festung eines Volkes, bekam die erste Bresche. Der grausame Krieg blieb schließlich, wie wir wissen, siegreich für die englische Armee, aber um einen zu teueren Preis. Durch die übergroße Anstrengung war die ganze Nation erschüttert, und die Achillesferse des Heerwesens unverhofft enthüllt worden. Der bisher so unantastbare Nimbus zerging wie ein Spiegelbild von einem Tag auf den anderen. Englands einzigartige Stellung hörte auf, die unbestritten herrschende zu sein. Andere, junge Nationen entwickelten sich inzwischen mit unerwarteter Raschheit. Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika wurden beträchtliche Rivalen und nicht nur in politischer Hinsicht, auch bezüglich ihrer kommerziellen Errungenschaften. Der Weltmarkt war nicht länger mehr durch die Engländer monopolisiert.

Wenn man einen Zeitpunkt wählen wollte, um den Zenith des englischen Reiches festzustellen, so müßte man die Epoche vor dem Burenkrieg als solchen bezeichnen. Darum betrachte ich das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria als den Höhepunkt des nationalen Gedeihens. Seitdem wüßte ich nichts zu erwähnen, was als wirklicher Fortschritt gelten könnte. Was aber nicht fortschreitet, geht zurück. Unveränderlich bleiben, heißt im ganzen genommen, sich nicht weiter entwickeln, und jede Unbeweglichkeit ist gleichbedeutend mit Abnahme.

Wenn man die Symptome der gegenwärtigen Lage scharf analysieren wollte, so käme man notwendigerweise zu dem Ergebnis, daß die Zeichen der

Dekadenz weniger in den Dingen als in den Gedanken sich äußern. Ich will damit sagen, daß die physische Entkräftung sich vielleicht nicht so sehr in der Tätigkeit selbst als in dem geistigen Zustand, der ihr zugrunde liegt, offenbart. Eben jene großen Eigenschaften, die von der ganzen Welt bewundert wurden: das tiefe Pflichtgefühl, die unermüdliche Tatkraft, das reine moralische Empfinden und die wundervolle Disziplin — diese sind es, die nachzulassen beginnen, und zwar bei allen Klassen.

Der Anfang der sozialen Zerrüttung der vereinigten Königreiche liegt viel weiter zurück, als allgemein angenommen wird. Gewiß trug die Auswanderung nach Amerika und das dadurch sich mehr und mehr befestigende Band zwischen beiden Ländern dazu bei, die Lage zu ändern. Neue Ideen und Bestrebungen verbreiteten sich in den Arbeiterkreisen und entwickelten eine neue Volksklasse, welche sich in wenig Jahren stark genug fühlte, ihren Weg bis zum Parlament zu erzwingen und dort Sitze unter dem Namen einer „Labour party" zu erobern; und wenn schon die nach ihren Ansichten und Naturanlagen so konservativen Landleute ihre alten Traditionen verlieren und die neue Generation unter sozialistischem Einfluß heranwächst, so sind die städtischen Arbeiter und die der Hüttenwerke und Fabriken bei weitem leidenschaftlicher. Sozialismus bezeichnet kaum noch richtig ihren Standpunkt, in vielen Momenten sollte die Farbe, zu der sie sich bekennen, Anarchismus genannt werden.

III. Die anarchische Bewegung.

Nie, in keinem Lande habe ich aufreizendere Vorträge öffentlich halten hören. Überall in den „Public-halls" von Eastland oder auf den Plattformen von Hyde-Park machen heute Volksredner Propaganda für die Revolution. Mit lauter Stimme wird der Umsturz der gegenwärtigen Einrichtungen gepredigt. Das System des heutigen Parlamentarismus wird als Gewaltherrschaft einer Koterie angeklagt. Das Ministerium ist nichts weiter als ein Konsortium zur Ausbeutung, und die Minister werden als Banditen oder perfide Scharlatane gekennzeichnet. Die Person des Herrschers wie die königliche Familie werden kaum mehr berücksichtigt. Die Krone gilt einfach als Sinekure, als eine Last, die von keinem Nutzen für das Land und darum absolut abzuschaffen sei. —

Und all dies geschieht in voller Öffentlichkeit, in Gegenwart der Polizei, die mit unerschütterlicher Ruhe die beschimpfendsten Sätze mit anhört. Die Regierung behauptet, daß es besser sei, reden zu lassen, als die Aufmerksamkeit durch Verbot zu erregen oder durch strengere Maßnahmen Tumulte hervorzurufen. Man macht daher im Übermaß von dieser außerordentlichen Toleranz Gebrauch, und jeder Vorübergehende kann die Regierung, die Justiz, die Armee, den Hof, kurz alles, was er zu respektieren gelernt hat, unverhohlen angreifen hören. Umsonst sucht man nach einer Spur dessen, was bisher die Nationaltugenden des Engländers waren. Bin ich doch mehr als einmal zugegen gewesen, wenn Volksredner ihre antipatriotischen Ansichten bis zu

dem Punkt entwickelten, das Volk überzeugen zu wollen, daß Opfer unter dem Vorwand der Pflicht oder Liebe für den heimatlichen Boden zu bringen eine Torheit, eine kindische oder veraltete Idee sei. Denn was kann es schließlich den Arbeitermassen ausmachen, ob das Land von der einen oder der anderen Macht regiert wird. Nur die herrschende Klasse könnte dadurch verlieren oder gewinnen. Das Volk muß in jedem Falle sein Brot durch die Arbeit erwerben. Wichtig für es ist nur, daß diese Arbeit gut bezahlt werde. Alles andere ist Nebensache. Die Farbe der Fahne hat wenig Bedeutung.

Wenn wir nach den Namen solcher Wortführer fragen, so wird man uns beinahe ausnahmslos Fremde nennen. Gewöhnlich wurzelte die Unzufriedenheit in ihnen, die in irgendeinem fernen Lande geboren und in traurigen Verhältnissen aufgewachsen sind, schon von den ersten Lebensjahren an. Auch ihre spätere Jugend gestaltete sich nicht freundlicher und sie durchlebten gewiß die härtesten Zeiten, bis sie endlich, durch die wildesten Bewegungen eines stürmischen Lebens hin- und hergeworfen, an den Ufern Albions gelandet sind.

Der freie Boden der vereinigten Königreiche hat ihnen einen neuen Horizont eröffnet. Wahrscheinlich zum erstenmal in ihrem Leben erkannten und fühlten sich diese Schiffbrüchigen als freie Bürger. Es ist nicht zu verwundern, daß die Unabhängigkeit, an der sie so unerwartet teilnahmen, ihnen die Köpfe verwirrte. Alles Unglück, jede Ungerechtigkeit suchen solche Entgleisten der menschlichen Gesellschaft an den staatlichen Einrichtungen und an jeder gesellschaftlichen Ordnung zu rächen; und anstatt sich zu beruhigen, werden diese furchtbaren Leidenschaften durch internationale Vereinigungen und Komitees noch gesteigert. Tatsächlich kommen die Anleitungen aus den großen anarchistischen Mittelpunkten, vornehmlich Rußlands und Nordamerikas. Doch wie und woher immer die Organisation auch sei, nicht zu leugnen ist, daß die Einwirkung der Anarchisten auf die Arbeiterklasse von Großbritannien eine höchst gefährliche ist.

IV. Die Anarchie der Aristokraten.

Nicht weniger überraschend hat sich ein Umschwung in der Haltung der oberen Klassen vollzogen. Allerdings bekennen sich weder die wirklich Vornehmen noch die Emporkömmlinge zum Sozialismus oder Republikanismus, aber durch ihre Art zu leben und ihr Beispiel tun sie alles, um derartige Bestrebungen zu fördern. Ich will damit sagen, daß die oberflächliche, luxuriöse und untätige Existenz, die sie führen, notwendigerweise Auflehnung hervorrufen muß. Wenn das Volk sieht, wie die oberen Klassen einzig ihren Vergnügungen ohne die geringste ernste Beschäftigung nachgehen, so verliert es jede Achtung vor ihnen und verlangt die Abschaffung ihrer Vorrechte und die Teilung ihrer Güter.

Bei einem Vergleich der heutigen seichten englischen Gesellschaft mit der ehemaligen ernsten Aristokratie wird sich ein ungeheuer großer Unterschied er-

geben. Der Abstand zwischen der strengen Hofhaltung der Königin Viktoria und dem sogenannten „smart set" des Königs Eduard VII. ist kaum begreiflich. Dort war alles auf den schönen Wahlspruch: „Gott und mein Recht" begründet, hier scheint man sich mit dem Worte zu begnügen: „Nach mir die Sündflut". Und offenbar sieht man die wachsende Gefahr voraus.

Vom sozialen Standpunkt aus betrachtet ist das durch die elegante Gesellschaft hervorgerufene Übel viel beträchtlicher, als man im ersten Moment annimmt. Zudem macht sich der Einfluß der sogenannten „upper ten thousands" in allen Schichten fühlbar und breitet sich aus, wie ein Tropfen Öles, in die niedrigsten Sphären. Auch darf man nicht vergessen, daß die Zehntausend der alten Aristokratie bei ihrer auf ziemlich liberalen Grundsätzen basierenden Zusammensetzung jeden Bürger hoffen ließen, daß er durch eigenes Verdienst eines Tages an dieser Elite teilnehmen könne. Sie erweckte dadurch den rechten Ehrgeiz und ermutigte zum Arbeiten und Wohltun.

Der „smart set", der doch behauptet, die Blüte der Gesellschaft zu sein, fragte bei seinen Mitgliedern nicht mehr nach Verdienst oder patriotischen Opfern. Zur Aufnahme war Reichtum die einzige Voraussetzung. Wie immer gewonnen oder geschaffen, das Geld allein genügte, um eine Rolle zu spielen. Freigebigkeit und großmütige Spielverluste sicherten, wenigstens oberflächlich, eine hervorragende Stellung. Ist es daher nicht erklärlich, daß die reich gewordenen Emporkömmlinge in großer Zahl aus allen Weltgegenden herzukamen? Amerika, Australien, Südafrika, Indien lieferten ihren Anteil an Nabobs, Börsengrößen, Spekulanten usw. usw.

Diese Fremden, von gewandtem Benehmen, aber mittelmäßiger Bildung, wurden die führenden Elemente. Im Anfang hier und da abfällig beurteilt, wurzelten sie doch nach und nach fest. Vorher unbekannte Millionäre ließen sich in London Palais, auf dem Lande Schlösser, in Schottland Jagdhäuser, auf den Rennplätzen Ställe bauen, um dem Herrscher Gastfreundschaft zu bieten und ihm eine seinem Geschmack entsprechende Zerstreuung zu verschaffen.

Unglücklicherweise hat diese Art von Leben Schule gemacht. Es ward allgemein Mode, dem Beispiel zu folgen. Die geringste Handlung des Königs wurde als Verpflichtung angesehen. Seine Gewohnheiten galten als Regeln sogar in den fernstgelegenen Kolonien. Fehler werden stets leichter nachgeahmt als die guten Eigenschaften. So fand des Königs musterhaftes Pflichtgefühl weniger Nachfolger als seine Leidenschaft für das „Bridge". Man unterhielt sich nach seinem Vorbild, ohne seine unermüdliche Tätigkeit auszuüben. Kurz, der „smart set", diese fröhliche Gesellschaft der königlichen Belustigung, stellte sich mit ihrem Müßiggang und ihrer Vergnügungssucht an die Spitze der Nation.

V. Der amerikanische Einfluß.

Daß das patriotische Gefühl der zusammengewürfelten ausländischen Elemente zu wünschen übrig läßt, kann nicht verwundern. Ihre Empfindungen können unmöglich denen eines wahren Sohnes von Albion gleichkommen. Auch nach gesetzlicher Naturalisierung vermögen sie ihre Ansichten und Neigungen nicht plötzlich zu ändern. Vor allem verhält es sich so mit den überseeischen Frauen. Die Amerikanerinnen wissen sich mit großer Leichtigkeit den englischen Formen und Gebräuchen anzupassen. Ihr Äußeres ist oft eine vollkommene Kopie nach englischem Muster, und bei großen Gelegenheiten, wenn sie die antike Robe der „Peeress" tragen, machen sie den besten Eindruck — aber ihre Individualität bleibt trotzalledem fremdartig und ihr Geist unverändert „yankee."

Durch diese Frauen wurde der amerikanische Einfluß ein tiefgehender. Wenn wir Gelegenheit hatten, die Tendenzen inmitten der Arbeiterkreise zu beobachten, wo doch vielfach durch die Notwendigkeit, jenseits des Ozeans den Lebensunterhalt zu gewinnen, eine direkte Berührung mit den amerikanischen Brüdern stattfindet, so macht sich hier die Einwirkung nicht weniger bemerklich. Zahlreiche alte englische Sitten und Gebräuche verschwinden, um durch amerikanische ersetzt zu werden. Amerikanische Läden, amerikanische Faktoreien und besonders amerikanische Bars fehlen in keiner Stadt Großbritanniens mehr.

Wenn sich der Amerikanismus bis in die exklusivsten Kreise fühlbar macht, so erklärt sich das daraus, daß eine so große Anzahl der Lords und anderer Adliger Erbinnen aus den Vereinigten Staaten geheiratet haben. Dadurch bekam ein Teil der hervorragendsten Elemente Yankeeblut, was jedenfalls den Charakter der heutigen Generation, nicht zu ihrem Vorteil, beeinflußt hat.

Besonders in der Denkweise der Jugend erscheinen diese neuen Tendenzen. Die alten Grundsätze werden ihr unverständlich, und Traditionen haben keinen Wert mehr. Nichts wird respektiert, was die persönlichen Wünsche beeinträchtigen könnte. Keine Beschränkung, keine Verpflichtung. Jeder hält sich für eine gebietende Persönlichkeit und betrachtet das Leben wie eine Art Theater, auf dem Unterhaltung und Zerstreuung den einzigen Daseinszweck bilden, oder wenigstens den einzigen, für den es der Mühe wert ist, zu leben.

Um sich Vergnügungen zu verschaffen, braucht man Geld, viel Geld. Infolgedessen ist das Geld das Hauptinteresse in der großen englischen Gesellschaft geworden.

Verdankte man einstmals seine Stellung dem persönlichen Wert und war stolz auf den Ruhm seiner Vorfahren, so prahlt man jetzt nur noch mit seinem Reichtum. Die bekanntesten Familien wurden vergessen neben den Milliardären zweifelhaftester Herkunft. Das tägliche Leben wurde so verschwenderisch, daß die bisherigen Mittel nicht mehr genügten, die Kosten zu decken. Auch die größten Besitzungen vermochten nicht mehr die hierzu nötigen Einkünfte aufzubringen, es hieß also um jeden Preis Geld gewinnen.

Da die Söhne des Adels nicht an die Arbeit gewöhnt waren, fanden sie es am lukrativsten, reiche Amerikanerinnen zu heiraten, und machten ein Gewerbe daraus. In England hat die Frage der Ebenbürtigkeit nie existiert, was diesen sonderbaren Handel sehr erleichterte. Die Tochter irgendeines Kaufmannes oder einfachen Arbeiters kann die Frau jedes Lords oder Herzogs werden. Mit ihrer Heirat wird sie hoffähig und direkt nach ihrer Ankunft aus Pittsburg oder Chicago läßt sie sich im Buckingham-Palast vorstellen.

Daß derartige Verbindungen oft sehr zweifelhafter Natur sind, ist begreiflich. Das beiderseitige Milieu, in dem die Eheleute aufgewachsen sind, ist zu verschieden, um eine wahre Harmonie zuzulassen. Daher werden die Ehen auch so häufig getrennt, und selbst in den besten Fällen gleichen sie weniger einer moralischen als einer gesellschaftlichen Verbindung.

Der Mann gibt den Namen, die Frau das Vermögen. Auf dieser kaufmännischen Grundlage beginnt eine rein äußerliche Existenz. Innere Befriedigung fehlt oder wird nur in Oberflächlichkeiten und eitlem Ehrgeiz gefunden. Von früh bis spät widmet man sich den Repräsentationspflichten. Nur für kurze Augenblicke zieht man sich zurück. Auf diese Weise bleibt keine Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen. Das rein materielle Dasein hat alles Nachdenken vollständig erstickt.

Das gesellschaftliche Leben bildet eine fortwährende Aufregung. Wenn man die unausgesetzte Tätigkeit eines sogenannten eleganten Ehepaares betrachtet, so ist die Geschäftigkeit in einem arbeitsamen Haushalt dagegen eine wahre Ruhe. Hier wird wenigstens bei Nacht geschlafen, während man sich, um *smart* zu sein, Tag und Nacht amüsieren muß. Kann man sich etwas Aufreibenderes denken als beständige Zerstreuung? Nichts vermag entnervender zu wirken als eine vorgeschriebene Heiterkeit. Solch ein erkünstelter Frohsinn macht zudem den traurigsten Effekt. Der Ausdruck dieser ermüdeten Gesichter, wenn sie einmal die Maske fallen lassen, ist herzbewegend.

VI. Der Kultus des goldenen Kalbes.

Mit diesen lächerlichen Gewohnheiten zu brechen, scheint niemand den Mut zu haben. Von Tag zu Tag setzt man den gleichen Frondienst fort. Jahr um Jahr werden die gleichen Feste wiederholt, und wenn man im Vordergrund bleiben will, so hat man keine Muße mehr, auch nur einer einzigen dieser Oberflächlichkeiten fernzubleiben. So muß jedermann die Saison in London zubringen und für die traditionellen Rennwochen von *Ascot* und *Goodwood* sich ein Landhaus mieten. Man muß bei den Regatten von *Cowes* zugegen sein, *Moore* für den Herbst in Schottland pachten und während des Winters den Fuchs jagen. Aber es genügt nicht, allen diesen Veranstaltungen beizuwohnen, um sich eine Bedeutung zu sichern, man muß stets offenes Haus halten, viele Gäste und einen großen Train haben. Überall, wo man erscheint, muß man einen Mittelpunkt bilden.

Auf solche Weise, um dies zu erreichen und es den anderen nachzutun, wird der Ehrgeiz ein übermäßiger und falscher. Die offiziell politische oder die militärische Karriere kommt künftig erst in zweiter Linie. Wichtigste Hauptsache bleibt, die schönste Besitzung zu haben, die vornehmsten Gäste zu bewirten und den größten Luxus zu entfalten, damit das ganze Land wisse, welch hervorragende Verkehrsbeziehungen und welch reiche Geldmittel man besitzt. Denn je mehr ich ausgebe, desto eher erlange ich einen Sitz im Parlament und später eine Peerskrone. Der Weg zu der engen Eingangspforte zum Hofe ist auf die Art mehr oder weniger eine Geldfrage geworden.

Das Geld als soziale Notwendigkeit war immer wichtig und ist als solche unbestreitbar. Zu einer allgemeinen Gefahr wird es erst, wenn dadurch alles zu erreichen ist, wenn man es als das einzige mächtige Mittel betrachtet, um durchzudringen und sich Vorteile zu erringen. Auf diesem Punkt ist man unglücklicherweise in England angekommen. Darin besteht die neue, zum Teil aus Amerika importierte Weltanschauung. Das üppige Leben mußte diese unheilvollen Konsequenzen haben. Eine Gesellschaft, die für ihre erste Verpflichtung das Amüsement ansieht, ist ernster Arbeit unfähig. Jeder Beruf, welcher immer er sei, wird mehr und mehr leicht genommen. Man hat die Dauer der Arbeit soviel wie möglich abgekürzt und allgemein die Erholungsstunden verlängert. Der Sonntag genügte nicht mehr als Ruhetag, schon der Samstag wird zu den Vergnügungen genommen. In keinem Lande wird gegenwärtig weniger gearbeitet als in England.

Die jetzige Generation zehrt von der Arbeit der Väter. Jeder ist vor allem darauf bedacht, seine soziale Lage zu verbessern. Wenn man hier kaum noch von einem „struggle for life“ sprechen kann, so doch um so mehr von einem „struggle for high life“. Da aber der Kampf um die Existenz die Menschheit kräftigt und gute Eigenschaften entwickelt, so muß im Gegensatz hierzu die Sucht nach Wohlleben schwächen und zur Ohnmacht führen.

Dieser Zug frappiert uns hauptsächlich, wenn wir das Aktionsfeld, sei es von Amerika, sei es von Deutschland, mit dem von Großbritannien vergleichen. Denn nachdem man vor einem halben, ja selbst noch vor einem Vierteljahrhundert England in allen Zweigen der Tätigkeit den ersten Rang zuerkennen mußte, kann man das heutzutage nicht mehr, und zwar nicht nur auf dem Boden der Industrie oder des Handels, nein, auf allen sozialen Gebieten. Am bedrohlichsten für die Nation ist, daß auch der schöne Ernst, der die englischen Politiker charakterisierte, seit kurzem zu verschwinden droht. Szenen wie die, die sich im Parlament während der denkwürdigen Sitzung des 24. Juli in diesem Sommer wiederholten, ließen uns daran zweifeln, daß man sich wirklich in dem Hause der Abgeordneten von Großbritannien und Irland und nicht in der Aufruhrszene irgendeines Balkanlandes befand. Die „ehrbaren“ Deputierten machten einen derartig zügellosen Lärm, die Leidenschaft überschritt so vollständig jede Grenze des Anstandes, daß es unmöglich war, auch nur eine Spur von den sprichwörtlichen Charakterzügen der Söhne Albions wiederzuerkennen.

VII. Zeichen von Desorganisation.

Mangel an Zucht ist eines der bedeutungsvollsten Zeichen von Schwäche. Wer hätte je voraussehen können, daß ein solch kindischer und lächerlicher Auftritt sich in der zeitgeheiligten Halle hätte abspielen können, die nicht nur die Repräsentanten des vereinigten Königreichs beschützt, sondern auch die nationale Größe symbolisiert! Denn wenn auch im parlamentarischen Leben die Kämpfe der Parteien unvermeidlich sind, hat sich doch anderseits eine derartige Entgleisung bisher nie ereignet.

Die Gier nach Macht hat sichtlich die Politiker ausnahmslos ergriffen. Um ihren Zweck zu erreichen, brauchen sie entsprechende Mittel. Dazu ist, wie wir sehen, das Geld unentbehrlich, nicht nur, um bei den Wahlen Erfolg zu haben, sondern auch, um eine glänzende öffentliche Karriere fortzusetzen. Eine solche ist für den Unbemittelten, auch ohne den geringsten Verdacht der ungesetzlichen Verwendung, allein wegen der täglichen Ausgaben, der Repräsentationskosten, kurz des ganzen luxuriösen Lebens in der politischen Welt, ausgeschlossen. Und eine merkwürdige Tatsache bleibt, daß selbst diejenigen Abgeordneten, die am lautesten zugunsten der Gleichheit sprechen, jene Abgeordneten, welche vor der Öffentlichkeit sich am radikalsten zeigen, in ihrem Privatleben einen nahezu anwidernden prahlerischen Aufwand entfalten.

Wenn das Land zu mächtig und der Bürger zu reich wird, so verliert das Individuum leicht seine hervorragend guten Eigenschaften, und die Allgemeinheit muß sich notwendigerweise verschlechtern. Der Verfall äußert sich viel früher im Privatleben als im öffentlichen. Die Korruption ergreift immer zuerst die begüterten Klassen. Eine Schwächung der Rasse und des Charakters, Sittenverderbnis, moralische Vernachlässigung und religiöse Gleichgültigkeit verbreiten sich stets von oben her.

So war es in Babylon, so in Rom und Byzanz, so zeigt es sich gegenwärtig in London. Reichtum und Macht sind die mittelbare oder unmittelbare Ursache der Verweichlichung und des Niederganges. Unbestrittene Gewalt muß notwendigerweise das Land sorglos machen, ebenso wie unermeßliches Vermögen die Völker demoralisiert. Diese Tatsachen haben sich bei allen Nationen gezeigt, dieselben Ursachen haben immer die entsprechenden Wirkungen hervorgerufen. Was wir von der Vergangenheit aus den Annalen der Geschichte erfahren haben, wiederholt sich einfach in der Gegenwart vor unseren Augen. Ohne Geld, ohne viel Geld kann heute keine irgendwie öffentliche Rolle mehr in England gespielt werden. Vermögen ist gleichsam soziales Kriterium geworden. Mit dem Kultus des goldenen Kalbes beging die vorige Regierung sicherlich den größten Fehler. Die Verschwendungssucht des „smart set" hat dem Sozialismus größeres Wachstum verschafft als der leidenschaftlichste Redner. Nicht nur der Arme, nein, jeder Bürger mußte sich gegen das Leben derer, die er als Auserwählte und Volksvertreter ansehen sollte, auflehnen. Niemals machten die bei wirklich vornehmen Familien gerechtfertigten Ausgaben, ihr Aufwand, Haushalt oder andere Verpflichtungen böses Blut. Um so weniger, als das hierfür ausgegebene Geld direkt oder indirekt wieder den

Kaufleuten oder Arbeitern zugute kam. Was man nicht verzeihen konnte, war das unvernünftige Vergeuden, waren die beim Spiel verlorenen Millionen. Nicht so sehr der Reichtum an sich, als die daraus entstehende Verderbtheit rächt sich früher oder später.

Die glückliche Reaktion, welche sich seit dem Regierungsantritt des gegenwärtigen Herrschers bemerkbar macht, läßt günstigere Resultate hoffen. Der König ebenso wie die Königin geben selbst dem Volk das beste Beispiel. Nie kann ein Familienleben auf einem höheren moralischen Niveau aufgebaut sein als das ihrige. Hoffen wir, daß die Nation die am Hofe herrschenden häuslichen Tugenden sich zum Vorbild nehmen wird. Aber auch der beste König wird seinem Land ohne tüchtige und uneigennützige Staatsmänner kaum helfen können. In einem konstitutionellen Staate vermag im strengsten Sinne des Wortes auch der begabteste Herrscher seinem Willen nur sehr indirekt Geltung zu verschaffen. Nur eine ganz markante Persönlichkeit kann erreichen, daß ihre Grundsätze befolgt, oder — was noch wichtiger ist — alles, was gegen ihre eigene Überzeugung ist, nicht angenommen werde.

VIII. Politiker und Dilettanten.

Leider scheint für das Land der alte Stamm der Politiker zu verschwinden. Disraeli oder Gladstone konnten in ihren Ansichten sehr oppositionell sein, jedoch niemand zweifelte an ihren großen Eigenschaften und ihrem bei jeder Gelegenheit bewiesenen Patriotismus. Die heutigen Liberalen haben unbestritten glänzend begabte Mitglieder auf ihrer Seite, aber die reichsten Talente genügen nicht, um dem Staatsmann Unparteilichkeit und Weitsicht zu verleihen.

Auch der konservativen Partei fehlt es nicht an bedeutenden Männern von hervorragender, wenn auch oft nur zersplitterter Allgemeinbildung, mit der sie in der Politik meist nur Amateure und Dilettanten sind und als solche selten die nötige überlegene Kraft haben, unerwartete Schwierigkeiten zu bekämpfen oder über entscheidende Krisen Herr zu werden. Ist man zu vielseitig, so fehlt nicht selten die Sicherheit, um in gegebenem Augenblick das Richtige zu treffen. In der Politik — so sonderbar es klingen mag — wird oft mehr durch Mängel erreicht als durch Kenntnisse.

Mr. Chamberlain ist zweifellos das letzte populäre Mitglied der konservativen Partei. Außer seinen bemerkenswerten Eigenschaften hatte er vielerlei Absonderlichkeiten, die in der Phantasie des Volkes lebten. Von seinem mit unvergleichlicher Grazie getragenen Monokel an bis zu der traditionellen Orchidee im Knopfloch war er der Menge bis zum letzten Gassenjungen eine bekannte Erscheinung. Alles, was „Joe" getan hat, Wichtiges und Unbedeutendes, wurde besprochen und sein Spitzname selber wie eine Art Synonym für Patriotismus angesehen. Heute hat keiner der Führer eigentliche Popularität bei den Massen erlangen können. Keiner der Figuranten des Parlaments vermochte sich in der Vorstellung des Volkes festzusetzen. Lord Beaconsfield ist bis zu seinem Tode und für jedermann „Dizzy" ge-

blieben, Gladstone, the great old man lebt unter dieser charakteristischen Bezeichnung noch heute fort. Mr. Asquith oder Mr. Balfour dagegen verstehen weder in der Regierung noch in der Opposition sich durchzusetzen, weder der eine noch der andere hat entscheidend in den Geist des Volkes eindringen können.

So wenig wichtig diese Zwischenbemerkung auch scheint, sie kennzeichnet doch die Situation, den großen Mangel einer plastischen Gestalt am Horizont des englischen politischen Lebens. Weder die Whigs noch die Tories können sich eines Mannes rühmen, der die Situation zu beherrschen vermöchte. Trotzdem wird England zweifellos lange noch das bleiben, was wir an ihm bewundern und lieben. Persönliche Freiheit und öffentliche Ordnung, die den Aufenthalt dort zum angenehmsten von der Welt machen, werden durch Generationen weiter unverletzt bestehen. In dem beneidenswerten Land, in dem jedermann eifersüchtig seine eigenen Rechte hütet, aber zugleich freimütig dem andern gewährt, was er ihm schuldet.

Mitten in dieses scheinbar unzerstörbare Einvernehmen schlugen wie eine Bombe die Nachrichten von den lärmenden Tumulten, den blutigen Streiks und anarchistischen Äußerungen der letzten Wochen. Die einen fürchten noch schlimmere Revolten, während die anderen von einer fremden Gefahr überzeugt sind. Vor der öffentlichen Meinung steht immer das Gespenst einer deutschen Invasion. Ernste Zeitungen sprechen davon, und der größte Teil des Publikums glaubt daran. Anstatt sich mit dergleichen Phantastereien zu beschäftigen, sollte die Aufmerksamkeit der Nation in diesen kritischen Zeiten auf den wahren Feind konzentriert werden, der aber nicht außerhalb, sondern im Lande selbst zu suchen ist.

Inzwischen aber wird der Luxus fortgeführt, und das Leben der Milliardäre ist üppiger als je. Beschreibungen von glänzenden Festen muten uns an wie Erzählungen aus den Märchen von Tausend und einer Nacht, die ältesten Leute erinnern sich keiner solch brillanten Saison wie der diesjährigen. Nie wurde mehr Pracht entfaltet und leichter das Geld vergeudet als bei der Krönung des Königs Georg V. und der Königin Mary. Die ganze Welt schien sich um Westminster Abbey versammelt zu haben, die Fürsten aus dem Morgen- und Abendlande, Nabobs und andere Krösusse, reich mit Gold und Silber und unschätzbaren Edelsteinen bedeckt, hatten sich dort eingefunden. Der Anblick war wunderbar wie eine Fata Morgana. Niemals ist eine Thronbesteigung mit größerem Pomp gefeiert worden. Wer hätte geahnt, was während dieses großartigen Schauspieles sich hinter der Szene und in der Versenkung vorbereitet?

Neues über Ludwig Uhland.

Von
Hermann Fischer.

In einem Jahr wird ein halbes Jahrhundert seit Uhlands Tode verflossen sein. Es drängt sich einem die Frage auf, was in dieser Frist für sein Andenken geschehen sei: viel und wenig, wie man's nimmt. Es hat an Schriften über den Dichter nicht gefehlt. Daß gleich nach dem Tode des populärsten Schwaben und eines der populärsten unter den deutschen Dichtern eine nekrologische Literatur zusammenkam, an Ausdehnung reicher als bei manchem anderen gefeierten Manne, nimmt nicht wunder; auch tiefergehende Würdigung, wie in der Studie von Friedrich Vischer, hat nicht gefehlt. Seither hat natürlich seltener jemand zur Feder gegriffen; im ganzen wendet sich die Teilnahme des deutschen Publikums mehr anderen Dichtern zu; doch habe ich vor bald drei Jahren das italienische Werk von Theodor Longo in diesen Blättern besprechen dürfen und dabei auch die tiefgründige Darstellung von Hans Haag über Uhlands Lyrik erwähnt. Die genaue Würdigung Uhlands ist aber auch abhängig von dem Stand unserer Kenntnis seines Lebens und seiner Leistungen. Originaldokumente über sein Leben sind sehr früh mitgeteilt worden; neben dem prächtigen Buch seiner Witwe, das seit 1874 auch im Buchhandel zu haben ist, soll nur das zweibändige Werk seines Freundes Karl Mayer erwähnt sein (1867), das uns über Uhland und seinen Kreis besonders aus der Jugendzeit eine Menge von brieflichen und anderen Urkunden geschenkt hat. Später sind namentlich durch die Publikation Ernst Müllers nicht wenige Briefe Uhlands an Justinus Kerner bekannt geworden. Für die genaue Kenntnis und wissenschaftliche Nutzbarmachung seiner Gedichte haben die posthumen Ausgaben Hollands gesorgt, besonders durch die Feststellung der Entstehungszeit der allermeisten; und die lang erwartete vollständige und kritische Ausgabe der Gedichte ist uns 1898 durch Erich Schmidt und Julius Hartmann beschert worden. Leider hat Schmidt seine Mitteilungen über Uhlands poetischen Nachlaß nicht auch weiterhin auf eine genauere Sichtung dessen ausgedehnt, was Adalbert Keller 1877 über Uhland als Dramatiker mitgeteilt hatte. Gleich nach Uhlands Tode hat die Veröffentlichung seiner gelehrten Schriften durch Keller, Holland und Pfeiffer begonnen, die mit acht Bänden vollendet war und der man noch den von Pfeiffer besorgten Briefwechsel mit Laßberg anreihen kann.

Seit einer Anzahl von Jahren ist die Forschung über Uhland dadurch erleichtert, daß sein handschriftlicher Nachlaß teils in der Tübinger Universitätsbibliothek, teils im Marbacher Schillermuseum aufbewahrt ist. Der Schwäbische Schillerverein gibt seit einiger Zeit jährlich einen Band „Veröffentlichungen" in dem Verlag von Cottas Nachfolger heraus; als vierter ist soeben der erste Band von Uhlands Briefwechsel erschienen. Herausgeber ist derselbe Julius Hartmann, der zugleich mit der großen Gedichtausgabe vor dreizehn Jahren auch Uhlands sorgfältig geführtes Tagebuch von 1810 bis 1820 herausgegeben hat. Hartmann ist seit vielen Jahren uns Schwaben als einer der gründlichsten Kenner und fleißigsten Bearbeiter unserer Geschichte lieb und wert; zudem ist er als Verwandter Karl Mayers dem Kreise Uhlands nächst zugetan. Die Publikation konnte nicht nur in keine bessere Hand, sie konnte überhaupt in keine andere gelegt werden; jede Seite der zahlreichen Anmerkungen zeigt den unermeßlichen Fleiß und die kundige Hand, und der Stellen, wo der Herausgeber etwas unerklärt lassen mußte, sind nur ganz wenige.

Der erste Band reicht mit dreißig Bogen großen Formats und klaren, doch nicht verschwenderischen Druckes bis zum Jahr 1815. Er umfaßt also die eigentliche Blütezeit von Uhlands Lyrik, zugleich diejenige Zeit, über die bisher schon am meisten bekannt und veröffentlicht war; doch besteht auch in diesem Band schon reichlich ein Drittel aus früher Unbekanntem, viele Briefe waren früher nur teilweise bekannt und sind hier ganz mitgeteilt. In den späteren Bänden wird des Neuen noch weit mehr sein. Bei der großen Menge von Briefen war es das Gegebene, daß zwar die Briefe Uhlands, mit Ausnahme der reinen Geschäftsbriefe, vollständig zum Abdrucke kamen, die Briefe an Uhland aber nur in besonderen Fällen, meist nur in der Form des Auszugs. Immer aber ist die Quelle, aus der geschöpft ist, der Ort, wo das Original aufbewahrt ist, genau genannt, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Angaben der Deutlichkeit wegen in etwas kleinerer Schrift als der Text der Briefe gedruckt worden wären.

Das geistige Bild, das wir alle von Uhland haben, wird durch seine Briefe nicht verändert, aber in einer Menge kleiner Züge feiner ausgeführt, die den sonst so sehr unpersönlich Anmutenden uns menschlich näher bringen. Oft gibt sich der junge Mann, den die Berührung mit feindlich widerstrebenden Lebensmächten noch nicht formell und zurückhaltend gemacht hat, sehr lebendig, mit studentischem Humor, auch nicht ganz ohne den liebenswürdig-boshaften Witz, den man aus dem Fortunat und aus den Gedichten gegen die literarischen Gegner kennt; aber im ganzen zeichnet Uhland sich selbst richtig, wenn er an Kerner, den typischen Vertreter romantischer Ironie, schreibt: „Du traust mir mehr Ironie zu, als ich in meinem Leben gehabt." Interessant ist es zu sehen, wie Uhland zu einer Zeit, da seine Gedichte schon zu der vollen Meisterschaft gediehen sind, die sie aus dem engeren Zusammenhang mit der Romantik loszulösen scheint, in seinem Urteil über andere Dichter noch ganz in den romantischen Sympathien und Antipathien steckt. Einzelnes derart könnte geradesogut Kerner geschrieben haben. Und doch wird Uhland durch einen nüchternen und gefaßten Sinn wieder sichtlich von dem Freunde getrennt,

dessen Extravaganzen er nicht mitmachen mag. Er bittet ihn, leider vergeblich, in den „Reiseschatten" sich mit Persönlichkeiten in acht zu nehmen, und er schreibt über Kerners „Mystizismus" in dem Konzept eines wohl nie abgeschickten Briefes: „Wenn du weiter sagst: Magnetischer Schlaf, Epilepsie ... Wahnsinn, Siderismus ... all dies sind Zustände, durch die der Mensch dem Geist der Natur, einem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und Gestirne näher kömmt, befreundeter wird, so ist mir dies ein Abscheu! ... Liegt im Metallschmecken, in der bloß körperlichen Ahnungsfähigkeit, bewußtlosem Prophezeien dem Geiste diejenige Vollendung, welche ihn der innigsten Vereinigung mit Gott würdig macht?" Ja, er fährt fort: „so haben wir so entgegengesetzte Richtungen genommen, daß ein wahrhafter Geistesverein zwischen uns nicht mehr möglich ist" (S. 335).

Der Band ist mit dreizehn Bildnissen ausgestattet, von denen drei Uhland selbst als Knaben und jungen Mann darstellen, zehn andere mehrere Angehörige seiner Familie. Auch ein Faksimile ist beigegeben: die Erklärung über den unberechtigten Abdruck von fünfen seiner Gedichte im „Morgenblatt", dem Organ der Antiromantiker, und der dazugehörige Brief an Friedrich Haug.

Der Band enthält noch die Briefe aus der Zeit, da Uhland den Versuch machte, im Staatsdienst unterzukommen und vom Dezember 1812 bis Mai 1814 als unbezahlter Sekretär im Justizministerium tätig war. Es war eine Zeit unbefriedigten Daseins; es scheint nach dem, was Hartmann mitteilt, daß Uhland das Verhalten seines Ministers gegen ihn nicht völlig gerecht beurteilt hat; der Grund seines eigenen Verhaltens lag doch tiefer: in seiner Unfähigkeit, von dem, was ihm recht schien, abzugehen und Konzessionen zu machen. Unter dem Neuen, was die folgenden Briefbände bringen werden, wird, so viel glaube ich zu wissen, besonders manches Politische von Bedeutung sein. Schon jetzt kann ich aber auf ein ganz neues Werk hinweisen, das Uhland als Politiker zum Gegenstand hat. Es ist von einem jungen Schwaben, Walter Reinöhl, veröffentlicht als zweites Heft der von Adalbert Wahl herausgegebenen „Beiträge zur Parteigeschichte", die bei J. C. B. Mohr in Tübingen erscheinen [1]). Gleich nach Uhlands Tode hatte Friedrich Notter in seiner Biographie der politischen Vorgänge besonders ausführlich und, großenteils Uhlands politischer Gegner, mit viel Gerechtigkeit gedacht; Otto Jahn in seinem prächtigen kleinen Buch hatte mehrere politische Reden und Aufsätze mitgeteilt, andere Ludwig Fränkel in seiner zweibändigen Ausgabe von Uhlands Werken. Aber alles das, auch was seine Witwe berichtet, genügte zu einem

[1]) Auch das dritte Heft dieser Sammlung ist von einem Schwaben und hat einen solchen zum Gegenstande: „Friedrich Theodor Vischer und die Politik. Von Adolf Rapp." Der Verfasser, der vor einem Jahr die größere Schrift „Die Württemberger und die nationale Frage 1863—1871" veröffentlicht hat, entwirft in der neuen ein genau ausgeführtes, mit gerechter Feder gezeichnetes Bild der wechselnden politischen Stimmungen und Meinungen Vischers, die doch in der unzerstörbaren Volks-, Vaterlands- und Wahrheitsliebe des lebhaft empfindenden Mannes ihre innere Einheit haben. Vischer und Uhland haben nahe beieinander im Frankfurter Parlament gesessen; es freut einen, daß nun dasselbe Jahr auch eingehendere Darstellungen der Politik beider Männer gebracht hat

vollständigen Bilde nicht. Hier haben wir nun eins, eine Darstellung, geschickt aus der Sache heraus gemacht, objektiv treu und doch nicht ohne gute Empfindung für das Charakteristische, für das Bedeutende in Uhlands politischem Tun und Lassen.

Die Grundlinien der politischen Persönlichkeit Uhlands stehen ja fest. Aber es hatte bisher niemand die Geduld, sich in die Lektüre der württembergischen Kammerverhandlungen zu vertiefen und Uhlands Anteil daran herauszustellen. Das hat Reinöhl getan; die Arbeit war gewiß nicht ohne Entsagung, aber sie mußte getan werden, und sie hat mehr Ertrag geliefert, als wohl mancher erwartet hatte. Uhlands politische Tätigkeit beginnt 1815 mit den ersten „Vaterländischen Gedichten". Vorher kann man nur die allgemeine Abneigung gegen die Staatszustände bei ihm wahrnehmen, in die er eine Zeitlang als aktiver Teilnehmer hineingenötigt war. Aber wie Uhland zwar vieles in der Welt als ihn nicht angehend eben draußen läßt, das aber, was er angreift, gleich gründlich und mit voller Seele aufnimmt, so auch die Politik. Zwar hat Reinöhl nachgewiesen, daß Uhland nicht, wie man seit Notter glaubte, der Verfasser der Adresse der Stuttgarter Bürgerschaft vom August 1815 gewesen ist; er hat von dieser Arbeit nur eine Abschrift für seinen Freund Karl Mayer gemacht. Aber im Juni 1819 wurde er in die verfassungberatende Versammlung gewählt, und vom Juli an datiert seine landständische Tätigkeit. Er ist zu mehreren Malen Mitglied der württembergischen Abgeordnetenkammer gewesen, auch Mitglied von Ausschüssen, war des öfteren mit Abfassung von ständischen Adressen betraut und einer der gesuchtesten und verehrtesten Abgeordneten. Aus brieflichen und ähnlichen Äußerungen erfahren wir, wie jedesmal, wenn irgend sein Name genannt wird, die Hoffnung auch in weniger sicheren Wahlkreisen laut wird: unter diesem Zeichen müssen wir siegen! Es hat aber auch kein Abgeordneter sich das Vertrauen seiner Wähler besser verdient als Uhland. Ein Mann ähnlichen Pflichtgefühls, aber politisch ihm so fern als möglich stehend, Gustav Rümelin, hat beim Uhlands-Jubiläum 1887 in der Stuttgarter Abgeordnetenkammer gerühmt, daß es keinen gewissenhafteren Besucher und Berichterstatter gegeben habe; und in der Tat erfahren wir, daß Uhland nur an zwei Tagen die Kammer versäumt hat, an dem eigenen Hochzeitstag und nicht einmal für den ganzen Tag! — und wegen des Todes seiner einzigen Schwester. Man weiß, daß die Treue gegen seine landständischen Pflichten ihn sein spät erlangtes und mit schönen Erfolgen geziertes akademisches Amt gekostet hat. Auch sonst war die Rolle eines oppositionellen und zugleich streng rechtlich denkenden Abgeordneten wenig dankbar. Uhland ist ja nie der Mann der großen und neuen politischen Ideen gewesen, so wenig als er ein erfindender Künstler gewesen ist. Aber er ist nicht damit erschöpft — so viel auch das allein schon sagt —, daß man seine unerschütterliche Wahrheit und Festigkeit rühmt: es ist auch viel gesunder Menschenverstand und Mutterwitz in ihm. Reinöhl hat aus seiner parlamentarischen Tätigkeit manche gute Worte zusammengestellt; ein paar mögen hier stehen. „Die Gewählten des württembergischen Volkes wollen nicht sein wie die

Pfahlstöcke, die an der Straße stehen, wurzellos, zweiglos, mit den Hausfarben angestrichen, und mit der Aufschrift: Königliches Oberamt, bezeichnet" (1832, S. 89). „Wenn man aus Delikatesse gegen den König die Antwortadresse nicht verschieben wolle, so gebe es doch auch noch eine andere Delikatesse, nämlich gegen das Volk" (1833, S. 95). „Hier handelt es sich von einer Tatsache, die klarer ist als die Sonne und lauter als die Präsidentenglocke" (S. 101). „Bundespflicht und Militärsystem sind die zwei starken Worte, mit denen ... jedes Ringen nach Abhilfe niedergehalten wird. Aber sind diese zwei Saiten der alten Leier nicht nachgerade etwas abgegriffen?" (S. 121). „In der Wirklichkeit freilich sieht die deutsche Eiche nicht so stattlich, sie sieht etwas verkümmert aus. Sie erinnert an jene Dorflinde, die von den vielen an sie angenagelten Plakaten verdorrte" (1834, S. 134). „Man hat sich nicht bloß vor der richterlichen Willkür zu hüten, sondern auch vor der legislatorischen" (1838, S. 159). „Der Volkswitz ist ein schönes Talent, das man nicht unterdrücken sollte. Es wird manches damit auf die unschädlichste Weise abgemacht, und ein gesunder Spott ist oft heilsamer, als eine langweilige Lehre;" „Wer wegen Spottes zum Richter läuft, setzt sich zum zweiten Mal dem Spott aus" (S. 161). Das Amt eines deutschen Parlamentariers ist, wenn es nicht im Sinne marktschreierischer Eitelkeit aufgefaßt ist, weit mehr das des Revidenten, der sorgt, daß die Fehler aus der Rechnung herauskommen, als das des schaffenden Denkers, der die Rechnung aufstellt. Uhland ist zum mindesten ein genauer Revident gewesen; aber bei aller Schärfe auch ein wohlwollender, der nicht selbst Fehler hineinrevidiert, um sein Licht leuchten zu lassen. Mehr als einmal hat ihn sein strenger Rechtssinn gegen die eigene Sympathie zu handeln gezwungen; vielleicht am schmerzlichsten in dem Falle der Verwerfung von Friedrich Lists Mandat. Man weiß, welch gründlichen Haß die Regierung, voran König Wilhelm selbst, gegen Uhland nährte; man hat gewiß nicht nur den Mann gehaßt, der sich leider Gottes keine Blöße gab, sondern auch den, der sich nichts vormachen ließ.

Was Uhland im Jahre 1848 und den folgenden Jahren getan, gesprochen und geschrieben hat, das ist ja schon länger bekannt; die Nachlese dazu, die Reinöhl geben konnte, ist nicht so reichlich wie zu den Jahren württembergischer Kammertätigkeit. Für jene Zeiten ist gewiß von Uhlands Briefen noch mancher Aufschluß zu erwarten. Vielleicht wird sich dann auch hier zeigen, daß in Fällen, wie dem der Ablehnung des preußischen Ordens — zu der die des bayrischen wohl nur die in sich bedeutungslose Konsequenz war —, Uhlands Motiv doch nicht bloß das einer unbestechlichen Ideentreue war, sondern daß etwas mehr Scharfblick und politisches Denken dahinter stak, als mancher glaubt. Wie dem sei: man kann nur recht sehr wünschen, daß die Fortsetzung des Briefwechsels möglichst kurze Zeit auf sich warten lasse.

Literarische Rundschau.

Neuere Belletristik.

Die Tragödie eines Idealisten. Roman von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Unsere Zeit ist in der Bevorzugung des psychologischen oder des Problem-Romans schon soweit gekommen, daß sie zu den überwiegend epischen Qualitäetn einer angenehmen Erzählungskunst nicht nur nicht mehr in ein reines Verhältnis gelangen will, sondern bei solchen Werken in vorgefaßtem Mißtrauen übersieht, daß die von ihr gesuchten Vorzüge oft auch hier genugsam vorhanden sind, nur vielleicht weniger hervorgehoben und eben dem epischen Vortrag mehr unter-, besser eingeordnet. Handelt es sich nun gar um das neue Werk eines Autors, dessen Beliebtheit in jener Epoche kulminierte, die dem sogenannten modernen Roman voran und später nur schüchtern zur Seite ging, so findet ein solches Buch doppelt schwer ein derart unbefangenes Urteil, das, der Reife seiner Zeit entsprechend, dennoch von jeder Modeströmung abstrahieren kann und in unserem Fall nicht jede flotte Erzählung mit dem Schlagwort „bessere Unterhaltungslektüre" beseitigt.

Ich habe den Eindruck, als wenn die neueren Werte der Ossip Schubin unter dieser Tagestendenz leiden, und nicht mehr mit einem ungetrübten Blick auf ihre wirkliche Qualität hin gewertet werden. Es treten bei ihr zwei erschwerende Umstände hinzu, die die Ungerechtigkeit einer Zeitperiode etwas erklären, ohne sie zu entschuldigen. Erstens ist über die Ossip der Schatten einer anderen gefallen, die, aus der gleichen Heimat und oft mit ihr in Verbindung genannt, dennoch den Ausdrucksmitteln unserer Tage näher und vielleicht auch größer gegenübersteht, dann aber liegt ihre Stärke meist in einem Milieu, das den Instinkten von heute gegenüber geradezu herausfordernd wirkt und, falls nicht satirisch behandelt, dem Odium absoluter Banalität verfallen ist. Voreilig übersieht man vorerst das eine, daß man doch prüfen sollte, wieweit gerade die Rivalität und eine gewisse Vereinsamung vielleicht der Selbstkritik solcher Autoren unmerklich zu gültig reifen Werken verholfen hat; dann aber vergißt man ganz, daß das Milieu des high-life ein ebenso berechtigtes wie jedes andere ist, ja daß diese gewisse internationale Schicht einer europäischen Aristokratie, in der die Ossip so völlig zu Hause ist, ein starkes Kennzeichen unserer Zeit und doch auch immer noch die Behausung jener ist, die in einer gewissen freien Handhabung und Überschau des Lebens bei aller Isoliertheit der Formen und einer scheinbar graziösen Oberflächlichkeit dennoch die Blüten der Kultur oft besser zu hegen wissen, als ihre so oft ironisch betrachtete Exklusivität vermuten läßt.

Hier aber, in der ganz unauffälligen und schlichten Kennzeichnung dieser Qualitäten, ist die Ossip ein Meister, bei dem sich Ton und Inhalt derart decken wie eben nur bei einem, der nicht als Fremder kritisch die Außenseite schildert,

sondern naiv, und eben darum richtig aus dem Kern und Wesen der Erscheinung heraus spricht. Ihr neuer Roman „Die Tragödie eines Idealisten" erforderte nach Anlage und Inhalt obige Präliminarien, da die Vortrefflichkeit der Schubinschen Sitten und Charakterschilderung dem gar nicht auffallen wird, der in ablehnender Unkenntnis diesem interessanten und so durchaus wahren Zeitmilieu gegenübersteht. Die Handlung führt uns mit erstaunlicher Lokal- und Menschenkenntnis zuerst nach Rom in die abgeschlossenen Kreise jener Hocharistokratie, die nicht mehr einfarbig national verstanden werden können, sondern durchaus europäisch anmuten, und die intime Kenntnis der Gesellschaftsklassen und deren Weltanschauungen in mindestens vier Ländern beanspruchen. Der Eingeweihte wird dann aber die packende, warme Lebenswahrheit einer Gestalt wie der der verwitweten Fürstin Ninette Signorini anerkennen, wie sie nur in jenem Boden böhmisch-österreichischen Hochadels erwachsen kann. Die nach Rom verschlagene, schöne, junge Frau lernt dort in ihrer einsam-banalen Geselligkeit Lord Algernon, den jüngeren Bruder eines englischen Granden, kennen und schlägt unter dessen Eindruck den Antrag des begehrten Herzogs Florio aus. Algernon nun, dieser nur als Engländer denkbare, dann aber dort typische Charakter, ist der eigentliche Träger der Handlung und in seiner unglücklichen Ehe mit einer geisteskranken Frau, in seiner starken literarischen Tätigkeit und besonders in seiner Liebe zu der Fürstin ganz wundervoll fein gezeichnet. Wie sich dieses Verhältnis zwischen ihm und Ninette zu einer schweigend geduldeten, illegalen Verbindung auswächst, wie die erst so reine, feinfühlige Frau durch diese Unsicherheit immer mehr den Halt innerer Vornehmheit verliert, und wie der äußerlich herbe, innerlich krankhaft zarte Engländer bei aller Liebe in gleichem Maße die Tragik übersensitiver Reinheit immer stärker empfindet, das ist in geradezu glänzenden Szenen und mit jener spielenden Flüssigkeit dargetan, die als eine Hauptqualität der Ossip gar zu oft mit Seichtheit ungerechterweise verwechselt wird. Ist nun die Wandlung in dem Charakter des Lords bei seiner Rückkehr nach England in ihren unmerklich kleinen, feinen Ausdrucksmitteln, die nur ein Kenner jener Typen so wählen konnte, noch ein Meisterstück des Autors, so kann man nicht leugnen, daß in den Schluß des Romans eine gewisse Breite und sozusagen Sentimentalität kommen bei aller Folgerichtigkeit der Geschehnisse. Aber die Schilderung der Einführung von Lord Algernons schöner Tochter in Rom, die Katastrophe, in der deren Tod mit dem ihrer geisteskranken Mutter zusammenfällt, der vereinsamte Zusammenbruch des Lords und das selbstgewählte Ende der Fürstin, alles das wirkt ein wenig romanhaft, wenn man auch immer wieder die psychologische Abtönung und das verblüffende Lokalkolorit im Milieu und Ton dieser Menschen bewundern muß.

Ich fürchte, das Buch wird in Deutschland nicht seinem vollen Werte nach gewürdigt werden, oder eben nur von der doch schmalen Schar jener, die darin wie in einen Spiegel schauen oder ihre eigenen Lebensbedingungen heraushören. Es wäre das sehr schade, denn ich wüßte bei uns äußerst wenige oder eigentlich gar keine Autoren, die sich so restlos in jeden Tonfall und jede Handbewegung internationaler Gesellschaftsfarbe eingelebt hätten, und diese nun auch derart meisterhaft schildern könnten, daß, wie in diesem Buch, ein Kompendium täuschend ähnlich gezeichneter Typen des modern-exklusiven Lebens zusammenkommt. Es würde ein nicht zu unterschätzendes Manko bedeuten, wenn wir die Schilderungen der Ossip Schubin nicht hätten. Denn es bedeutet immer einen Verlust und den Verzicht auf ein einheitliches Weltbild, wenn man irgendeine Seite des Lebens als gleichgültig oder minderwertig ausschaltet und sich oft damit eines Reichtums begibt, der voll verborgener Schönheit und voll seelischen Gewinns gewesen.

Berlin. Thassilo von Scheffer.

Die bunte Kuh. Humoristischer Roman von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1911

An Berliner Romanen ist in den letzten Jahrzehnten kein Mangel gewesen: aber Presbers „Bunte Kuh" nimmt doch unter ihnen eine ganz besondere Stellung ein, und zwar durch künstlerische Qualitäten, wie sie gerade heute zu den Seltenheiten gehören. Gewiß, wir haben humoristische Romane; aber entweder ist der Humor in der Gegenwart gequält, bizarr und abstrakt geworden, oder er glaubt zu seiner literarischen Courfähigkeit eines gewissen feierlichen Ernstes nicht entraten zu können: man unterbricht dann die heitere Freiheit und Leichtigkeit des humoristischen Stils durch tragische Verwicklungen und schafft so ein nur in Ausnahmefällen erfreuliches Ganze. Reuter und Raabe gehören einer vergangenen Epoche an; bei beiden ist es nur das allgemein Menschliche und jenseits jeder besonderen Zeitrichtung Liegende, das uns immer wieder anzieht und fesselt. Rudolf Presber aber scheint mir der Humorist unserer Tage zu sein. Was seine so weit verbreiteten Skizzen verhießen, hat sein großer, für den Geschmack des Durchschnittspublikums vielleicht zu umfänglicher Roman auf das schönste erfüllt.

Dieses Buch trägt seine Bezeichnung als „humoristischer Roman" mit Ehren. Presber hat auf allen Ernst, auf alles Pathos, auf alle Tragik, kurz auf alle die Gegengewichte verzichtet, deren heutzutage die meisten Dichter ihren spärlichen humoristischen Einfällen gegenüber zu bedürfen glauben. Hier stellt sich der Ernst nicht wie ein strafender Lehrer dem Scherz gegenüber — er ist ganz und gar in ihn eingehüllt, ist vollkommen in ihm aufgegangen, und so leuchtet uns aus diesem farbigen Spiel des Lebens, das Presber vor uns aufrollt, ein tiefer Sinn freundlich entgegen. Wir lächeln, wenn wir dem Dichter folgen — und vielleicht ist das Lächeln die feinste und freiste Form, um Welt und Menschen zu verstehen.

Die „Bunte Kuh" ist — in Anlehnung an das bekannte Zarathustra-Wort — Berlin, und die ganze Schar all der Menschen, die sie, jeder auf seine Weise, zu melken suchen, zieht in einem heiteren Reigen an uns vorüber. Da sehen wir in die Künstlercafés hinein, hinter die Kulissen der Theater, und die ganze, heute schon fast vergessene Literatenclique, die in den achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit Absinth und Über-Menschentum eine neue Epoche der Kunst heraufzuführen gedachte, wird uns auf die ergötzlichste Weise vor Augen gestellt. Vor allem aber sind es die nach Berlin versprengten Süddeutschen, deren lebensvolle und liebenswürdige Darstellung uns erwärmt und erfreut. Kasimir Rübsam, der Kunstmäcen, Ignaz Spürv, der Privatgelehrte, schon diese Namen atmen den erquickendsten Humor, und bei der Zeichnung dieser prächtigen Menschen, denen man bei all ihren Narrheiten ihres goldenen und reinen Herzens halber im tiefsten Grunde gut sein muß, hat Presber die reifste künstlerische Meisterschaft bewährt. Nicht minder bei der Darstellung des jungen Heisterbacher Pfarrersohnes Wolfgang Schlüter, der nach manchen Irrungen und Wirrungen der Theologie Lebewohl sagt, um sich der Literatur zuzuwenden; diese Entwicklung, der wir in ungezählten psychologisch überlasteten und zugespitzten Entwicklungsromanen begegnen, hat Presber mit feinstem Takt und ohne alle Prätensionen dargestellt; es ist gar nicht der Werdegang eines Genies, den wir hier vor uns haben, sondern einfach das Schicksal eines guten, liebenswürdigen und durchaus nicht über Gebühr bedeutenden Menschen. Um diese Hauptfiguren gruppiert sich eine Fülle lebhaft angeschauter und drastisch gezeichneter Nebenpersonen: der in Tränen und Alkohol zerfließende Detektiv Alois Böhnicke, der Schauspieler Trüffelmann, die ganze Gesellschaft der Spiritisten, von dem glasäugigen Doktor Muschit herab bis zu der Blumenschwester Anne-Marie. Alle menschlichen Lächerlichkeiten und Torheiten ziehen an uns vorüber; aber es liegt über ihnen wie ein leiser Hauch sonniger Heiterkeit und jener Anmut, die alles, vom größten bis zum kleinsten herab, zu vergolden weiß. Und so

steckt viel Erkenntnis, viel Weisheit in diesem Buche, das auf den ersten Blick nur lustig erscheint, während es in Wirklichkeit die freudige Huldigung eines tapferen und gütigen Herzens an das schöne und reiche Leben bedeutet.

Lachweiler Geschichten. Von Heinrich Federer. Berlin, G. Grote. 1911.

Neben Ernst Zahn, der als Gottfried Kellers echter und rechter Thronerbe gelten darf, wie verschieden die beiden Dichter auch ihrem Temperament und ihrer Technik nach sein mögen, ist es vorwiegend eine sehr kleine Zahl schweizerischer Dichter, denen die Heimatkunst nicht eine literarische Mode, sondern eine innere Notwendigkeit zu sein scheint. Dieser Gruppe hat sich ein neues, starkes Talent zugesellt: Heinrich Federer tritt mit seinen „Lachweiler Geschichten" meines Wissens zuerst vor die Öffentlichkeit, und er wird ohne Zweifel die Beachtung finden, die er verdient. In diesem Buche ist nichts von Sentimentalität und falscher Rührseligkeit, hier ist „nichts verziert und nichts verkritzelt", alle Gestalten leben ihr eigenes Leben, das Detail ist liebevoll, aber nicht zu breit gegeben: kurz, ein warmes Herz und eine besonnene Kunst haben sich vereinigt, um ein paar reife, schöne Erzählungen zu schaffen.

Es sind vor allem die heranwachsenden Kinder des Dorfes, in deren Inneres der Dichter hineinleuchtet, und deren kleine Schicksale er uns mit lebhafter Anschaulichkeit und herzlicher Wärme aufzurollen weiß. Da ist gleich die erste Geschichte „Unser Nachtwächter Prometheus" — eine Jugenderinnerung des Dichters selbst, der sich als einen etwa sechzehnjährigen Schüler des hauptstädtischen Gymnasiums einführt und das tragikomische Leben des Nachtwächters von Lachweiler, des braven Andreas Marxele, erzählt: Andreas wird seiner zu engen und zu kurzen Ärmel, aus denen er sich vergeblich zu befreien sucht, und seiner idealistisch revolutionären Ideen halber von den Schülern „der gefesselte Prometheus" genannt und ist bei aller Lächerlichkeit seiner Außenseite ein seltsamer und nachdenklicher Mensch, der sich mühsam zu allerhand verworrenen Erkenntnissen durchringt, aber ein tiefes Gefühl für Natur und Menschenleben hat. Die nächtlichen Wanderungen der beiden um das Dorf herum, über den schweigenden Friedhof: die Dorfpolitik, in die der Nachtwächter lebhaft eingreift — das alles ist überaus plastisch und lebensvoll geschildert. Noch höher steht „Der gestohlene König von Belgien" — die Geschichte von dem gestohlenen Fünffränkler, eine wundervolle Kinderpsychologie: wie sich das Schuldbewußtsein immer tiefer in die Seele des kleinen Diebes einfrißt und sich vergeblich unter allerhand knabenhaften Raufereien und sonstigen Streichen zu verstecken sucht, um endlich bei der tödlichen Krankheit der besonders geliebten jüngeren Schwester plötzlich und unaufhaltsam hervorzubrechen: das alles zeigt die Hand des werdenden Meisters, nicht minder die mit höchster Treue gegebene Darstellung der Lebensgefahr auf dem Eise. Die einzelnen Buben sind prächtige, scharfumrissene kleine Individualitäten, an denen man seine Freude haben kann. — Eine sehr hübsche Idylle ist der „Erzengel Michael": hier ist die erste Jugendliebe eines dreizehnjährigen Jungen mit liebenswürdiger Zartheit dargestellt, und man erfreut sich an dem schlichten Wirklichkeitssinn des Dichters, der, statt groteske Karikaturen, wie Wedekind im „Frühlings Erwachen", lebende, gesunde Burschen mit unverdorbenen Instinkten vor uns hinstellt. Sehr reizvoll ist die Wendung, wie der kriegerische Michael mit dem Schwert sich in den friedlichen Gabriel mit der Lilie verwandelt.

An den „Manövern" würde Gottfried Keller seine Freude gehabt haben. Da ist ein sattes, volles Lokalkolorit, die Rebhänge am Rhein duften und blühen, wir sehen den alten Weinbauern Faller mit seinem verbrannten Gesicht vor uns und freuen uns der ritterlichen Tapferkeit, mit der sein Sohn, der Hauptmann Leonz Faller, sich durch eine kühne Manöverattacke, bei der er seinem soldatischen

Ehrgeiz und seinem vaterländischen Empfinden schonungslos den väterlichen Weinberg preisgibt, die Hand der Obristentochter Rosine erwirbt. Es lebt ein hochgespannter und freudiger schweizerischer Nationalstolz in dieser Erzählung, die vielleicht in ehrerbietigem Abstande hinter dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" genannt werden könnte.

Die Krone des Buches aber bildet die letzte Geschichte „Vater und Sohn im Examen". Der Dichter erzählt uns von dem Lachweilerschen Schulmeister Philipp Korn, der einen herzensguten und praktisch begabten, für den Schulbetrieb aber leider gänzlich ungeeigneten Sohn hat. Natürlich fällt der Junge bei dem öffentlichen Examen durch: er kann nicht lesen und die „Moral" einer den Unterrichtsstoff bildenden Geschichte nicht formulieren. Als der unglückliche Lehrer aus Scham darüber zusammenbricht, wendet sich das Blatt: in der Angst um den Vater löst sich Wenzels Zunge, und der lebhafte und phantasiebegabte Bursche erzählt die Geschichte zu aller Erstaunen auf das anschaulichste, so daß der Vater nun erst die eigentliche Begabung seines zärtlich geliebten Jungen erkennt. Die Schilderung des Examens, der Gemeinderäte, das Eingreifen des gütigen Pfarrers — das alles ist voll guter Laune und schalkhaften Humors, und ich wüßte wenige Geschichten, die so rein und heiter-versöhnend ausklingen wie diese kleine, anspruchslose Erzählung.

Dr. Herbert Stegemann.

Der Freiherr v. Dahlerup.

In österreichischen Diensten. Von Hans Birch Freiherrn v. Dahlerup. Aus dem Nachlaß seines Großvaters herausgegeben von Joost Freiherrn v. Dahlerup. Aus dem dänischen Manuskript übertragen von Marie Herzfeld. Erster Band. Berlin, Meyer & Jessen. 1911.

Von der Generation der österreichischen Offiziere, welche die ebenso kurzen als ruhmvollen Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 in der Lombardei mitgemacht haben, werden jetzt, glaube ich, nicht mehr viele am Leben sein. Beginnen doch bereits jene Österreicher ihre Memoiren zu schreiben, in deren Kindertage die Revolution ihren geisterhaft unbegriffenen Schatten warf. Aber viele von uns haben als Knaben diese alten Offiziere, die noch ihren weißen Waffenrock im Schranke hängen hatten, gefährlich-vergnügliche Abenteuer von Mailand und Mortara und Novara erzählen hören; wie viele von uns haben sie noch helläugig, weißhäuptig auf ihren Bankerln sitzen sehen, in Graz etwa, der Pensionopolis, wo sie einander tagtäglich zur selben Stunde mit dem schleppenden Schritt des Alters begegneten, unter dem märchenhaft tiefen Schatten der prachtvollen Bäume des Stadtparkes, und wo sie voneinander kalkulierten, welchem von ihnen als dem nächsten wohl die letzten militärischen Ehren erwiesen werden würden. Und was für ein deutliches Gefühl von diesen Feldzügen konnten sie einem mit ihrem Wort, mit ihrer ganzen Person mitteilen, so als ob man sie selber in einem früheren Leben oder doch sicher in einem unvergeßlichen Traum mitgemacht hätte. Ja, und wer wüßte dann nicht den merkwürdigen Ausdruck des Österreichischen zu schätzen, der damals in seiner ganzen Freiheit nicht in dem zerwühlten Wien, sondern auf den von Öl und Mais prangenden Feldern und Gärten der Lombardei zu finden war. Dieser Armee hat Grillparzer zugerufen: „In deinem Lager ist Österreich!" — und man kann das Wort eigentlich noch in einem anderen Sinne nehmen als in dem hoffnungsfroh patriotischen, den der Dichter meint. Denn

dort wurde, scheint mir, wirklich auf die österreichischeste Art, die sich denken läßt, gekämpft und gesiegt; der Heroismus, den man als schwere Last im Tornister mitnehmen mußte, scheint auf diesen Feldzügen so ganz aufgelöst in gute Laune, Nonchalance und Feschheit, daß ich nicht wüßte, welche Soldaten sonst je einen so gemütlichen Todesmut an den Tag legten, und welche Offiziere so elegant den Tod verachteten. Ein hübsches Beispiel dieser Haltung hat mir mein Großvater, der den Feldzug von 1849 mitmachte, in der Geschichte eines Tambours erzählt: der sah eine Kanonenkugel am Boden daherrollen, und da dachte er ans Kegelschieben, sprang aus seiner gedeckten Stellung vor und wollte sie im Spaß mit dem Fuß aufhalten, wie einen schlechten Schub, der in der Partie nichts gälte. Leider galt er doch. Der arme Teufel wurde natürlich zerfetzt, denn Krieg war es immerhin, und es ging ja doch auf Leben und Tod.

Ganz vergessen ist die Rolle, welche die österreichische Kriegsmarine damals spielte. Wem dies auffällt, der wird sofort vermuten, daß sie offenbar zu viele italienische Elemente enthielt, als daß sie einen ernstlichen Faktor im Kampfe gegen die Italiener hätte bilden können. Tatsächlich hatte schon ihr damals eben verstorbener Oberkommandant, der Erzherzog Friedrich, erkannt, daß sie eigentlich nur provinziell venezianischen Charakter trug, und er wünschte den gesamt-österreichischen an ihr zu sehen. Schnell genug wurde er hergestellt. Denn als sich Venedig zur Republik erklärte, blieb nichts übrig als den italienischen Offizieren und Mannschaften, die bei der österreichischen Marine dienten, die Rückkehr nach Venedig freizustellen. Fast alle benutzten diese Erlaubnis, und die so zustande gekommene wirklich österreichische Marine war jetzt derart geschwächt, daß sie der sardinischen Flotte, welche die Adria beherrschte, nicht entgegentreten konnte.

In dieser prekären Lage nun berief der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg einen hohen dänischen Marineoffizier, Hans Birch Freiherrn v. Dahlerup, nach Österreich und übergab ihm jede Vollmacht zur Reorganisation der Kriegsflotte. Ein Ausländer, der in Österreich zu wirken kam, ein Germane, ähnlich wie zur selben Zeit der Minister Bruck. Dieser Freiherr v. Dahlerup hatte ein bewegtes Seemannsleben hinter sich. Als ganz junger Mensch hatte er in den napoleonischen Kriegen die Operationen der dänischen Flotte gegen die Engländer mitgemacht, war dreimal in englische Gefangenschaft geraten und dabei zum Bewunderer englischer Kultur und Sitten geworden. Hat dann später die Nöte des hohen Nordens ebenso wie die unbegreifliche Pracht des Südens genossen, mit offenen Augen, mit gebildetem Herzen; tanzt in Malaga im Hause der Kirkpatrick mit den drei schönen Töchtern, deren eine Gräfin Montijo und Schwiegermutter eines Kaisers werden sollte; bringt aus Rom den modernen Phidias, Thorwaldsen, in die Heimat zurück, und sieht voll Stolz bei der Landung die Nebelwand sich sonnig teilen und einen Regenbogen den Künstler begrüßen. Zwischen all diesen Reisen Tätigkeit in der Navigationsakademie, schriftstellerische Leistungen und Neugestaltungen in der Marine: Arbeit, neben der die bürgerliche Existenz, häusliches Glück und Unglück zurücktreten müssen.

Dahlerup hat ausführliche Erinnerungen hinterlassen; und von diesen ist die Darstellung der Jahre, die er dann als Oberkommandant der österreichischen Kriegsmarine wirkte, soeben in deutscher Sprache erschienen. Der erste Band, der bisher vorliegt, berichtet ins Detail, vielfach in tagebuchmäßiger Folge, den Beginn der Reformen, zu deren Durchführung Dahlerup nach Österreich berufen war, die Blockade von Venedig, die Aktion gegen Ancona und schließlich den Einzug in die Lagunenstadt.

Wovon da berichtet wird, das ist nichts anderes als die Begründung einer modernen Seemacht. Denn es stellte sich für Dahlerup sehr bald heraus: nicht um Reformen, sondern um Grundlegung überhaupt handelte es sich. Über die Details solcher Anfänge möge man sich aus dem Buche unterrichten: wie Kost und Montur der Mannschaft — sie hatte zum Frühstück Sardellen und trug noch

Kapuzen – geändert wurden; wie „so mancherlei Orientalisches in Gerätschaften und Gebräuchen" der Kindheit einer Seenation glich. Wie die Artilleristen keinen Begriff vom Abstand zur See hatten, weil sie von der Landartillerie übernommen waren. Was bis zur Schaffung einer schlagbereiten Kriegsmarine geleistet werden mußte, das möchte ich aber aus einer kurzen und bündigen Zusammenfassung, aus einem Brief zitieren . . . Dahlerup war schon wieder in Dänemark, nahe an achtzig Jahre alt, da wurde die Seeschlacht bei Lissa geschlagen, und aus Mexiko schrieb ihm Kaiser Max einen langen Gratulationsbrief zu „unseren" Erfolgen: „Als wir die industrielle Abhängigkeit vom Auslande gelöst und eine eigene Schiffahrtindustrie geschaffen hatten, als wir den doppelten Übergang von der Segel- zur Propellerflotte, von der Holz- zur Panzerflotte ganz mit eigenen Mitteln in Körper, Maschine, Bestückung und Ausrüstung ausgeführt hatten, als wir eine neue Mannschaft, neue Stäbe, neue Organisation, neue Werften und Docks, neue Dienstsysteme, neue Reglements geschaffen, da war es nur mehr mein heißester Wunsch, die neue Schöpfung in ihrem letzten Zwecke selbst zu prüfen, die Kraft der jungen Organisation im Kampfe mit einer tüchtigen, in maritimen Traditionen aufgewachsenen Flotte zu erproben." Diese wenigen Zeilen fassen schon die ganze Geschichte der Gründung unserer Kriegsmarine zusammen und geben Aufschluß, wieviel sie nicht nur dem Feuereifer des Erzherzogs, sondern auch den Kenntnissen und der Erfahrung des Freiherrn v. Dahlerup verdankt.

Hier aber möchte ich nur bemerkbar machen, was den Hauptreiz dieser Aufzeichnungen ausmacht. Es ist einfach ein koloristischer Reiz, Dahlerups klare, feine, nordische Persönlichkeit in dieser Umgebung zu sehen: in dieser nicht mehr deutschen und noch nicht romanischen Umgebung, in diesem merkwürdigen Orient voller gemischter, helldunkler Charaktere. Ein Menschenschlag, der durch vielerlei Mischungen unklassifizierbar geworden ist: man spürt es in den Charakteristiken, die Dahlerup von seinen Untergebenen zu entwerfen versucht, wie er tastet, korrigiert, forscht. Den vorhin angedeuteten Eindruck, den die lombardischen Feldzüge auf uns machen, findet man da durchaus bestätigt, wenn auch nicht immer mit entzückten Worten. In erster Linie war dem Nordländer mit seinem festen Blick alles Unpraktische, Unentschlossene, Haltlose, wie es im Österreicher so leicht mit stärkerer oder schwächerer Betonung auftritt (künstlerische Anlage oder wenigstens Neigung ist da oft nicht fern) höchst zuwider schon in harmlosen Äußerungen. So ging einmal in Triest einer seiner Offiziere, ohne zu grüßen, an ihm vorbei: mit geschwollenen Augen, geröteten Wangen, scheinbar in starker innerer Bewegung. „Daß er Poet war oder Versemacher, das wußte ich, da ich auf meinem Tisch im Dampfschiff einen Band kleiner Gedichte von Heinrich Littrow hatte aufliegen sehen. Aber unser Herrgott bewahre mich vor träumenden Dichtern als Offizieren!" Dieser Littrow schrieb später in der Art von Heines „Wintermärchen" eine vielgelesene launige Reise auf der Südbahn – aber das war auch alles. Und daß es alles war, das charakterisierte eben den Offizier. Dahlerups Berufsernst wünschte Berufsernst. Eine Neigung zum Dilettieren vertrug er nicht. Er hatte auch dann nicht unrecht, wenn er die Erfindung der Brüder Uchatius, Venedig aus Ballons mit Bomben zu bewerfen, als ganz zwecklos und unpraktisch einfach keiner Beachtung für wert hielt; – diese „Projektenmacherei" hat dann freilich doch zu einem bedeutenden Resultat geführt, denn der Hauptmann Uchatius hat nachmals die Stahlbronze erfunden, welche das österreichische Geschützwesen vollständig verändert und in ähnlicher Weise reformiert hat wie Dahlerups Einrichtungen die Kriegsmarine.

Nicht immer ganz mühelos, nicht immer ganz erfreulich für Dahlerup war das Zusammengehen mit der Armee. Vor allem war es für ihn oft beschwerlich, daß die Marine keine Selbständigkeit hatte und nur als Teil der Armee galt; das begriff er einfach nicht, und es machte ihm viel zu schaffen. Aber natürlich fehlt es nicht an freundlichen Eindrücken, und seine Besuche im Hauptquartier vor

Venedig enthalten reizende kleine Genrebilder vom Leben der Belagerung und prächtige Charakteristiken von Führern wie Radetzky, Heß oder Havnau. Alle Verdrießlichkeiten und Ärgerlichkeiten, die im Amte nicht ausbleiben konnten, löst dann aber der feierliche Einzug in Venedig, der große Eindruck der Stadt. „Wir zwei müssen zusammenhalten!" wiederholte ihm Radetzky immer wieder, als sie auf den prachtvollen Galeeren den Canal Grande hinunterfahren, auf dem Kaiserboot, auf dem Napoleon seinen Einzug gehalten, voll vergoldeter Skulptur, voll Wimpel und Flaggen, das Häuschen darauf voll kostbarer Möbel, mit Seidenvorhängen und Spiegelglastüren. Es ist reizvoll, sich die beiden, Radetzky und Dahlerup, auf dieser Fahrt nebeneinander zu denken. Die Bilder nach Kriehubers Lithographien, die dem Buche beigegeben sind, vermitteln diese Vorstellung: Radetzky behäbig, gut, väterlich, österreichisch, böhmisch; Dahlerup sehr groß und von jenem Blond, dem der Übergang ins Grau so leicht ist, ein schmales, energisches, scharfes Seemannsgesicht, jeder Zoll ein Admiral und jeder Zoll ein Mann.

Max Mell.

Hauptprobleme der Philosophie.

Hauptprobleme der Philosophie. Von Georg Simmel. Leipzig, J. G. Göschen. 1910.

Die verdienstvolle Sammlung Göschen, deren einzelne Bände, von auserlesenen Gelehrten bearbeitet, über die verschiedensten Gegenstände auf engem Raume reiche Belehrung bieten, hat das erste halbe Tausend ihrer Publikationen erreicht. Wer gerecht urteilt, wird der Verlagshandlung zugestehen, daß sie ein volles Recht hat, auf den weiten und schwierigen Weg, den das Unternehmen bisher zurückgelegt hat, mit Befriedigung zurückzublicken. Diese 500 Bändchen, die Verwirklichung eines wohldurchdachten Planes, haben beim Publikum wie bei der Kritik durchweg eine wohlwollende Aufnahme gefunden und sich der Verbreitung der gegenwärtig in der Wissenschaft vorherrschenden Anschauungen außerhalb der engeren Fachkreise hervorragend nützlich erwiesen. Für die weiter erscheinenden Bändchen wird in Aussicht gestellt, daß sie sich auch in der äußeren Ausstattung noch vorteilhafter präsentieren werden, wovon das Bändchen, das wir hier zu besprechen haben, schon eine Probe bietet. Dem Fortgange des Unternehmens ist jeder günstige Erfolg zu wünschen.

Man darf es als eine der Philosophie als dem Inbegriff wissenschaftlicher Forschung dargebrachte Huldigung ansehen, daß dieses als Merkstein in der Reihe der Veröffentlichungen dienende Bändchen den Hauptproblemen der Philosophie gewidmet worden ist. Wo es sich aber um Erörterung von Problemen handelt, da ist Georg Simmel in seinem Elemente. So hat er denn auch hier seines Amtes gewaltet. Von der Schwierigkeit der aufgeworfenen oder aufzuwerfenden Fragen außerhalb des Kreises der Profession einen tiefen Eindruck zu vermitteln, das ist seine Absicht. Die historisch bedeutsamen Gedankenbildungen großer Denker hat er in freier Reproduktion zur Illustration herangezogen. Eine Lösung der Probleme zu geben, reizt ihn nicht; er weist es ausdrücklich als außerhalb der Aufgabe liegend ab. So aber, wie er die Probleme darlegt, bietet er mit seinem gewohnten Scharfsinn ein reiches Material dar für gründliches Nachdenken. Simmel faßt die Hauptprobleme unter vier Klassen zusammen. Er handelt zunächst vom Wesen der Philosophie, dann vom Sein und vom Werden, vom Subjekt und vom Objekt,

endlich von den idealen Forderungen, also der Hauptsache nach von Metaphysik, Erkenntnistheorie und Ethik. Das Bezeichnende für den Philosophen scheint ihm der Sinn für die Gesamtheit der Dinge und des Lebens zu sein und die Tätigkeit, diese innere Anschauung oder dieses Gefühl des Ganzen in Begriffe und deren Verknüpfungen umzusetzen. Aber allerdings, nach Wahrheit darf man dabei nach Simmels Ansicht nicht fragen. Über die Entstehung eines philosophischen Systems entscheidet nicht die logische Verkettung, nicht das sachliche Wissen und seine Methoden; es ist das Typische einer geistigen Individualität, was darin wirksam ist, und die Persönlichkeit des Denkers gehorcht nur dem eigenen Gesetz. Die Objektivität der Dinge zeichnen die Spezialwissenschaften nach; die Philosophie stellt uns dagegen Typen der menschlichen Geistigkeit vor Augen, persönlich verschiedene Arten, der Welt gegenüber seine Stellung zu nehmen. Niemand kümmert sich dabei um sachliche Richtigkeit; gerade in der Einseitigkeit ihrer Stellungnahme liegt ihr Interesse. Es ist die Formung eines Gefühlselementes; aber zwischen diesen metaphysischen Gebilden mit ihrer Allgemeinheit und den einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit klafft eine nicht zu überbrückende Kluft. Im Grunde gibt Simmel aber doch eine Lösung für die Probleme, nämlich die Einsicht, daß eine Lösung überhaupt nicht gesucht werden darf, und diese Art von Lösung kehrt bei jeder der Fragen wieder, die hier behandelt werden. Für solche, die schlechterdings vom Verfasser hören wollen, wie sich die Sache nun wirklich verhält, würde es eine Enttäuschung sein; aber an solche Leser wird nicht gedacht. Es ist vielmehr eine Übung in dialektischem Denken beabsichtigt, das die verschiedenen Seiten der Sache ins Auge faßt, damit dabei die Aufmerksamkeit geschärft werde und die Fassungskraft durch Übung an geeignetem Material wachse. Die verhängnisvolle Bezauberung, die das Denken von je durch die allgemeinen Begriffe erfahren hat, soll nach Möglichkeit aufgehoben werden eben durch den Umgang mit allgemeinen Begriffen. Jeder Versuch, die Notwendigkeit im Seienden durch Begriffe zu erweisen, erscheint diesem Denker abstrus und brüchig. In uns sind zwei Tendenzen, die monistische und die dualistische, beide gleichwertig; im Wechselspiel wird jede auf die andere hingetrieben und kann doch nicht durch die andere ersetzt werden. Auch für das sittliche Leben läßt sich kein oberster Endzweck nachweisen, der der Kritik Stich hielte; die ethischen Forderungen lassen sich nicht einheitlich organisieren. Dem verhärteten Dogmatiker, dem die Notwendigkeit im Denken und die Notwendigkeit im Sein eine und dieselbe Notwendigkeit ist, wird diese skeptische Haltung den großen Problemen des Lebens und Denkens gegenüber wenig zusagen; für den Lernbegierigen aber bietet das gut geschriebene, inhaltreiche Buch einen höchst schätzbaren Anreiz, über die aufgeworfenen Fragen selbst nachzudenken, um zu einer festen Überzeugung zu gelangen.

Adolf Lasson.

β. **Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts.** Von Oskar Walzel. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Wenn ein so gründlicher Kenner der deutschen literarischen Welt wie der Verfasser diese Aufsätze das Wort ergreift, bedarf es keiner besonderen Empfehlung; die fein ausgeführte, auf die gründlichste Kenntnis des Stoffes aufgebaute Arbeit spricht für sich. Ihr größerer Teil beschäftigt sich mit klassischen und romantischen Problemen und ihren Trägern. Die damit zusammenhängende Studie über Ricarda Huch, deren merkwürdiges, nach hohem Maßstab gemessenes Werk über die Romantik an die Kritik erinnert, die an Montesquieu geübt wurde: „de l'esprit sur les lois", erfährt von Walzel verdientes Lob und nicht minder gerechtfertigte Einwände. Seine hier zum ersten Male veröffentlichte Studie über Marie v. Ebner-Eschenbach trägt die dankbare Spur der Freude, mit welcher sie geschrieben wurde. Für den Versuch, Rostands „Chantecler" poetisch zu rechtfertigen, empfinden wir die Nachsicht einer geteilten Illusion. Rostand weiß nur zu gut, daß sein „Cyrano" ein Meisterwerk, sein „Chantecler" eine klägliche Verirrung ist. Dem Vogeldrama haftet die Sünde an, die eine, die lateinischer Genius nie verzeiht: es ist langweilig, trotz seines bunten, oft so schönen dichterischen Gefieders. Das ist der Unterschied zwischen dieser großgedachten Spielerei und dem Werk von La Fontaine.

βλ. **La Pensée contemporaine.** Par Paul Gaultier. Paris, Hachette & Cie. 1911. **De Kant à Bergson.** Par C. Coignet. Paris, Félix Alcan. 1911.

Drei Werke von Bergson, „Materie und Gedächtnis", „Essai über die unmittelbaren Ergebnisse des Bewußtseins" und „Die schöpferische Evolution" haben der Psychologie neue Gesichtspunkte eröffnet und den Freunden philosophischer Betrachtung, auch außerhalb der Kreise von Fachgelehrten, die lebendigste Anregung gegeben. Die französische Jugend der Universitäten schwärmt für diese Deutung des Lebens „als einer Forderung und Fähigkeit des Schaffens", die zugleich Instinkt und Intelligenz, in die Kette der Evolutionen und im Kampf mit der sie umgebenden materiellen Welt nur an einem Punkt durchgedrungen und siegreich geblieben ist. Dieser Punkt ist das menschliche Geschlecht . . . Das Bewußtsein des Menschen ist von dem durch ihn belebten Organismus unterschieden, obwohl zum Teil von ihm bedingt, ohne daß deshalb das Bewußtsein selbst an sein Schicksal gebunden wäre. Es überdauert den Mechanismus der Gehirntätigkeit, der Eindrücke überträgt, aber nicht hervorruft. Eine Verletzung des Gehirns, so führt Bergson, auf Beispiele sich stützend, aus, behindert die Ausübung des Gedächtnisses, sie hebt das Gedächtnis selbst nicht auf: nur die elektrische Leitung ist unterbrochen. — Mit den großen, von Bergson angeregten Problemen setzen sich unter anderen auch Coignet und Gaultier auseinander, dessen weit tiefer gehende Betrachtungen sich mit anderen Fragen zeitgenössischen Denkens, wie Monismus und Pluralismus, beschäftigen.

γ. **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker.** Von Karl Woermann. Dritter Band: Die Kunst der christlichen Völker vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Mit 328 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Farbendruck und 46 Tafeln in Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1911.

Die größten Aufgaben sind nicht immer die dankbarsten. Wer eine allgemeine Kunstgeschichte schreibt, muß sich von vornherein sagen, daß er vielleicht nie einen Leser findet, der sein Werk ganz liest; andererseits aber muß er mit seinem Werk der Stichprobe jedes Spezialisten standhalten. Dadurch erlischt ganz von selbst die Freude an persönlicher Aussprache. Man gerät in die Eisregion des Objektivismus. Die objektiven Riesenwerke erwecken im Leser nicht selten ein physisches Unbehagen. Und doch kann man ohne sie nun einmal nicht auskommen. Sie bilden die Gradmesser, an denen die Leistungen der Temperamente verglichen werden. Woermanns groß angelegte Kunstgeschichte, deren soeben erschienener dritter Band die umfangreiche Arbeit (erster und zweiter Band 1900 und 1905) beschließt, ist nun freilich eine Leistung, die sich so wesentlich über den Durchschnitt erhebt, daß man sich ihr von vornherein mit besonderem Interesse naht. Der dritte Band behandelt die Kunst der letzten vier Jahrhunderte Europas und die Kunst der letzten zwei Jahrhunderte Amerikas. Den bekannten großen Kunstbewegungen Deutschlands, Englands und der romanischen Länder sind die parallelen Entwicklungen Skandinaviens, Polens und Rußlands angegliedert. Trotz der weiten, vielgliedrigen Ausdehnung des ungeheuren Stoffes, der in kleinen Einzelkapiteln schmackhaft serviert ist, blieb dennoch zur Würdigung der Hauptmeister ein verhältnismäßig großer Raum. Man blättert von Kapitel zu Kapitel. Eine erstaunliche Fülle! Dankbar zu begrüßen sind die reichlichen, auch geschickt in den Text eingeflochtenen Literaturhinweise. Vielleicht etwas zu objektivistisch summarisch ist die Moderne behandelt. Hier wird der orientierungsbedürftige Leser gut tun, sich Lübke-Haacks „Kunst des 19. Jahrhunderts" zu Hilfe zu holen. Eine wertvolle Ergänzung zu dem Text bildet das ausgezeichnete Illustrationsmaterial, von dem besonders die sehr schönen Tonätzungen und die sorgfältig redigierten Farbendrucke Erwähnung verdienen.

γ. **Jakob Fugger der Reiche.** Von Max Jansen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1910.

Professor Dr. Max Jansen an der Münchener Hochschule gibt Studien zur Fuggergeschichte heraus, von denen das uns

vorliegende dritte „Heft" (es ist in Wahrheit ein Band von 414 Seiten) sich mit Jakob Fugger dem Reichen befaßt. Dieser hat seit 1494 das Fuggersche Haus zielbewußt seiner Größe entgegengeführt; er hat die Metallschätze Ungarns trotz aller Anfeindungen und Widerwärtigkeiten in das Ausbeutungsgebiet der Fugger hineingezogen; er hat durch Gesellschaftsverträge die Macht des Hauses gestärkt und hat seine Hand überall in der hohen Politik gehabt. So hat er 1519 und 1520 gewaltige Summen, 76000 Gulden und mehr, dem schwäbischen Bund und dem Haus Österreich geliehen, als diese Württemberg erobern, bzw. erwerben wollten, und hat dafür sich auf Tirol Hypothek geben lassen, woraus er großen Nutzen zog; als Herzog Ulrich 1525 sein Land wieder einnehmen wollte, lieh Jakob dem Erzherzog Ferdinand abermals 10000 und dann noch 2000 Gulden, mit welcher Summe auch die aufrührerischen Bauern bekriegt wurden. Eine vollkommen erschöpfende Biographie des gewandten Geschäftsmannes läßt sich freilich zurzeit noch nicht und vielleicht überhaupt nicht mehr schreiben, da zu viel Material verloren gegangen ist; „man spürt seinen Geist, aber es fehlen uns Aufzeichnungen von ihm selbst." Aber was Jansen bietet, ist doch von hohem Interesse und eine Art von Ersatz für jene Biographie. Bezeichnend für den Aufschwung des Hauses Fugger ist, daß Jakob 1515 sagen kann (S. 1151): „Mein Handel nimmt immer größeren Umfang an, und man trägt mir heute Geschäfte ins Haus, denen ich früher gern weithin nachgelaufen wäre."

Die Anfänge Karls V. Von Andreas Walther. Leipzig, Duncker und Humblot. 1911.

Der Verfasser der „burgundischen Zentralbehörden" entwirft hier ein fesselndes Gemälde von den Anfängen des Kaisers, unter dem in Deutschland die reformatorische Bewegung losbrach und sich durchsetzte. Diese Anfänge umfassen die Jahre 1515 bis 1519, also den Abschluß einer alten langen Entwicklung, und liegen vor dem Ereignis, welches das Habsburg der Neuzeit ins Leben rief, dem Emporsteigen des Herzogs von Burgund zum König von Spanien und römischen Kaiser. Die Personen, durch die und an denen Karl V. sich bildete, seine Muhme Margarete, deren Politik voll von Fehlgriffen war, die Herren v. Chièvres und Gattinara, werden eingehend und lebensvoll geschildert. Chièvres war ein Mann der feudalen und konservativen burgundischen Kreise, der die Professoren der Löwener Hochschule an seinem Tische hatte, ein Mann der Arbeit, der auch seinen fürstlichen Zögling systematisch zur Arbeit anleitete, damit er einst frei sein könne und nicht von andern abhängig; Gattinara, der spätere Großkanzler, ist dagegen ein Mann des Humanismus, der dem Adel, dem er gleichwohl selbst angehörte, das Ideal grundsätzlicher Gleichheit aller Menschen entgegenstellte, der Träger einer modernen Ethik, der daneben von seiner Frömmigkeit zu Klostergelübden sich getrieben fühlte, hurtigen Geistes, rastlos; sein Arbeitstag hatte sechzehn Stunden. Der junge Monarch selbst, mit sechzehn Jahren nach Pater Martyr von greisenhaftem Ernst, reift in solcher Schule zu Selbständigkeit und treuer Pflichterfüllung heran, nicht aber zu hoher freier Persönlichkeit; Prometheisches ist nichts in ihm gewesen.

βλ. **Valentine de Milan. Duchesse d'Orléans.** Par Emile Collas. Paris, Plon. 1911.

Dem Biographen Valentine Viscontis, Herzogin von Orléans und Schwägerin Karls VI. von Frankreich, ist eine dankbare Aufgabe zugefallen. Inmitten der Wirren des hundertjährigen Krieges, der Parteikämpfe und Intrigen im Schoß der Familie Valois und Burgund, neben einer ganz schlimmen Frau, Königin Isabeau, und an einem verderbten Hof, erhebt sich würdig, anmutvoll und unbefleckt die Gestalt dieser schönen, loyalen Mailänderin, der Mutter von acht Kindern, der Ahnfrau künftiger Könige, die nur ein leidenschaftliches Gefühl der Liebe gekannt hat, der treuesten ehelichen Liebe zu einem begabten, anziehenden, aber leichtfertigen, ungetreuen Mann. Die Schwierigkeit, mit der der Verfasser ihrer Geschichte zu kämpfen hatte, ist die, daß nur die großen Momente in ihrem Leben, nicht dessen intimere Züge bekannt sind. Er hat dem Mangel nicht abhelfen können, aber doch geschickt durch Einfügung allerlei Beiwerks zu verdecken gewußt. Die Gründe, unter anderem, die es Königin Isabeau ermöglichten, ihre Schwägerin elf Jahre hindurch vom Hof verbannt zu halten, bleiben dunkel. Ihre Gegenwart allein, so wird erzählt, vermochte dem in Wahnsinn verfallenen Karl VI. Beruhigung zu bringen. Isabeau sorgte dafür, daß sie dafür im Volk als Hexe verschrien, unter diesem Verdacht entfernt werden konnte. Aber wieder trat der immer kampfbereite Gemahl, der sie auf seine Weise liebte, für die Unschuldige ein, noch verlor sie Stellung und Einfluß. Es ist nicht erwiesen, daß zu dem politischen Bündnis zwischen Isabeau und dem Herzog ein Liebesverhältnis zwischen den beiden trat, und auch Valentine war keine passive Natur. Immerhin sah sie das Königspaar und die Pariser erst in der Trauer ihres Witwenschmerzes wieder, als sie furchtlos und vergebens Sühne für den schnöden Meuchelmord forderte, dessen Urheber der Burgunder war. Ein Jahr nach der Bluttat starb auch sie an gebrochenem Herzen. Der letzte rührende Zug, den man von ihr kennt, ist ihre mütterliche Liebe für den Bastard, den der Gatte hinterließ — das ihr gestohlene Kind — wie sie sagte. Es war Dunois, der treue Ritter, der an Jeanne d'Arc glaubte und Frankreich retten half.

Von Neuheiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arzybaschew. Aus dem Leben eines kleinen Mädchens und andere Novellen. Von M. Arzybaschew. Deutsch von Ad. Heß. Dresden, E. Pierson. 1910.

Aus Natur und Geisteswelt. 16. Bändchen: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Dr. O. Weise. Mit 29 Abbildungen und einer Dialektkarte Deutschlands. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 72. Bändchen: Die Japaner in der Weltwirtschaft. Von Karl Rathgen. Zweite Auflage. 146. Bändchen: Geschichte der französischen Revolution. Sechs Vorträge von Theodor Bitterauf. Mit 8 Bildnissen. 317. Bändchen: Theologie. Einführung in ihre Geschichte, ihre Ergebnisse und Probleme. Von Professor Martin Cornils. 350. Bändchen: Familienforschung. Von Ernst Devrient. Mit 7 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 353. Bändchen: Politische Geographie. Von Oberlehrer Dr. Emil Schöne. Mit 7 Karten im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Baedeker. Oberitalien mit Ravenna, Florenz und Livorno. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 36 Karten, 35 Plänen, 10 Grundrissen und 1 Panorama. 18. Aufl. Leizig, Karl Baedeker. 1911.

Balzac. — Briefe an die Fremde. Von Honoré de Balzac. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Bartz. Nun singet und seid froh! Deutsche Weihnachtsklänge und -grüße für alle Landsleute, die über Land und Meer am Weihnachtsfeste der alten Heimat gedenken. Herausgegeben von Marie Louise Bartz. Mit Zeichnungen von F. Fittbogen und F. von Hollaky. Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung. O. J.

Baumgartner. — **Goethe.** Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage. Besorgt von Alois Stockmann S. J. Erster Band. Mit einem Titelbild. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

Bernt. Der Bund der Freien. Erzählung von Ferdinand Bernt. Buchschmuck von George Korau. Erstes Tausend. Leipzig, Verlag von Abel & Müller. O. J.

Berühmte Kunststätten. Band 53. Münster. Von Hermann Schmitz. Mit 144 Abbildungen. — Band 54. Würzburg. Von Fr. Friedrich Leitschuh. Mit 146 Abbildungen. — Band 55. Viterbo und Orvieto. Von Fritz Schillmann. Mit 110 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Bialik. Gedichte. Von Ch. N. Bialik. Aus dem Hebräischen übertragen von Ernst Müller. Köln, Jüdischer Verlag. 1911.

Biographie von Johann von Uslar Gleichen, kommandierender General und einer der hervorragendsten Kämpfer der Unabhängigkeitskriege von Venezuela. Zur Erinnerung an die Zentenarfeier 1811—1911. Caracas, Tipografia Americana. O. J.

von Bojanowski. Weimar und die Kaiserin Augusta. Von P. von Bojanowski. Im Anhang: Katalog der Kaiserin Augusta-Ausstellung in der Großherzgl. Bibliothek, 30. September bis 8. Oktober 1911, von Dr. Ortlepp und Dr. Heuschkel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1911.

Boulenger. — Mes relations. Par Marcel Boulenger. Paris, Dorbon-ainé. S. A.

Brabant. Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen. Von Dr. Artur Brabant. Zweiter Band. Die Reichspolitik und der Feldzug in Kursachsen. 1758. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Brahm. Das Leben Heinrichs von Kleist. Von Otto Brahm. Neue Ausgabe. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1911.

Breitenbach. Die Eroberung der Tropen oder die Bekämpfung der Tropenkrankheiten. Von Dr. W. Breitenbach. Brackwede, Dr. W. Breitenbach. 1911.

Brockhaus' Kleines Konversationslexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage. Erster Band: A—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten, sowie 34 Textbeilagen. Zweiter Band: L—Z. Mit 1000 Textabbildungen, 65 Bildertafeln, darunter 10 bunte, 210 Karten und Nebenkarten, sowie 27 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Bruns. — Die Doktorskinder. Von Trude Bruns. Mainzer Volks- und Jugendbücher. Buch 15. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Buchholtz. Ernst von Bergmann. Von Arend Buchholtz. Mit Bergmanns Kriegsbriefen von 1866, 1870/71 u. 1877. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1911.

Busch. Lustige Bildergeschichten und allerlei Humore. Gezeichnetes und Gedichtetes von Wilhelm Busch. Leipzig, Walther Fiedler. O. J.

Chateaubriand. Mémoires d'Outre-Tombe. Pages choisies. Par Chateaubriand. Avec une introduction et des notes par Victor Giraud. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1911.

Chatelain. Das Mädchen vom Lande und neun andere Erzählungen. Von Dr. Auguste Chatelain. Für die gebildete deutsche Jugend übersetzt von Prof. Dr. A. Mühlau. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Chinard. — L'exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle, d'après Rabelais, Ronsard, Montaigne etc. Par Gilbert Chinard. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1911.

Clarke. — Correspondance de Fauriel et Mary Clarke. Publiée par Ottmar de Mohl. Avec trois portraits. Paris, Librairie Plon. 1911.

Cottes. — La Mission Cottes au Sud-Cameroun (1905 à 1908). Par Le Capitaine A. Cottes. Préface par André Tardieu. Paris, Ernest Leroux. 1911.

Cumont. — Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit von Franz Cumont. Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 26 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln sowie 1 Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Deiphobe. Über dich selbst hinaus. Von Deiphobe. J. L. G. Wiesbaden, Moritz & Münzel. 1911.

Delwein. Adventbriefe von Arthur Delwein. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Deutsche Kunst in Wort und Farbe. Herausgegeben von Professor Dr. R. Graul. Mit 91 farbigen Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Dill. Die Freiheit. Roman von Liesbet Dill. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Doell. Thumm Linsenbarth. Dissidenten-Komödie in drei Akten. Von Otto Doell und Justus Leo. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Ebrard. — Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Clemens Ebrard. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Elster. Wilhelm Raabe-Kalender. Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster auf das Jahr 1912. Berlin, G. Grote. 1911.

Engel. Deutsche Stilkunst. Von Eduard Engel. Mit 18 Handschriften. Sechste Auflage. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freitag. 1911.

Engl. Münchner Humor. Hundert Zeichnungen und Witze von J. B. Engl. München, Albert Langen. O. J.

Ewano. Das Wesen der Weltseele im Lichte der exakten Philosophie. Von Karl Ewano. Dresden, Richard Linke. 1910.

Federer. — Berge und Menschen. Roman von Heinrich Federer. Berlin, G. Grote. 1911.

Fernandes. — Hilda Reichardt. Roman einer Sechzehnjährigen. Von G. Fernandes. Berlin, Silva-Verlag. O. J.

Feuerbach. Anselm Feuerbach. Acht farbige Gemälde und Reproduktionen. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Finckh. — Die Reise nach Tripstill. Von Ludwig Finckh. München, Albert Langen. 1911.

Frieben. Kleine Geschichten von großen Menschen. Ein Buch für die Jugend und das Volk. Von Paul Frieben. Mit zahlreichen Textillustrationen. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Friedrich. Die Befreiungskriege 1813—1815. Bearbeitet von Rudolf Friedrich. Zweiter Band: Der Herbstfeldzug 1813. Erste bis fünfte Auflage. Mit 15 Bildnissen und 19 Karten in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912.

Frommel. Das Religiöse in der modernen Lyrik. Von Otto Frommel. Lebensfragen. Herausgeber Heinrich Weinel. Nr. 24. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1911.

Galante. Kulturgeschichtliche Bilder aus der Trientner Konzilszeit. Von A. Galante. Zwei Essais. Mit 20 Abbildungen. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1911.

Geißler. Lieben und geliebt zu werden Roman von F. A. Geißler. Dresden, E. Pierson. 1910

Gemoll. Die Indogermanen im alten Orient Mythologisch-historische Funde und Fragen von Martin Gemoll. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1911.

Gerhard. Vom Sinken und Werden. Zeitbild aus Alt-Köln Von Adele Gerhard. Berlin, Bruno Cassirer. 1912.

Gever. Bunte Bilder aus dem Leben Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen im Alter von 12–16 Jahren Von Albert Gever. Mit einem Titelbilde und zahlreichen Text-illustrationen Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Gielly. Giovan-Antonio Bazzi dit Le Sodoma Par L. Gielly. Les maîtres de l'art. Paris, Librairie Plon. 1911.

Gloege. Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" als Ausdruck seiner Persönlichkeit Eine ästhetisch-psychologische Stilunterſuchung von Dr. Georg Gloege. Leipzig, Eduard Avenarius. 1911.

Goeldi. — Der Ameisenstaat. Seine Entstehung und seine Einrichtung. Die Organisation der Arbeit und die Naturwunder seines Haushaltes. Akademische Vorträge von Prof. Dr. E. A. Goeldi. 1909—1910. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Graf. Schülerjahre Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen. Herausgegeben von Alfred Graf. Fortschritt. (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg. 1912.

Grisar, — Luther. Von Hartmann Grisar S. J. Zweiter Band. Auf der Höhe des Lebens. Freiburg. Herder. 1911.

Gröndahl. — Staatsbürgerliche Erziehung in Dänemark. Von Chr. Gröndahl. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Groth. Politisch-wirtschaftliches Konversations-Lexikon Bearbeitet von Otto Groth und H. G. Bayer. Stuttgart, Levy & Müller. 1911.

Grünewald. Matthias Grünewalds Isenheimer Altar zu Kolmar. In farbigen Reproduktionen nach den Originalen. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Güll. Kinderlust. Lieder von Friedrich Güll Bilder von Josef Mauder. Eßlingen, J. F. Schreiber. 1910

Harriman. — Die Übersetzung einer Ansprache von Edward Henry Harriman vor dem Finanzforum in Neuyork, gehalten am 25. Januar 1911. Von Otto H. Kahn. Berlin, D. Kämpf. 1911.

Hebbel. — Friedrich Hebbels Gesammelte Werke nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe Herausgegeben von Paul Bornstein. Erster Band: Werselburen. München, Georg Müller. O. J.

Heidenstam. Hans Alienus Roman in zwei Banden Von Verner von Heidenstam Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein Zweite Auflage. München, Albert Langen. O. J.

Heine-Reliquien. Neue Briefe und Aufsätze Heinrich Heines Herausgegeben von Maximilian Freiherrn v. Heine-Geldern und Gustav Karpeles. Mit 5 Bildnissen und 5 Faksimiles. Berlin, Karl Curtius. 1911.

Heusler. Des Kindes Tageslauf Kinderlieder von Elisabeth Heusler, in Musik gesetzt von Carl Fuchslhaller Originale von Leo Rauthradl. Eßlingen, J. F. Schreiber. O. J.

Höffding. — Der menschliche Gedanke, seine Formen und seine Aufgaben. Erweiterte Ausgabe der Philosophischen Probleme. Von Harald Höffding. Leipzig, O. R. Reisland. 1911.

Hofmann. Aus jungen Tagen Zwei Erzählungen für die Jugend von Elsa Hofmann. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Hofmann. — Baronesse Steffi. Roman von Else Hofmann. Buchschmuck von Leo Rauth. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Holm. Hundstage Lustspiel in drei Akten Von Korna Holm. München, Albert Langen. O. J.

Hölzke. Der Hagestolz Ein Roman von der Insel Sylt von Hermann Hölzke. Dresden, E. Pierson. 1911.

Houben. Jungdeutscher Sturm und Drang Ergebnisse und Studien von Dr. H. H. Houben. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911

Keßler. — Humoristisch-satyrische Plänterhiebe in den Revieren unserer Forstzeit, zur Belustigung für Deutschlands edle Waldbruder angestellt in drei vollen Klaftern von Gotthilf August Freiherrn von Maltitz. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Keßler. Neudamm, J. Neumann. 1911.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben Band XIX: Max Liebermann. Des Meisters Gemälde in 304 Abbildungen. Herausgegeben von Gustav Pauli. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Kleist. Heinrich von Kleists Werke In sechs Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Gilow, Manthey und Waetzoldt Goldene Klassiker-Bibliothek. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Klett. Weißt du, wieviel Sternlein stehen? Nach Entwurf von Anneliese von Lewinski. Verse von Gertrud J. Klett. Waldnacht. Von Marianne Frimberger. Text von Gertrud J. Klett. Eßlingen, J. F. Schreiber. O. J.

Köhler. — Conrad Ferdinand Meyer als religiöser Charakter. Von Walter Köhler. Mit 9 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Kotzde. Der Feind im Land. Nach alten Berichten und Chroniken erzählt von Wilhelm Kotzde. Mit Buchschmuck von Emil Heinsdorff. Erstes bis zweites Tausend. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Land. Ja — die Liebe! und andere Novellen. Von Hans Land. Mit dem Bilde des Verfassers und einer Einleitung von Carl W. Neumann. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Lehmann. Historische Aufsätze und Reden. Von Max Lehmann. Leipzig, S. Hirzel. 1911

Mauder. — Jugendklang. Alte deutsche Kinderlieder mit vielen bunten Bildern von Jos. Mauder. Eßlingen, J. F. Schreiber. O. J.

Magne. Gaultier-Garguille, Comédien de l'Hôtel de Bourgogne. Notice d'après des documents inédits. Par M. Émile Magne. Suivie des Chansons de Gaultier-Garguille et de la Farce de Perrine. Avec la musique retrouvée de 6 chansons et 33 illustrations concernant le Théâtre de l'Hôtel de Bourgogne. Paris, Louis-Michand. 1911.

Meerwarth. Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Solfel. Zweite Reihe: Vögel. Lieferung 33–36. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Meinhardt. Ein Regentag Geschichte eines Mahagonistammes Zwei Novellen von Adalbert Meinhardt. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Meister. Der Vampyr. Eine Seegeschichte von Friedrich Meister. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Meister-Novellen neuerer Erzähler. Mit sechs Bildnissen und einer Einleitung von Richard Wenz. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Hesse & Becker. O. J.

Meixner. — Knabenhorte, Jugendbündnisse und Jugendwehren als Stätten der Volkserziehung. Von Josef Meixner. Wien, J. Deibler. 1911

Melamed. Gestalten und Schatten. Von Samuel Mes Melamed. Mit einem Vorwort von Israel Zangwill. Berlin, Louis Lamm. O. J.

Miethe. Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der technischen Wissenschaften herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Miethe. Erster Band: Die Gewinnung der Rohmaterialien. Braunschweig, George Westermann. 1911.

Molo. Wir Werbegesellen. Roman von Walter von Molo. Berlin, Schuster & Loeffler. 1911.

Moysset. — L'esprit public en Allemagne vingt ans après Bismarck. Par Henri Moysset. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1911.

Müller. — Sokrates, geschildert von seinen Schülern. Erster Band. Xenophon: Erinnerungen an Sokrates und die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras und Gastmahl. Zweiter Band. Plato: Gorgias. Verteidigung des Sokrates, Kriton und Phädon. Xenophon: Ein Gastmahl. Anhang. Übertragung und Erläuterungen von Emil Müller. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Müller-Heinze. Das Abc in schwarzen Bildern. Kleines Märchenbuch in schwarzen Bildern. Geschnitten von L. Müller-Heinze. Eßlingen, J. F. Schreiber. O. J.

Münzer. Kinder der Stadt. Roman von Kurt Münzer. Berlin, Vita, deutsches Verlagshaus. O. J.

Nabl. Hofhof Bilder aus den Kreisen der Familie Arlat. Von Franz Nabl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1911

Nachträgliches zu Rembrandt als Erzieher. Die kranke deutsche Kunst. Auch von einem Deutschen. Leipzig, H. A. Ludwig Degener. 1911.

Nationale Jugendvorträge veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarken-Vereins. Zweiter Jahrgang 1911. 1. Baukunst im deutschen Osten. 2. Vaterlandsliebe. Vaterlandspflichten. 3. Kultur und Nationalität. 4. Die deutsche Familie. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Neumann. Gustav Schüler. Ein Wegeweiser und Wegewart. Von Hellmuth Neumann. Leipzig, Frau Eckardt. O. J.

Neuwirth. Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 9, 10. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Niedurny. Schlichte Grüße. Erzählungen für die Jugend. Von Max Niedurny. Band 31 von Wowpods Volks- und Jugendbibliothek. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Nippold. Führende Persönlichkeiten zur Zeit der Gründung des Deutschen Reiches. Forschungen und Erinnerungen von Friedrich Nippold. Berlin, Karl Siegismund. 1911.

Olfers. Prinzeßchen im Walde. Windchen. Von Sibylle von Olfers. Eßlingen, J. F. Schreiber. O. J.

Oßwald. Die staatsbürgerliche Erziehung in den Niederlanden. Von Paul Oßwald. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Pasquino. — **Der große Thespis.** Ein Schwank in einem Aufzug von Pasquino. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Pederzani-Weber. — Kunz von der Rosen, der lustige Rat Kaiser Maximilians I. Ein Lebensbild aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters. Für die reifere Jugend und das Volk geschildert von J. Pederzani-Weber. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Perfall. — Der Freihof. Roman von Anton Freiherr von Perfall. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Perlberg. — Das heilige Land in Wort und Bild. Große Ausgabe mit 48 Aquarellen von F. Perlberg. Erläuternder Text von Prof. J. Schmitzberger. München, C. Andelfinger & Co. O. J.

Pernerstorfer. — Für das humanistische Gymnasium. Von Engelbert Pernerstorfer. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 1911.

Presber. Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1911.

Rabaud. Le transformisme et l'experience. Par Etienne Rabaud. Avec 12 figures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1911.

Rauh. — Études de morale. Par F. Rauh. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1911.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. II. Reihe. 16. Heft. Die Geschichtsschreibung im Alten Testament. Von Lic. Hans Schmidt-Breslau. — 18. Heft. Der jüdische Kirchenstaat in persischer, griechischer Zeit. Von Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt-Berlin. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Riemann. — Musikgeschichte in Beispielen. Von Hugo Riemann. In drei Teilen. Erster Teil: Von 1240—1600. Nr. 1—54. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Romanowski. — Kaiser Wilhelm II. Ein Lebensbild unseres Kaisers in Anekdoten, heiteren und ernsten Szenen und charakteristischen Zügen von seiner frühsten Kindheit bis auf unsere Tage. Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend gewidmet von Max Romanowski. Mit einem Titelbilde und 33 Abbildungen. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Rühlmann. — Die Idee der staatsbürgerlichen Erziehung in der Schweiz. Von Paul Rühlmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Rusch. Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge. Für reife Schüler. Von Franz Rusch. Mit 30 Figuren im Text und einer Sternkarte als Doppeltafel. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Der Russisch-japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. Deutsche, vom Russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe von Freiherr von Fettau, Mukden. Band IV. Zweiter Teil. Der Rückzug der III. und I. Armee auf die Positionen am Hunho. Durchbruch bei Kuljan. Rückzug der Mandschurei-Armeen auf Tieling und die Positionen von Sypingai. Mit 6 Skizzen in Steindruck und 3 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Sakheim. — Magnificat. Gedichte von Arthur Sakheim. Dresden, Carl Reißner. 1912.

Schatz. Goldene Brücke zwischen Elternhaus und Schule. Von Hugo Schatz. Berlin, Siegfried Cronbach. O. J.

Schillers Sämtliche Werke. Erster bis vierter Band. München, Georg Müller. O. J.

Scholz. Verklungene Weisen. Erinnerungen von Bernhard Scholz. Mainz, Jos. Scholz. 1911.

Schubert-Soldern. — Unverschuldet. Roman von Viktor von Schubert-Soldern. Dresden, E. Pierson. 1910.

Schüddekopf. — Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1912 herausgegeben von Karl Schüddekopf. Mit 24 Tafeln. Leipzig, Theodor Weicher. 1911.

Schulenburg. Eulenspiegel. Von Werner von der Schulenburg. Dresden, Karl Reißner. 1911.

Schüler. Mitten in der Brandung. Gedichte von Gustav Schüler. Leipzig, Fritz Eckardt. 1911.

Schulz. Die Hanse und England von Eduards III. bis auf Heinrichs VIII. Zeit. Von Dr. Friedrich Schulz. Band V der Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, Karl Curtius. 1911.

Schulze. Die Verfassung und das Wahlgesetz für Elsaß-Lothringen erläutert von Landrichter Dr. Alfred Schulze. Gebweiler, J. Boltz. 1911.

Schulze-Berghof. Die Nationalbühne und Volksfeier für Friedrich den Großen. Eine kunstpolitische Programmschrift zum 200. Geburtstage des großen Königs. Von Paul Schulze-Berghof. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1911.

Seeliger. Zwischen Polen und Böheimb. Zwanzig Historien von Ewald Gerhard Seeliger. München, Georg Müller. 1911.

Seeliger. Siebzehn Schlesische Schwänke. Von Ewald Gerhard Seeliger. München, Georg Müller. 1911.

Seeliger. — Schlesien. Ein Buch Balladen. Von Ewald Gerhard Seeliger. München, Georg Müller. 1911.

Servières. — Les Villes d'Art célèbres. Dresde, Freiberg et Meißen. Par Georges Servières. Ouvrage orné de 119 gravures. Paris, H. Laurens. 1911.

Sick. — **Glockenläuten,... Erzählungen von J. M. Sick.** Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen. Von Pauline Klaiber. Leipzig, E. Ungleich. O. J.

Soergel. — Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Von Albert Soergel. Mit 345 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer. 1911.

Sonnenstrahlen. Märchen. Text und Illustrationen von Prinzessin N. S. Leipzig, J. J. Weber. O. J.

Spindler. — Eigner Herd ist Goldes wert. Praktische Familienhäuser in den Vororten schon für 3500 Mark aufwärts. Ein Wegweiser für alle diejenigen, die auf dem Lande im eigenen Hause gesund und billig wohnen wollen. Herausgegeben von Max Spindler, Amtsbaumeister a. D. 2. Auflage. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H. 1909.

Stilke. — Deutsche Märchen. Eine Sammlung von achtzehn neuen Märchen für die Jugend und zum Erzählen für deutsche Mütter. Von Friedrich W. Stilke. Mit Buchschmuck von G. Stuhr. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Strauß und Torney. — Judas. Roman von Lulu von Strauß und Torney. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1911.

Sturm und Drang. Dichtungen aus der Geniezeit. In vier Teilen. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Freye. Mit sechs Beilagen in Kunstdruck und zahlreichen Vignetten. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Leben der Salome Zeller.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

Elftes Kapitel.

Wie die Jahre verflogen! Und wie der Knabe Heini wuchs! Und welch ein hübscher Bub er war. Die Dorfjungen nannten ihn ein Herrenkind, weil er in der äußeren Erscheinung, dem schlanken Wuchs, dem leichten, gelenkigen Gang etwas Städtisches hatte. Er hatte eine verschlossene, herbscheue Art, suchte wenig Gesellschaft, ging gern allein im Wald und war in der Schule faul, dabei aber klüger als die meisten seiner Mitschüler.

Einmal, als er noch klein war, hatte er Salome gefragt: „Warum kommst du eigentlich immer zu uns?"

„Weil ich dich gern besuche," hatte sie geantwortet und sich nachher lange um dieses Gesprächs willen gemüht, es aber immer und aus Vorsicht hinausgeschoben, dem Knaben zu sagen, wer sie sei.

Als Heini fünfzehn Jahre wurde, gerade an seinem Geburtstag, kam Salome wieder nach Feldstetten. Sie sah ihn am Bahnhof stehen, als sie ankam, aber abseits und bemüht, zu verbergen, daß er jemanden abhole. Das Herz war ihr heiß nach ihm. Er trug bäuerische Kleidung, aber sein hoher Wuchs machte das ungeschickte Gewand zuschanden, so daß er aussah wie ein Stadtjunker. Auf seinem bloßen, aschblonden Kopf und in sein herbes, feingeschnittenes Gesicht zündete die Sonne.

Er kam ihr keinen Schritt entgegen, sondern entfernte sich, als er sie näher kommen sah, langsam auf der Straße und ließ sich von ihr einholen.

Salome fühlte sich halb belustigt, halb bekümmert. So war er nun einmal, solch ein Eigenbrödler!

„Guten Tag, Heini," grüßte sie, als sie in Hörweite war.

Er drehte sich langsam um, kam auf sie zu und gab ihr die Hand. „Tag," grüßte er kurz und verlegen, trat jedoch gleich wieder von ihr weg und an die andere Seite der Straße.

Eines hierseits, das andere jenseits machten sie sich auf den Weg feldein.

Salome fragte Heini, wie es ihm gehe und was die Eltern machten.

Da antwortete er, ohne den Blick vom Boden zu erheben, ihm gehe es gut, und die Pfisters seien nicht seine Eltern.

Salome war einen Augenblick sprachlos.

„Heini," stotterte sie dann.

„Ich habe sie gefragt," gab er zurück „und sie haben mir gesagt, daß du meine Mutter bist."

Er sprach wie ein Alter. Sie sah, wie reif er schon in seinen Gedanken war.

Indessen setzten sie ihren Weg fort.

„Warum willst du nicht sagen, wer mein Vater ist?" fragte der große Knabe jetzt mit der rücksichtslosen Grausamkeit des Kindes.

Salome kamen Tränen. Sie war so verwirrt, daß sie sich selber ganz verlor.

Aber er sprach unbekümmert weiter. „Ich weiß das alles. Es ist eine Magd im Hause des Feldstettener Doktors, die ein Kind hat und auch keinen Mann. In der Schule ist das alles verhandelt worden."

Salome schwieg noch immer, und sie erreichten den Wald, der hinter dem Dorfe lag.

Da sagte Heini: „Es ist mir ganz recht, daß ich nicht den Pfisters gehöre. Ich habe dich lieber als sie. Ich weiß nicht warum, aber ich habe dich lieber."

Nun stand Salome still. Auch Heini hielt an, weil sie nicht weiter ging. Sie aber kam zu ihm herüber unter die Tannen, welche die Äste in die Straße hinein streckten. Sie nahm ihn beim Arm und bei der Hand. Ihre eigenen Hände zitterten vor Bewegung. Gewaltige Empfindungen wogten in ihr, Dankbarkeit, daß, wie ihr schien, die Stimme der Natur aus dem Knaben sprach, eine unbestimmte Angst, weil er plötzlich ihr Geheimnis wußte, und dann eine eigentümliche Scheu vor ihm.

„Bist du nicht zufrieden bei den Pfisters?" fragte sie.

„Doch," entgegnete er, „aber der Vater will, daß ich im Bauerngewerb mithelfe, und ich tue dergleichen Arbeit nicht gern. Und die Mutter ist mir zu weichmütig."

So war er schon ein Mensch mit eigenem Urteil.

Zärtlichkeit überströmte Salome. Sie strich ihm mit der Hand über das kurzlockige Haar. Er erwiderte aber in nichts ihre liebkosende Art, richtete nur die grauen Augen auf sie und sagte: „Du bist auch schon nicht mehr jung. Du hast schon Striche auf der Stirn und an den Schläfen."

Und im Zusammenhang mit diesen Worten meinte er, als sie weiter gingen: „Du arbeitest wohl viel? Ich glaube, das ist, was mir an dir gefällt, daß du so tapfer bist und gar nicht erschrocken."

Er hatte nie vorher so viel gesprochen. So war es für Salome wie eine Entdeckung seines inneren Wesens, und doch war sie nicht eigentlich erstaunt, da die Pfisters schon oft seiner Eigenheiten Erwähnung getan.

Diese, als sie bald darauf bei ihnen anlangten, bestätigten ihr, wie Heini plötzlich nach seiner Herkunft gefragt und wie sie ihn für alt genug befunden,

daß er die Wahrheit erfahren konnte. Als der Knabe sich außer Haus begab, sprachen sie mehr von ihm. Hans Jakob Pfister machte den Anfang. Sein rundes, glattes Gesicht hatte einen Ausdruck von Bedenklichkeit.

„Der Bub gibt Arbeit," sagte er. „Ich weiß nicht, ob wir die rechten Leute für ihn sind. Ich schlage nicht, und den Worten gehorcht Heini nicht immer. So meine ich manchmal, obwohl es mir leid täte, daß wir es Ihnen, Jungfer Zeller, und dem Knaben selber schuldig seien, Ihnen eine bessere Schule für ihn anzuraten."

Seine Frau hatte ihn schon gleich unterbrechen wollen und saß jetzt da und ließ die Tränen über die Backen laufen.

„Vater," sagte sie, „wir können ihn doch nicht fortgeben."

Hans Jakob Pfister zeigte seine ganze Biederkeit, gestand, daß sie sich im Laufe der Zeit sehr an das Kind gewöhnt, besonders die Frau eine heftige Liebe für Heini gefaßt habe, daß aber ihre eigenen Gefühle doch nicht ausschlaggebend sein dürften. Der Knabe habe keine Freude am Bauernberuf, müßte also wohl später in die Stadt zum Besuch einer höheren Schule geschickt oder, da seine Ausdauer dafür vielleicht nicht hinreiche, in eine Lehre gebracht werden.

„Er ist ein Stadtkind, Jungfer Zeller," fuhr er fort. „Sehen Sie ihn nur an, wie er sich trägt und wie ihm manches nicht behagt, was uns schicklich und natürlich dünkt. Des Menschen Natur behält immer zuletzt den Sieg, und die Erziehung kommt gegen sie nicht auf."

Weiter schilderte er, wie er sich redlich Mühe gebe, Heini zu lenken, wie er aber selbst sich seiner Sache nicht sicher fühle, da zu viel ihm Fremdes an dem jungen Menschen sei, zu viel, was er nicht verstehe.

Salome erkannte, wie ernst der gute und ehrliche Mann es mit seiner Pflegevaterpflicht nahm und daß eine tiefe Gerechtigkeit und eine warme Menschenliebe im Grunde seines Wesen waren. Vom Augenblick gedrängt, bat sie Pfister, ihr seine Hilfe nicht zu entziehen.

„Wie sollte ich mit dem sonderbaren Kinde allein fertig werden!" klagte sie.

Darauf erwiderte der Bauer, daß ihm keineswegs im Sinn läge, sich einer erst halb versuchten Aufgabe zu entziehen. Es müßte nur in naher Zeit eben wohl so manches, was Heini betreffe, besprochen werden, und er und seine Frau könnten die Verantwortung nicht mehr allein übernehmen.

So lernte Salome, daß ihre eigene Verantwortung wuchs. Es beunruhigte sie. Die Offenheit Pfisters war ihr außerdem wieder ein Vorwurf, weil sie fühlte, wie wenig sie selbst dagegen bot. Mit belastetem Gemüt und von unzähligen Gedanken bestürmt, fuhr sie an diesem Abend nach Hause.

Salomes Tage begannen sich zu verdüstern. Schleichend und blitzschnell, aus nichts aufschießend, wie Schlänglein in der Nacht, kamen Sorgen. Da war die eine: Daß der Knabe Heini ein Sonderling war! Die andere: Daß er bei den Pfisters nicht glücklich schien. Die dritte: Was aus ihm werden sollte? Die vierte und fünfte, die hundertste und tausendste: Daß

die Erziehung des Kindes mehr Geld kostete und immer noch mehr kosten würde, und daß es ihr, Salome, nicht ganz leicht wurde, dieses Geld immer und unauffällig zu erübrigen, wenn es auch bisher noch immer gut gegangen war! Daß der Vater und die Mutter sich immer mehr wunderten, weil von Feldstetten nie ein Gegenbesuch kam. Daß etwas Unbestimmtes sie einspann wie in einem Netz, mehr und immer mehr, so daß ihr manchmal eine furchtbare Angst die Kehle verschnürte. Und daß so viel Unaufrichtigkeit in ihrem Leben war und immer neue daraus aufschoß.

Manchmal noch fiel zwischen die Sorgenstunden hinein ein glücklicher Augenblick. Wenn sie Heinrich Hirzel begegnete zum Beispiel. Man sagte, daß sein Leben nicht besonders glücklich sei, da seine Frau zu sehr in zöpfischen Ansichten stecke, während er einen freien Blick habe; daß ihm ferner Mutter und Frau zusammen mit allerlei Eigenheiten oft schwere Tage machten, der Vater aber völlig geistig gebrochen und den übrigen eine Last sei. Äußerlich war von diesem Nichtstimmen des Hirzelschen Haushaltes nichts zu merken. Heinrich ging ruhig und aufrecht seiner Wege, und vor den Leuten war er gegen die Seinen von ausgesuchter Höflichkeit und Rücksicht. Nur einmal fiel gleichsam eine Maske von seinem Gesicht, als er gegen Salome, es schwer aus der Brust heraufholend, das Wort sprach: „Ja, ja, Fräulein Salome, das Leben hat uns nicht gehalten, was es uns in der Jugend versprochen."

Salome hatte da wieder einmal den Eindruck, als ob er mit leiser Wehmut an die Zeit denke, die er mit ihr verlebt, daß also auch ihm diese fürs ganze Leben etwas bedeutet habe.

Friedlich war für sie auch manche Stunde, die sie mit Brändli verlebte. Die Gefühle, welche sie für diesen hegte, waren weitaus anderer Art als diejenigen, welche sie noch immer an Heinrich Hirzel banden. In diesen lebte und bebte noch alles, was jung in ihr war. Jene aber glichen mehr einem Aufatmen, der befreienden Empfindung des Geborgenseins, die innerlich verwirrte oder schwache Naturen in der Nähe reifer und in sich gefesteter Menschen empfinden.

Brändli war über seine Enttäuschung hinweg gekommen und hatte im Laufe der Zeit und vielleicht in der Befriedigung, die seine immer verantwortlichere Stellung im Bankhause ihm gewährte, seine frühere Selbstsicherheit wieder gewonnen. Er verkehrte mit Salome ohne Zwang, war ihr immer ein Freund, ihr Interesse fördernd und ihr jeden Vorteil verschaffend, den er ihr zuweisen konnte. An kleinen Zeichen nur, einem heimlichen Blick, einem Beben der Stimme konnte Salome zuweilen merken, daß er die einstigen Hoffnungen nicht ganz begraben hatte. Bei ihrer gemeinsamen Arbeit und ihrem täglichen Beisammensein war jedoch noch nie ein Mißton in ihren Verkehr gefallen und hatte nicht die kleinste Uneinigkeit ihnen die Möglichkeit erschwert, jedes dem andern eine Stütze zu sein.

Sorgenverscheuchend wirkte auf Salome auch der persönliche Umgang mit Heini. Seit das sonderbare und herbe Kind ihr gesagt hatte, daß sie ihm mehr als die Pflegeeltern gelte, kam, wenn sie bei ihm war, stets aufs neue das heiße Verlangen nach Beweisen seiner Liebe über sie. Sie warb um

ihn, ohne es zu wissen. Er machte es ihr freilich nicht leicht. Er war in der Schule allmählich unter die schlechtesten Schüler hinunter gerückt. Der Lehrer vermochte ihn nicht aufzurütteln, weder mit Strafen noch mit Liebe; denn er brachte es nicht fertig, seine Gedanken an die Strafe oder an die Liebe herbeizuzwingen. Offenen Widerstand setzte Heini dem Pflegevater entgegen, wenn dieser ihn zur Arbeit in seinem Beruf heranziehen wollte, und erzürnte Pfister täglich. Und doch war auch dieser in seinem Banne und konnte ihm nicht lange gram sein; denn manchmal durch einen Strauß Waldblumen, die er der Mutter aufs Zimmer stellte, durch einen weiten Gang, den er ungeheißen für sie tat, eine Entbehrung, welche er sich, um die Pflegeeltern zu erfreuen, auferlegte, zeigte er unvermutet ein weiches, liebevolles Gemüt, das an dem Verschlossenen doppelt überraschte. Er hatte auch ein Talent. Er zeichnete gern und besaß eine merkwürdige Geschicklichkeit darin, obwohl er nie Anleitung gehabt hatte. Stillschweigend legte er manchmal ein Blatt mit einer Bleistiftskizze oder selbst mit einer Farbenstudie auf den Tisch in der Pfisterschen Stube, lief davon, wenn er gerühmt wurde und wollte nicht, daß man davon sprach. Ein solches Blatt fand Salome einmal in ihrer Handtasche, als sie diese nach einem Besuche im Pfisterhause daheim öffnete. Dieses Zeichen seiner Anhänglichkeit war ihr lange ein Lebensbrot, von dem sich ihre Freude nährte.

Zwölftes Kapitel.

An einem Mittag zur Essenszeit trat Salome Zeller aus dem Bankhause. Es war ein heller, aber windiger Tag. Der Sturm zauste die Leute in den Straßen und verwehrte ihnen das Stillstehen und das Sprechen. So ging jeder eilig seiner Wege. Auch Salome war allein und wollte die breite Straße überqueren. Da sah sie in einer Seitengasse den Knaben Heini stehen. So plötzlich tauchte er dort auf, daß sie zuerst ihren Augen nicht traute. Aber er blickte unverwandt nach ihr herüber, und je näher sie kam, um so deutlicher erkannte sie, daß er sie erwartet hatte. Das Blut schoß ihr brennend zu Kopf, dann schüttelte ein Frost ihren Körper. Das war Furcht.

Sie schaute sich um, ob niemand sie beobachte. Dann ging sie auf Heini zu und hieß ihn mitkommen. In der Nähe war ein Gewirr von engen, wenig begangenen Gäßchen. Da führte sie ihn hinein und blieb endlich mit ihm stehen, als sie glaubte, vor der Begegnung mit Bekannten sicher zu sein.

„Wie kommst du hierher?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Ich bin fortgelaufen,“ sagte er kühl und offen. „Ich wollte einmal die Stadt sehen. So bin ich mit der Bahn hierher gefahren. Ich möchte überhaupt lieber in der Stadt sein als auf dem Lande.“

„Wie hast du mich gefunden?“ fragte sie, noch immer ganz verwirrt.

Er erklärte, sie habe einmal zu den Pfisters geäußert, daß sie in der und der Bank beschäftigt sei.

Das warf sie vollends aus dem Gleise. War sie ihrer selbst nicht mehr sicher und verriet sie trotz aller Vorsicht Dinge, die sie hatte verheimlichen wollen? Ihr schwindelte. Herrgott, all die Lüge um sie her!

Dennoch begann sie Heini Vorwürfe über das, was er getan, zu machen, und stellte ihm vor, wie die Pflegeeltern sich seinetwegen ängstigen würden. Sie befahl ihm, sobald als möglich wieder heimzureisen. Es gehe ein Zug in einer Stunde, er müsse sogleich an den Bahnhof zurück, allein, denn sie könne nicht mit ihm kommen. Sie wußte nicht klar, was sie alles befahl und wollte. In einer ungeheuren inneren Erregung traf sie die Anstalten, die ihr im Augenblick das Richtigste schienen.

„Laß mich hier in der Stadt in eine Lehre treten, Mutter," bat Heini. Ich mag nicht mehr in die Schule gehen."

„Ich will sehen, ich will sehen," gab sie zurück. „Ich komme am Sonntag hinaus zu euch. Geh jetzt nur, geh."

Er wendete sich ab, verstaunt und langsam, als ob er nur widerwillig gehorche. Da fiel ihr ein, daß sie ihn nicht hungrig gehen lassen könne. Hastig lief sie ihm nach, kaufte ihm in einem Fleischerladen und bei einem Bäcker ein Mittagsbrot und drängte ihn dann abermals zur Eile.

„Versprich mir, Heini, daß du gleich heimreisest!"

Sie nahm seine Hand und sah so bekümmert aus, daß sie ihm leid tat. Er versprach, was sie verlangte. „Ich wollte dich nicht ärgern," sagte er; es lag mehr Anhänglichkeit in seinem Ton als je vorher. Aber Salome hörte sie nicht heraus. Sie beobachtete ihn, wie er aus der Gasse ging und die Richtung nach dem Bahnhof einschlug. Dann eilte sie selber nach Hause.

Der Sturm fiel sie an, und grelle Sonne brach über sie. Sie merkte keines von beiden, rannte nur mehr als sie ging. Die Uhr vom Petersturm sagte ihr, wie verspätet sie war. Die Eltern saßen schon am Tisch und sahen sie besorgt an, als sie eintrat. Ihr Haar war zerzaust und hing ihr unordentlich ins Gesicht.

„Solch ein Wind," schmälte sie und verbarg hinter dem Ärger, den sie spielte, die grenzenlose Zerfallenheit ihres Innern.

Dann fragte der Vater, wie sie erwartet hatte, warum sie so spät sei. Und sie log von Überarbeit und mußte sich gefallen lassen, daß die alten Leute sie bedauerten und sie zärtlich zankten, so dürfe sie die Arbeit nicht übertreiben. Hierauf verfiel sie in eine nervöse Lustigkeit und scherzte und lachte, bis sie die Eltern darüber hinweggetäuscht hatte, daß sie selbst mit dem Essen fertig war, ehe sie nur recht begonnen. Sobald sie konnte, verließ sie die Stube. Als sie allein war, kam eine heftige Erschlaffung über sie. Sie setzte sich in die Grübelecke ihrer Kammer. Ihr Kopf war dumpf. Die Glieder dehnten sich kraftlos. Sie hatte ein tiefes Schlafbedürfnis. Eine Weile schlummerte sie auch wirklich. Aber als sie einmal halbwach nach der Uhr blinzelte, gewahrte sie, daß sie wieder ins Geschäft mußte. Sie raffte sich zusammen und machte sich taumelnd auf den Weg.

Die Luft und die Arbeit weckten sie. Dann konnte sie wieder denken. Die Angst kam zurück und das Grübeln, was werden sollte. Und das Grauen vor ihrem unwahren Leben war wieder da.

Sie konnte es kaum erwarten, bis es Nacht war und sie alle Alltagspflichten hinter sich hatte.

Als sie sich am Abend zu Bett legte, war der Leib müde, als sei er durch alle Weiten gehetzt worden, aber der Geist war aufgepeitscht und arbeitete. Sie überlegte, was das heißen wollte, daß Heini in die Stadt gekommen war. Und sie sagte sich, daß das die Gefahr war, die Gefahr, unter der ihr ganzes Leben stand. Die Entdeckung ihrer Schande war näher gerückt. Dann wußte sie, daß sie neue Wege suchen mußte, um diese Gefahr abzuwenden. Sie mußte die Verwunderung der Eltern davon ablenken, daß ihre Besuche in Feldstetten nicht erwidert wurden! Sie mußte dafür sorgen, daß Heini, da er auf dem Lande nicht bleiben wollte, eine andere Unterkunft fand! Sie mußte ... mein Gott, was — was noch? Lügen, lügen, lügen!

Halt! Da war wieder ein Weg, eine Lüge!

Blitzschnell tauchte das immer auf.

Sie mußte nur etwas wagen!

Heini wollte in die Stadt! Hans Jakob Pfister war dafür, daß er in eine Lehre kam! Er hatte schon manchmal dazu geraten! Wenn sie Heini auswärts schickten, so war die Gefahr einer weiteren Begegnung vermieden — aber — die Pfisters wollten den Knaben nicht ganz weggeben, und sie selber, Salome, mochte nicht daran denken, sich völlig von ihm zu trennen. Wie also, wenn ... Sie brauchte nur ein wenig weiter noch zu — lügen. Konnte Heini nicht der Bruder der Freundin in Feldstetten sein? Als solchen — konnte sie ihn hier in der Stadt zuführen, wem sie wollte, ihm unauffällig eine Lehrstelle besorgen, ihn ihren Eltern bringen ...

Heini mußte nur richtig belehrt werden, was er zu sagen hatte!

Zwanzig neue Pläne schossen aus dem einen auf. Es waren ihrer so viele, daß sie selbst nicht mehr unterschied, was Wahrheit und was Lüge war.

Am Ende schlief sie ein und hatte einige Stunden unruhigen, sie nicht erquickenden Schlafes.

Am anderen Morgen waren die Pläne noch da. Sie marterten ihr Gehirn während des kommenden Tages, während der Tage, die noch bis zum nächsten Sonntag fehlten. An diesem Sonntag aber griff sie aus den Plänen einen auf, plötzlich und fast aufs Geratewohl. Sie erzählte den Eltern, daß die Feldstettener Freundin wieder nach England zurückgehe, daß sie sie daher noch einmal sehen möchte. Übrigens käme der junge Bruder des Mädchens vielleicht bald nach St. Felix in eine Lehre. Den würde sie wohl einmal ins Haus bringen.

„Der Bruder?" fragte Vater Zeller ein wenig aufhorchend. „Du hast uns noch nie etwas von ihm gesagt, Sali."

„Wer spricht von derlei Buben," gab sie leichthin zurück.

Damit gaben sich die anderen zufrieden.

Gegen Mittag fuhr Salome nach Feldstetten. Sie ließ sich von ihrem Schicksal treiben. Sie hatte erzählt und mußte den anderen weiter erzählen, was sie den einen gesagt hatte.

Hans Jakob Pfister war ernst und nachdenklich, sandte die Frau und Heini gleich aus dem Zimmer und hob an, Salome von dem Knaben zu sprechen. Sein Weglaufen hatte ihn gegen diesen erzürnt.

„Wenn es nicht meiner Frau wegen wäre," sagte er gleich zu Anfang, „so würde ich ihn nicht mehr im Hause behalten."

Salome geriet in Angst. Ihr Leben war ohnehin nichts mehr als Angst. Zitternd bat sie den Bauern, er möge es dem Knaben nicht allzusehr verdenken.

In langem Beraten kamen sie dann überein, daß sie Heini den Willen lassen und ihm Gelegenheit geben wollten, zu zeigen, ob er in Stadt und Lehre besser bestehe als in der Schule. Dann gestand Salome, daß ein Zusammentreffen des Knaben mit ihren Eltern in der Stadt sehr wahrscheinlich sein würde, daß sie diesen daher den Knaben lieber gleich zuführen möchte. Zum ersten Male erzählte sie mehr von den Eltern und daß Heini vor diesen ganz als sein, Pfisters, Kind gelten müsse.

Er hörte ihr ruhig zu, schüttelte nur manchmal den kahlen, klugen Kopf. Jetzt lehnte er sich auf der Bank zurück, die feisten Hände auf dem Tisch gefaltet, und sagte: „Ich habe Ihnen nicht darein geredet. Aber — glauben Sie, Jungfer Zeller, daß derlei Versteckttheiten das Rechte sind?"

Mit herzlicher und teilnehmender Stimme fuhr er fort, ihr zuzureden. Sie habe den Fehltritt ihrer Jugend reichlich gebüßt und sich immer wacker gehalten. So möge sie den Eltern jetzt alles offen gestehen. Es werde sie erleichtern. Und es gäbe im Leben nichts Besseres als Wahrheit! Nur keine Lüge! Nur keine Lüge!

Salome hielt die Arme im Schoß, ihr Oberkörper bog sich vornüber. Klein und in sich zusammengesunken saß sie da. Ihr Gesicht sah verwüstet und gelb aus, und eine Menge Fältchen wurden sichtbar, die sonst nicht hervorgetreten waren.

„Wenn ich so könnte, wie ich wollte," sagte sie ganz leise. „Aber ich bin nicht allein. Da ist noch einer. Er ist hochgestellt und — und seine Eltern leben noch wie meine Eltern. Und es würde an zwei Häusern rütteln — wenn —"

Hans Jakob Pfister wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Er kannte wenig von ihrer Geschichte, ahnte vielleicht mehr; aber er betrachtete sie, wie sie ganz gebrochen dasaß, und getraute sich nicht, ihr weiter zu raten. Wer wußte, in welcher Wirrnis sie lebte? Das Geschick mußte wohl seinen Weg gehen!

„Armes, kleines Ding," sagte er und legte eine Hand auf ihren krummen Rücken.

Da fuhr sie auf, und die blauen Augen, die noch immer jung waren, leuchteten ihn fast trotzig an. „Ich bin nicht so schlecht, wie Sie denken. Ich — ich tue nur, was ich tun kann — was mir das Beste scheint, damit niemand meinetwegen leide."

Er ließ das das Ende ihrer Beratung sein.

„Sie müssen es am besten wissen," sagte er, und während des ganzen Nachmittags, den sie im Hause zubrachte, bewies er ihr seine ruhige, schlichte, väterliche Güte.

Sie fand einen Teil ihrer Tatkraft wieder und ließ sich von Heini am Abend nach dem Bahnhof begleiten. Auf diesem Wege sagte sie ihm, daß sie mit Hilfe seines Pflegevaters sich um eine Lehrstelle für ihn umsehen wolle und daß er ihre Eltern kennen lernen sollte, wenn er in St. Felix sei. Dann hastig und wie so nebenbei ließ sie ihn wissen, was sie vor ihren Eltern heimlich halten müsse.

Er sah sie mit kühlen Augen an, sprach kein Wort, sondern ging dann nur mit gesenktem Kopf neben ihr her.

„Hast du gehört, Heini?" fragte sie erregt.

„Ja, ja," gab er zurück.

„Nun, und?" fragte sie wieder.

„Ich werde alles so sagen, wie du es mich lehrst," sagte er.

Aber sie sah, daß er Gedanken hatte, an denen sie keinen Teil besaß. Und solange er an diesem Abend noch bei ihr war, fühlte sie, wie er sie heimlich beobachtete, und hatte Angst vor ihm, als ob er schon erwachsen wäre. Sie ahnte, daß er von ihrem Schicksal mehr verstand, als seinen Jahren zuzutrauen war.

Nachdem sie sich getrennt hatten, wich die Angst einem Gefühl fürchterlicher Schmach. Zum Lügen hielt sie das Kind an! Wo sollte das alles noch hinführen? Was mußte der Knabe von ihr denken? Mußte nicht seine Liebe nachlassen, wenn er nicht mehr die rechte Achtung für sie haben konnte?

Salome Zeller litt schwerer und schwerer. Kaum, daß je mehr der Lichtstrahl einer süßen Erinnerung oder einer kleinen Freude der Gegenwart in das tiefe Dunkel ihrer Tage fiel.

In diesen Tagen sprach einmal ihr kleiner Vater das halb wehmütige, halb scherzhafte Wort zu ihr: „Du bist schon ein ganz altes Weiblein, Sali."

Sie hörte wohl das nie ausgesprochene Bedauern daraus, daß sie so lange allein geblieben war. Und sie brauchte nur in den Spiegel zu sehen, um zu wissen, daß sie alt wurde. Manchmal stand schon ein grauer Faden in ihrem braunen, vollen Haar. Und je trüber ihr Gemüt war, um so deutlicher wurden die Falten in ihrem scheinbar noch glatten Gesicht, als ob die Angst und die Qual mit Messern Stirn und Schläfen ritzten. Sie ging häufig in die Andachten der Glaubensbrüder in dieser Zeit. Vater und Mutter freuten sich, wenn sie ging. Sie hatten es immer ein wenig beklagt, daß ihr Sinn freier war. Die schlichten, mittelmäßig begabten, demütigen Menschen in der Stunde taten Salome wieder wohl. Sie nahmen ihr ganzes Leben, als von Gott kommend und zu Gott gehend, geduldig und willfährig und ein wenig tatlos hin. Weil sie selbst sich so ganz in die Barmherzigkeit Gottes gaben, waren auch sie barmherzig gegen alle Armen und Bedrängten. Ihr Mitleid und ihre Güte lagen in der sanften Freundlichkeit ihres Wesens ausgeprägt, sie äußerten sich in den Predigten ihrer geistlichen Vorsteher, und sie lagen selbst in ihrer Kirchenmusik, ihrem weichen, maßvollen Gesang. Wenn Salome in der schwach beleuchteten Kirche unter den schwarzgekleideten Frauen saß, die kleine Orgel mehr lieblich als machtvoll klang, und die Gemeinde ohne

Leidenschaft und wie aus lieber Gewohnheit Gott diente, war es ihr, wie wenn jemand ihr zuspräche: „Du bist nicht so schlecht, Sali! Wir verstehen dich. Du tust uns leid, und wir nehmen dich auf bei uns, wie wir noch keinen Sünder verstoßen haben."

Hier erwachte auch in Salome am meisten das Verlangen, alle Last von sich zu wälzen und irgend jemandem alles, was sie zu verbergen hatte, zu gestehen. Allein immer waren Scham und Verschlossenheit stärker als dieses Verlangen. Und sie schwieg und — schwieg.

Dreizehntes Kapitel.

Nun war auch das wieder vorüber.

Heini war mit Salome bei ihren Eltern gewesen. Zwei Stunden hatte er in der Stube zugebracht. Und alles war gut gegangen, kein Verdacht entstanden; denn was der Knabe gefragt worden war, das hatte er beantwortet, ohne Salome irgendwie bloßzustellen. Seine verschlossene und abweisende Art hatte ohnehin allzuvielen Fragen gewehrt. Auch eine Lehrstelle bei einem Buchbinder hatte Heini nun inne und bekam nebenher Zeichenunterricht. Die Pfisters zahlten aus eigener Tasche das Lehrgeld. Der junge Mensch zeigte sich brauchbar und anstellig. Er lebte zurückgezogen, und im Zeichnen machte er wirkliche Fortschritte. Freilich, was dieses sein Talent und Steckenpferd betraf, war er manchmal etwas anspruchsvoll, brauchte allerlei teueres Material, das Salome ihm kaufen mußte. Auch sein sonstiger Unterhalt kostete mehr als früher. So hatte Salome manchmal Sorge, wie sie alles bestritte, obwohl ihr eigenes Einkommen sich von Jahr zu Jahr hob.

Dennoch waren wieder friedliche Jahre. Manchmal schlief die Sorge wieder ein, und manchmal blühte eine spärliche Freude.

Der alte Herr Hirzel starb in diesen Jahren, und sein Sohn wurde Alleininhaber des Geschäftes. Er hatte keine Kinder und war ein einsamer Mann. Je älter er wurde, desto mehr streifte er die Manieren des Weltmanns ab und nahm mehr das freie, etwas derbe Wesen des Vaters an, dem er ohnehin in vielen Dingen ähnlich war. Seine zimperliche Frau ertrug dieses Wesen nicht; auch seine Mutter konnte es nicht leiden. So war die Kluft zwischen den beiden Frauen und ihm mit der Zeit weiter geworden; sie und er gingen ihre besonderen Wege. Salome wußte darum, und es war für sie ein Grund mehr, zu schweigen. Wenn die Frauen jetzt etwas zu Heinrich Hirzels Nachteil erfuhren, so müßten sie ihm doppelt gram werden. Noch immer aber war dieser gut zu ihr, wenn sie sich begegneten; noch immer lag etwas in seinen Augen, als spräche er gern einmal mit ihr sich aus von Schönem, das gewesen, und Üblem, das war.

In der Bank ging alles seinen gewohnten Gang. Johann Paul Brändli war jetzt der dienstälteste Beamte dort und stand unter den angesehensten voran. Zu diesen aber gehörte auch Salome Zeller, und ihr Eifer, ihre Freude an ihrer Pflicht erlahmten nie. Johann Paul Brändli war ein treuer, schweig-

samer Freund. Manchmal besuchten sie sich gegenseitig, Brändli und seine Mutter die Zellers oder umgekehrt; manchmal taten sie auch wie früher einen Gang zusammen. Was sie da sprachen, waren Dinge, die mit ihrer Arbeit oder mit kleinen Lebensbetrachtungen zu tun hatten; nie aber zeigten die Brändlis, so nahe sie gelegen hätte, Neugier nach den Ursachen, die Salome bestimmt haben mochten, allein zu bleiben. Eine leise Verwunderung, zuweilen fast ein mitleidsvolles Verständnis glaubte Salome hier und da in Johann Paul Brändlis Augen zu lesen, wie wenn er sagen wollte: Auf dir, Salome Zeller, lastet etwas. Du täuschest mich nicht. Und ich möchte wohl wissen, was in deine Seele eine so tiefe Kerbe geschnitten hat.

Während Jahr um Jahr sich erfüllte, erfuhr Salome die Überraschung, daß Heini ohne ihre Hilfe bei ihren Eltern zeitweiliger Gast wurde. Es fing damit an, daß die Mutter ihr eines Tages, als sie vom Geschäfte nach Hause kam, erzählte, der Jüngling sei dagewesen, und er habe nur wieder einmal guten Tag sagen wollen. Seine Besuche wiederholten sich, doch kamen die alten Zellers und er sich nicht so recht nahe. Jene wunderten sich über Heinis unzugängliche Art. Er kam oft, grüßte, verweilte eine Viertelstunde, wortkarg, nur antwortend, wenn er gefragt wurde, und entfernte sich wieder, ohne daß ersichtlich gewesen, warum er überhaupt gekommen war.

Einmal — in Salomes Anwesenheit — kam zwischen den Eltern Zeller und ihm die Rede auf Heinrich Hirzel. Sie sprachen von seiner Tüchtigkeit, wie sie überhaupt nie aus dem Rühmen herauskamen, wenn sie den jungen Prinzipal nannten. Dabei erwähnten sie, wie diese Tüchtigkeit sich von Anfang an erwiesen habe, schon damals, als er aus England zurückgekommen sei. Irgendeine Bemerkung streifte dann die Tatsache, daß Hirzel damals in England auch Salome getroffen.

Da nun fuhr Heini plötzlich mit der erstaunten Frage dazwischen: „In England, — Herr Hirzel und — Jungfer Zeller?"

Die Frage war seltsam und an ihm, dem Wenigsprecher, doppelt auffällig.

Vater Zeller bejahte etwas befremdet, worauf Heini wie zur Erklärung seiner Verwunderung bemerkte, es sei ein spaßiger Zufall, wenn zwei Menschen aus demselben Hause sich in so weiter Fremde träfen.

Salome hielt sich der Unterhaltung fern. Sie beugte sich über eine Handarbeit, mit welcher sie beschäftigt war. Aber sie fühlte aufs neue, daß Heini Gedanken hatte, um die sie nicht wußte, grübelnde, frühreife, seltsame Gedanken. Und sie bangte wieder vor dem, was hinter seiner hohen, gewölbten Stirn sich spann.

Heini hatte scharfe Ohren und war ein Grübler und Sucher. Nach und nach mußte er die Wahrheit erlauscht und ergrübelt haben. Es kam der Tag, an welchem er Salome gerade heraus fragte: „Sage mir, ob Herr Hirzel mein Vater ist."

Sie waren allein. Es war ein Sommerabend und die Arbeit des Tages für beide getan. Sie ergingen sich in den Anlagen, die am Nordende der Stadt zwischen den beiden Flüssen Limmat und Sihl lagen. In einem verlassenen Querwege standen sie still. Büsche verbargen sie fremden Blicken.

„Heini," stotterte Salome, ungewiß, was sie antworten sollte.

„Ich möchte es wissen," beharrte er. Sein glattes Gesicht und die kühlen, grauen Augen verbargen jede Empfindung. Er war jetzt schon viel größer als Salome, noch immer bartlos, aber ein schmucker, starker Mensch.

„Ich will nicht davon sprechen," sagte sie in heftiger Erregung, „und du sollst mich auch nicht fragen."

Er zuckte nur die Achseln, und sie gingen weiter.

Eine Weile harrte sie, daß er weiter in sie dringen werde. Ihr Atem flog vor Unruhe.

Aber er sprach nicht mehr davon.

Sie waren schon ein weites Stück gegangen, da machte er sie auf einen besonders reich blühenden Strauch am Wege aufmerksam. So ging er über die Sache hinweg, als ob nichts gesagt worden wäre. So sonderbar war er immer.

Aber das Zittern, das Salome im Innern hatte, wich lange nicht.

Viele Wochen noch konnte sie Heini nicht begegnen, ohne daß die Furcht vor weiteren Fragen sie quälte. Er aber fragte nicht mehr.

Wieder verstrich Zeit und Zeit. Vater Zeller begann davon zu sprechen, daß er wohl bald seine Stellung würde aufgeben müssen. Er war nicht eigentlich krank, nur ein wenig müde; die geschäftlichen Gänge wurden ihm manchmal sauer, und rauhe Witterung ertrug er nicht mehr so leicht wie früher. Vorläufig blieb es freilich beim Davonreden, in Wirklichkeit vermied er, seine Entlassung zu nehmen. Dagegen gab Frau Regula ihren Sitz neben ihren Fruchtkörben unter den Bögen auf. Luft und Feuchtigkeit hatten ihr im Laufe der Zeit ein Reißen in die Glieder gejagt, und so zog sich die stille, häusliche Frau in ihre Stuben zurück, die sie kaum zu anderen Gängen als zum Besuch des Gottesdienstes verließ.

Salome arbeitete. Rastlose Arbeit war der Inhalt ihres Lebens. Dieselbe lenkte ihre Gedanken ab, und sie brauchte etwas, was sie nicht zum Nachdenken kommen ließ. Mehr und mehr mied sie die Menschen und die Vergnügungen des Alltags. Außer mit den Brändlis verkehrte sie fast mit niemandem. Wenn die Eltern sie gutmütig schalten, daß sie sich zu wenig Ablenkung und Erholung gönne, antwortete sie jetzt, Geselligkeit und Vergnügen sei für die Jugend. Und sie konnten alle nicht leugnen, daß sie selber nicht mehr jung sei. Einen Schatten warf freilich Salomes einsames Wesen in die Zufriedenheit der Alten. Es kam mit dem einzigen Kinde manches so ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatten! Die leise Schalkhaftigkeit, die früher an Salome gewesen, war tot oder hatte sich in ein fast schmerzliches kleines Lachen verwandelt. Die einstige Keckheit war Schärfe geworden. Und was sich in ihrem Charakter geändert, das hatte auch ihrem Äußeren seinen Stempel aufgedrückt. Ihre blauen Augen hatten ihr heiteres Licht verloren und dafür etwas Hartes, fast Zorniges im Ausdruck angenommen. Die runden Wangen entbehrten jetzt der weichen, jugendlieblichen Form, und es lief von ihnen aus eine knappe, eigensinnige Linie gegen den Mund. Und braun war Salome geworden, als ob sie viel im Wetter gewesen. Es gibt

Gesichter, auf denen die Gewitter der Seele Spuren hinterlassen wie rauhe Wetter auf der Haut eines Vielgewanderten. Das alles, die hundert kleinen Hammerschläge und Messerstiche und Feilenstriche, mit welchen Gedanken, Sorgen und Alter im Menschenantlitz schreiben und bildnern, war in Salomes Zügen zu sehen. Nur die Gestalt des Mädchens war noch immer zierlich wie in der Jugend, und an ihr erinnerten sich die Alten, was sie früher für ein hübsches, keckes, rasches Kind gehabt hatten.

Während die Alten müde und die auf der Lebenshöhe Stehenden härter und ernster wurden, streckte sich Heini, der Jüngling, immer mehr wie ein junger Baum. Es gab Zeiten, in welchen Salome stolz auf ihn war. Nach wie vor auch warb sie um seine Liebe mit hundert kleinen Guttaten und ließ sich nicht merken, wie schwer ihr der Erwerb alles dessen wurde, was er zum Leben bedurfte.

Heini war vergnügt und glücklich. Außer seiner Mutter tat ihm auch die weiche und blindgütige Pfisterin zuliebe, was sie nur konnte, und ihr Mann, wenn er auch mit allem Beifall zurückhielt, sah mit ruhigem Wohlgefallen seinem leiblichen und geistigen Gedeihen zu. Der Jüngling war jetzt einundzwanzig Jahre alt und in dem Geschäfte, wo er bisher als Lehrling tätig gewesen, Geselle geworden. Da kam ein Tag, an welchem die drei Menschen, die bisher für sein Wohl gesorgt hatten, gänzlich aus seinem langsamen und kühlen Herzen fielen.

Salome führte ihn an diesem Tage zum erstenmal ins Theater und saß neben ihm in der vordersten Reihe einer der Galerien. Auf der Bühne wurde ein Schillersches Stück gegeben. Heini war wortkarg, wie immer; das Stück schien ihm keinen Eindruck zu machen. Auf seiner anderen Seite saß ein junges Mädchen mit schwarzem Kraushaar, einem hübschen Gesicht und glänzenden, ausdrucksvollen Augen. Sie war ein unruhiges, kleines Ding, und die Zuschauer waren ihr merkwürdiger als das Spiel. Besonders oft wendete sie sich nach Heini um. Dabei begegneten seine Augen nach einer Weile den ihrigen, hafteten darin und senkten sich. Die Blicke suchten sich abermals. Und später wieder. Dann war für beide jungen Leute nichts mehr als nur sie zwei. Die Augen redeten, als fielen hundert glühende Worte. Sie selbst lehnten sich aneinander, ohne daß jemand es merkte.

Als das Stück zu Ende war, fand Heini im Tumult des Aufstehens Gelegenheit, des Mädchens Hand zu drücken. Die ihre kam ihm entgegen. Sie gaben sich damit gleichsam das Versprechen: „Wir sehen uns wieder."

Heinis Zerstreutheit fiel Salome auf. Sie fragte ihn, wie es ihm gefallen habe. Er zuckte nur die Schultern. Sein Blick wanderte und suchte unter der Menge, die das Theater verließ. Plötzlich murmelte er etwas Unverständliches und bahnte sich Weg durch die Schar der Leute. Salome verlor ihn aus den Augen. Sie wartete eine Weile, erst in der Vorhalle des Theaters, dann draußen. Als Heini nicht wiederkam, redete sie sich ein, daß jener, um den Spätzug nach Feldstetten nicht zu verfehlen, sich eilig nach dem Bahnhof begeben habe. Erst später erfuhr sie, daß er in der Nacht nicht bei den Pflegeeltern gewesen.

Bald nachher wurde sie gewahr, daß in die Liebe des Sohnes, um welche sie warb, eine andere getreten war, um deretwillen er ihrer vergaß.

Vierzehntes Kapitel.

Sie hieß Luzia Petermann und war eines deutschen Geschäftsreisenden Tochter, eines etwas dunkeln Mannes, der manchmal Geld hatte und öfter keines, und der, wenn er welches hatte, gern damit groß tat. Die Mutter ging als Näherin ins Kundenhaus und war eine brave, schwache Frau. Die Tochter war blutjung, leichtsinnig und verliebt. Sie hatte eine Anstellung als Verkäuferin in einem Großbasar. Das war Heini Zellers Verhältnis.

An jenem Abend hatte er die Kleine unter den das Theater verlassenden Menschen entdeckt, war ihr nachgegangen und hatte ihren Wohnort, der nicht allzuweit vom Zellerschen Hause entfernt war, ausfindig gemacht. Weil er darüber den Zug versäumte, blieb er in der Stadt und ging andern Tages zur Arbeit. Von da an umstreifte er das Haus seines Mädchens und fand bald Gelegenheit, ihr mit Worten zu sagen, was sie bis dahin sich nur mit Blicken gesagt hatten.

Es war eine Liebe, wie sie tausende gleich stürmischen, schlagenden Flammen aufschießen. Das Mädchen war äußerlich die Leidenschaftlichere. Sie hatte sich an dem kühlen, blonden Burschen entzündet. Er dagegen konnte auch ihr gegenüber nicht aus sich heraus, blieb ruhig und steif. Nur daran, wie er manchmal sie jäh an sich preßte, und in der Häufigkeit, mit welcher er sie aufsuchte, konnte sie merken, wie er an ihr hing.

Heini hatte einen rücksichtslosen Willen und kannte keine Furcht. So machte er sich zuerst an die Petermanns, sagte ihnen von seiner Liebe und hatte nicht schwer, deren Einwilligung zur Verlobung mit der Tochter zu bekommen. Darauf zog er Salome ins Vertrauen, nicht sie fragend, sondern sie vor die Tatsache stellend: Ich will heiraten. Die und die!

Salome erschrak. So oft schon aber war Schrecken und Unruhe in sie hineingefahren, daß zugleich eine Müdigkeit sie überfiel: Wann würde der Mühe genug sein?

Sie begann, Heini Vorstellungen zu machen. Er sei noch zu jung und habe kein Auskommen.

Da sah er sie mit den grauen Augen an und sagte: „Ich lasse nie, nie von der Luzia."

Er sagte das so ruhig, wie er immer sprach, aber mit einer kalten Bestimmtheit.

Sie seufzte und wußte sich keinen Rat seinem kühlen Eigenwillen gegenüber.

Zuletzt vertraute Heini sich den Pfisters an. An der Pflegemutter fand er nach einiger Überredung eine Bundesgenossin, ihr Mann aber widerstand.

„Dazu bist du nicht reif," sagte er fest, „und die Leute gefallen mir nicht. Solange du in meinem Hause bist, wird daraus nichts." Irgendwie enthielten seine Worte ein scharfes Entweder — oder.

Heini schwieg. Er war kein Zänker, aber er ging mit verbissenem Trotz seinen eigenen Weg. Er begann, Salome zu erklären, daß er der allabendlichen Heimreise müde sei und sich eine Kammer in der Stadt zu mieten gedenke.

Hans Jakob Pfister stellte das richtig: „Er will Freiheit haben, Jungfer Zeller. Wenn er guten Rat nicht hören will, so ist es jetzt Zeit, daß wir auseinandergehen. Ich bin nicht für Unfrieden."

Die Befürchtung, daß der redliche Mann seine Hand von Heini ziehen würde, warf eine neue Last auf Salome.

Heini zögerte aber noch eine Weile, es zu einem Bruch mit dem Pflegevater kommen zu lassen.

Tage danach sprach er Salome um Geld an.

Sie konnte es ihm nicht geben.

Halb verdrossen, halb wirklich bedrängt, nahm er ihren Bescheid hin; er schien die kleine Summe durchaus nötig gehabt zu haben.

Da wuchsen die Schatten mächtig um Salome und wurden dunkel, wie sie nie vorher gewesen waren. Die kleinen, frohen Erinnerungen, die letzten, die noch manchmal gelebt hatten, starben. Bald war nichts mehr als nagende Reue und Angst. Aus allen Ecken sprang diese Angst auf sie ein und zeigte ihr hundert verzerrte Gesichter. Immer wieder verschiedene. Es war, als ob Teufel mit fratzenhaften Mienen sie narrten. Aus den Büchern, über die sie geneigt stand, schossen sie auf, als gebärten sie die Zahlen, die sie niederschrieb. Auf dem Heimweg fuhren sie aus allen Gassen auf sie ein. Wenn sie allein in ihrem Zimmer stand, kamen sie langsam, wie an ihrer Qual sich weidend, aus allen Winkeln geschlichen, und des Nachts huschten sie an ihr Bett, hockten auf der Lehne, auf der Decke und grinsten. Jetzt geht der Heini von den Pfisters weg, erzählte der eine. Der andere: Du magst allein für ihn sorgen, du, ledige Mutter. Ein dritter blies ihr ein: Alles kommt an die Sonne, Salome Zeller! — Die Schande wird die Eltern ins Grab bringen, die ehrlichen, einfachen Menschen, erzählte ein vierter. Da kicherte einer: Hahaha und die Hirzels! Ein sechster hob von den Brändlis an. Und wieder einer weissagte ihr, daß sie um Stelle und Brot kommen werde, bald, ganz bald!

Hunderterlei wußten sie, nur nichts Gutes. Sie waren so emsig bei Tag und Nacht, daß sie Salome, die sonst gesund gewesen, krank machten wie ein am Leben siech gewordenes Weib, dessen Nerven keinen Laut und kein Licht mehr ertragen. Wenn eine Tür zufiel, zuckte sie zusammen. Bei der einfachsten Frage, die jemand an sie richtete, schoß ihr das Blut zu Kopf. Durch die Tür hätte der kommen können, der ihre Heimlichkeiten laut sagte, und die Frage hätte lauten mögen: Du, du, was verbirgst du vor der Welt? Ihre Hände wurden zitterig, ihre Augen scheu. Sie konnte nicht mehr essen, und weil sie nicht lachen mochte, half sie sich durch Verdrießlichkeit und Unduldsamkeit des Wesens und schuf den Eltern böse Tage.

Der Vater sprach ernstlich davon, daß sie Ferien nehmen müsse. Er werde es sich nicht ausreden lassen, sie zum Arzt zu führen.

Aber es kamen schlimmere Zeiten.

Es war im Sommer.

Heini setzte Salome in Kenntnis, daß er ein Zimmer in der Nähe des Geschäftes, in welchem er arbeitete, gemietet habe. Mit den Pflegeeltern hatte er gebrochen. Dann drang er neuerdings in sie, ihm Geld zu geben, legte ihr dar, wie er Schulden gemacht, habe machen müssen, bei seinen knappen Mitteln.

Salome versprach ihm Hilfe und holte heimlich den Rest eines Sparkassenbuches, das sie angelegt hatte.

Er war nicht undankbar, war auch kein eigentlicher Verschwender. Er hatte hinter anderen jungen Leuten nicht zurückstehen wollen, die es sich Sonntags zuweilen etwas kosten ließen. Auch ging er gern gut gekleidet. Und für Luzia hatte er dann und wann ein kleines Geschenk gekauft. Als er das Geld empfing, fuhr er der Mutter von seiner stattlichen Höhe herab mit der Hand über den grauenden Scheitel. „Ich danke dir," sagte er. „Wenn ich eine bessere Stellung habe, sollst du alles wieder zurückbekommen."

Dann neigte er sich nieder und küßte Salome, was er nie getan hatte, und es war etwas Großes an der geringen Zärtlichkeit, die er seiner tiefverschlossenen Natur abgewann.

Salome umklammerte ihn mit beiden Armen und weinte. „Lerne zu sparen," bat sie, „tue es, tue es doch. Ich kann es nicht leicht für dich finden."

Es war aber nicht der leiseste Groll in ihr gegen ihn, nur Liebe. Er war in diesem Augenblick das Einzige und Höchste, was sie im Leben hatte. In ihm war gleichsam alles aufgestapelt, was sie sich aus der Jugend her gerettet. Die Liebe für ihn, seit sie an seiner spärlichen Erwiderung neue Nahrung gefunden, und die Angst vor Entdeckung bestimmten fürder ihr Leben und ihr Handeln.

Wegen Heinis eigenmächtigen Weggangs von Feldstetten nahm Salome Rücksprache mit den Pfisters. Frau Seline empfing sie bei ihrer Ankunft und konnte vor Kümmernis lange nicht sprechen. Endlich brachte sie hervor, daß ihr Heini wie ein eigenes Kind gegolten, und daß ihr nun nicht anders sei, als sei ihr Leben erst jetzt völlig einsam geworden. Ihr Mann kam bald hinzu, und sie nahm sich mehr zusammen, als fürchtete sie seine Zurechtweisung. In seiner gemächlichen und ruhig überlegenen Weise setzte er sich nach der Begrüßung zu den Frauen und sagte: „Ich habe es kommen sehen, Jungfer Zeller, und es ist mir leid um uns alle. Ich hätte Ihnen gern geholfen, den jungen Menschen noch eine Weile zu leiten; denn es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau, die allein steht. Aber ich kann jetzt nichts tun. Er muß seinen Weg haben und sich vielleicht die Hörner abstoßen."

Salome wollte ihn bitten, ihr Rat und Freundschaft zu erhalten, doch schon forderte er sie auf, sich immer an ihn zu wenden, wenn sie seiner bedürfe. „Nur um Geld kommen Sie nicht," fügte er in schlichtem, festem Ton hinzu. „Daran müssen Sie auch Heini knapp halten."

Da war es Salome, als sei sie im Grunde jetzt allein mit dem Jungen. Doch war der Gedanke ihr mehr lieb als leid, zu wissen, daß er sie jetzt als die einzige betrachten mußte, die zu ihm stand.

Sie nahm nach einer Weile freundlichen Abschied von den Pfisters.

Als sie nach Hause kam, hörte sie, daß Heini dagewesen, nach ihr gefragt und nicht habe sagen wollen, was für ein Anliegen er an sie habe. Es beunruhigte sie, wie alles Außergewöhnliche sie in Unruhe warf, und obwohl kein eigentlicher Grund zur Besorgnis war.

Am anderen Morgen kam Heini in die Bank. Er klopfte an die Tür, Salome öffnete selbst.

„Du?" fragte sie in höchster Überraschung. Was wollte er hier und um eine Tageszeit, da er selbst an der Arbeit hätte sein sollen?

Heini warf einen Blick auf Brändli und tat fremd.

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?" fragte er ruhig.

Salome, zögernd und unsicher, was sie tun sollte, trat einen Schritt zurück, um ihn einzulassen.

Da sagte er mit Nachdruck: „Allein sprechen, meine ich."

Sie zitterte und wußte nicht aus noch ein.

Aber Brändli sprach hinter ihr mit leiser, ruhiger Stimme: „Gehen Sie ins Wartezimmer nebenan. Es ist niemand dort."

Dem gehorchte sie mechanisch und öffnete die Doppeltür, welche sich zwischen den beiden Zimmern befand. Heini kam ihr nach. Er war im Arbeitsgewand, hatte einen leichten Zwilchrock an und hielt eine Mütze in der Hand, die er von dem graublonden Haar genommen hatte.

„Was — was willst du?" fragte sie hastig, als sie allein waren.

Er war scheinbar so still und zurückhaltend wie sonst, aber seine Augen hafteten ein wenig ängstlich auf Salome.

„Du mußt mir helfen," sagte er leise.

Sie wußte schon, daß irgendein Unglück an sie kam, und fiel in ein Fieber der Erregung.

„Was — was denn?" flüsterte sie zurück.

Und in heftigen, geflüsterten Sätzen setzten sie ihre Unterhaltung fort. Heini berichtete, daß seiner Luzia Vater eine Summe Geldes zu zahlen habe, ansonst er ausgepfändet werde und seine Stellung verliere. Er, Heini, habe versprochen, ihm zu helfen.

„Du hast versprochen?" fragte Salome. „Bist du von Sinnen? Du weißt, daß ich das Geld nicht habe."

Heinis hohe Stirn rötete sich, wie sie es nie gesehen hatte. Dann begann er in unwilligen und raschen Worten darzutun, daß er es unrecht finde, wie sie, die Mutter, mühsam das errackere, was sie ihm gebe, während der Vater, sein leiblicher Vater, der in glänzenden Verhältnissen lebe, nichts für sie und ihn tue. Warum er nicht hin sollte zu ihm? Einmal mit ihm zu reden, einmal zu sehen, ob er überhaupt nichts von ihm wissen wolle?

Salome wurde weiß. Ihr schwindelte. Woher ihm all diese Gedanken kamen? Sie wußte, daß er in letzter Zeit viel mit allerlei unzufriedenen

Arbeitern verkehrt. Ein paarmal hatte er Bemerkungen fallen lassen, die verrieten, daß er neidisch war auf Leute, die es besser hatten als er. Sie wollte sprechen, aber er fuhr weiter und schilderte Petermanns Notlage. Er erklärte leidenschaftlich, daß er das Geld haben müsse.

Endlich kam sie zu Wort. Ihre kleine Gestalt zuckte und bebte. Selbst was sie sprach, hatte etwas Zuckendes, Verzerrtes: „Was du verlangst, ist ganz unmöglich. Du hast auch keine Pflicht, zu geben, was du nicht hast."

„Ich lasse nicht von Luzia," hielt er ihr entgegen. „Ich meine es ehrlich mit ihr, so muß ich ihrem Vater helfen."

„Du mußt - mußt! Und bin ich dir denn gar nichts?"

Er sah zu Boden. Sie wußte nicht, ob ihre Worte ihn getroffen hatten. „Ich sage dir, ich kann dir das Geld nicht geben," fuhr sie fort. „Ich habe es nicht."

Da antwortete er, immer ohne sie anzusehen und zögernd, ungern: „So gehe ich zu Hirzel. Ich muß es haben."

„Heini!" fuhr Salome auf.

Im nächsten Augenblick besann sie sich. Brändli konnte sie hören. Sie legte die Hände ineinander, nach Ruhe ringend, und ging auf Heini zu. „Wenn du das tust!" drohte sie.

Nun sah er vielleicht, daß er sie in seiner Gewalt hatte. Er nutzte widerstrebend, aber trotzig und verstockt seine Macht. „Tu, wie du willst," sagte er, „ich ich muß das Geld haben."

Salome lief zum Fenster und sah in die Straße hinab. Aber sie wußte nicht, was sie sah. In ihrem Kopf war eine Marter von Gedanken. Das Mädchen, die Luzia, stahl ihr den Sohn! Dem war es nicht leicht geworden, so zu ihr zu kommen, aber die andere war stärker als sie. Wie angeschmiedet war Heini an das Mädchen! Und wenn sie, Salome, ihm nicht den Willen tat, verlor sie ihn ganz! Und und - wenn er seine Drohung wahr machte? Zu Hirzel ging?

„Ich muß fort," sagte da Heini. „Und ich kann nicht helfen. Ich gehe zu Hirzel, zu — dem Vater."

„Das tust du nicht," sagte Salome.

Sie zitterte jetzt nicht mehr. Die Verzweiflung stieß sie vorwärts. Sie war nicht bei klaren Sinnen, sprach und handelte nur instinktiv aus der Erkenntnis heraus, daß er nicht tun durfte, was er drohte. „Laß mir Zeit bis morgen. Ich — ich will dir dann das Geld geben."

„Ich danke dir," sagte er. Er streckte ihr auch die Hand hin; aber sie nahm sie nicht. Da ging er der Tür zu. Er hatte das Bedürfnis, ihr ein abbittendes und liebevolles Wort zu sagen, aber er konnte nicht aus sich heraus. Er drehte sich auf der Schwelle noch einmal um. „Ich muß ihnen helfen, der Luzia und —" stotterte er, aber dann wendete er sich rasch ab. Ihr Anblick quälte ihn, und er wollte es nicht zeigen.

Sie hörte die Tür ins Schloß fallen. Mitten in der Stube stand sie und besann sich. Aber die Gedanken gehorchten ihr nicht. Dann fiel ihr ein, daß sie zu Brändli zurück mußte. Und und das Geld das Geld mußte her!

Sie ging der Doppeltür zu, aber sie stockte wieder. Sie hatte nicht den Mut hinüberzugehen. Dann biß sie die Zähne zusammen und öffnete die Tür.

Brändli blickte von seinem Buche auf, als sie eintrat.

„Es ist der Bruder von der Freundin in Feldstetten," sagte sie kurz.

Sie begab sich an ihre eigene Arbeit zurück. Aber als sie schon zu schreiben begonnen, peitschte das Gewissen sie wieder auf. Warum sagte Brändli nichts? Verwunderte er sich? Hatte er irgendeinen Verdacht?

„Er hätte mir alles ebensogut hier sagen können. Es war kein Geheimnis," bemerkte sie lachend. Und als sie es gesagt hatte, war ihr, nun habe sie sich erst recht verdächtig gemacht.

Brändli schaute sie freundlich an. Und doch lag in seinen Augen wieder die Frage: Was mag mit dir sein, du armer Mensch, du?

Fünfzehntes Kapitel.

Das Geld! Das Geld! Es mußte doch her.

So ging es vielleicht! Und vielleicht so! – Nein, nein, so nicht! Und so wiederum nicht!

Jede Minute im Tage hatte jetzt Stimme und sagte: Das Geld! Und jede Minute am Tag und am Abend und in der Nacht wußte einen Rat. Aber viele der Räte taugten nichts. Nur einen wiederholten sie immer wieder: Du hast es doch in der Gewalt, kannst es aus einer der Kassen nehmen. So und so machst du die Einträge. Niemand merkt es. Und später kannst du es – vielleicht wieder zurücklegen. Natürlich wirst du es können!

Salome war nicht umsonst so völlig eingearbeitet in alle Zweige ihrer Geschäftstätigkeit. Sie sah einen genauen, sicheren Weg, hatte alles in der Hand. Es machte ihr keine Mühe, den Betrag zusammenzubekommen, wenn sie einmal entschlossen war, ihn so zu finden.

In der Nacht kam ihr der Entschluß. Es hatte ihr gegraut. Sie war nicht zu Bett gegangen, saß angekleidet in einem Winkel ihrer Stube und fror, obwohl es Sommer war. Die Sehnsucht war wieder gekommen, alle Last von sich abwälzen, reden, reden zu dürfen. Und die andere Sehnsucht, daß alles noch wäre wie einst, als sie jung gewesen. Dann ergriff sie eine tiefe Erschöpfung. Und müde, nur um endlich des Grübelns überhoben zu sein, wählte sie den Weg, der am nächsten lag und am einfachsten war.

Am folgenden Morgen nahm sie das Geld und machte die nötigen Buchungen, welche das Fehlen der Summe verdeckten. Johann Paul Brändli war nicht anwesend, als sie es tat. Am Abend brachte sie den Betrag Heini und erntete einen augenblicklichen Lohn. Er hatte vielleicht wenig Hoffnung gehabt. Nun schoß ihm die Freude heiß in Gesicht und Augen, und wie tief es ihm ging, das verriet ein Aufschluchzen, das er wohl verbarg, das Salome aber doch hörte. Seine Hand drückte die ihre, ließ lange nicht los. Sie empfand eine müde Befriedigung und trug sie nach Hause.

Es war doch sonderbar, wie Brändli sie jetzt immer anschaute! Und der Vater! Er war so grau und vielleicht noch furchtsamer als früher, der kleine Mann! Und er fragte jetzt manchmal so sonderbar: „Es ist mir immer, du habest einen Kummer, Sali.“ Und die Mutter? Ihre Augen folgten ihr immer. Die beiden Alten berieten heimlich miteinander, und sie sah, daß von ihr die Rede war! Und die Menschen auf der Straße! Wußten die etwas? Oder sahen sie etwas Besonderes an ihr? So hatten die Leute sie früher nie angesehen! — Und die Vorgesetzten auf der Bank — hatten die einem immer so gerade in die Augen geschaut? Sie gab sich Mühe, diese Blicke auszuhalten, stracks und fest, aber sie konnte es nicht helfen, sie war nicht Herr über die eigenen Augen. Immer suchten sie einen Ausweg vor den prüfenden anderen oder senkten sich gar zu Boden, und sie fühlte, wie ihr das Herz zu klopfen anfing, und wie ihr das Blut stieg.

Wenn es doch Nacht geblieben wäre! Aber der Tag kam immer wieder. Man erwachte und mußte sich aufraffen, den neuen Tag zu leben; mußte aus der Kammer, in welcher man wie in einer Zuflucht war, wieder hinaus unter die Menschen, die Gaffer und — und die Gefährlichen, die es vielleicht — vielleicht wußten! — — —

Die Natur stand in ihrer vollsten Pracht. Ein Reichtum von Blumen leuchtete aus allen Gärten, und der Himmel war aller Wolken bar, ein Wunder von Licht. Die Abende waren voll wehender Kühle und leiser Klarheit. Es war alles schön, so schön. Aber wenn man sich daran freuen wollte, brach plötzlich etwas im Herzen, und die Freude war zu Scherben und war Schmerz.

So war es mit dem Lachen. Manchmal sollte man lachen, weil die Freunde lachten und das Lachen von einem erwarteten. Aber es brach, wie die Freude brach, eben, da man glaubte, daß es lebendig geworden.

Salome Zeller alterte. Mehr Grau spann sich in ihr Haar, und mehr Furchen und Schnitte grub ein heimliches Messer ihr ins Gesicht.

„Welch ein vergrämtes, kleines Jüngferli,“ sagte einmal ein hochgewachsener, frischer und lebensfroher Schulknabe zu seinem Kameraden, als sie an ihr vorübergingen. Sie hörte es deutlich.

Sie betete viel. Oben in ihrer Kammer saß sie gebückt in einer Ecke oder lag auf den Knien vor ihrem Bett und schlang die Finger ineinander. „Gott, o Gott, laß nichts an den Tag kommen, nicht meinetwegen, nur um der andern braven Menschen willen.“

Bei keiner Andacht der Stundenbrüder fehlte sie. Es wärmte sie da etwas wie ein warmer Mantel ein frierendes Kind. Und Gott war auch da nahe. Der einzige, mit dem sie reden konnte!

Zuweilen sah sie Heini.

Einmal als sie einsam einen Spaziergang in den Wald machte, konnte sie den Jüngling und Luzia Petermann selbst ungesehen beobachten, wie sie auf einem Seitenpfad heran und vorüberkamen. Sie waren beide im Sonntagsstaat, ein wenig geschniegelt, aber ein schönes Paar, Heini steif, stark

und blond, Luzia beweglich und eitel. Sie schienen vergnügt und verliebt. Salome stand in ihrem fadenscheinigen Kleide, das sie schon im dritten Jahre trug, hinter einem Busch. Ein bitterer Gedanke stieg in ihr auf. Die zwei waren sorglos, leichtlebig und trugen sich vornehm; sie aber darbte um ihretwillen.

Es ging gegen den Herbst hin, als Salome eines Morgens in die Bank kam und zu ihrem Erstaunen Johann Paul Brändli schon da fand, während er sonst letztlich erst eine Stunde später seinen Dienst anzutreten hatte. Eine Beklommenheit befiel sie. Der Gruß wollte ihr nicht aus der Kehle. Während sie Hut und Jacke abnahm und aufhängte, fand sie indessen ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Sie sind sehr früh," bemerkte sie zu Brändli.

Er stand vor seinem Pult und rechnete. Zuerst schien es, als habe er sie nicht gehört, aber als sie an ihren Platz kam, hielt er in der Arbeit inne und sah sie, wie einer, der von Gedanken ganz benommen ist, an.

„Ich bin schon lange da," sagte er.

Er war ihr noch nie so bleich erschienen. Dann erst bemerkte sie, daß er eines ihrer Bücher vor sich liegen hatte. Sie schluckte. Die Angst stieg in ihr auf und würgte sie. Aber sie machte sich an die Arbeit, obgleich ihr die Hände wie im Frost schüttelten und die Zahlen und Worte vor ihren Augen tanzten.

Brändli rechnete und manchmal wiegte er den Kopf, wie einer, der etwas nicht begreift. Auf einmal stand er neben ihr, ebenso zitterig wie sie selber. „Denken Sie, Fräulein Sali," sagte er, „es fehlt uns Geld."

„Uns," sagte er, sie wie immer sich völlig gleich stellend und ihr Mißgeschick zu dem seinen machend. „Es hat sich erst durch eine Klage bei unserem Direktor ergeben," erzählte er weiter. „Er sprach mir gestern abend davon. Und — nun suche ich seit Stunden und Stunden und kann es nicht finden, keine Spur. Ich wollte Sie nicht damit beunruhigen, aber nun muß ich es Ihnen doch sagen."

Salome stellte sich erregt und sofort bereit, ebenfalls zu suchen. Dabei spürte sie seine Augen auf sich, die den Blick heimlicher, wohltuender Wärme hatten. Einmal meinte sie auch etwas anderes darin zu gewahren, so etwas wie einen leisen Verdacht und daneben doch eine gütige, abbittende Sicherheit, daß der Verdacht ja nicht möglich sei.

Sie rechneten gemeinsam eine Weile. Brändli sprach mitunter in kurzen, knappen Sätzen: „Die Polizei ist benachrichtigt. Irgendwie muß es sich doch erklären. Ich selbst bin der Erstverantwortliche. Sie müssen mich verhaften. Sie werden es auch tun."

Plötzlich leuchtete sein Gesicht auf: „Ich bin froh, Fräulein Sali, daß ich da bin," sagte er jetzt. „Ich kann Ihnen vielleicht Unannehmlichkeiten ersparen."

Immer mit derselben Güte sprach er, und doch stand hinter seinen Worten ein Zweifel: Oder wäre es möglich? Er schlug ihn immer wieder nieder, und immer von neuem erhob er sich.

Nach Stunden begab er sich auf die Direktion. Statt seiner kam der Direktor. Er sprach mit Salome von dem Vorfall, klug zurückhaltend, aber freundlich. Sie merkte, wie ihre einfache Lebensweise, vor allem das Ansehen der schlichten Eltern und ihre eigene Unbescholtenheit sie gegen Mißtrauen schützten. Dagegen wollte der Direktor wissen, ob sie glaube, daß Brändli die Mittel besessen, ein Grundstück, das er jüngst erworben, bar zu bezahlen.

Sie bejahte, was man sie fragte, kurz, knapp und geschäftsmäßig. Sie hatte sich jetzt mehr in der Gewalt, die Worte aber riß sie sich aus einem verschnürten und verworrenen Innern.

Der Direktor entfernte sich, und nach einer Pause kam Brändli zurück, stellte sich vor sein Pult und schrieb. Er sprach jetzt nicht, und Salome konnte ihn nicht fragen, obwohl sie wußte, daß sie fragen sollte.

Die Minuten vergingen, eine Uhr an der Wand tickte sie den beiden Schweigsamen vor.

Salomes Herz hämmerte im Gleichtakt dazu, und sie stöhnte mit dem Ticken der Uhr und des Herzens gleichklingend immer das eine: „Gott, o Gott, o Gott, o Gott!"

Gegen Mittag trat Brändli an den Wandschrank, nahm seinen Straßenrock und seinen Hut heraus und hing sie an einen Nagel, wie um rasch bereit zu sein, wenn er gerufen würde. Wenige Augenblicke später tönten im Flur Schritte und Murmeln. Dann klopfte es hart an die Tür. Zwei Polizisten in Zivil traten ein.

„Es tut uns leid, Herr Verwalter," sagte der eine zu Brändli.

Im Flur war der Direktor vorübergegangen, als wollte er nicht sehen, was vorging.

Brändli war schon bereit, noch ehe der Beamte ausgesprochen hatte.

Salome stand an ihrem Platz und sah nicht auf, rührte sich nicht.

Brändli zögerte einen Augenblick und sah sie an. „Es muß sich erweisen, daß ich von nichts weiß," sagte er ruhig und halb zu sich selber, halb zu Salome.

Dann schickte er sich an, gebückt, als ob er grübelte, den Polizisten zu folgen.

Da fuhr die kleine, verkümmerte Salome Zeller von ihrem Pulte auf.

„Lassen Sie ihn," sagte sie hastig, „ich —"

Ihre Stimme versagte, aber sie trat gegen die Tür hin und machte seltsame, abwehrende Bewegungen.

Die drei Männer standen und staunten. Dann brachte sie es heraus: „Ich habe es getan."

Sie sah aus wie aller Kraft bar, aber noch war ein Trotz an ihr, als ob sie sagen wollte: Fragt mich nicht. Ich werde kein Wort sagen. Ihr Kopf hing vornüber. Brändli sah zum ersten Male, wie grau sie war.

„Fräulein Sali" — sagte er und dann zu den Polizisten. „Es kann nicht sein, daß sie es in böser Absicht genommen — ich meine — sie kann es nicht gewußt —"

In seinem Bemühen, sie zu entschuldigen, fand er die rechten Worte nicht.

Salome stand schon auf der Schwelle. Sie hörte und sah nicht. Einer der Polizisten sagte, daß sie so barhaupt nicht gehen könne. Brändli holte ihr Hut und Jacke, und sie reichten sie ihr. Den Hut steckte sie auf, die Jacke hing sie über den Arm. Aber sie sprach nicht und tat alles wie im Schlafwandel.

Sechzehntes Kapitel.

Salome saß in Untersuchungshaft. Wann und wie sie sich die Geldsumme angeeignet, hatte sie wahrheitsgemäß erzählt. Nur warum sie es getan, war nicht aus ihr herauszubekommen. Sie sprach überhaupt nicht mehr. Zusammengedrückt von einer überschweren Last saß sie in dem sparsam möblierten Raum, der ihr angewiesen war. Als die Eltern zu ihr wollten, war sie aufgeschreckt und hatte den Gefängnisvorsteher gebeten, sie nicht vorzulassen. Jetzt nicht, später vielleicht möchten sie kommen! Es hatte dem Manne geschienen, als sei da eine Saite zum Zerreißen gespannt, die nicht noch mehr angezogen werden dürfe. Die stille Verzweiflung im Wesen des Mädchens hatte ihm Angst eingejagt, und er hatte den alten Leutchen im Wartezimmer von dieser Angst gesprochen. Sie sahen einander an, stumm und scheu wie sie gekommen waren, der kleine Zeller drehte den Hut in den Händen in großer, mitleiderweckender Hilflosigkeit, dankte dem Vorsteher demütig und verloren und sagte zu Frau Regula: „So — so ist es wohl besser, wenn wir wieder gehen."

In schweigender Übereinstimmung entfernten sie sich auch wieder, und ebenso, ohne daß sie ein Wort zueinander gesagt hatten, suchten sie die stillsten und engsten Gassen auf, um heim zu kommen. Zeller schritt voraus, aber nicht emsig wie sonst, sondern unsicher, fast wie ein Betrunkener, hinter ihm her wackelte Frau Regula. Sie, die sonst so freundlich waren, grüßten nicht, sondern liefen wie durch Spießruten.

So kamen sie in ihre Wohnstube herauf. Vater Zeller legte seinen Hut beiseite und setzte sich, als ob der Gang ihn erschöpft habe. Er faltete die Hände, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Es ist doch nicht möglich, Vater," sagte Frau Regula mit zuckenden Lippen. „Sie ist tags ihres Lebens recht und brav gewesen."

„Ich weiß nicht," sagte Salomon.

Dann saßen die beiden Alten lange Zeit da, das eine hier, das andere dort, nichts als manchmal ein Wort stöhnend: „Ich weiß nicht. Ich verstehe es doch nicht."

Sie vergaßen die Essenszeit und unterließen alles, was sonst ihr Tagewerk war. Und als sie an diesem Abend in ihr Schlafzimmer gingen, war es nur, um auf dem Bette zu liegen und weiter zu grübeln: „Ich weiß nicht. Ich verstehe es doch nicht."

Die Untersuchung nahm dann ihren Fortgang. Die beiden Alten mußten über manches Rede und Antwort stehen. Beim Verhör erwähnte Vater Zeller der Pfisters in Feldstetten, und daß diese möglicherweise mehr wüßten,

als er selber. Das war die Spur und führte bis ins Innerste von Salome Zellers Lebensgeheimnis. Die Pfisters erzählten von Heini, und als dieser befragt wurde, hielt er mit nichts von allem zurück, was er wußte.

Als ihre ganze Geschichte klar am Tage lag, trat der Verhörrichter in Salomes Zelle und sagte ihr, was er ermittelt.

Sie hörte ihm anfänglich kaum zu, bald aber wurde sie aufmerksam, und als er Heinrich Hirzels Namen nannte, starrte sie ihn, die Augen aufgerissen, an. Dann schien ihre letzte Kraft sie zu verlassen. Die Starrheit, mit welcher sie bisher jede weitere Aussage verweigert, wich. Auf ihrer Bank sitzend, lehnte sie den Kopf an die nackte Wand, von ihrem Besucher abgedreht und die Hände im Schoß gefaltet. „Es ist alles so, wie Sie es wissen," sagte sie leise.

Der Beamte tat, was seines Amtes war, protokollierte die Aussage und forderte ihre Unterschrift. Sie kam und schrieb mit unsicheren Zügen wie eine Schlafende. Dann ging sie zurück an ihre Wand und setzte sich, wie sie vorher gesessen hatte.

Der Wärter, der bald, nachdem der Untersuchungsrichter den Raum verlassen hatte, eintrat, fand sie wirklich schlafend.

Sie erwachte aus diesem Schlafe tagelang nicht recht, so zwar, daß sie wohl in einer Art Dämmerzustand aß und sprach, aber ihre Seele die Kraft des Fühlens, ihr Körper diejenige der Bewegung verloren hatte. Sie fragte nicht nach den Eltern noch nach Heini, noch irgend jemandem und heischte nichts, als daß sie allein gelassen werden möge.

Draußen spielten sich inzwischen die Begegnungen ab, welche die Folge der Aufdeckung dessen waren, was sie so lange verborgen gehalten.

Wie die Zellers war auch Heinrich Hirzel, der Kaufherr, einvernommen worden und hatte nichts verhehlt. Vom Gerichte weg aber war er zu seinem Ausläufer gegangen, der an diesem Tage nicht ins Geschäft gekommen war. Frau Regula nahm ihn an der Tür zum Wohnzimmer in Empfang. Wortlos führte sie ihn in die Wohnstube, wo ihr Mann, mit dem Hauskäppchen auf dem Kopf, rechnend über seinem Haushaltungsbuche saß. Frau Regula verließ gleich die Stube wieder, und so standen die beiden Männer einander allein gegenüber. Heinrich Hirzel, stattlich und überlegen, legte seinen Hut auf einen Stuhl. Wenn ihm die Szene lästig war, so verbarg er das hinter der Energie seines Wesens. Salomon hatte das Käppchen vom Kopfe genommen und wartete, bis der andere sprach.

„Wir haben miteinander zu reden, Zeller," begann Heinrich.

Beide blieben stehen, da es dem kleinen Manne nicht einfiel, zum Sitzen aufzufordern.

„Ihr könnt mich schelten" — fuhr Hirzel weiter. „Aber — wir — Euere Tochter und ich waren damals jung, und ich — wußte nicht, daß ich eine Schuld an ihr hatte. Sonst würde ich mich anders benommen haben. Ich habe alles erst jetzt erfahren."

„Ich — wir haben kein Recht — irgend jemanden zu beschuldigen," sagte Zeller.

Er nahm dabei seine Kappe auf und legte sie an einen anderen Platz, vielleicht um Zeit zu gewinnen für das, was er weiter sagen wollte.

„Ich werde für die Zukunft Heinis sorgen," nahm Hirzel wieder das Wort. „Hätte Salome früher gesprochen, wäre ihr viel Kummer erspart geblieben. Auch für sie" –

Zeller unterbrach ihn: „Ich danke Ihnen, Herr Hirzel, wir – wir wollen vielleicht lieber nicht davon sprechen. Eher von dem, was uns direkt angeht."

Der andere horchte auf. Ein wenig stach ihn der Stolz, weil der Untergebene ihm widersprach. Er hob den Kopf.

„Ich – ich möchte Sie bitten, Herr Hirzel," fuhr Zeller weiter, „mich zu entlassen. Und vielleicht so, daß ich schon jetzt nicht mehr ins Geschäft zu kommen brauchte."

Als er das gesagt hatte, wurde es ganz still. Es war doch nichts Kleines, was eben geschah. Ein Verhältnis, das ein ganzes Menschenleben hindurch gedauert hatte, wurde plötzlich gebrochen.

Heinrich Hirzel wußte den Wert des ehrlichen, kleinen Mannes zu wohl zu schätzen, als daß er nicht die Undankbarkeit empfunden hätte, die darin lag, daß die Firma den treuen Angestellten plötzlich gehen ließ. Er wollte Einreden machen.

Aber Zeller sagte: „Es wäre für Sie und für mich eine Plage, einander täglich zu sehen."

Das brachte Hirzel zum Schweigen. Er sah ein, daß der andere recht hatte. Er nahm sich vor, ihm irgendeine große Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Und als sein Herz in diesem Augenblick weich war für den treuen, schüchternen Menschen und langjährigen Arbeitsgenossen, trat flüchtig auch Salomes Bild vor seine Seele, so wie er sie als jung gekannt hatte, und sein Herz schlug höher für den Vater um der Tochter willen. Nun erinnerte er sich auch, daß ihm noch ein übler Augenblick bevorstand. Er hatte seinen Frauen von dem, was geschehen war, Mitteilung zu machen. Er wußte, daß es eine stürmische und häßliche Stunde werden würde. Dabei ergriff ihn Bitterkeit darum, daß sein Leben überhaupt so viel Unfrieden und Gezänk in sich trug. Und jetzt gestand er sich, daß jene junge, heiße Zeit mit Salome die glücklichste seiner Tage gewesen und keine Nachfolge noch Wiederholung gehabt, die sich mit ihr hätte messen können. Er verließ endlich die Stube, ohne die Worte gefunden zu haben, die er aus dem Gefühl der Dankbarkeit und Schätzung dem alten Zeller hätte sagen mögen und nahm ein Gefühl der Traurigkeit mit sich fort, wie es den nüchternen und starken Mann noch nie befallen hatte.

Sein Zusammentreffen mit Gattin und Mutter ließ nicht auf sich warten. Die beiden empfindlichen und standesstolzen Frauen ersparten ihm keinen all der Vorwürfe, die er erwartet hatte; aber sein Verhältnis zu ihnen konnte durch dieses Vorkommnis kaum noch kühler werden, als es ohnehin schon war.

Ein paar Tage später fand die öffentliche Schwurgerichtsverhandlung gegen Salome Zeller statt.

Da kamen alle diejenigen zusammen, die bisher kaum gewußt hatten, wie nah ihre Schicksale miteinander verknüpft waren. Hans Jakob Pfister war da, das Urbild eines schlichten Biedermanns und klugen, gütigen Menschen, wie er in schwarzem Anzug, den mächtigen, kahlen Schädel in aufmerksamem Horchen vorgeneigt auf der Zeugenbank saß. Neben ihm hatte Frau Seline ihren Platz, und sie führte unablässig ihr Taschentuch an die Augen, während ihre Blicke von Heini zu Salome gingen. Heini stand aufrecht neben Luzia, mit welcher er sich öffentlich versprochen hatte. Wer ihn mit Heinrich Hirzel, dem Kaufherrn, verglich, der neben Salomes Verteidiger Platz genommen hatte, der wußte, daß er Vater und Sohn vor sich hatte. Es war eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen ihnen, die nicht nur auf die Gesichtszüge sich erstreckte, sondern mehr noch in Haltung und Gebärde lag. Heinis schöne Züge verbargen seine Gefühle. Er vermied es aber, die Mutter anzusehen und sprach mit Luzia kein Wort. So mochte ihm wohl die Sache näher gehen, als er zeigte. Luzia war verwirrt und fühlte sich unbehaglich. Sie war ein leichtsinniges, junges Ding, aber sie liebte Heini wirklich, hatte Angst vor den Zellers und vor Salome und noch mehr vor Heinrich Hirzel. Sie hatte die Empfindung, daß niemand im Saal eben freundlich gegen sie gesinnt, daß sie ohne Wollen eine entfernte Schuld an dem trage, was über die Angeklagte hereingebrochen. So war ihr schwül in dem heißen Saal.

Eine schwüle Stimmung lag aber über allen. Es war, als ob hinter ihnen einer stände, der ihnen zuflüsterte: Siehst du das arme verpfuschte Leben, von dem da die Rede ist?

Die alten Zellers besonders saßen wie unter eine Faust geduckt. Auch Johann Paul Brändli stützte den Kopf in die hohle Hand, aber in seinen grauen Augen leuchtete es manchmal. Vielleicht war es eine Hoffnung, vielleicht ein Mitleid, vielleicht nur die leise freudige Ruhe, daß die Fäden der übeln Vorkommnisse sich entwirrt, und daß die Schuld Salome Zellers sich kleiner und kleiner darstellte, je tiefer man in das eindrang, was sie zur Sünde geführt hatte.

Alle Blicke, die der Geschworenen und die der müßigen Zuhörer, suchten immer wieder Salome selbst. Sie saß auf ihrem Stuhl in nächster Nähe des Verteidigers, deshalb auch Heinrich Hirzel nahe genug und trug ein schwarzes Kleid mit einer schwarzen Halskrause. Das braune Haar war glatt gescheitelt und leuchtete besonders an den Schläfen weiß. Noch hatte die kleine Gestalt volle Formen, aber die Handgelenke trugen die Farbe kranker Tage. Das Gesicht hatte einen harten Zug, der in den Linien des Mundes lag, und verriet, daß das Mädchen geizig geworden war mit Worten und mit Liebe.

Die Eltern sah Salome seit ihrer Verhaftung heute zum ersten Male. Sie hatte sich immer noch geweigert, sie zu empfangen. Auch jetzt blickte sie nicht nach ihnen hin, sah überhaupt niemanden im Saale. Manchmal nur zog sie die Schultern wie in leisem Unbehagen hoch, als ob die Blicke der hinter ihr sitzenden Zuschauer sie stächen. Sie wußte, daß sie eine Schmach

sondergleichen erlebte, unter welcher unschuldigerweise und um ihretwillen noch andere Menschen litten. Sie erinnerte sich auch, daß sie aus Verhältnissen stammte, denen gemäß eine solche Wendung ihres Geschicks unmöglich hätte erscheinen sollen. Aber so hart hatte das Schicksal im Laufe der Zeit die kleine Salome Zeller gehämmert, daß sie jetzt wie abgestumpft gegen alles dasaß, was geschah. Ihre einzige Sehnsucht ging jetzt nach Stille, nach nicht mehr hören und nicht mehr sehen.

Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang. Es lag alles klar am Tage und war unendlich einfach.

Plötzlich hörte Salome, daß die ganze Summe, die sie der Bank schuldete, gedeckt worden sei. Das weckte sie, und sie machte eine Bewegung. Ihr Blick fiel auf die zusammengekauert sitzenden Eltern. Ihr Verteidiger bemerkte es und flüsterte ihr zu, daß Heinrich Hirzel vollen Schadenersatz geleistet. Diesen schaute sie nicht an, aber es war flüchtig eine leise Wärme in ihrem Herzen. Die Bank, so hörte sie ferner, hatte in Anbetracht ihrer tadellosen Führung die Klage zurückgezogen, und es wurde daher ihr Fall nur von Gesetzes wegen verhandelt.

Nach einer Weile begann der Staatsanwalt seine Rede, die fast mehr zu einer Verteidigung als einer Anschuldigung wurde. Er zeigte, wie aus den Irrungen einer Jugend, aus der Tatsache, daß ein Mensch einem vielleicht begreiflichen Wunsche nach Glück nachgegeben habe, ein Netz von Unwahrheit sich gesponnen. Er geißelte die Lüge als die Wurzel alles Übels und wies nach, wie unabwendbar Schuld auf Schuld in Salomes Leben habe folgen müssen. Heinrich Hirzel als Vertreter der sorglos genießenden Jugend bekam ein scharfes Wort zu hören: insbesondere aber fiel sein harter Tadel auf Heini, den Sohn, der die Mutter zur Sünde gezwungen und der Hauptschuldige am Orte sei.

Salome hatte lange seine Worte als etwas Fernes, Fremdes über sich hingehen lassen. Nun stand sie plötzlich auf und tat einen Schritt gegen Heini hin, als ob sie das, was gegen ihn gesagt wurde, von ihm abwehren wollte. Noch einmal wurde die Liebe in ihr wach, die ihr ganzes Leben bestimmt hatte. Es war ein Aufflammen eines Feuers, das der Gebrochenen noch einmal Kraft und Jugend gab. Das Blut kehrte in ihre gelben Wangen zurück.

„Nicht! Nicht!" stammelte sie gegen den Staatsanwalt gewendet.

Heini hatte indessen noch immer aufrecht und kühl, als kümmerten ihn Menschen und Dinge nicht, dagestanden. Als er die Worte des Anklägers und seinen Namen hörte, verzog er den Mund, aber niemand hätte aus seinem gleichmütig ruhigen Gesicht zu lesen vermocht, ob es aus Verlegenheit oder aus Trotz geschehe. Nun stutzte er und sah erschreckt auf Salome. Das Mädchen, das neben ihm saß, bedeutete ihm in diesem Augenblick nichts. Es trieb ihn eine seltsame Gewalt, daß er auf die Mutter zuging und ihre Hand nahm.

„Es ist mir leid," sagte er mit bebender Stimme. „Es ich wußte nicht, daß du es so schwer hattest, mir zu helfen."

Vielleicht erinnerte das, was er sagte, Salome an die Gegenwart und ihre Last. Das Aufflackern ihrer Kraft war vorbei. Sie ließ Heinis Hand fallen, murmelte etwas Unverständliches und setzte sich wieder.

Auch Heini kehrte an seinen Platz zurück.

Der Verteidiger nahm dann das Wort und hatte keine schwere Aufgabe. Die Geschworenen berieten nicht lange. Ihr Spruch lautete auf eine kurze Gefängnisstrafe, welche durch die Untersuchungshaft verbüßt war.

Salome Zeller war frei.

Sie verstand es anfänglich nicht; der Verteidiger mußte es ihr erklären. Dann kamen Vater und Mutter auf sie zu. Jener reichte ihr zuerst die Hand, aber er mußte sich abwenden, die Tränen kamen ihm. Da nahm die Mutter Salomes andere Hand, und so standen sie einen Augenblick und sprachen nicht. Weder Vorwürfe noch Entschuldigungen fielen zwischen ihnen. Die Alten hatten kein anderes Gefühl, als daß es nun eben miteinander zu tragen galt, was geschehen war. Salome aber war ihnen fern wie allen anderen. Die dumpfe Gleichgültigkeit lastete auf ihr, die sie alles nehmen ließ, wie es kommen wollte.

Der Verteidiger riet ihnen, in ein Nebenzimmer zu treten, bis die neugierige Menge sich verlaufen. Das taten sie mechanisch, und da fanden sich alle zusammen, die zu Salomes Leben gehört hatten.

Die Pfisters kamen und grüßten sie mit einem ernsten würdigen Gruß.

„Ich habe lange gesehen, daß Sie ein schweres Leben haben, Jungfer Zeller," sagte der alte Bauer und fügte hinzu: „Und es wird Ihnen doch leichter werden — jetzt."

Dann wendete sich der biedere Mann zu Salomes Vater und sagte: „Ich habe heute viel Gutes von Ihnen gehört. Es muß Ihnen ein großer Trost sein, zu wissen, wieviel Achtung die Menschen vor Ihnen haben."

Und er drückte dem kleinen Manne fest die Hand.

Inzwischen stand Heinrich Hirzel bei Salome und sprach leise mit ihr, wie sie hätte Vertrauen zu ihm haben und ihm früher alles sagen sollen, daß er fürder sich Heinis annehmen werde und auch sie bitte, für sie sorgen zu dürfen.

Salome sah vor sich nieder. Auch seine Stimme drang nicht in ihre Dumpfheit.

Endlich, als es in den Fluren des Gerichtsgebäudes still geworden war, verließen alle das Haus. Einer war bei ihnen geblieben und hatte nichts gesprochen, sondern hielt sich als ein kluger, stiller Tröster zur Seite, nur durch seine Anwesenheit denen wohltuend, denen er wohlwollte. Das war Johann Paul Brändli. Er ging auch jetzt stumm, ein Stücklein hinter den anderen aus dem Hause und blieb schließlich ohne Abschied zurück, als er sah, daß niemand auf ihn achtete.

Ende.

Salome Zellers Leben verlief in der Stille eines kleinen, gartenumgebenen, weißen Bauernhauses am See von St. Felix. Das lag auf der Morgensonnenseite zwischen der Stadt und dem nächsten Dorfe. Am Morgen hatte es goldene Fenster, und am Abend lag im Sommer früh ein kühler, köstlicher Schatten darüber. Nach langem Weigern hatte ihr Vater das kleine Gut, das Heinrich Hirzel gehört hatte, von diesem zur billigen Miete genommen. Da wohnten die beiden Alten, und Salome führte den Haushalt. Es hatte nie eine Beratung stattgefunden, was mit ihr werden sollte. Ihre Beliebtheit war bei den Vorstehern der Bank, in welcher sie gearbeitet hatte, so groß gewesen, daß sie vielleicht in eine bescheidenere Stellung dahin hätte zurückkehren dürfen. Niemand aber sprach davon, wie die drei Menschen auch dessen, was geschehen war, nicht Erwähnung taten. Eine große Herzensgüte und ein seltsames Feingefühl ließ die Eltern schweigen. Sie hatten nach jener Gerichtsverhandlung das Alltagsleben wieder begonnen, und das Einerlei des Alltags war über das Geschehene hingewuchert, wie Gras über ein Grab. Nur in die Kirche waren sie gleich am Tage nachher gegangen, alle drei, und hatten lange in ihren Stühlen gesessen. Aber nur die Eltern hatten gebetet. Salome taumelte von Geschehnis zu Geschehnis. Sie begann auch zu Hause zu arbeiten, ungeheißen, ja, mit einer gewissen Gier nach Arbeit. Aber eine Bitte um Verzeihung vermochte sie nicht auszusprechen.

In dem kleinen, kahlen Häuschen setzten sie das Leben fort. Lange Zeit war es ein dürres Leben. Die drei Menschen fanden nicht die rechten Worte füreinander. So sprachen sie eben nur, was sie zur Not zu sprechen hatten. Wie ihre Umgebung ihnen fremd war, so war es auch ihr Tagewerk, und an beides mußten sie sich erst gewöhnen.

Vater Zeller trug schwer daran, daß er seine regelmäßige liebe Tätigkeit nicht mehr hatte, fast so schwer wie an dem Kummer um seine Tochter. Dann begann er den kleinen Garten zu bebauen, und manchmal setzte er sich mit der Angelrute an den See. Am Abend aber saß er mit der Zeitung auf der Bank am Hause, und Frau Regula kam mit dem Strickzeug. Da tat der See ihnen seine Schönheit auf, zeigte ihnen im blauen Spiegel die Rebhügel des jenseitigen Ufers und die Wolken, die am Himmel, und die Schiffe, die auf seiner Fläche segelten. Und die Stimmen des Abends klangen aus den Dörfern, ein Lied feiernder Mädchen, ein Kinderjauchzen und wandernde Glocken. Frieden und Freude lag über dem Land, und Frieden lernten die beiden Alten wieder und lernten, Freude zu haben an kleinen, unscheinbaren Dingen.

Es dauerte lange, bis Salome sich zu ihnen gesellte.

Oftmals ging an solchen Abenden die Mutter ins Haus, wo jene geschäftig war, um sie zu rufen, aber Salome fand stets einen Vorwand, drinnen zu bleiben, oder schnitt alle Mahnung mit dem scharfen Worte ab: „Ich *will* nicht kommen."

Eines Sonntags aber, der heiß gewesen war und in Klarheit und Kühle endete, sahen Vater und Mutter sie an der Hausecke stehen und in die Weite staunen, hinab, wo die Türme von St. Felix ragten und auf dem goldenen Zifferblatt des einen, des St. Petersturmes, zu dessen Füßen Salomes Leben begonnen hatte, noch ein Sonnenstrahl lag. Sie riefen das verschlossene Mädchen nicht heran, und sie trat an diesem Abend nicht zu ihnen, aber von da an kam sie öfter in den kleinen Seegarten.

Einmal begab es sich, daß es nach einem Gewitter war. Der Blitz hatte in ein Haus am jenseitigen Ufer geschlagen, und man sah in die Flammen des Brandes. Die Erregung über das Unglück gab Salome, die mit den Eltern ans Ufer geeilt war, Worte. Man unterschied undeutlich das Rennen und Retten der Menschen drüben, und die drei sprachen von dem, was sie sahen. Als sie aber nach langer Zeit sich von dem Bilde des Brandes abwendeten, weckten ein paar Nichtigkeiten ihres eigenen Gartens ihr Interesse. Da war ein Stock mit großen, hellroten Rosen, die noch von den Regentropfen, die das Gewitter auf sie geworfen, schwer hingen. Eine wunderbare Frische lag über den Blumen, und Vater Zeller nahm eine oder zwei der größten beim Stengel und zeigte sie erst Frau Regula, dann Salome. Sie wechselten auch jetzt und in Ruhe, wie vorhin im Schrecken, ein paar Worte. Salome entdeckte einen bunten, zierlichen Käfer auf einem Blatte, und ohne daß sie es helfen konnte, sprang eine kleine, frohe Überraschung in ihr auf und zeigte sie mit rascher Bewegung das Tierchen den Eltern. Gleich darauf und als ob sie sich selbst das seelische Aufhellen mißgönnte, wendete sie sich ab und ging mit bleichem Gesicht ins Haus zurück.

Es war aber doch von da an eine leise Brücke zwischen ihr und den Ihrigen gebaut. Sie fanden manchmal den alten Ton, welcher einst ihrem Zusammenhausen die köstliche Behaglichkeit gegeben. Was aber ihrem Wesen den Stempel gab, das war ihre Frömmigkeit. Auch Salome begann sie zu teilen. Sie lag ihrer zerbrochenen und müden Seele näher als einst ihrem starken und freien Geiste.

Zuweilen kam Heini zu Besuch, und er störte sie nicht, noch brachte er ihnen, was sie hätte reicher machen können. Er hatte die Luzia geheiratet, und sie war ihm zwar eine putzsüchtige, aber im ganzen keine üble Frau. Er aber machte seinen Weg, hatte seine zeichnerischen Fähigkeiten weiter ausgebildet und gründete mit Heinrich Hirzels Hilfe eine eigene Buchbinderei, in welcher er sich durch das Selbstentwerfen künstlerischer Einbände einen gewissen Namen erwarb. Er sprach aber nie von seinen Erfolgen und Geschäften. Wie Salome im Alter verschlossen und schwer zugänglich geworden, so war er es jung und sein Leben lang.

Auch die Pfisters kamen, und als genug Zeit vergangen war, daß Wunden verharschen konnten, sah Heinrich Hirzel dann und wann bei seinem alten Angestellten herein.

Noch war aber kein volles Jahr seit jener Gerichtsverhandlung vergangen, da erschien auch Johann Paul Brändli eines Tages in dem kleinen Hause.

Es war Herbst und ein Sonntag. Die Eltern Salomes waren seltenerweise ausgegangen, und vielleicht ahnte oder wußte es der Gast, den Salome bekam. Tagsüber war es am See lebhaft gewesen, von Schiffen auf dem Wasser und von Wanderern an den Ufern. Auch hatten in einigen Weinbergen die Winzer gearbeitet. Jetzt wurde es still um das Haus. Das leise Herbstbleichen lag in der Natur, da die Blätter hell werden, die Sonne weiß und der Himmel matt. Im Garten am See blühten Dahlien und Astern, und die Wege waren feucht von Abendtau. Salome saß auf der Bank am Hause, im schwarzen Sonntagskleid, aber barhaupt. Sie las in einem Buche, das ihr auf den Knien lag, und hielt das braune, herbe Gesicht gesenkt. Die weiße Sonne fiel auf ihren glatten Scheitel und zeigte, daß er grau war, wie der eines alten, alten Weibleins.

Hinten am Hauseingang scholl die Glocke.

Salome achtete nicht darauf, wollte nicht achten; denn die Eltern konnten noch nicht zurück sein, und sie begehrte keinen Besuch.

Es läutete noch einmal, und der Ton schreckte sie aus ihrem Trotz. Sie wollte aufstehen und sehen, wer da sei. Da hörte sie Schritte, die sich durch ein neben dem Hause in den Garten Einlaß gebendes Törchen näherten, ärgerte sich über die Zudringlichkeit des Ankömmlings und blieb nun doch sitzen. Unfreundlichkeit und Unzugänglichkeit lagen in ihrer ganzen Haltung.

Und nun stand Johann Paul Brändli ein Stück weit von ihr ab und sah sie an. Er trug einen leichten, schwarzen Überzieher und einen schwarzen weichen Hut. Sein Gesicht hatte immer die gleiche Stubenhockerfarbe. Der rote Bart verdeckte den verdrießlichen Zug nicht, der sozusagen von Amts wegen immer darin lag. Die Augen aber sahen jetzt verlegen durch die goldene Brille.

„Ich bin es nur, Fräulein Sali," sagte er, als sie ihm keine Aufmerksamkeit schenkte und er die Absicht fühlte, mit welcher sie tat, als sehe sie ihn nicht.

Da fuhr sie doch nach ihm herum und sah ihn an wie eine Erscheinung.

„Warum sollte ich nicht kommen?" sagte er linkisch und doch mit unbewußter Güte, als er ihre Überraschung bemerkte.

Demütig, wie sie es vielleicht vor Jahren getan haben würde, als der Vater sie zum ersten Male in die Nähe ihres Vorgesetzten Brändli gebracht hatte, stand sie auf.

„Sie wollen zum Vater?" stotterte sie verwirrt. „Er ist ausgegangen, aber wollen Sie nicht - in die Stube treten oder hier Platz nehmen?" Sie wies dabei auf die Bank, und er ließ sich nieder.

„Ich will zu Ihnen, Fräulein Sali," erklärte er.

Dann nötigte er sie, sich neben ihn zu setzen, und seine eigene Verlegenheit verlor sich, je mehr er ihre Hilflosigkeit gewahrte. Er fragte nach den Eltern und erzählte, was sie schon wußte, daß er den Vater wiederholt gesehen. Dann fragte er schonend, weshalb sie nicht habe in die Bank zurückkommen wollen. Er habe ihrem Vater angedeutet, daß sie gerne wieder aufgenommen würde.

„Ihnen zulieb hätte man es getan," sagte Salome hastig, mit erregter, halblauter Stimme. „Ich konnte nicht."

Darauf begann er ihr in stiller und gelassener Weise zuzusprechen, sie dürfe nicht zu übel von den Menschen denken. Sie seien nicht so blind und unverständig, wie man sie haben wollte, wüßten wohl noch den Dingen auf den Grund zu gehen, dächten auch von ihr viel besser, als sie meinte.

Sie hatte den Kopf gesenkt und sah auf ihre Schuhe. Der eine Fuß wippte in verhaltener Ungeduld auf und nieder, aber Brändli ließ sich nicht beirren. Er machte nur eine kleine Pause und betrachtete sie ernsthaft, mitleidig und ein wenig auch wieder ängstlich.

„Fräulein Sali," hob er dann wieder an.

Sie antwortete nicht.

Er wiederholte ihren Namen.

Und plötzlich nahm er sich zusammen und legte vorsichtig eine Hand auf die ihre. „Sie haben einmal geahnt, wieviel Sie mir galten, und haben mir damals" — er lächelte — „gleichsam die Antwort gegeben, ehe ich zum Fragen kam. Jetzt ist viel Zeit darüber vergangen. Und vielleicht sehen Sie meine Frage jetzt in anderem Licht. Meine Mutter würde sich auch freuen."

Salomes Fuß hatte in seiner ungeduldigen Bewegung aufgehört. Sie hob, während er sprach, den Kopf und bog sich nach rückwärts, als müßte sie ihn besser sehen können. Ihre scharfen Augen öffneten sich weit.

„Sie — Sie fragen mich jetzt noch?" sagte sie. „Jetzt noch?"

„Sie sind für mich nicht anders, als sie immer waren," entgegnete er. „Nur daß Sie durch eine bittere Schule gegangen sind."

Sie stand auf und ging durch einen der kleinen Wege an die Seemauer hinab. Still schritt sie zwischen den blühenden Astern und kam ein Stück wieder zurück und rief ihn zu sich.

Er kam zu ihr, wo sie im schmalen Wege zwischen den Herbstblumen stand.

„Ich muß Ihnen etwas sagen," begann sie, „was mir gerade jetzt und von dem, was Sie mich gefragt haben, vielleicht geweckt, durch den Sinn geht. Sehen Sie, ich habe in mir gleichsam gar keine Hoffnung, kein grünes, junges Leben mehr. Es ist etwas Eigentümliches. Einmal, als ich jung war — und ich habe Ihnen das schon angedeutet — habe ich mich so ganz, so mit jedem Atemzug an ein Glück gehängt, von dem ich meinte, daß ich es durch mein ganzes Leben hindurch würde festhalten können. Mit bewußtem Willen habe ich das Ungewohnte und Unerlaubte getan, weil ich dadurch dieses Glück erreichte, das sonst oder dem ein ähnlich großes ich nie zu gewinnen hoffen durfte. Ich habe, wenn Sie wollen, dabei die Augen zu etwas erhoben, was mir nicht zukam, aber ich sah nicht ein, warum einem Menschen verschlossen sein sollte, was für andere offen war. So kam ich zu meiner ersten Sünde, und aus der ersten sind sie gewuchert wie Unkraut und haben langsam, langsam die eine Blume, die mir im Leben geblüht ist, erstickt. Jetzt" — sie fuhr sich über die Stirn, wie eine, die müde vom Denken ist — „weiß ich nur, daß ich es still um mich haben muß, daß — daß ich keine Kraft habe zu etwas Neuem."

Er wollte sie unterbrechen und sagen, daß es auch in seinem Hause still sei; allein sie kam ihm, vielleicht seine Gedanken erratend, zuvor.

„Wenn aber diese Kraft oder eine Freude wiederkäme," fuhr sie fort, „so fühle ich, daß es doch nur eine wäre, die von der Vergangenheit lebte, also eine leise und späte Erfüllung dessen, was ich mir damals gewünscht habe. Ich wollte immer nur eine Erinnerung haben, eine "

Sie brach plötzlich ab. Vielleicht versagten ihr die Gedanken, vielleicht auch kehrte ihr jäh die eigensinnige Verschlossenheit zurück, in welcher sie sonst lebte.

Johann Paul Brändli hatte wohl nicht alles verstanden, was sie gesagt hatte. Sein Leben war zu sehr zwischen Alltag und Zahlen verlaufen, als daß er mit seinem Gefühl das ausgeschöpft hätte, was auch Salome nur in einem Augenblick des Klarsehens und der Abrechnung mit sich selbst erkannt und in der großen Erregung der Stunde zum Ausdruck gebracht hatte. Aber er ahnte das, was sie bewegte, und irgendwie empfand er, daß er und sein Anliegen nichts dagegen bedeuteten, noch bedeuten konnten. Er sprach nicht weiter, und sie setzten sich wie auf Verabredung wieder langsam in Bewegung, dem Hause zu.

Salome erinnerte sich noch einer Schuld. Sie sagte plötzlich: „Und doch danke ich Ihnen, daß Sie mich noch so wert gehalten haben."

Ihre Augen leuchteten auf, und sie reichte Brändli die Hand.

Bald nachher entfernte er sich ein wenig kleinlaut.

Aber er hielt Salome und den Ihren auch fernerhin Freundschaft, und da sie genügsame Menschen waren, brachte sie ihnen späterhin manche helle Stunde. Und ein wenig neuen Mut hatte er mit seinem Antrag Salome doch gegeben.

Das stille, kleine Haus am See sah friedliche, ereignislose Jahre der anspruchslosen Menschen. Frau Regula verließ es zuerst, einer kurzen Krankheit erliegend. Der Vater und die Tochter waren zäh, wie sie klein waren. Sie waren unzertrennlich, ähnelten sich sehr, und eine nie ausgesprochene, verleugnete, aber leidenschaftliche Liebe war in diesen späten Tagen zwischen ihnen, als ob die Härte des Lebens sie um so fester zusammengeschmiedet hätte. Auch Vater Zeller starb dann. Die kleine Salome lebt allein, alt, verschrumpft, einsam und herb. Aber die paar Menschen, die in ihr Leben gehört hatten, suchen sie zuweilen auf und sprechen mit ihr von Dingen, die lange gewesen sind. Heini hat ihr seinen Knaben gebracht. Wenn sie mit dem allein ist, geht manchmal die frühe Erinnerung durch ihre Seele, so wie eine leise Sonne, so wie sie es einmal sich gedacht hatte.

Neues aus Gottfried Kellers Frühzeit: „Die Winterthurerin".

Von

Emil Ermatinger.

Ende November 1842 war Gottfried Keller nach dem Zusammenbruch seiner Münchener Malerexistenz wieder nach Zürich zurückgekehrt, und ein halbes Jahr später hatte der Künstler in ihm seine Sprache gefunden: er verfiel, wie er am 16. Dezember 1845 dem Maler Rudolf Leemann schreibt, unwillkürlich und unbewußt aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, daß er reimen könne. 1846 erschienen die „Gedichte". Der deutschen Schweiz, deren literarisches Schaffen sich in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts mit volkserzieherischer Aufklärung, kleinstädtisch behaglichem Dilettantismus oder parteipolitischer Rhetorik begnügt hatte, war ein Dichter erstanden, der in der Wucht und Eigenart des sprachlichen Ausdrucks, der Leidenschaft und Tiefe der Empfindung, dem Reichtum der Gesichte, der Weite des Geistes und der Schärfe der Intelligenz die geniale Größe einer ursprünglichen dichterischen Kraft verkündete.

Zu den Menschen, die in jenen Jahren zwischen der Rückkehr von München und der Übersiedlung nach Heidelberg und Berlin Gottfried Keller in Freundschaft zur Seite standen, gehörten außer August Adolf Ludwig Follen, Ferdinand Freiligrath und Wilhelm Baumgartner der treffliche Wilhelm Schulz aus Darmstadt und dessen erste Frau Caroline. Schulz, mehr als zwanzig Jahre älter als Keller, hatte in den Befreiungskriegen mitgekämpft, war dann der Demagogie verdächtigt und 1834 zu dreijähriger Festungshaft verurteilt worden. Mit Hilfe seiner Gattin war er geflohen und hatte sich 1836 in Zürich niedergelassen, wo er nun eine fruchtbare Schriftstellerei entfaltete, aber auch als maßvoller Demokrat an der schweizerischen Politik tätigen Anteil nahm. Am 29. Januar 1847 starb Caroline Schulz. Gottfried Keller meldet Freiligrath den Verlust in einem Brief vom 5. Februar 1847 (Baechtold I[4], S. 269 ff.), der zeigt, wie nahe ihm die Verstorbene gestanden. Um die Einsamkeit des Gatten „zu teilen oder vielmehr aufzuheben", zog er am 1. März für einige Zeit zu Schulz, der in dem „Sonnenthal" an der Gemeindestraße in Hottingen wohnte. Das Haus gehörte dem Professor Conrad v. Orelli-Breitinger, der ein tüchtiger Romanist — er war Lehrer des Französischen am Gymnasium — und ein geistreicher und behaglicher Gesell-

schafter war. Hier im „Sonnenthal“ spielte sich eine Herzensgeschichte ab, die Kellers Wesen gewaltig durchschüttelt und, ob auch menschlich unglücklich verlaufend, doch den Dichter in der Ausbildung von Charakter und Kunst bedeutend gefördert und deutliche Spuren in seinem Schaffen zurückgelassen hat: seine Liebe zu Luise Rieter aus Winterthur[1]).

Im Sommer 1846 hatte das Ehepaar Orelli das junge Mädchen bei einem Kuraufenthalt in Seelisberg kennen gelernt. Am 18. Juli 1828 geboren, stand sie damals in der Blüte der Jugend. Bilder aus jener Zeit zeigen eine schlanke, wohlgebildete Gestalt, hübsche, wenn auch nicht regelmäßige Züge, vor allem aber Geist, Schalkhaftigkeit und Gemüt. Sie stammte aus einem Hause, in dem eine geistreiche Kultur seit langem heimisch war. Ihre Eltern waren der Kaufmann Carl Friedrich Rieter „zur Redlichkeit“ und Luise Schellenberg. Vor allem ihre Mutter, an der sie zärtlich hing, war eine feingebildete Frau. So waren ihre reichen Anlagen aufs sorgfältigste entwickelt worden. Sie verstand es, den Zeichenstift zu führen; ein Skizzenbuch, das sich erhalten hat und unter anderm zwei Selbstporträts und ein Bild des Professors v. Orelli aus den Jahren 1850 und 1851 enthält, legt Zeugnis ab von einer nicht gewöhnlichen Geschicklichkeit, mit scharfen Strichen menschliche Gesichter zu charakterisieren. Dazu besaß sie ein hübsches Verstalent, durch das sie vor allem sehnsüchtig-weichen Stimmungen, aber auch witzigen und originellen Gedanken glücklichen und gewandten Ausdruck zu geben wußte, ohne sich freilich im ganzen über das Mittelmaß eines gebildeten Dilettantismus zu erheben. Den größten Zauber aber muß sie im persönlichen Umgang ausgestrahlt haben; in Seelisberg wie in Albisbrunn, wo sie mit ihrer Mutter im Sommer 1847 und öfter in der Sommerfrische war, nahm sie durch die natürliche Grazie ihres Wesens jung und alt, Männer und Frauen, gefangen. In einem Vierzeiler vom 9. Januar 1846, den Luise als Motto an die Spitze ihrer handschriftlich erhaltenen Gedichtsammlung gestellt hat, charakterisiert sie sich selber mit den Worten:

„Ich will lachen und will scherzen,
Glänzt mir doch der Jugend Stern;
Denn die Sorgen wie die Schmerzen
Sind für jetzt noch von mir fern.“

So stellte sie mit ihren reichen Gaben gleichsam eine weibliche Verkörperung jenes geistreichen Dilettantismus dar, von dem Gottfried Keller in der Vorbemerkung zum „Landvogt von Greifensee“ spricht. Man begreift, daß das Ehepaar Orelli das junge Mädchen ins Herz schloß. Aber auch

[1]) Die hier mitgeteilten Briefe und Gedichte sind, soweit die Quelle nicht angegeben ist, sämtlich ungedruckt. Die von L. Rieters Mutter angefertigten Abschriften der zwei Briefe Kellers an Frau Prof. v. Orelli sowie die Briefe von Kellers Mutter liegen im Keller-Nachlaß auf der Stadtbibliothek in Zürich. Der Nachlaß der Luise Rieter ist durch die Sorgfalt meines Freundes Rudolf Hunziker jüngst vor dem Untergang gerettet worden. Ihm und Herrn Oberbibliothekar Dr. H. Escher in Zürich bin ich zu herzlichem Dank verpflichtet.

Luise schmiegte sich enge an die alten Leutchen an. Sie nannte sie Philemon und Baucis und vertauschte gern das an Abwechslung nicht sehr reiche Leben in ihrer kleinen Vaterstadt mit dem bewegteren und geistig angeregteren Zürich. So erschien sie im Frühjahr 1847 einige Wochen, nachdem Gottfried Keller bei Wilhelm Schulz seinen Einzug gehalten, bei Orellis. Ein Gedicht, das am 11. Mai zu „Hottingen im Gartenhäuschen" entstanden ist, gibt Aufschluß über das Wünschen und Hoffen ihres Herzens:

„Schlafen möcht' ich, schlafen tief,
Träumen süße Träume;
Blumen sprachen, Vöglein rief:
Träume, Träume, Schäume!"

Dann ruft sie die Elfen her:

„Gaukelt, gaukelt her um mich,
Singt mir traute Lieder,
Singt mir vor: „Ich denk' an dich,
Denk' und komme wieder."

Töne schwingen sich zu mir,
Sprechen süße Laute,
Ferne, ferne bin ich hier;
Fern, was ich gern schaute.

Drum, ihr Elfen, malt das Bild,
Freundlich, lächelnd, grüßend;
Zaubert's her so gut und mild,
Mir den Traum versüßend.

Zaubert mir das schwarze Haar,
Ernst ihm auf die Stirne,
Und sein Blick so lieb und klar
Wie nächtliches Gestirne."

Das ist deutlich: das junge Mädchen ist verliebt. Luise hatte schon damals einem bedeutenden Mitbürger eine starke, ihr ganzes Leben dauernde Neigung geschenkt, Dr. Jakob Sulzer, dem Freund Richard Wagners, dem späteren Regierungsrat und Stadtpräsidenten von Winterthur. Gottfried Kellers Werbung war von Anfang an aussichtslos.

Im Frühjahr 1847 lernte er „die Winterthurerin" kennen – nicht, wie Baechtold (S. 275) und nach ihm Köster (Sieben Vorlesungen S. 28) schreiben, bereits 1846: Das wissen wir nun durch sein eigenes Geständnis im ersten Briefe an Frau v. Orelli. Am 8. Mai berichtet sie ihrer Mutter zum ersten Male von ihm: Philemon überwache sie mit Argusaugen. „Er schwebt in beständiger Furcht wegen Herrn Keller, und wirklich bin ich noch gar nicht in seine Nähe gekommen. Wenn wir nachmittags im Garten sind, so will er immer hinter das Haus, aus Furcht, er würde mich vom Fenster her erblicken, oder er macht mit mir kleine abschweifende Spaziergänge" [1].

[1] Die Stellen aus den Briefen Luises und ihrer Mutter sind bei Baechtold ganz ungenau und nicht ohne willkürliche Zusätze abgedruckt: die Nichte Luise Rieters, auf deren angeblich wortgetreue Briefauszüge sich Baechtold angewiesen sah, besaß eine außergewöhnlich lebhafte Phantasie!

Ein paar Tage später traf sie trotzdem mit Keller zusammen. Am 12. meldet sie der Mutter: „Keller spricht wenig und scheint eher phlegmatischen Temperaments zu sein. Er hat sehr kleine, kurze Beine, schade! Denn sein Kopf wäre nicht übel, besonders zeichnet sich die außerordentlich hohe Stirn aus. Es war ihm nicht ganz wohl, hoffen wir, daß es nicht mich war, die ihm Weh verursachte, und er verließ uns bald wieder. — In der Nähe, fast vis-à-vis von meinem Fenster, haust in einem Dachstübchen ein noch junger Maler [wohl Johannes Ruff], zu dem eben Herr Keller gehüpft. Ich sehe sie dann und wann am Fenster leuchten, ob sie mich wohl als eine Madonne abkonterfeien? Kein übler Gegenstand! Jedenfalls regelmäßige Züge! Wangen gleichmäßig geformt! Zauberkraut der Fee Regula sei gepriesen, sei gelobt! Halleluja!"

Mit dem „Zauberkraut der Fee Regula" ist wohl eine Salbe gemeint, die die Mutter ihr ein paar Tage vorher hatte schicken müssen (Brief Luises an ihre Schwester vom 7. Mai). Luise litt damals öfter an Zahnschmerzen und geschwollenen Wangen. Die Salbe muß, wie aus dem Schlusse der angeführten Briefstelle hervorgeht, gewirkt haben. Also sind die Worte „jedenfalls regelmäßige Züge" nicht ironisch zu nehmen, wie Baechtold S. 276 gemeint hatte, dem nicht die ganze Stelle mitgeteilt worden war.

Was Gottfried Keller an Luise Rieter anzog, das war außer ihrer Anmut und ihrem Geist vor allem die heitere Natürlichkeit ihres Wesens, die von jeder Zimperlichkeit freie Freundlichkeit, mit der sie dem schweigsamen und in Damengesellschaft schüchternen Dichter entgegenkam. Ihr Benehmen war teils angeborne Anlage, teils durch die besonderen Verhältnisse bedingt: ihre Neigung zu Sulzer gab ihr anderen jungen Männern gegenüber ein starkes Gefühl der Unbefangenheit und Sicherheit. Eine tiefe Leidenschaft für das schöne und geistvolle Geschöpf erfaßte den Dichter und zehrte nach Luises Abreise den ganzen Sommer an ihm. Er habe einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, gestand er später in dem Werbungsbriefe. Seine Liebe wühlte um so heftiger in ihm, als sein ganzes Wesen damals nach innen gerichtet war. Das erregte Interesse für die Entwicklung der politischen Verhältnisse der Schweiz hatte ihn 1844 und 1845 in die Freischarenbewegung gerissen; zugleich hatte die seit Jahren in ihm gärende persönliche und politische Gedanken- und Stimmungsfülle sich in den Gedichten gestaltet. Nun war eine gewisse Stockung seines geistigen Lebens eingetreten. Er spürte, daß er mit dem bisherigen Wesen auf keinen grünen Zweig kam, daß die politischen und geselligen Allotria ihn als Künstler und Menschen nicht förderten. Seinen menschlichen Charakter aber zu erhöhen, seine Bildung zu veredeln, das war damals sein heißestes Streben. Die tiefen Bekenntnisse der Tagebücher sagen uns, wie energisch er an sich arbeitete. Einmal (15. September, Baechtold Bd. I², S. 289 f.) leitet er aus einer Beobachtung, die er an Freund Schulz gemacht, den Satz her, daß auch der vortreffliche Mensch gewisse schlechte Eigenschaften haben müsse, gleich einem stolz segelnden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu einer Fahrt gehörig schwer zu sein, und gesteht: „Was habe i ch für Ballast! O weh mir armen Treckschuite!

Eigentliche Kalkblöcke, die noch so greulich brausen, wenn das Meerwasser hereindringt! Als mein Lebensschiff aus Ostindien zurückging, nachdem es seine Ladung abgegeben, wurden ihm als Ballast ausgestopfte Krokodile und wüste Seetiere, Tiger und Hyänen mitgegeben für die Raritätensammlung in Europa, um wenigstens einigen Nutzen mit der Fracht zu verbinden. Schwere Kisten voll wunderlicher Schnecken und Muscheln und Stachelpflanzen pfropfte man in die tiefen Räume, und als man das Schiff immer noch zu leicht befand, nahm man noch eine Truppe sündhafter nackter Bajaderen in die Kajüte, welche nach Paris bestimmt war. Aber es fällt mir ein, daß es ein schlechter Spaß ist, mit seinen schlimmen Eigenschaften und Fehlern und gar mit seinen Sünden zu kokettieren; denn es ist kokettiert, wenn man witzige Bilder braucht, um sie zu bezeichnen, und vor einer höheren Einsicht verschwinden diese Seifenblasen der Phantasie."

Und weiter unten die energische Mahnung: „Studiere dich selbst, jetzt und immer, deine Vergangenheit und Gegenwart! Vergleiche deine strengen Betrachtungen mit dem, was andere, Freunde und Feinde, von dir halten, und du wirst zu zweierlei Resultaten kommen: entweder wirst du milder und friedlicher und umgänglicher — oder feiner und strenger und gewinnst an Stärke über die Gedankenlosen, je nach deinem Grundcharakter! In beiden Fällen aber wirst du, wie mich dünkt, nur gewinnen" (Baechtold, S. 291).

In all diesen Kämpfen des Menschen, durch all die wogenden Gesichte des Künstlers, von denen das „Traumbuch" erzählt, begleitet ihn das Bild Luise Rieters. Seine Liebessehnsucht gestaltet jenes wundersame Traumbild von den beiden Mädchen, die der Dichter in ihrem Dachkämmerchen besucht und deren Küsse „von ihren Lippen fallen, wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen" (Baechtold, S. 284 ff.). — „Ich glaube, ich träumte von der Winterthurerin" — schreibt er am 15. September — „weil mich immer noch eine Sehnsucht treibt, diese Träume auszugrübeln; aber es ist vergebens." In der Weinschenke eines Neapolitaners, die er mit seinem Freunde Ruff, dem Maler, besucht, taucht ihr Bild vor ihm auf: bei den grellen Bildern südlichen Lebens und südlicher Natur, die an den Wänden hangen, bei dem schweren Wein, der ihm den Kopf heiß macht, denkt er an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: ‚Bleib im Land und nähre dich redlich', in sein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglücke in bestimmtester nobelster Form einschleicht (Baechtold, S. 293). Das Spiel seines Freundes Baumgartner, des Musikers, weckt in ihm die Sehnsucht, wunderschön spielen und singen zu können der Luise Rieter wegen, und kleinmütige Verzagtheit wandelt ihn an: „Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen inneren Augen. Ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist; aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden. Vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir

vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr“ (Baechtold, S. 297).

Einen Tag später, am 17. September, erhält er von einem Verehrer an der Ostsee ein artiges Huldigungsgedicht. Er macht sich sonst nichts aus dergleichen Dingen. Dies aber freut ihn ein wenig, weil es in einer traurigen Stunde kommt und ihm sagt, daß ein Unbekannter am fernen Meere ihn achtet und liebt. Er wünscht, die Winterthurerin möge es wissen. „Die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können“ (Baechtold, S. 298). Je mehr der Sommer sich seinem Ende zuneigt, um so leidenschaftlicher umfaßt sein Geist die geliebte Gestalt. Im Wald, auf den schönen, einsamen Wegen denkt er fort und fort die Luise an seine Seite (Baechtold, S. 299). Eine junge Birke vergleicht er in ihrem schlanken und tadellosen Wuchs mit ihr. „Dieselbige badete sich“ schreibt er in der Erinnerung an die heitere Grazie von Luises Wesen „im Silberduft und schwankte einsam mutwillig hin und her, als ob sie nichts bedürfte.“ Am 19. September findet er im botanischen Garten eine Georginenart, deren Blumen ihm ganz ihr Wesen auszudrücken scheinen. „Sie war weiß von eigentümlicher Reinheit; die Hälfte der Blume verlor sich ins Fleischrosenfarbene, ganz blaß. Die Blätter waren so schön gereiht und gebaut, das Ganze so zierlich, munter und aufgeweckt, so frisch und unbeschädigt, verglichen mit den schweren, plumpen, dickroten und trübvioletten Dahlien, die in der Nähe standen, an denen viel Hängendes, Willkürliches und Auswüchsiges das Auge beleidigte“ (Baechtold, S. 300).

Als Luise Rieter im Mai wieder nach Winterthur zurückgekehrt war, da soll Keller nach einer freilich unverbürgten Mitteilung der Nichte Luise Rieters — einem Bekannten, der ihn gefragt, ob er denn nicht zu Ehren seiner Holden ein Gedicht gemacht, geantwortet haben: Nein, und er werde es auch sicher nicht tun, denn wenn man den Eindrücken Worte leihe, so verflüchtigten sie sich, und er möchte die anmutigen Empfindungen, die ihm das liebliche Mädchen erweckt habe, behalten und hegen. Er konnte es aber nicht hindern, daß Erinnerung und drängende Liebe seine Gestaltungskraft anregten. „Heute im Wald“ berichtet das Tagebuch vom 20. September — „wünschte ich ein gewandter Jäger zu sein; ich schoß ein junges zartes Reh in Gedanken und überschickte es ihr, wozu ich mir ein Sonett ausdachte: Ich möchte sie nähren und kleiden mit allem, was die Erde trägt, und ihr Leben allein tragen. Sie solle aber von der wilden, blutigen Gabe nicht auf ein rauhes, hartes Herz schließen. Im Liebesunmut schoß ich, fern von ihr, das junge Reh.

„Da sie, wie ich höre, auch dichtet, so dachte ich mir ein Antwortsonett aus. Wenn ich auch nicht gerade wünsche, daß sie sehr schöne Verse mache, so fiel das Sonett doch sehr gut aus, von der Gegenliebe eingegeben. Hierauf kehrte ich zurück und traf sie auf dem Wege an: die Begegnung, ihre und meine Kleidung, die erste Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichste ausgeheckt und eine artige Novellette gemacht“ (Baechtold, S. 300).

Goethe singt im west östlichen Diwan an Suleika:

„In tausend Formen magst du dich verstecken
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich:
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich."

Man denkt an dieses Lied und die ihm zugrunde liegende Vorstellung, wenn man hört, wie Gottfried Keller Luise in der Birke und der Georginenblume findet, und sein Traum von dem poetischen Dialoge zwischen ihm und Luise erinnert an den Gedichtwechsel von Goethe und Marianne v. Willemer.

So wächst der Gedanke an die Geliebte aus dem Luftreich vager Phantasien immer tiefer in den Boden einer gehofften Wirklichkeit hinein, und am 1. Oktober 12 Uhr nachts gesteht er (Baechtold, S. 304), daß er sich auf die ehrbarste Weise an der lieblichen Braut eines Quidam gefreut und an die X. (Luise Rieter) gedacht habe. „Ich bin auch nicht von Stroh. Gute Nacht, mein liebes Herz! Du verlierst sehr viel, wenn du nicht aushältst."

Aber die gärende Unruhe seines Innern, das die Liebe durcheinanderrüttelte, ließ nicht nur die schimmernden Blasen wundersamer Phantasiebilder aufsteigen; sie brachte auch eine andere Wirkung hervor: sie trieb ihn ins Wirtshaus. „Ich komme" meldet die gleiche Tagebuchnotiz „soeben aus der Gesellschaft, ziemlich gebeugt von achttägiger Liederlichkeit, die doch wiederum höchst unschuldig ist, wenn ich andere Personen und Verhältnisse betrachte. Ich glaube mich immer schlechter und schwächer als andere und finde mich am Ende immer ein klein wenig besser. Wahrscheinlich aber werde ich mit meiner naiv beschaulichen und müßiggängerischen Weise zugrunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendriansmenschen florieren" (Baechtold, S. 304). Auch Luise Rieter hat er vierzehn Tage später gestanden, er sei die ganze letzte Woche in Wirtshäusern herumgestrichen.

Und doch war es nicht allein diese Liebe, die sein ganzes Wesen umgestürzt hatte, auch die prekäre Unsicherheit seiner äußeren Lage tat das Ihrige. Immer noch lag er Mutter und Schwester zur Last, die für ihn arbeiteten. Und nun fiel die Schwester Regula im Spätsommer 1847 noch in eine schwere Krankheit, die sie nicht nur körperlich niederwarf, sondern auch ihren Geist verwirrte. Während die Mutter sich in der Pflege der Kranken fast aufrieb, ganz allein vierzehn Nächte bei ihr wachte, konnte der Bruder nichts tun als müßig zusehen, in der bitteren Empfindung, die „unnütze Pflanze, die geruchlose Tulpe zu sein, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester, auffaugt" (Baechtold, S. 298). Wie die Krankheit sich Woche um Woche hinzog, riet der einsichtige Arzt zu einem Landaufenthalt, und Mutter und Tochter begaben sich Ende September zu Verwandten in dem alten Rheinstädtchen Eglisau, während der Sohn wieder, wie aus dem Brief der Mutter vom 27. September hervorgeht, bei Schulz eine Unterkunft fand. Der Luftwechsel tat Wunder bei der Kranken. Am 27. September kann die Mutter dem Sohne melden, daß es mit jedem Tag bedeutend vorwärts gehe. Am 30. September schreibt sie:

„Wegen Regula könnte ich jetzt schon wieder nach Hause gehen, indem es meine Hilfe nicht mehr bedarf, es schläft die ganze Nacht, ißt und trinkt, spaziert alle Tage, arbeitet wieder etwas, spielt auch Gitarre und tanzt mit dem Mineli Galoppade! Allein ich denke, der längere Aufenthalt hier werde auch für mich und meine Gesundheit zuträglich sein."

So bleibt auch die Mutter noch vierzehn Tage in Eglisau, und erst am 14. Oktober kündigt sie dem Sohn die Rückkehr an. Ich lasse den Brief der vortrefflichen Frau hier folgen, weil er einmal zeigt, daß die Mutter keine Ahnung hat von den seelischen Wirren, in denen Gottfried Keller sich befand, und dann, weil er ein hübsches Stimmungsbild aus der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Sonderbundskrieges bietet.

„Eglisau, den 14. Oktober 1847.

Lieber Sohn!

Dich wieder einmal über unser Leben und Dasein zu berichten, melde dir, daß wir uns in bestem Wohlsein befinden. Regula ist besonders wieder bei vollen Kräften und Gesundheit. Künftige Woche gedenken wir wieder nach Hause zu kommen, allein welchen Tag kann ich heute noch nicht bestimmt sagen, erstens ist hier auf Montag die Weinlese bestellt, welcher wir auch noch beiwohnen sollen, zweitens möchte uns Fritz [Scheuchzer, ein Sohn des Onkels im „Grünen Heinrich"] gerne mit seiner Chaise nach Zürich führen (weil er selbst gern wieder ein Tag in Zürich wäre). Deswegen müssen wir zuerst vernehmen, welchen Tag man dort das Pferd am besten haben kann. Es macht mir zwar keine Freude, ich sehne mich keineswegs nach Zürich zu kommen, da ich hin und wieder von Leuten, welche von Zürich kommen, höre, was für Kriegstumult, Klagen und Jammer dort walte! Hier ist alles ruhig, außert etwa die Frauen sind ängstlich, denen ihre Männer zum Auszuge aufgeboten sind. Heinrich hat auch ziemlich Geschäfte, diese Woche erhielt er auch Aufträge, zur Bereitschaft, nun soll er ein Pferd kaufen, und findt in dieser Gegend kein passendes für ihn, entweder sind sie zu alt oder zu jung! Überhaupt fürchtet er sich auch nicht wenig vor einem Auszuge. Es wäre freilich auch ein großes Unglück für unser ganzes Land, und jeder Haushaltung zum Schaden und Verlust gereichend. Gott leite zum Frieden. Wir lassen alle im Hause grüßen.

Auch dich grüßt vielmal deine Mutter und Schwester."

Die Kriegswirren des Vaterlandes waren gerade der rechte Hintergrund für die Kämpfe, die sich damals im Innern Gottfried Kellers abspielten. Auch hier drängte alles zur Entscheidung. Etwa am 8. Oktober war Luise wieder bei Orellis eingerückt; sie hatte sich in Zürich einer Zahnoperation zu unterziehen. Unvermutet traf sie, als sie in Begleitung von Professor v. Orelli die Kunstausstellung besuchte, mit Gottfried Keller zusammen. „Er war" – schreibt Luise ihrer Mutter am 12. Oktober – „so verblüfft, daß er, anstatt artig und höflich als Cicerone uns zu dienen, sich so bald als möglich davonstrich." Dies ist der authentische Wortlaut in Luises Brief. Wenn

dafür bei Baechtold (S. 277 von Baldensperger S. 74 übernommen) steht, Keller habe „plötzlich Wendung gemacht und sei davongestürzt wie ein gehetzter Hirsch", so ist dies eine Ausschmückung von Luises Nichte.

Das rasche „Sichdavonstreichen" des Dichters erklärt sich aus Kellers damaligem Zustande zur Genüge. Wahrscheinlich hatte er von der Anwesenheit Luises in Zürich keine Ahnung gehabt. Jetzt aber, da er wußte, daß sie in der Nähe war, beschloß er zu handeln, und, um die Verwirrung seines Herzens so oder so zu lösen, ihr seine Liebe zu gestehen. Auf den 16. Oktober war Luises Rückkehr nach Winterthur angesetzt. Bevor sie ging, mußte sie wissen, wie es um ihn stand. So schrieb er am Morgen dieses Tages seinen berühmten Werbebrief[1]). Ich teile ihn hier des Zusammenhanges wegen nach der Handschrift nochmals mit (Baechtold, S. 277 ff.):

„Verehrteste Fräulein Nieter! Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde. Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche, also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind, aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin. Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billet sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus und machen Sie sich herzlich lustig über mich; denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher alle das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut. Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort, ich müßte mich über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes, grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für [mich]

[1]) Dieses Datum ist also, wie nun feststeht, unter der unbestimmten Angabe am Schlusse des Briefes: „Hottingen im Oktober 1847" (Baechtold S. 280) zu verstehen. Damit fällt auch Baechtolds Motivierung von Kellers rascher Flucht (S. 277) dahin.

sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen. Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte, unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen. Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte: Ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr mich ganz und rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neu modischen Halbheiten. Aber ich muß schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen, es ist gewiß nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu tun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, *ohne sich im mindesten zu bedenken*, wenn Sie ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben. Leben Sie wohl und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir und halten Sie einem armen Poeten etwas zu gut!

Ihr ergebener Gottfried Keller.

Hottingen im Oktober 1847.

Der Brief muß, wie auch aus Andeutungen über ihre Antwort hervorgeht, Luise in eine große Bestürzung versetzt haben. Sie reiste damit nach Winterthur zurück, und wohl erst nachdem sie sich mit ihrer klugen und gütigen Mutter besprochen, schrieb sie dem ungefügen Werber ihre Antwort *sie selbst* und nicht ihre Mutter, wie Baechtold (S. 281), wiederum auf Grund falscher Mitteilungen, angibt. Der Brief ist verloren: Gottfried Keller, der sonst jedes Zettelchen aufbehalten hat, muß die auf seine Liebe zu Luise Rieter bezüglichen Dokumente selber vernichtet haben (vgl. unten den Schluß des zweiten Briefes an Frau v. Orelli). Die Aufklärung aber, die er enthielt, scheint mehr erregt und deutlich-abweisend als „zart" gewesen zu sein, wie die Sache Baechtold dargestellt worden war. Keller hatte geschrieben: „Wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut." Damit hatte er, ohne es zu wissen, einen wunden Punkt bei Luise Rieter getroffen. Ihre unbefangene Freiheit im Verkehr mit jungen Männern hat man ihr, wie aus ihren Briefen und denen ihrer Mutter hervorgeht, oft zum Vorwurf gemacht; man hatte von Koketterie gesprochen. Sie hat sich gegen diesen Vorwurf unter anderem einmal in einem Gedicht vom vierten Wintermonat 1848 verteidigt:

Antwort auf Beschuldigungen.

Kokett wollt ihr mich schelten,
Ei ei, das klingt pikant!
Koketterie ist selten
Der Wahrheit anverwandt.

Und wahr, das bin ich immer,
Die Wahrheit preis ich laut,
Sie ist nicht falsch Geflimmer,
Ist nicht auf Sand gebaut!

„Gleich freundlich stets mit allen!"
So flüstert man sich zu, —
Kann das auch nicht gefallen,
So laßt mich doch in Ruh!

Was ist denn auszusetzen,
Ich geb' mich, wie ich bin,
Kann vor der Welt verletzen
Ein froher, heitrer Sinn?

Der gibt das Glück mir nimmer,
Der so ein Urteil bringt,
Denn Weltton ist nur Flimmer,
Der nicht zum Herzen dringt.

Und nun mußte sie in dem Briefe Gottfried Kellers es lesen, daß es ihre Freundlichkeit gewesen, was ihn zu seiner Werbung ermutigt! Man versteht, daß sie aus des Werbers Worten so etwas wie einen Vorwurf wegen allzu freien Benehmens herauslas, ob die Bemerkung auch eher alles andere als einen Tadel enthalten sollte, und diesen vermeintlichen Vorwurf wies sie in ihrer Antwort zurück. Es scheint aber auch, daß sie Kellers Brief überhaupt nicht ernst genommen hat; war es doch auch ein allzu närrischer und ungewöhnlicher Werbebrief selbst für sie, die sich sonst in ihren Briefen gern in romantisierendem Geistesspiel tummelt. Das Spiel war ihr jetzt auf einmal unbehaglich, nun es Ernst geworden war: statt einer ehrlichen und tiefen Liebe fand sie in Kellers Brief nur das Geständnis einer „mutwilligen und oberflächlichen Neigung."

Jedenfalls las er diese Auffassung aus ihrem Antwortschreiben heraus. Er war nun wirklich so gründlich in die „Patsche" geraten, daß er nicht nur mit seiner Liebe abgewiesen, sondern noch dazu in das schiefe Licht der Zudringlichkeit und des Leichtsinns gestellt war. Gegen diese Anschuldigungen mußte er sich verteidigen. Wenigstens als Mensch wollte er vor der Geliebten rein dastehen. An sie selber konnte er nicht zum zweiten Male schreiben, dazu war ihre Antwort zu deutlich gewesen. So wandte er sich an ihr „Zürimuetterli", wie Luise Rieter Frau Professor v. Orelli nannte, und ließ auf den tollen Werbebrief einen der wundervollsten Rechtfertigungsbriefe folgen, die je geschrieben worden sind[1]):

[1]) Frau Prof. v. Orelli hat diesen und den folgenden Brief augenscheinlich sofort nach Winterthur geschickt, wo, wie die Handschrift deutlich zeigt, Frau Rieter sie abschrieb. Aus dem Nachlaß Luises sind vor einigen Jahren diese Abschriften auf die Züricher Stadtbibliothek gekommen; die Originale sind bis jetzt verschollen geblieben.

„Hottingen, den 21. Oktober 1847.

Verehrteste Frau!

Am letzten Samstag [16. Oktober] mißbrauchte ich Ihre Güte, der F.[räulein] L.[uise] R.[ieter] einen Brief zukommen zu lassen, dessen Inhalt Ihnen vielleicht bekannt ist, da F[räulein] R. Sie in ihrer Antwort ihre mütterliche Freundin nennt. Wenn er es nicht ist, da Fräulein R. vielleicht zu verletzt war, um Ihnen denselben mitzuteilen, so wird es sich aus diesen Zeilen ergeben, welche annehmen und lesen zu wollen für mich eine Wohltat wäre; und darzutun, daß ich derselben nicht so unwert bin, wie es den Anschein hat, ist der Zweck dieses Briefes.

Jene Antwort ist nämlich derart, daß ich mir nicht erlauben darf, noch ein unmittelbares Wort an die Schreiberin desselben zu richten, obgleich ich zu meiner Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung diese unglückliche Geschichte nicht abschließen kann, ohne noch zwei Punkte zu berichtigen. Denn trotz der Herzensgüte, welche aus ihren Worten hervorleuchtet, blickt doch ein geheimes Beleidigtsein dazwischen hervor, und das mit Recht; nur zwei Äußerungen hat sie mißverstanden auf eine Weise, welche meinem Bewußtsein wehe tut. Sie, erstens, um Nachsicht zu bitten, verehrte Frau, daß ich auch Ihr stilles Leben auf eine Stunde stören muß, und zweitens darum, daß Sie Fräulein R. meine Rechtfertigung in beiden Punkten auf die geeignetste Weise sagen möchten, kann ich nicht vermeiden, weil ich sonst keinen Weg kenne. Ich schrieb ihr, daß nur die Freundlichkeit, mit welcher sie mir begegnet sei und dergleichen, mir den Mut gebe, ihr mein Herz zu eröffnen. Das hat sie so ausgelegt, als ob ich auf eine unverschämte Weise ihre angeborene Freundlichkeit zu meinen Gunsten ausgelegt hätte; und doch ist es nicht so. Ich wollte nichts anderes sagen, als daß ich ihr überhaupt ein gutes Herz zuschrieb, welches mich nicht so hart und schnöd abweisen würde, weil sie mich nicht so grob und nüchtern ansah wie andere Mädchen. Ich verlange gewiß nichts weniger, als daß diese kokettieren sollen, aber viele dürften dreinschauen, wie ihnen die Augen gewachsen sind, ohne daß sie befürchten müßten, ein Unglück anzurichten wie Luise R. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung ungeachtet des Mißverständnisses und nicht zu meiner größeren Ruhe auch nicht getäuscht.

Sodann war sie schmerzlich überrascht, daß ich in den wenigen Augenblicken, wo wir uns sahen, eine solche Leidenschaft für sie gefaßt haben sollte. Sie glaubte der unschuldige Gegenstand einer mutwilligen und oberflächlichen Neigung geworden zu sein, und daß sie das so sehr beleidigte, anstatt ihr zu schmeicheln, bewies mir wieder ihr reines und gesundes Gemüt. Ich muß gestehen, daß es allerdings den Anschein hat, als habe ich mich auf eine leichtsinnige Weise in diese Liebe hineinphantasiert, allein es ist doch nicht so. Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei F[räulein] R. hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt. Als ich sie im Garten und in Ihrer Wohnung im letzten Frühling sprechen und lachen hörte, ohne sie gesehen zu haben, fragte ich die Schulzische Magd augenblicklich, wer unten sei, und als ich sie nachher sah, es war eben Mai und das schönste Wetter; man erzählte mir

viel von ihr und nachher fand sich eben nichts vor, das mir die erwachende Neigung verleidet hätte. Deswegen aber war ich doch nicht blind, und als ich sie zum erstenmal in Ihrer verehrten Gesellschaft sah, bemerkte ich, als man vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr, die ich alsobald die heftigste Begierde verspürte, ihr abzugewöhnen.

Ich wünsche nicht, hochverehrte Frau Professor, daß Sie dies alles ihr sagen, sondern nur, wenn Sie können und wollen, daß Sie glauben, ich hätte sie als ein guter und ordentlicher Mensch aufgefaßt und geliebt.

Sie fragen mich wohl, wie ich denn dazu gekommen sei, jenen freien und maßlosen Brief zu schreiben? Da ich in Ihrem Hause mir die Tölpelei habe zuschulden kommen lassen, so erlauben Sie mir gewiß noch einige Worte darüber, obwohl diese Zeilen sich schon nur zu sehr angehäuft haben; Sie können ja, wenn Sie dieselben gütig aufnehmen wollen, dazu beitragen, daß ich die unselige Leidenschaft mit Besonnenheit vergesse und begrabe, und dies liegt wenigstens in einem äußeren Interesse Ihrer jungen Freundin. Wenn man mich hingegen nicht hören will und ich das letzte Wort unbarmherzig verschludren muß, so bin ich noch auf Wochen hinaus zerstört und elend, und überdies sind mir alle Kreise, die im entferntesten an den Ihrigen grenzen, sogar die Schulzische Wohnung, verschlossen. Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht und befand mich am Morgen sogar körperlich unwohl, das Herz war mir fortwährend wie zugeschnürt und der Kopf heiß. Auch der demütigste Mensch glaubt und hofft innerlich immer mehr als er auszusprechen wagt, und ich bin keiner von den demütigsten, vielmehr habe ich manchmal einen recht sündlichen Hochmut in mir zu bändigen. Ich erging mich an jenem Morgen in den glühendsten Hoffnungen, ich spann einen Roman um den andern aus, und mitten in meinem Rausche erinnerte ich mich gehört zu haben, daß sie heute abreisen und ich sie also auf lange Zeit, vielleicht für immer, aus den Augen verlieren würde. Eine tiefe Angst kam über mich, und so entstand der Brief; während meine Gedanken bei ihr waren, schrieb meine Hand die ungeschliffenen Worte. Ich habe lange schon vorausgesehen, daß es mir einst so gehen würde, darum habe ich mich bei den zwei andern Mädchen, die ich in meinem Leben schon liebte, so gesträubt, etwas zu sagen, und es war mein gesunder Takt. Indessen ist der Schlag, der mich aus meinem Himmel warf, nur wohltätig für mich. Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bittern Tagen abgelegt, und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt so etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich die Sache schon ziemlich objektiv ansehen kann, und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich mich bereits auf der Besserung befinde. Im schönen Mai erschien mir Luise Rieter, im Herbst entschwand sie mir für immer und ich kann wohl in jeder Beziehung und ohne alle Ausnahme sagen, daß es trotz allem Leid der schönste Sommer und der lieblichste Traum meines Lebens gewesen ist, und ich hoffe, denselben recht

lang in ruhiger Seele festzuhalten; aber es wäre kindisch und unvernünftig von mir, im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde.

Genehmigen Sie, hochverehrte Frau! wenn Sie meine vertrauensvollen Worte nicht mit Ungeduld gelesen haben, die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit, in jedem Falle aber meiner tiefsten und wahrsten Ehrerbietung.

Ihr ergebenster Gottfried K."

Der ganze Brief mit seinen langen, manchmal mühseligen Perioden verkündet die zitternde Erregung, in der sich der Dichter befand. Ich kenne keinen Brief Gottfried Kellers, in dem sein Seelenleben so elementaren Ausdruck gefunden hat; aber auch keinen, in dem aus der dunklen Tiefe bittersten Leides seine Seele in dem ganzen Adel ihrer männlichen Größe und lauteren Reinheit so siegend emporsteigt. Der Brief der Geliebten, deretwegen er „einen traurigen und müßigen Sommer verlebt", er war die Spitze all der demütigenden Qualen gewesen, die er in den letzten Monaten durchgemacht, und hatte ihm darum doppelt wehgetan. Aber indem er ihn zwang, sich ihrem Vorwurf oberflächlichen Leichtsinnes gegenüber auf den Wert seiner Persönlichkeit zu besinnen, so entfloß der bitteren Erfahrung auch eine heilende Stärkung: man spürt es dem Briefe an Frau v. Orelli an, wie im Laufe des Schreibens das Selbstbewußtsein des Dichters wächst. Schreibt er am Anfange den Namen der Geliebten mit zager und rücksichtsvoller Abkürzung F. R. oder Fräulein R. oder Luise R., so wirft er ihn am Schlusse als Luise Rieter mit freiem Selbstbewußtsein hin; windet er sich am Anfang in Zerknirschung und Not, so klingt der Schluß eigentlich fröhlich und heiter: es ist die Heiterkeit der in Leid geprüften freien Mannesseele, der Kern von Gottfried Kellers Humor.

Der Antwortbrief von Frau v. Orelli ist nicht erhalten; daß er „mild und wohlwollend" war, das wissen wir nicht nur von Gottfried Keller selber, sondern auch aus dem später zu erwähnenden Briefe der Frau Rieter-Schellenberg an ihre Tochter. Der Ton der Liebe und Achtung, der aus Frau v. Orellis Worten sprach, gab Gottfried Keller das Gefühl, daß er bei ihr und auch bei Luise Rieter rehabilitiert war; nötig aber zur Stärkung seines Selbstbewußtseins hatte er ihn nicht mehr. Er hatte sich aus eigener Kraft wiedergefunden. Das zeigt der zweite Brief an die treffliche Frau:

„Hottingen, den 28. Oktober 1847.

Hochverehrte Frau!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren milden und wohlwollenden Brief und wünsche nur, daß jeder und jede, die eine ähnliche Krise wie ich zu überstehen haben, auch eine solche Hülfe finden möchten; viel ernstes und närrisches Unheil würde dadurch im Keime erstickt werden. Wenn ich bedenke, daß ich (wie ich doch darauf bestehen muß) eine große Unbesonnenheit abzubüßen hatte, so bin ich noch glücklich und bereichert aus der Verwirrung hervorgegangen, indem ich mir eine so köstliche und edle Teilnahme erworben habe, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu bekennen, daß noch wenige Ereignisse mich so sehr veranlaßt haben, mich zusammen zu nehmen, als eben das durchlebte, und in demselben hauptsächlich Ihre gütige Teilnahme.

Ich hatte bewußtlos und hastig alles, was ich innerlich besitze, alles

Wünschen und Hoffen, alles Entschiedene und Unentschiedene in die Erscheinung Luisens niedergelegt, mein ganzes Wesen hatte ich in die liebliche Form gezwungen, und als ich das schöne Gefäß plötzlich mußte fallen lassen, glaubte ich zugleich meine ganze Habe, mich selbst verloren zu haben. Nur Ihr aufrichtendes Benehmen machte es mir leichter, eine Kostbarkeit nach der andern wieder aus dem Namen Luise herauszusuchen und wieder dahin zu bringen, wo sie vorher gewesen ist, und ich hoffe immer noch so viel zu retten, daß ich damit erreichen kann, daß weder Sie noch das teure Kind sich je dieser Tage zu schämen haben. Dies ist keine Phrase von mir, sondern mein voller Ernst, denn obschon ich recht gut weiß, daß ich Talent habe, so habe ich doch noch nichts getan, um mich in der Gesellschaft mit der nötigen Sicherheit bewegen zu können, wenn in zarteren Dingen Konflikte entstanden sind; deswegen wird es mir auch erst möglich sein, Ihrer gütigen Einladung zu folgen, Sie und Herrn Professor zu besuchen, wenn ich imstande bin, einigen Humor über Vergangnes hervorzukehren, weil im Grunde die beiden Geschlechter gewissermaßen in einer Urfeindschaft stehen, welche, an sich reizend und interessant genug und die Grundlage der schönsten Erscheinungen bildend, doch das persönliche Zusammentreffen genant und unbehaglich macht, bis gewisse Risse durch Neues und Heiteres geheilt und überwachsen sind. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee, so verkehre ich jetzt am liebsten mit den Männern, nicht um bei ihnen zu plaudern und zu klagen, sondern mich an ihrer Härte zu stärken und mich bei ihnen wieder selbst zu finden.

Inzwischen gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, verehrte Frau Professorin! für eine bessere Zukunft bei Ihnen die Einkehr in ein Haus wahrer Freundschaft suchen und finden zu dürfen und so erlauben Sie mir jetzt, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auszudrücken, mich dem Herrn Professor auf das angelegentlichste zu empfehlen und endlich über die Veranlassung dieser Korrespondenz den schweren Schleier einer unwiederruflichen Vergangenheit zu ziehen. Mit aller Verehrung und Ergebenheit

Ihr G. K."

Die starke Betonung der Männlichkeit zeigt, daß Gottfried Keller gekräftigt aus dem leidenschaftlichen Erlebnis hervorgegangen war. Im Tagebuch vom 1. Mai 1848 spricht er „vom Scheiden der Jugend". Er spürt, die Jahre dumpfer Jugendlichkeit und sentimentaler Träumerei liegen hinter ihm; energisch richtet er nun seinen Blick aufs Ganze, auf die politische Gemeinschaft, in der er lebt: „Wehe einem jeden" schreibt er am Schlusse seines Tagebuchs von 1848 (Baechtold, S. 317) — „der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet! Denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern noch dazu allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns! Nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde!"

Daß Gottfried Keller durch die Briefe an Frau v. Orelli bei Luise den Zweck erreicht hat, den er erstrebte, das zeigt eine Stelle aus einem Briefe, den Frau Rieter bald nach dem Erlebnis an ihre Tochter schrieb:

„Der Dichter fällt mir dabei in den Sinn, der so liebliche Lieder dichtet und so zartgefühlte Briefe schreibt [damit sind jedenfalls die Briefe vom 21. und 28. Oktober gemeint]. Du armes Kind, Du denkst nicht daran, daß Du der unschuldige Boreas warst, der seine Rose der Liebe und des Mais unbarmherzig erstarren machte. Du dachtest bei der ganzen Geschichte nur an Dich. Du frugst ganz erstaunt: Warum hat er es gewagt mich zu lieben? Ich gab ihm nicht die Erlaubnis dazu! . . . Der Dichter hat nun resigniert, es ist eine edle Resignation. Ahme ihm nach in Bezug auf andere Punkte, nämlich bleibe gut und rein, wirf Deinen Ehrgeiz auf etwas Rechtes und zersplittere Dich nicht an zu großem Welttand. Halte Dich an die Besseren Deiner Armee [d. h. Deines Geschlechts, eine Anspielung an Kellers zweiten Brief an Frau v. Orelli!] und fliehe das Geschwätz der Gewöhnlichen, stähle Dich gleich dem Dichter an der Kraft anderer. Dein Züri-Muetterli ist dem Dichter sehr gewogen, und mit Recht."

Über die weiteren Schicksale Luise Rieters hat Baechtold (B. I[1], S. 281) das Nötige mitgeteilt. Gottfried Keller soll ihr, wie ich einer Mitteilung ihrer Nichte entnehme, 1848 seine Gedichte nebst Widmung geschickt haben. Gesehen haben sich die beiden nicht mehr. Eine mündliche Tradition berichtet, Luise habe es später bereut, daß sie Gottfried Kellers Werbung ausgeschlagen. Nach dem Tode ihres Vaters (1855) ging sie nach Paris und England, um sich selbständig durch die Welt zu bringen. Später lebte sie mit ihrer geliebten Mutter bei Verwandten auf Christenbühl bei Neukirch im Kanton Thurgau. Ihre letzten Jahre waren durch ein schweres Unterleibsleiden getrübt; mutig entschloß sie sich endlich zu einer Operation auf Tod und Leben. Unvermählt starb sie am 2. Juni 1879.

Der Dichter aber, dessen entgegenwallendes Herz sie einst zurückgewiesen, hat ihr die Unsterblichkeit geschenkt: sie lebt in der Gestalt der Figura Leu in dem „Landvogt von Greifensee" fort. Das ist nicht nur die Vermutung Baechtolds (Bd. III, S. 256), auch der Arzt, der sie operiert, und der ein intimer Freund von ihr gewesen war, Dr. Elias Haffter, hat diese Überzeugung geteilt. Da sie neuerdings bestritten worden ist, so will ich hier noch auf die parallelen Züge aufmerksam machen.

Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee, sucht, um Figura Leu näher zu kommen, die Gesellschaft ihres Bruders auf. Dieser gehört (S. 168) einer Verbindung von „Strebsamen und Feuerköpfen aus der Jugend der herrschenden Klassen an, die eine bessere Zukunft und aus dem dunkeln Kerkerhause der sogenannten beiden Stände, d. h. des geistlichen und weltlichen Regiments, zu entrinnen suchten". Auch Gottfried Keller lernt Luise Rieter durch die Vermittlung seines Freundes Schulz kennen, der, als liberaler Demokrat, in ähnlichem Gegensatz zu dem vertrockneten Aristokratismus seiner Zeit stand wie Figuras Bruder zu dem Regiment des 18. Jahrhunderts

Figura Leu lebt im Hause ihres Oheims, der Vaterstelle an ihr vertritt.

Ähnlich Luise Rieter in Zürich im Hause ihrer Pflegeeltern, Philemon und Baucis.

Figura Leu führte in Salomon Landolts Erinnerung den Namen Hanswurstel, der auf die heitere Schalkhaftigkeit ihres Wesens hindeutet: denn sie „lebte fast nur vom Tanzen und Springen und von einer Unzahl Späße, die sie mit und ohne Zuschauer zum besten gab. Nur um die Zeit des Neumondes war sie etwas stiller, ihre Augen, in denen die Witze auf dem Grunde lagen, glichen dann einem bläulichen Wasser, in welchem die Silberfischchen unsichtbar sich unten halten und höchstens einmal emporschnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel streift" (S. 165). Diese Charakteristik paßt haargenau auf Luise Rieter, so wie sie uns in den Schilderungen ihrer Mutter, in ihren Briefen und Gedichten entgegentritt. Wie bei Figura Leu wurzelte auch bei Luise die Lustigkeit in dem Grunde einer ursprünglich ernsten und tiefen Natur; von dieser legen ihre Gedichte Zeugnis ab, die in unendlichen Variationen den Schmerz und die Enttäuschungen unglücklicher Liebe besingen. Eines, vom 16. Januar 1848, heißt:

„Wenn das Herz voll bangem Sehnen
Bebt vom traurigen Geschick,
Wenn die Augen naß von Tränen
Suchen das entschwundne Glück,

Wenn die Hoffnung will verschwinden,
Wenn verlöscht das helle Licht,
Wenn aus tausend dunklen Schlünden
Unsres Schmerzens Flamme bricht;

Wenn der Jugend Ideale,
Wenn des Lebens schönster Traum
Läßt zurück zum ersten Male
Einen weiten, öden Raum:

O wie wird das Leben düster,
Jede Freude ist dahin,
Selbst der Seele zart Geflüster
Schweigt mit all den Phantasien.

Ach, es ist ein hartes Kämpfen,
Bis errungen wird die Ruh
Herzensweh ist schwer zu dämpfen,
Wunden heilen langsam zu."

Gottfried Keller nennt (S. 165) Figura Leu ein „elementares Wesen", auf die freie Ursprünglichkeit ihrer Natur hinweisend, und die Art, wie sie im Hause ihres Oheims sich über die steifen Sittengebote des damaligen Zürich lustig macht und die Bittsteller abfertigt, die am Sonntag aus den Toren gehen wollen, ist ein Zeugnis für ihre Natürlichkeit wie für ihren Witz. Durch diese Natürlichkeit wird Salomon Landolt gefangen, wie — nach den Aussagen der Briefe — Gottfried Keller durch die zwanglose Freundlichkeit der Luise Rieter, die, wie er betont, dadurch sich so vorteilhaft von der gezierten Sprödigkeit der meisten ihrer Altersgenossinnen unterscheidet. So läßt er denn auch Figura Leu (S. 168) dem jungen Salomon Landolt freundlich seinen Gruß abnehmen: „Ja, sie grüßte ihn manchmal zuerst mit heiterem Nicken, da sie sich an keine

Etikette band." Dabei unterscheidet sie aber mit feinem Takt zwischen Natürlichkeit und kecker Zutraulichkeit: „Sie legte" — heißt es S. 178 „ihm hundertmal die Hand auf die Achsel oder gar den Arm um den Hals; sobald er aber vertraulich ihre Hand ergreifen wollte, zog sie dieselbe beinahe hastig zurück, wagte er vollends ein zärtliches Wort oder einen verräterischen Blick, so ließ sie das mit kalter Nichtbeachtung abgleiten." Klingt das nicht wie ein Nachhall der bitteren Auseinandersetzung über richtig und falsch verstandene Freundlichkeit in Kellers erstem Brief an Frau v. Orelli und der Erfahrung, die er selber mit der Natürlichkeit von Luise Rieter gemacht hatte?

In dem „Landvogt von Greifensee" ist von Figuras *silbernem* Gelächter die Rede. Man erinnert sich an jene schöne Stelle in dem Briefe vom 21. Oktober, die schildert, wie Gottfried Keller Luise Rieter im Garten sprechen und lachen hört, und an die Erklärung: „Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran."

Endlich ist Figura Leu wie Luise Rieter unvermählt geblieben.

Aber nicht nur in die Novelle von Figura Leu, auch in andere Episoden des „Landvogts von Greifensee" sind Motive von Kellers Erlebnis mit Luise Rieter übergegangen. Schon Valdensperger ist die Ähnlichkeit zwischen dem Werbebrief, den Landolt der Salome oder dem „Distelfink" schreibt, und demjenigen an Luise Rieter aufgefallen. Dazu kommen noch zwei Motive aus der Erzählung von der „Grasmücke": Salomon Landolt gibt dem Mädchen Unterricht im Zeichnen und Malen. Auch Luise Rieter hat, wie bereits bemerkt wurde, gezeichnet, und Gottfried Keller, der ja als Maler Luise Rieter in dieser Kunst ebenso überlegen war, wie Salomon Landolt der Grasmücke, hat (vgl. den Brief vom 21. Oktober), als man einst vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr bemerkt, die er „alsbald die Begierde verspürte ihr abzugewöhnen". Das ganze Zeichenwesen der Grasmücke, und vor allem ihres Vaters, des Proselytenschreibers, entbehrt nicht einer gewissen Absonderlichkeit: „Der Vater" — so erzählt Keller S. 207 — „machte Darstellungen aller möglichen Vögel; er klebte die natürlichen Federn derselben oder auch nur kleine Bruchstücke von solchen auf Papier zusammen und malte den Schnabel und Füße dran hin. Ein Haupttableau der Art war ein schöner Wiedehopf in natürlicher Größe, im vollen Federnschmuck." Solche halbnatürliche Vogelgemälde hat tatsächlich ein der Familie Rieter durch Heiratsbeziehungen verbundener Winterthurer, der 1863 gestorbene, bedeutende Industrielle Jakob Ziegler-Pellis, ums Jahr 1820 angefertigt, indem er auf eine Hochreliefform von Papiermasse die Federn künstlich aufklebte und, mit einem gewissen Geschick im Zeichnen und Kolorieren begabt, das Beiwerk dazu malte. Die Bilder sind heute noch als anmutige Spielerei eines Natur- und Kunstfreundes, auch eines „geistreichen Dilettanten", im naturhistorischen Museum in Winterthur zu sehen. Sie bildeten einst eine berühmte Sehenswürdigkeit der Stadt, und es ist nicht unmöglich, daß Gottfried Keller durch Luise Rieter darauf aufmerksam geworden ist.

Bismarck und die Konservativen.

Briefe aus Trieglaff.

Herausgegeben von
Hermann Witte (Danzig).

Der Trieglaffer Kreis ist durch Erich Marcks' „Bismarck" einem größeren Publikum bekannt geworden. In Trieglaff lernte Bismarck das Christentum schätzen und lieben; aus Trieglaff stammte die Frau seines intimsten Freundes Moritz v. Blanckenburg-Zimmerhausen, der er für sein geistliches und geistiges Leben besonders viel verdankte. Der alte Herr v. Thadden-Trieglaff stand dem Junker v. Bismarck auf Kniephof auch in wirtschaftlichen Anschauungen nahe. Aber dieser ältere Trieglaffer Kreis ging am Ende der vierziger Jahre auseinander: Bismarck zog nach Schönhausen, Frau v. Thadden und ihre Tochter Marie v. Blanckenburg starben. Der innere Zusammenhang zwischen dem Trieglaffer Hause und Bismarck blieb aber durch Moritz v. Blanckenburg lebendig.

In die jüngere Generation dieses Trieglaffer Kreises trat 1853 die junge Frau Marie v. Thadden ein, Gemahlin des Bruders der verstorbenen Marie v. Blanckenburg, Reinhold. Sie war die Tochter des Hallenser Juristen Karl Witte, des bekannten Dante-Forschers; mit ihrem Vater hatte sie lebhafte politische Interessengemeinschaft und fand Gelegenheit, durch ihren Schwager Genaueres über die Geschehnisse zu hören. Es gab in Trieglaff ja viel Gelegenheit zum Politisieren: Ludwig v. Gerlach war eng mit dem alten Herrn v. Thadden befreundet[1]). In Zimmerhausen gingen Roon und Kleist-Retzow ein und aus. Moritz selbst wurde allmählich Führer der Konservativen und zwar des realpolitischeren Flügels.

Der Vater Witte war mit Heinrich Leo ein Führer der Hallenser Altkonservativen. Geboren noch unter einem Habsburger Kaiser, umgetrieben in den napoleonischen Wirren, als Jurist Anhänger der Hallerschen Lehre vom christlich-ständischen Staat, als Dante-Forscher Ghibelline, also Großdeutscher, im übrigen weit mehr Gelehrter als Politiker, so lebte Witte ganz

[1]) Vgl. die „Altersbriefe Ls. v. G." an Thadden, die G. Ritter in der „Deutschen Revue" herausgab.

in den altkonservativen Anschauungen über Preußens äußere und innere Politik wie über die Zukunft Deutschlands. Er war konservativ, d. h. er verabscheute Revolution und Parlamentarismus; und er war großdeutsch, d. h. er verwarf den Ausschluß Österreichs aus Deutschland. Politisch rege interessiert, wenn auch publizistisch selten hervortretend — doch hat er sich in der französisch-österreichischen Krisis von 1859 in der „Kreuzzeitung" für seine italienischen Freunde verwandt, indem er die österreichische Mißwirtschaft, die nationale Begeisterung der Italiener schilderte —, ließ er sich von seiner Tochter gerne neue politische Nachrichten senden.

Reinhold und Marie v. Thadden fuhren häufig nach Zimmerhausen hinüber und ließen sich von ihrem Schwager erzählen, was er in Berlin von Bismarck erfahren hatte. Zu Hause setzte sich dann Frau v. Thadden hin und schrieb für ihren Vater auf, was sie in ihrem ungewöhnlich sicheren Gedächtnis bewahrt hatte. An einzelnen Stellen ihrer Briefe glaubt man, trotz der doppelten Übertragung, Bismarck selbst sprechen zu hören. Durch diese Briefe wurde also die Verbindung hergestellt zwischen den hinterpommerschen und den Hallenser Konservativen.

Wie es so geht, sind auch die meisten dieser Briefe als „wertlose Familienbriefe" verbrannt worden. Einige aber konnten noch im letzten Augenblick gerettet werden. Sie erscheinen wertvoll, weil sie einmal in dieser Form Unbekanntes zur Zeitgeschichte enthalten, und weiter, weil sie die Stimmung in dem mit Bismarck persönlich eng verbundenen Trieglaffer Kreise spiegeln. Die erhaltenen Bruchstücke führen uns in großen Sprüngen von 1863—1873.

I.

Der erste Brief datiert aus der Zeit des Konflikts. Bismarck ist seit einem halben Jahre Minister. Die erste Schonzeit ist vorüber, das Land, der fortschrittliche Landtag toben wider ihn. In den Zeitungen, soweit sie nicht konservativ sind, stehen fast täglich Artikel gegen Bismarck, den „beschränkten Junker", den „Schüler Napoleons", den „Mann mit dem kleinlichen, beschränkten Diplomatenhirn".

Der Brief ist, wie alle diese Briefe, undatiert; der Empfänger vermerkte:

23. 3. 1863.

„Dein Brief hat uns viele Freude gemacht und mich in meiner Absicht, etwas mit Dir politisch zu plaudern, bestärkt. — Gerhard [1]) hat kürzlichst einige Wochen in Berlin, größtenteils bei Bismarcks zugebracht, und da hat man denn allerlei solchen Klatsches gehört, der Dich vielleicht auch interessiert. Vor allen Dingen haben wir durch Gerhard die erfreuliche Gewißheit erhalten, daß der König völliges Vertrauen zu Bismarck hat und fest zu ihm steht trotz aller Intrigen, die besonders von seiten der Königin gegen ihn geschmiedet werden. Es gibt niedliche kleine Geschichtchen, die dies beweisen. Er steht auf sehr vertraulichem Fuß mit Bismarck, so daß er neulich auf des Königs Geheiß hat seinen eigenen königlichen Leibrock anziehen müssen. Es war eilig und hätte aufgehalten, wenn Bismarck erst nach

[1]) v. Thadden, ihr Schwager, verunglückte 1873 bei der Einweihung des neuen Witznitzer Hauses.

Hause gegangen, da bat ihn der König in seine Garderobe gewiesen und ihm selbst noch einen von seinen Orden angesteckt. Es betraf die Vorstellung eines Gesandten.

„Daß eine Deputation aus der Kammer zum König gekommen ist mit dem Versprechen, daß sie alles, Armeereorganisation usw. bewilligen wollten, wenn der König nur Bismarck entlassen wollte, habt Ihr wohl gehört. Natürlich hat sie der König abgewiesen. Als er die Begebenheit Bismarck erzählt, antwortet ihm der, Majestät möge nur noch ein wenig warten, dann könne er ihn noch teurer verkaufen. — Als der König darauf angeredet wird, daß er jetzt so viel wohler aussehe als vorigen Winter, antwortet er, auf Bismarck zeigend, voilà mon médecin. Gerhard ist ganz voll von Bismarck, von seinem tiefen, redlichen, auf Glauben gegründeten Ernst. Deine Besorgnisse über seine Stellung zu Österreich sind leider wohl nur zu gegründet, — freilich mag es für Bismarck sehr schwer sein, sich mit ihnen zu stellen, da er die schuftigen Diplomaten dieses Staates so gründlich schätzen gelernt hat in Frankfurt usw. Für unsere speziell preußischen Zustände ist Bismarck doch aber gewiß der rechte Mann, wenn seine starken Schultern nicht stützen gekommen wären, wo würde das Königtum von Gottes Gnaden jetzt sein, bei dieser Kammer! Er ist ein Held von Kopf bis zur Zeh und so überzeugungsfreudig, daß er schon andere mit überzeugen wird. Sein reiner gerader Charakter wird sich schon auch unter dem Volke Vertrauen erobern. Ein betender Minister ist doch ein großer Segen.

„Der 17.[1]) ist hier auch sehr feierlich begangen worden, das heißt in Greifenberg[2]), wohin die Umgegend alle ihre Veteranen schickte. Reinhold fuhr mit den zwei Batzwitzer[3]) Veteranen in einem mit Fahnen und Kränzen geschmückten Wagen, es sah wunderhübsch aus. — Moritz war in Berlin zum 17., es soll sehr ergreifend gewesen sein, diese Schar schneeweißer Alter, zum Teil von „Muttern", wie Moritz sagt, begleitet. Es soll beim Unterbringen der Veteranen höchst komische Szenen gesetzt haben. Wrangel hat 30 in einen Saal legen wollen, wie er aber die vielen „Mutters" gekriegt, hat er sich gar nicht zu helfen gewußt, da er darauf nicht vorbereitet war."

II.

Der nächste Brief versetzt uns in die trüben Tage kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866. Seit seiner Frankfurter Zeit war es Bismarck klar, daß die deutsche Frage nur gelöst werden könne durch „Blut und Eisen". Die gemeinsame Eroberung Schleswig-Holsteins führte die beiden Großmächte in ihren Interessen weit auseinander. Es zeigte sich, wollte Preußen seinem eigenen Machtinteresse folgen, so fand es als Gegner auf seinem Wege Österreich. Nun war es für die politische Erziehung unseres Volkes ein Unglück, daß der Machtgegensatz sich versteckte hinter einem Rechtsstreit: Die Frage, wer sollte in der deutschen Nordmark den Schutz zu Wasser und zu Lande übernehmen? — verbarg sich scheinbar hinter der anderen: wer war in den Erbherzogtümern erbberechtigt? So wurde die öffentliche Meinung dazu gedrängt, in dem Streite zwischen den Deutschen Großmächten und Dänemark, dann zwischen den Deutschen Großmächten selbst einen halb privatrechtlichen, halb staatlichen Prozeß zu sehen. Diese Verdunklung des

[1]) 17. März, Gedächtnisfeier an den Erlaß der Aufrufe „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" vom 17. März 1813.

[2]) Kreisstadt.

[3]) Thaddensches, jetzt Senfft-Pilsachsches Gut bei Trieglaff.

realen Machtkampfes hat vielen Deutschen, vielen Preußen die innere Stellungnahme erschwert. Und noch heute ist unsere „öffentliche Meinung" geneigt, Fragen der auswärtigen Politik wie private Rechtsstreitigkeiten, staatliche Verträge wie privatrechtliche Verträge zu betrachten. Auch nach Trieglaff spielten solche Anschauungen hinein; ihr bekanntester Verfechter auf altkonservativer Seite war ja Ludwig v. Gerlach.

Bismarck aber wußte, daß es sich jetzt um die Machtstellung Preußens handelte. Wollte Österreich ihm nicht gutwillig die Vormachtstellung in Norddeutschland einräumen — und konnte eine Großmacht ohne Krieg auf ihre bisherige Stellung verzichten? —, so war er zum Kriege entschlossen. Es ist bekannt, wie er um den König ringen mußte. In monatelangem Schwanken war man endlich Ende Mai soweit, daß beide Heere mobil waren; Preußen hatte beim Bunde seine Reformanträge gestellt: Ausscheiden Österreichs, ein gesamtdeutscher Reichstag, preußischer Oberbefehl. Von Tag zu Tag wurde Napoleons Haltung drohender; schon hatte er angedeutet, sein Volk wünsche das linke Rheinufer als Entschädigung für preußische Vergrößerung, für Frankreichs Neutralität. Das blieb im Volke aber unbekannt. Das Volk empfand den Krieg als „Bruderkrieg"; und aus allen Teilen Preußens kamen flehende Adressen an den König, er möge die freventliche Politik seines Ministers verlassen. Die herrschende Fortschrittspartei konnte Bismarck keine wahrhaft nationalen Gedanken zutrauen. Der Nationalverein wollte die Gestaltung Deutschlands, wie sie doch auf seinem eigenen Programm stand, aus der Hand Bismarcks nicht empfangen. Und in vielen konservativen Kreisen erregte der Gedanke an einen Krieg mit Österreich Entsetzen. Österreich galt, von Metternichs Zeiten her, aus allen möglichen reellen und ideellen Gründen, für den Hort der konservativen, legitimistischen, monarchischen Ideen gegenüber dem Umsturz, als dessen Verkörperung Napoleon galt. Ludwig v. Gerlach sah mit bitterem Schmerz, wie Bismarck sich dem revolutionären Bonapartismus ergab. Die Tragik unseres deutschen Lebens zeigte sich und griff tief hinein in die Seelen der Treuesten, die Tragik, wie sie uns überkommen ist aus den Tagen der Reformation und Gegenreformation: Jeden Gewinn auf dem einen Gebiet müssen wir mit einem unverhältnismäßigen Verlust auf einem anderen bezahlen. Der Krieg von 1866 gab uns die Freiheit Norddeutschlands, bereitete das Reich vor; aber die Deutschen in Österreich-Ungarn mußten Preußens Erfolge bezahlen.

In die Kämpfe dieser Tage hinein stellt uns der Brief.

Der Professor Witte teilte offenbar alle Bedenken gegen den Bruderkrieg, der Österreich aus Deutschland verdrängen sollte. Seiner Tochter lag daran, ihn zu gewinnen für Bismarcks Politik. Bismarck konnte seinen Freunden aber nur dann den Krieg als sittlich berechtigt erscheinen lassen, wenn Österreich die Schuld daran trug. Nun war Österreich in der äußeren Form ja wirklich eher zu Rüstungen geschritten — innerlich blieb Preußen der Angreifer, auch trotz der hier erzählten letzten Friedensangebote.

Frau v. Thadden schreibt -- der Brief muß aus der ersten Juniwoche 1866 stammen:

„Heute nur ein paar politische Worte, um Dich womöglich zu überzeugen, daß Bismarck bis zu guterletzt redlich versucht hat, den Frieden zu erhalten (!). Moritz war in Berlin und weiß genau, mit Personenangaben, die er aber nicht nennen darf, daß neben dem öffentlichen Depeschenverkehr fortwährend geheime Botschafter preußischerseits nach Wien gesandt worden sind, um den Frieden zu vermitteln." (Von solchen geheimen Sendungen ist nur die folgende bekannt:) „Der letzte Abgesandte" (Anton v. Gablenz, der Bruder des österreichischen Generals) „hatte vorige Woche" (am 22. Mai, Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft, Bd. I, S. 279) „so günstige Vorschläge für Österreich hinsichtlich Schleswig-Holsteins dem Kaiser gebracht, daß der Kaiser selber gesagt hat, das wären Bedingungen, auf die er eingehen könnte, wenn es für Österreich überhaupt noch möglich sei, ohne Krieg fortzuexistieren." (Schleswig-Holstein sollte nach dem Wunsche Österreichs ein selbständiges Herzogtum bleiben, aber ein Hohenzoller sei als Souverän einzusetzen; dabei fielen der Hafen von Kiel und die Festung Rendsburg an Preußen.) „Er hat bitterlich geweint über das schreckliche Verhängnis, das ihn zu diesem unglücklichen Krieg triebe. Darauf hat er unseren Botschafter" (Gablenz) „an die einzelnen Minister verwiesen, um mit denen die letzte Rücksprache zu nehmen, und aus deren Munde sei ihm nur dieselbe Antwort geworden. Die Vorschläge seien annehmbar, und die Frage der Herzogtümer kein Grund mehr zum Kriege, aber erst nach einer großen Schlacht könne wieder darüber verhandelt werden, ohne diesen verzweifelten Ausweg seien alle die verworrenen inneren Fragen nicht mehr zu lösen. Die Ungarn usw. würden nicht ohnedem ruhig zu halten sein, und vor allem sei die Finanznot so groß, daß der Staat nur durch 500 Millionen Kriegskontribution erhalten werden könne. Sollten sie unterliegen, dann wollten sie mit Ehren untergehen, dann wäre der Staatsbankrott nicht mehr zu halten."

Friedjung bemerkt zu dem ähnlichen Berichte Sybels (B. IV, S. 384): „Das Gefühl sträubt sich dagegen, daß österreichische Minister diese Sprache führen konnten." Hier haben wir eine gleichzeitige Bestätigung, freilich auch aus Bismarcks Kreise.

„Hiervon, versichert Moritz, sei jedes Wort wahr, und nach der ersten Schlacht würde sich Bismarck glänzend rechtfertigen, daß er nie den Krieg gewollt habe, sondern nur durch die äußerste Not dazu getrieben sei." (So konnte Bismarck nur im Sinne des Königs sprechen; er selbst stand anders.) „Übrigens soll man sich in Österreich schon darauf gefaßt gemacht haben, daß sie unterliegen.

Mit Onkel Ludwig (v. Gerlach) hat Bismarck in der Zeit, als Moritz in Berlin war, noch eine Verständigung versucht und hat ihn gebeten, nach Berlin zu kommen. Das hat Onkel Ludwig auch getan, aber es ist wenig bei diesem Aussprechen herausgekommen, und Moritz war sehr unglücklich über Onkel Ludwig, daß er immer noch dem Feinde mehr traut und glaubt als dem Freunde. — Reinhold ist doch etwas umgestimmt durch die Nachrichten von Moritz, wenigstens räsonniert er nicht mehr über Bismarck, — er bedauert nur noch die armen Österreicher, die aus dieser Not nicht anders mit Ehren herauskönnen als durch Krieg. — Soeben hören wir gerüchtweise, daß die Gesandten abberufen sind und die Feindseligkeiten beginnen werden. Gott stehe uns bei und mache bald ein Ende dieser großen Not!"

Die innere Not, in die durch den drohenden Krieg auch viele Preußen gebracht wurden, wird uns durch die Anschauungsgegensätze in der Thaddenschen Familie klar. Reinhold v. Thadden in seiner ritterlichen, edeln Gewissenhaftigkeit konnte sich nicht darüber hinwegsetzen, daß die Rechtsfragen nicht völlig klar waren. Er schrieb in jenen Wochen eine lange Auseinander-

setzung über die Rechtsverhältnisse an seinen Schwager Leopold Witte, damals Pastor in Köthen in der Mark. Er verwahrt sich dagegen, daß dem Könige zugemutet worden sei, Unrecht zu dulden.

„Eine solche frevelhafte Behauptung ist auf konservativer Seite niemals gemacht . . . Der Mahnung, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, gegen innere und äußere Feinde, haben wir immer eine über die Kirchenmauern hinausreichende Bedeutung beigelegt. Aber ich bin der Meinung, daß erlittenes Unrecht nur soweit zu rächen ist, als es von der anderen Seite begangen wurde, und wie weit ein Frevel vom Gegner verübt wurde, das ist die zunächst zu beantwortende Frage, von der Vornehmen oder Unterlassung der angeblich verübten Missetat abhängt. Kein Frevel, keine Strafe."

Das sind also ähnliche Anschauungen über die Ethik der Politik, wie sie der König Wilhelm in Nikolsburg vertrat. Dort erwiderte Bismarck: Wir hätten nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. — Reinhold v. Thadden läßt Österreich volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn er die Entwicklung wie folgt schildert:

„. . . Die Konvention vom 16. Januar 1864 verbündet die beiden Großmächte zur gemeinsamen Regulierung der Erbfrage in den Elblanden. Nach Erstürmung der Düppeler Schanzen erklärt sich Preußen auf der Londoner Konferenz sogar für einen bestimmten Prätendenten, den abgefundenen Augustenburger. Im Wiener Frieden werden weitere Dispositionen über die abgetretenen Länder vorbehalten; und im Gasteiner Vertrage . . . erscheinen die Preußen . . . eingeräumten und für später zugedachten Rechte als jura in re aliena . . . Wenn sich hiernach ganz natürlich die österreichische Besitztheorie gegenüber der preußischen Souveränitätsanschauung ausbildete, so wird man dies der anderen Großmacht doch nicht ohne weiteres als abgefeimte Bosheit auslegen dürfen . . . Hatte Österreich einmal die Zusage erhalten, daß die Erbfolge reguliert werden, die Großmächte also Schleswig-Holstein nicht für sich, sondern namens eines Dritten anwerben wollten, so durfte es auch auf Erfüllung dieses Versprechens bestehen. Ob es auf dieser Forderung bloß aus Neid oder Mißgunst beharrte, ist keine Rechtsfrage, daher von unserer Entscheidung ausgeschlossen. Wir haben der allmächtigen Vorsehung nicht in den Arm zu greifen, wir sind nicht zum Würgengel gesetzt, Österreich wegen allgemeiner Sündhaftigkeit zu strafen. Die Neigung, frühere Zusagen zu erfüllen, wurde mit den Erfolgen immer dünner, die Lust am Selbsterwerbe wurde immer stärker . . . Es ist daher wohl nicht zu verwundern, wenn Österreich sich vor weiteren Schritten fürchtete und sich durch militärische Vorkehrungen zu decken suchte. Diese legte man ihm als Angriff gegen Preußen aus und wollte auch Schutzmaßregeln gegen Italien als unseren mutmaßlichen Gefährten nicht dulden; mit einem Worte, man verlangte, daß es den Drohungen Viktor Emanuels und unserer, dank der Armeereorganisation, immer gerüsteten Stellung gegenüber wehrlos bleibe. Eine Forderung von herzzerschneidender Grausamkeit!"

Thadden hing mit großer Liebe an dem Kaiserstaate; war er doch 1849 von seinem Vater als Kreuzritter gegen die aufrührerischen Magyaren geschickt und hatte sich in Temesvar belagern lassen[1]).

[1]) Er selbst schrieb in seinen „Erinnerungen an Temesvar" (Konservative Monatsschrift 1885, S. 1138 ff.): „Für mich war Österreich vermöge seines deutschen Herrenhauses, seiner Zugehörigkeit zum Deutschen Bunde und seiner deutschen Kronländer ein Reich, welches zwar nie daran denken konnte, seine italienischen, in hochentwickelter Kultur stehenden Provinzen zu germanisieren, wohl aber berufen war, seine weit aus

Aber im Grunde übersah er doch über den Formen des diplomatischen Kampfes den Inhalt. Ähnliche Anschauungen scheinen auch den Professor Witte beherrscht zu haben; Männer ihrer Denkart mußten durch Bismarcks Mitteilung über die gescheiterte Gablenzsche Sendung umgestimmt werden. Beim Ausbruch des Krieges zog denn auch Reinhold v. Thadden als Landwehrmann mit zu Felde, freilich nur bis Leipzig.

Der Vater Thadden aber schrieb damals in der „Kreuzzeitung", auch der Krieg von 1813 sei zunächst ein „Bruderkrieg" gewesen. Und von der hallischen Universität ging eine Adresse an den König voll starken preußischen Gefühls — Heinrich Leo begrüßte jubelnd die Rückkehr Preußens zu entschlossener Machtpolitik! —

Nun wissen wir durch Friedjung, daß Gablenz damals der Träger noch ganz anderer großartiger Vorschläge war. „Gablenz überbrachte dem Kaiser den Vorschlag, Preußen und Österreich sollten sich in die Herrschaft über Deutschland teilen. Wir sollten den militärischen Oberbefehl in Norddeutschland übernehmen, Österreich im Süden. Niemand hätte uns damals bei der Teilung Deutschlands widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung da und konnten dem auf diese Wendung nicht vorbereiteten Europa das Gesetz vorschreiben . . . Außerdem aber schlug ich (Bismarck) Österreich vor, daß wir, schlagkräftig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, um die Herausgabe des Elsaß zu erzwingen: Österreich konnte dann Straßburg nehmen, wir Mainz behalten." Indes alle diese Vorschläge wurden am 28. Mai abgelehnt.

Als Bismarcks Erzählung von diesen unglaublich kühnen Vorschlägen bekannt wurde, hat man ihr nicht überall Glauben schenken wollen. Zu gigantisch war dies Umspringen mit den wechselnden Plänen über die Geschicke Europas. Konnte Bismarck ernstlich die Teilung Deutschlands Österreich in Straßburg wollen? Immerhin, er rechnete ständig mit der Möglichkeit, das deutsche nationale Gefühl gleichzeitig gegen Österreich und

gedehnten östlichen Gebiete deutschem Geiste und Leben und deutscher Gesinnung zu erschließen. War doch Ungarn schon seit Jahrhunderten von Sachsen und Schwaben mit Bildungsstätten deutschen Wesens durchsetzt . . . Es kam hinzu, daß ich an keinem Abschnitte der Weltbegebenheiten einen lebhafteren Anteil genommen hatte als an den Kämpfen unter Prinz Eugen, in welchen durch deutsche Streitmächte die türkischen Horden zurückgeworfen und für die christlich-germanische Kultur schützende Wälle errichtet wurden. Mit anderen Worten: ich schrieb dem österreichischen Kaiserstaate eine weit reichende deutsche Sendung und hohe Kulturaufgaben im Osten der germanischen Welt zu und glaubte, daß im Bewußtsein dieser Ziele und der Verpflichtung, mit Preußen gemeinsam den Mächten des Umsturzes Einhalt zu gebieten, die grollende Erinnerung an die im Siebenjährigen Kriege erlittenen Niederlagen in dem Gedächtnis Österreichs erloschen sei." — Man sieht, wie lebendig in Herrn v. Thadden das Bewußtsein des oben angedeuteten tragischen Konflikts sein mußte. Freilich in jenen Wochen vor Ausbruch des Krieges 1866 verhandelte Österreich mit Napoleon über den Gewinn Schlesiens gegen Preisgabe des Rheinufers. Und es war schon zu spät, Bismarcks Rat zu befolgen, der Habsburger Staat möge seinen Schwerpunkt nach Ofen-Pest verlegen.

Frankreich aufrufen zu müssen; wie mußte es auf die öffentliche Meinung wirken, wenn Napoleons Forderung des Rheinufers und Österreichs Versagen bekannt wurde!

Man wird nun auch in dem ältesten Zeugnis über Gablenz' Sendung, wie es in diesem Thaddenschen Briefe vorliegt, Spuren der über Schleswig-Holstein hinausgehenden Vorschläge suchen. Allein wie hätte Bismarck etwas davon andeuten können! Er konnte es nicht, schon um des Zweckes seiner Erzählung willen. Dieser war doch kein anderer, als den Konservativen im Lande seine Friedensliebe und die Schuld Österreichs zu zeigen; jede Andeutung von den Teilungsplänen mußte ihn vereiteln, die Konservativen wären vor dieser fast diabolischen Größe entsetzt zurückgewichen.

III.

Die nächsten Briefe führen uns sechs Jahre weiter. Das Reich ist gegründet. Bismarck hat sich dabei hauptsächlich auf die neue große nationalliberale Partei gestützt. Den Konservativen war er immer mehr entfremdet. Schon vor 1870 hatte das Indemnitätsgesuch der Krone die Konservativen tief verletzt. Das demokratische Wahlrecht für den Norddeutschen Reichstag, das Schulaufsichtsgesetz für Hannover folgten. Nach dem Kriege kam es dann zu scharfen Zusammenstößen über die Kreisordnung wie über die kirchliche Gesetzgebung, besonders über das Schulaufsichtsgesetz. Bismarcks politisch und persönlich verbitterte Stimmung ist noch aus den „Gedanken und Erinnerungen" zu entnehmen. Die Auffassung der Konservativen spiegelt sich in den Denkwürdigkeiten Roons und in Petersdorffs Kleist-Retzow.

Die Briefe der Frau von Thadden geben auch hier anschauliche Bilder. Es handelt sich in ihnen zunächst um die Kreisordnung, die am 20. Dezember 1871 dem Abgeordnetenhause zuging. Die Kommission des Hauses nahm verschiedene Veränderungen daran vor. Diese veränderte Fassung wurde am 23. März mit überwältigender Majorität gegen das Zentrum und einen Teil der Konservativen angenommen. Der Minister des Innern, Eulenburg, bekämpfte die Kommissionsfassung, aber mit halber Kraft. Das Herrenhaus setzte eine Kommission ein, die im Frühjahr 1872 mit dem Gesetz nicht fertig wurde. Der zweite Brief versetzt uns in die Tage nach der Ablehnung des ganzen Gesetzes durch das Herrenhaus in den Tagen vom 22. bis 31. Oktober 1872.

Mit diesen Beratungen kreuzten sich die über das Schulaufsichtsgesetz, die Loslösung der Schule von der Kirche. Bismarck sah in dem Gesetz eine Waffe zumal gegen die Polen; die Rechtskonservativen und das Zentrum sahen in ihm die Gefährdung der religiösen Grundlage aller Erziehung und bekämpften es. Zwar bekannte sich Bismarck am 8. Februar in einer großzügigen Einführungsrede ausdrücklich zum lebendigen christlichen Glauben; er scheue dieses Bekenntnis weder öffentlich noch in seinem Haus an irgendeinem Tage. „Aber dieser mein lebendiger evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat und in dem mir ein hohes Amt übertragen

ist, nach allen Seiten hin das Recht zu wahren" – so jetzt gegen Polen und Ultramontane. Doch die „Kreuzzeitung", die auch in Trieglaff eifrig gelesen wurde, kündigte ihm den Krieg an (11. Februar), und zwar zunächst zum Zwecke der „Vindikation des monarchischen Prinzipes gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft". Am 13. Februar wurde über das Gesetz in dritter Lesung abgestimmt; ein Amendement Rauchhaupt ließ die Lokalschulaufsicht in den Händen der Geistlichkeit; Eulenburg, der einen Sitz im Abgeordnetenhause innehatte, stimmte für diesen Vermittlungsvorschlag, gegen Bismarcks Willen – Bismarck stellte ihn gleich darauf einigermaßen bloß, indem er diesen Antrag als wenig angenehm bezeichnete. Vom 6. bis 8. März wurde die Vorlage im Herrenhaus beraten. Der Führer der Konservativen, Bismarcks alter Freund und einstiger Stubengenosse, Hans v. Kleist-Retzow, stieß dabei mit Bismarck wie mit Eulenburg sehr lebhaft zusammen. — Die alte Freundschaft hatte einen unheilbaren Riß bekommen.

Der hier als erster abgedruckte Brief entstand in der verwickelten Lage im Frühjahr 1872. Er ist überschrieben: „Trieglaff, den 10ten" und beginnt: „Nun scheint es ja endlich Frühjahr werden zu wollen." Der Brief stammt also wohl vom 10. April. Die Stimmung gegen Bismarck ist kühl, aber nicht feindlich. Nach einigen persönlichen Bemerkungen fährt der Brief fort:

„Die Dinge in Berlin nehmen einen immer merkwürdigeren Verlauf. Der Fürst ist sehr kampfesmutig und scheint sehr siegesgewiß. In seiner Reserve muß er doch wohl eine Versöhnung mit Rom haben, wo sollte er sonst die nötigen Majoritäten hernehmen? Du sollst sehen, das wird das Ende vom neuesten Liede — und ich wollte mich herzlich freuen, wenn B.s Kampfesweise, mit der er seine Alliierten sucht, wo er sie finden kann, ohne Glauben und Gesinnungstreue, uns auch sehr schwer wird. –

„Moritz erzählt noch manches Interessante aus Berlin, und (es) scheint die Eulenburg-Affäre" (der Zusammenstoß im Herrenhaus am 6. März) „doch menschlich milder zugegangen zu sein, als man es aus den Zeitungen entnehmen kann. Bismarck hatte einfach *vergessen*, daß er einige Wochen früher Eulenburg nachgegeben hatte in der betreffenden Angelegenheit, — was ja bei der Überbürdung seiner geistigen Kraft erklärlich und entschuldbar ist. Er *sollte* sich nur nicht so viel aufbürden. Moritz und Kleist aßen am Tage vor der Herrenhausaffäre bei Bismarck. Da sagt B. zu Kleist: ‚Du weißt doch, Hans, daß morgen das Kompetenz- (?) (Schulaufsichts-) Gesetz bei Euch vorkommt, und bitte ich Dich, es zu ammendieren. Du mußt reden usw.' Kleist erschrickt, meint, die Sache käme erst später dran, muß sich aber überzeugen und verspricht, das Seinige zu tun. B. schickt nun zu dem betreffenden Rat — der ist aber sonderbarerweise nicht aufzutreiben — es erscheint dann ein ganz uneingeweihter, der den Fürst beschwört, ihn mit Vertretung der Ideen des Fürsten zu verschonen, da er gar nichts davon verstehe. Da diktiert dann Bismarck das, was er ungefähr gesagt haben will, aber mit so viel Übergeschriebenem, daß es schlecht zu lesen gewesen ist. Am Sitzungstage geht der Unglücksrat mit seinem Schriftstück ins Herrenhaus und bringt es Eulenburg, während Kleist gerade spricht, — der (Eulenburg) sieht es mit einem Blick an, sagt, das könne er nicht lesen, und bittet ihn ungeduldig, ihn nicht zu stören, er müsse aufpassen, was Kleist rede, denn er müsse antworten. — Nun folgt das unglückliche Aufeinander, und Eulenburg ist natürlich wütend. Zu redressieren war die Sache schwer, weil Eulenburg den Konservativen im Herrenhaus versprochen hatte, das Abgeordnetenhaus sei bereit, eine andere wichtige Konzession bei diesem Gesetz zu machen, wenn sie hierin nachgeben. Im Abgeordnetenhause hatte man

sich aber anders besonnen (Windthorst), und da wurde die Blamage zu unbequem. Schuld hat natürlich Bismarck, aber es ist doch nicht so perfide, wie es den Anschein hat.

„Daß Jakobi[1]) aus dem Staatsdienst geschieden ist, ist ein ernster Verlust. Aber direkt unter Bismarck zu arbeiten, ist wohl unerträglich schwer, wenn man nicht alle Selbständigkeit drangeben kann."

Der zweite und umfangreichste Brief ist datiert vom 26. Dezember, der Empfänger fügte hinzu: 1872.

„Um von dem Anfang der Kollission anzufangen, so erzähle ich, wie Moritz uns erzählt hat. Als Bismarck zum ersten Male mit dem König (69?) über eine neu vorzulegende Kreisordnung sprach, wies der König die Möglichkeit, die alte Schwerinsche" (von 1862, die Bismarck durch Verweisung an die Provinziallandtage beseitigt hatte) „wieder vor das Haus zu bringen, als zu liberal entschieden ab. Wie haben sich die Zeiten geändert!

„Nun wurde vor zwei Jahren Eulenburg beauftragt, eine Kreisordnung auszuarbeiten, und das Staatsministerium sagte ja dazu, — Bismarck in der festen Überzeugung, daß sie nicht durch beide Häuser durchzubringen sein würde. Auf Grund dieses Mißlingens hatte er den Plan, eine Herrenhausreform vorzuschlagen, weil mit diesen beiden heterogenen Elementen doch nichts zu vereinbaren sein würde, — es sollte dies auf legislatorischem Wege geschehen, und wenn das Herrenhaus dazu nicht zu bringen sein würde, so sollte dann der Pairsschub stattfinden. Die beabsichtigte Herrenhausreform sollte, wie Moritz sagt, nach vernünftigen konservativen Grundsätzen geschehen, der „sinnlose" befestigte Grundbesitz, wie er jetzt vertreten ist, nach anderen Prinzipien Platz finden — ich verstehe das nicht ordentlich — Voilà le plan du grand homme[2]).

„Aber auch er hat die Weltgeschichte nicht in der Hand. Eulenburg handelte gegen alle Instruktion, stimmte für die Vorlage des Abgeordnetenhauses, was er nicht sollte. Bismarck hoffte nun aber entschieden auf ein verständiges Verhalten des Herrenhauses, nicht daß es sich politisch selber vernichten würde. Alles ging gut, die fleißige Arbeit der Herrenhausvorlage flößte Respekt ein, und Bismarck war ganz ruhig in seinem Barzin. Da soll Vater Roon" (der als ältester Minister dem Staatsministerium stellvertretend präsidierte) „allerhand faux pas gemacht haben, nicht genug im Herrenhaus gesprochen und statt dessen ein dummer Regierungsrat die Herren geärgert haben, — kurz das für alle Unerwartete geschieht, die Herren verwerfen ihre eigene Vorlage und stimmen rein negativ, das Schlimmste, was sie nach Moritz' Ansicht hätten tun können. Kleist hatte Moritz versprochen, ein positives Votum fertig zu bringen, — das hätte die Kammer dann verworfen, und die Kreisordnung hätte aus beiden Vorlagen neu umgearbeitet werden müssen, ohne daß sich die beiden Häuser gegenseitig etwas hätten vorwerfen können! Nach dem negativen Votum war alles wütend, und Eulenburg, auf dessen Sturz Bismarck gerechnet hatte, wenn die Vorlage des Herrenhauses vom Abgeordnetenhause verworfen worden sei, Eulenburg war nun obenauf.

[1]) Staatssekretär im Reichsschatzamt, aus dem Franckeschen Waisenhaus in Halle hervorgegangen.

[2]) Der von v. Wolff ausgearbeitete, von Eulenburg am 27. September 1869 im Abgeordnetenhause vorgelegte Entwurf wurde dort im liberalen Sinne umgeändert. Im Herrenhause kam er nicht zur Beratung, da der Krieg mit Frankreich ausbrach. Ein neuer Entwurf, von Persius ausgearbeitet, wurde am 20. Dezember 1871 von Eulenburg dem Abgeordnetenhause vorgelegt. Dies nahm wichtige Abänderungen damit vor. Auf diese erneuten Verhandlungen vom Januar bis März 1872 beziehen sich die oben folgenden Erzählungen.

„In seiner Prinzipienlosigkeit gewinnt er den König für den Pairsschub, der darin die einzige Rettung zu sehen meint. Roon und Selchow (der Landwirtschaftsminister) sind entschieden dagegen, endlich läßt sich Roon, der auch den Kopf verloren hatte, auf 10 breit schlagen, aber nicht auf mehr. Eine Sitzung des Staatsministeriums findet statt, endloses Streiten, um 1 Uhr geht Roon und Selchow auf eine Stunde fort, als sie um 3 Uhr wiederkommen, hat Eulenburg seine Zeit benutzt, — Roon hatte seinen Enkel unterdessen taufen lassen und hatte auf eine viel längere Sitzung gerechnet — hatte abstimmen lassen und ist mit dem zustimmenden Votum des Staatsministeriums zum König geeilt, o h n e ihm zu sagen, daß Roon bei seinem Widerstand gegen die 25 geblieben sei. Der König erläßt gleich die die 25 ernennende Order, und abends findet sie Roon schon vor in seinem Bureau. Da fordert Roon seinen Abschied und Selchow auch [1]).

„Bei diesen Schreckensnachrichten macht sich Bismarck aus Varzin auf, und Moritz bekommt einen Brief mit der Bitte, nach Labes zur gemeinsamen Reise nach Berlin zu kommen und die Anfrage, ob er Selchows Ministerium übernehmen will. Moritz antwortet durch Kommen und spricht sich bis Berlin völlig mit ihm aus. Er würde ja sagen, wenn eine entschiedene Schwenkung — Umkehr — nach rechts stattfinden solle und Bismarck oder Roon das Präsidium eventuell behalten oder annehmen würde. Alle Einzelheiten, die Moritz uns aus diesem Gespräche nun mitteilte, wiederzugeben, ist kaum möglich, — Moritz meinte ihn nicht von aller Schuld freisprechen zu können, aber die Unvernunft der Konservativen habe ebensoviel Schuld an dem politischen Elend des Vaterlandes.

„Die Frage war nun, ob der König zu Moritz ja sagen würde. Während Moritz zu Roon" (nach Gütergotz) „eilte, um den zu bestimmen, sein jetzt unhaltbares Zurücktreten aufzugeben, war Bismarck beim Könige. Der König stimmte allen Vorschlägen Bismarcks bei, sein Zurücktreten vom Präsidium, Roons Präsidium statt seiner, und vor allem stimmte er dem bei, als Bismarck einen k o n s e r v a t i v e n C o u p verlangte zur Beruhigung der Getreuen im Lande, und dazu fand er den Eintritt eines so konservativen Mannes wie Moritz ins Ministerium ganz geeignet, mit dem dann die konservative Majorität im Staatsministerium gesichert sein würde. Denn auch Bismarck behielt ja Sitz und Stimme" (als Minister des Auswärtigen), „und Roon wollte im Kriegsministerium einen General" (v. Kameke) „mit Sitz und Stimme haben — adlatus. Dann wäre nichts zu fürchten gewesen. Bei Nennung von Moritz ist der König bedenklich geworden, ‚warum gleich so weit rechts?' hat er gemeint, — aber er hat sich doch gegeben, und es wäre wohl durchzusetzen gewesen, denn auch er fühlte die Notwendigkeit eines konservativen Tons aus der Posaune und einer konservativ gesicherten Majorität im Ministerium.

„Auch Moritz hatte unterdessen gute Geschäfte gemacht, Roon hatte sich mit den schon genannten Bedingungen zum Wiederweiterdienen bereit erklärt, — ein adlatus im Kriegsministerium, Majorität im Ministerium und ein Rüffel an seine Kollegen (Eulenburg). So wäre alles gut gewesen. Aber auf einen Widerstand hatte Bismarck doch nicht in seiner vollen Kraft gerechnet, und zwar auf Falks. Falk übersah die Situation mit der Majorität, und er drohte mit seinem Abschied,

[1]) Das Abschiedsgesuch wurde eingereicht am 4. Dezember, Roons wurde abgelehnt am 11. Dezember — den Briefwechsel siehe in Roons Denkwürdigkeiten, Bd. III, S. 327. Roon stand am Ende seiner körperlichen Kräfte. Wie verbittert Bismarck in jenen Tagen war, zeigt sein Wort vom 3. Dezember: „Im Innern habe ich den Boden verloren, der m i r annehmbar ist, verloren durch die landesfeindliche Opposition der konservativen Partei in der katholischen Frage . . . Die ruchlose Überhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen." Er suchte jetzt eine Stütze im Ministerium gegen die mehr liberalen Eulenburg und Falk.

der natürlich mitten in der Landtagssession nicht hätte angenommen werden können. Als Bismarck sagte, Selchow sei doch auch ein konservativer Mann, hat er geantwortet, Bismarck wisse doch wohl, daß Selchow ewig eine Null gewesen, Moritz wäre aber ein bedeutender Mann von ganz anderem Einfluß. Kurz, Falk blieb steifstellig, und während die Sachen sich so verwickelten, ist Moritz abgereist. Er mit der Überzeugung, daß die Sache für ihn vorbei sei. Nun hat aber weder Roon noch Bismarck an ihn seitdem geschrieben, und so ist die Sache wohl doch noch nicht entschieden. Vielleicht bieten sie ihm wieder das Oberpräsidium in Pommern an, das will er aber keinenfalls annehmen aus verschiedenen Gründen.

„Wir und auch wohl er ist froh, daß aus seinem Ministerium nichts geworden ist, er hätte nicht die Kraft gehabt, sich wider den Strom zu stemmen, und hätte sich aufgerieben im vergeblichen Kampf. Zu einem konservativen Kehrt ist es für Bismarck leider zu spät, warum hat er die Dinge soweit kommen lassen.

„Übrigens ist der König blutrot geworden, als Bismarck ihm Vorwürfe gemacht hat wegen der liberalen Kreisordnung, Eulenburg hat ihm weisgemacht, sie wäre wunder wie schön. Sobald wir mehr wissen, schreibe ich Dir wieder. Das Meiste wirst Du aus den liberalen Zeitungen herausgelesen haben, die immer mehr unterrichtet sind als die Kreuzzeitung. A propos, auch wir freuen uns über deren Ermannung, wenn sie auch nicht immer den Nagel auf den Kopf tritt.

„Ich werde wohl sehr durcheinander geschrieben haben, aber Du wirst Dich schon zurecht finden. Summa summarum von der Geschichte ist, daß Bismarck sich nimmer ins Grollen hätte begeben dürfen und in so wichtigen Dingen die Karre laufen lassen, wie sie wollte. Sein unseliges Zerwürfnis mit der konservativen Partei ist natürlich der Anfang von allem Elend gewesen, auf eine Partei mußte er sich stützen, und so benutzte er die Liberalen, ohne tiefere innere Gemeinschaft, — nun will er zurück, aber eine neue konservative Partei läßt sich nicht aus der Erde stampfen."

Am 1. Januar 1873 ernannte der König Roon zum Ministerpräsidenten in Preußen, Kameke zum Stellvertreter im Kriegsministerium. Am 12. Januar wurde Selchow durch den bisherigen Oberpräsidenten von Schlesien, Grafen Königsmarck, ersetzt. Als dieser am Ende des Jahres zurücktrat, bot Bismarck das Landwirtschaftsministerium abermals Blanckenburg an. Inzwischen aber war der volle Bruch der Regierung mit den Rechtskonservativen erfolgt. Die Konservativen waren bei den Neuwahlen nicht von der Regierung unterstützt worden und sehr geschwächt ins Abgeordnetenhaus zurückgekehrt. Blanckenburg lehnte das Ministerium ab, Bismarck wurde immer weiter nach links gedrängt.

IV.

Hatte Bismarck im Dezember 1872 noch einmal versucht, den gemäßigten Flügel der Konservativen für sich zu gewinnen, so verschlechterte sich im Laufe des Winters sein Verhältnis zu den Konservativen immer mehr, und zwar vor allem zu dem extremen Flügel, der das Herrenhaus beherrschte. Die Partei fühlte sich durch den Pairsschub schwer verletzt. Verschärft wurde die Stimmung, als der Kultusminister Falk am 9. Januar 1873 dem Abgeordnetenhause die sogenannten Maigesetze vorlegte, über die Grenzen des Rechtes zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, über den Austritt aus der Kirche, über die kirchliche Disziplinargewalt. Ludwig v. Gerlach in seinem verletzten Rechtsgefühle trat dem Zentrum bei als Hospitant. Die Spaltung der

Konservativen in Alt- und Neu-Konservative erweiterte sich. Um die Kirchengesetze durchzuführen war eine Verfassungsänderung notwendig. Im Abgeordnetenhause ging sie mit großer Majorität gegen Zentrum, Altkonservative und Polen durch (31. Januar). Das Herrenhaus machte größere Schwierigkeiten. Falk erklärte, die Gesetze mit allen legalen Mitteln, also auch durch einen neuen Pairsschub durchsetzen zu wollen. Die Herren verwiesen die Vorlage an eine aus Freunden und Gegnern gleichmäßig zusammengesetzte Kommission, die mit ihren Zufallsmajoritäten nichts zustande brachte. Am 10. und 11. März 1873 wurde die Verfassungsänderung im Herrenhause selbst beraten. Bismarck trat kräftig für die Vorlage ein und behauptete die Suprematie des Staates über die Kirche:

„Im Reiche dieser Welt gebührt dem Staate das Vorrecht und der Vortritt." Der konservative Vorredner hatte sich beklagt, daß der Liberalismus in den letzten Jahren Fortschritte gemacht habe. Bismarck erklärte darauf: „Ich habe Ihnen ja im vorigen Jahre bei einer analogen Diskussion vorher gesagt, daß es wahrscheinlich der Fall sein werde. Es ist auch möglich, daß er noch mehr Fortschritte macht. Woran liegt das? Nun wesentlich doch in der Desorganisation und dem Gegengewichte der konservativen Partei! Wesentlich doch darin, daß die Regierung in den Voraussetzungen, daß die konservative Partei ihr beistimmen werde, sich getäuscht hat! Diese Enttäuschung, die bei den Verhandlungen über das Schulaufsichtsgesetz hervortrat, muß ja notwendigerweise auf die Gesamtentwicklung unseres Staatswesens nachwirken. Damals hat die konservative Partei in einer hochwichtigen Frage ein Mißtrauensvotum gegeben, und ist das Vertrauen einmal zerstört, so kommt es so rasch nicht wieder. Darauf ist die konservative Partei, geführt von gutmeinenden Führern, in sich zur Zersetzung gekommen. Diejenigen, von denen die Krone, oder ich will sagen: das Ministerium Sr. Majestät, glaubte, auf Unterstützung bei der Entwicklung des staatlichen Gedankens vorzugsweise rechnen zu können, haben versagt ... Wie wollen Sie deshalb die Regierung und ihre Vorlagen anklagen? ... Sie haben wesentlich dazu beigetragen, mich, der ich glaubte die Geschäfte an der Spitze einer konservativen Partei von einiger Bedeutung und Gewichtigkeit führen zu können, herauszudrängen aus dem Ministerium."

Nach dieser schroffen Erklärung warf er den Konservativen indirekt Landesverrat vor. Der Kulturkampf sei ein politischer, nicht ein religiös-kirchlicher Streit.

„Es handelt sich hier nicht um den Kampf von Glauben und Unglauben, sondern um einen uralten Machtstreit, um einen Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht — um den Streit zwischen König- und Priestertum ... der im Mittelalter einen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers, der mit dem Papste verbündet war, auf dem Schafott starb. Wir sind analogen Verhältnissen sehr nahe gewesen."

Auch vor 1870 wie vor 1866 und zur Olmützer Zeit sei das Papsttum und der Klerus verbündet gewesen mit dem Gegner Preußens.

Wenn Bismarck nun den Altkonservativen ihr Bündnis mit dem Zentrum[1]) in diesem Zusammenhange vorwarf, so mußte das im Lande als Kriegsruf

[1]) Die „Kreuzzeitung" agitierte unter den protestantischen Geistlichen gegen die Kirchengesetze.

gegen die Konservativen wirken. Um die Konservativen in sich noch ganz zu entzweien, machte Bismarck seine Angriffe, wie er sagte, nur gegen einen Teil der Partei. In der Agitation bei den bevorstehenden Landtagswahlen wurde Bismarcks Rede aber natürlich gegen alle Konservativen verwendet. Und er wollte wohl auch die ihm — das heißt seinem Werke — feindliche Partei zertrümmern.

Der altkonservative Graf zur Lippe, Bismarcks Kampfgenosse aus der Konfliktszeit, entgegnete, Bismarck habe es nicht verstanden, die konservative Partei zu führen; die Kirche stehe frei neben dem Staate und habe Selbstbestimmungsrecht; da sie ideale Zwecke verfolge, der Staat den Realismus repräsentiere, stehe sie auch über dem Staate. Er fürchte, daß der Staat sich mit dieser Verfassungsänderung auf dem Wege der Revolution befinde. — Die Verfassungsänderung wurde schließlich doch angenommen.

Auch im Trieglaffer Kreise war die Stimmung erschreckend trübe gegen den Gründer des Reiches.

„Deinem Briefe," schreibt um diese Zeit Frau v. Thadden an ihren Vater, „haben wir nur traurig zustimmen können. Freilich ist wohl nichts geblieben, was die konservative Partei als solche mit Bismarck verbinden könnte. Die letzte Rede im Herrenhaus wird wohl auch den letzten Rest von Glauben und Hoffen auf ihn eingerissen haben, wenn sich ein solcher noch in wenigen sanguinischen Naturen erhalten haben sollte.

„Der Jubel in Frankreich über die baldige Räumung ihres Landes von unsern Truppen und die daraus folgende ungehemmte Bewegung zur Vorbereitung auf den ersehnten Revanchekrieg ist wohl zu verstehen, denn so einig wie 1870 werden sie Deutschland kaum mehr finden, trotz des entstandenen Kaiserreiches. Ob Gott ihnen oder uns dann den Sieg geben wird, ist aber wohl doch nicht vorher zu sehen. — Die Zustände in Frankreich sind auch faul, und es wird darauf ankommen, welche bis dahin am faulsten sind. Den Krieg mit der katholischen Kirche können sie (!) meiner Meinung nach nicht durchführen, sie müssen früher oder später mit ihr Frieden schließen, das werden sie bald einsehen. Rechte Courage haben sie auch nicht, gegen Ledochowsky[1]) geben sie ja auch nicht vor, sie kochen beißer als sie essen werden, — die katholische Kirche ist immer noch besser daran als wir Evangelischen, deren gläubiger Teil zur Freikirche gedrängt werden wird ...

„Das, was Du über Thiles[2]) Abschied gehört hast, ist ziemlich richtig. Moritz hat uns die ganze Geschichte damals erzählt. Der Anfang ist anders.

„Der König hatte mit Bismarck über die bewußte Ordensverleihung gesprochen, und Bismarck war sehr dagegen gewesen, hatte ihn gebeten, es zu unterlassen. Der König hatte den Wunsch aber nicht aufgegeben und schickt die Kabinettsorder (ich weiß nicht, ob der Ausdruck hier bezeichnend ist) in Bismarcks Bureau, wohl in der Absicht, daß Bismarck es sich überlegen und nachgeben soll. Thile weiß nichts von Bismarcks Opposition und denkt, die Sache ist abgemacht und unterzeichnet. Als Bismarck abends in seinem Salon ist mit andern, kommt Keudell und sagt harmlos, Andrassy hat also doch den Orden bekommen. ‚Unsinn,' sagt Bismarck. ‚Aber die Kabinettsorder ist ja schon gedruckt.' ‚Sie täuschen sich,' sagt B., ‚das müßte ich doch wissen.' Keudell bleibt aber dabei und bringt die

[1]) Den vom Papst so genannten „Primas in Polen", der am 22. Februar den katholischen Religionslehrern an höheren Schulen verboten hatte, den Anordnungen der Regierung über die Unterrichtssprache zu gehorchen.

[2]) Ehemaliger Gesandter beim Vatikan, damals Staatssekretär im Auswärtigen Amte.

Belege — und da fängt B. an zu toben und wird maßlos heftig und ausfallend gegen Thile. Das wird Thile hinterbracht, und er fordert den Abschied, und der König hat Not gehabt, den treuen Diener zu beruhigen. Unkorrekt war es von Thile, zu unterzeichnen, ehe er die Order Bismarck vorgelegt hatte, aber Bismarcks Heftigkeit ist natürlich nicht zu entschuldigen.

„Ob Du mit Moritz jetzt noch übereinstimmen würdest, ist mir übrigens doch fraglich. So viel er sich über Bismarck ärgert, so ist er ihm zu gut, als daß er sich ganz von ihm lösen könnte — auch hat er zu viel Gelegenheit gehabt, die Konservativen in ihrer geistigen Trägheit, ihrem Egoismus und Unfähigkeit kennen zu lernen, um die Schuld nicht auf beiden Seiten zu suchen. Er ist zu sehr Gemütsmensch, um über den Sachen zu stehen. Die letzte Rede von B. soll ihn aber ganz außer sich gebracht haben."

Hatte bisher die persönliche Freundschaft zwischen Bismarck und Blanckenburg und so mit dem ganzen Trieglaffer Kreise die politischen Stürme überdauert, so erhielt sie einen furchtbaren Stoß in der „Deklarantenaffäre" (1876). Die „Kreuzzeitung" hatte Bismarck persönlich angegriffen, Bismarck nannte den Angriff öffentlich eine niederträchtige Verleumdung, eine Anzahl Anhänger der Kreuzzeitung veröffentlichte in dieser eine Ehrenerklärung zugunsten des Blattes, Bismarck ließ die Namen der Deklaranten im Staatsanzeiger veröffentlichen. Und unter den Deklaranten war der alte Herr v. Thadden. In Trieglaff liegt noch ein bitterböses Schreiben Bismarcks aus dieser Zeit, dessen Schärfe man sich nur erklären kann, wenn man weiß, was alles Bismarck dem Trieglaffer Hause verdankte und wie tief ins Herz ihn der „Abfall" seiner persönlichen Freunde traf. Bismarck brachte damals seine treue Freundschaft im Dienste des Staates zum Opfer, aber nicht mit opfermütigem Sinne — wie ein Löwe, der sich zu Tode verletzt fühlt, schlug er um sich in großartiger Leidenschaft.

Auch Moritz v. Blanckenburg brachte ein Opfer. Eines Abends — der greise, nun aus dem Amte geschiedene Roon weilte in Zimmerhausen — nahm er die Stöße von Briefen vor, die Bismarck ihm in den vierzig Jahren ihrer Freundschaft geschrieben hatte. Er las daraus Roon vor — und dann verbrannte er sie. Als Reinhold und Marie von Thadden kurz darauf kamen, konnten sie ihm nur noch Vorwürfe machen. So ging eine der wertvollsten Quellen für Bismarcks Leben zugrunde.

Noch einmal konnte Reinhold von Thadden dem Fürsten Bismarck die alte Pommerntreue zeigen. Bismarck war gestürzt. Er war zur Hochzeit seines Sohnes, geächtet vom neuen Herrn, in Wien gewesen. Da verbreitete sich in Pommern die Kunde, Bismarck reise durch nach Varzin. Die Tochter von Thadden erklärte ihre bestimmte Absicht, Bismarck auf der Durchreise sehen zu wollen, sie werde hinüberfahren nach Naugard. Da beschloß der nun auch schon alt gewordene Herr v. Thadden, seine Tochter nicht allein fahren zu lassen. Es war ihm wohl mehr um einen Vorwand zu tun, seine innere Sehnsucht nach Bismarck erfüllen zu können. Bismarcksche Verwandte erwarteten den Fürsten auf dem Bahnsteig; Thaddens stellten sich in

einiger Entfernung von ihnen auf. Zufällig hält der Wagen des Fürsten gerade vor ihnen. Die Fürstin steigt zuerst aus, erkennt Thaddens und wendet sich zurück zu Bismarck: „Otto, da ist Reinhold!" Herr v. Thadden selbst erzählt über die Begegnung: „Nachdem ich mich bei seiner Gemahlin in Erinnerung gebracht hatte, bekundete die Fürstin ihrem Gebieter mein Vorhandensein. Der Fürst legte seinen Arm leicht auf meine Schultern, mit den Worten mich begrüßend: ‚Wir beide sind auch nicht jünger geworden!' Mein damals kaum zu verbergender leidender Zustand verbot es mir von selbst, den Helden der harrenden Menge noch länger vorzuenthalten. Am Montage, dem 8. August, wiederholte sich meine Huldigung auf dem Bahnhofe in Greifenberg, wo wir einen Augenblick in den Salonwagen des Sonderzuges hineingewinkt wurden. ‚Wer nicht mitfahren will, für den ist's jetzt Zeit auszusteigen', waren die letzten Worte des mich verabschiedenden Altreichskanzlers. 1897 habe ich den Fürsten noch dadurch erfreuen können, daß ich gelegentlich „Horst Kohl, Eine Beschreibung des Harzreisenachklanges" (von 1896) sandte, welche mir einen herzlichen Gruß von dem Abendstern des Jahrhunderts einbrachte. Als ich mich am 30. Juli 1898 an einem heiteren bienenfreundlichen Mahle in Greifenberg beteiligte, ahnte ich nicht, daß das Licht, das die Welt so oft und lange erleuchtet und entflammt hatte, im Erlöschen begriffen sei."

So knüpfen diese Erinnerungen versöhnend wieder an jenes stolze Bekenntnis zu Bismarck von 1863 an: „Er ist ein Held vom Kopf bis zur Zehe!"

Die Renaissance des Idealismus in Frankreich.

Von
Dr. J. Benrubi.

I.

Infolge der ungeheuren Fortschritte der exakten Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts herrschte vor zwei oder drei Jahrzehnten in Frankreich wie in der ganzen Kulturwelt ein wirklicher wissenschaftlicher Rausch, ein großer Optimismus bezüglich der Allmacht und Allgenügsamkeit der exakten Wissenschaft, ein schrankenloser wissenschaftlicher Imperialismus. Die unbestreitbare Tatsache, daß der Mensch sich in einer bis dahin ungeahnten Weise von den Fesseln der äußeren Natur zu befreien vermochte, ließ bei vielen den Glauben und die Hoffnung entstehen, daß die exakte Wissenschaft sämtliche Welträtsel zu lösen und dem Menschen das wahre Glück zu verschaffen imstande sein würde. Die Wissenschaft wurde zum Selbstzweck erhoben, und man scheute sich nicht, der Religion nicht nur, sondern auch der Philosophie als selbständiger Wissenschaft jede Daseinsberechtigung abzusprechen. So konnte ein Mann wie Renan bekennen: „Meine Religion ist immer der Fortschritt der Vernunft, d. h. der Wissenschaft, gewesen," und noch kräftiger: „Wir lieben die Menschheit, weil sie die Wissenschaft erzeugt; wir halten an der Sittlichkeit fest, weil nur die ehrlichen Rassen wissenschaftlich zu sein vermögen." Ein anderer hervorragender Vertreter der Wissenschaft, der noch heute lebende Professor Charles Richet, zögerte sogar nicht, den Tod der Philosophie zu proklamieren. So prophezeite er im Jahre 1892: „Es ist wahrscheinlich, daß die Metaphysik ganz aufgegeben sein wird, ja sie muß aufgegeben werden . . . So wird die Philosophie im eigentlichen Sinne nicht mehr existieren, die metaphysische Seite wird an die Astronomen, die Mathematiker, die Naturforscher übergehen; die psychologische Seite wird der Anteil der Physiologen sein." Aber die positivistische Grundstimmung der Epoche bemächtigte sich nicht nur der Vertreter der Wissenschaft, sondern sie verbreitete sich auf sämtlichen Lebensgebieten. Auf dem Gebiete der Literatur z. B. feierte der Naturalismus Triumphe in den Werken von Zola, den Goncourts, den Parnassiens, Flaubert, Leconte de

Lisle usw. Dasselbe gilt auf dem Gebiete der Malerei von den Werken Courbets, Manets usw.

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!

Besser als durch dieses Dichterwort könnte die Lage des Idealismus zu dieser Epoche wohl kaum ausgedrückt werden.

II.

Aber wie dem Rausch oft ein Zustand der Niedergeschlagenheit folgt, so bemächtigte sich bald der Geister eine unerträgliche innere Leere, eine Stimmung, die ihren drastischsten Ausdruck in jenem berühmten Aufsatz Brunetières über „La faillite de la science" fand. Der Positivismus, meinte Brunetière, verkennt vollständig die wichtigsten Bedürfnisse der menschlichen Seele. Das Wort Pascals verallgemeinernd, kann man behaupten, daß das Herz Bedürfnisse hat, welche die Wissenschaft nicht nur nicht befriedigt, sondern nicht einmal ahnt, nicht einmal ahnen kann, und infolgedessen auch leugnet. Was ist der Sinn des Lebens? Warum sind wir geboren? Und warum werden wir sterben? Wie sollen wir leben? Als Wesen, die nach dem Tode vernichtet, oder als solche, die unsterblich sein werden? Was sind für uns unsere Nächsten? Wie sollen wir uns ihnen gegenüber verhalten? Das sind lauter Fragen, die seit jeher den inneren Menschen beschäftigt und gequält haben, und die die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag nicht zu beantworten vermocht hat. In Werken wie „Discours de la méthode" von Descartes, „Esquisse d'une histoire du progrès de l'esprit humain" von Condorcet, „L'avenir de la Science" von Renan hat man uns versprochen, daß es einst der Wissenschaft gelingen werde, alle Rätsel des Lebens zu lösen und infolgedessen die Religion überflüssig zu machen. Hat sich bis jetzt das erfüllt? Ist der Mensch durch den viel gepriesenen Fortschritt der Wissenschaft wirklich befreit worden. Nein, antwortet Brunetière, die Wissenschaft hat im 19. Jahrhundert bankerott gemacht.

Daß Brunetières Pessimismus übertrieben ist, wird wohl niemand leugnen können. Aber das soll uns nicht hindern, anzuerkennen, daß er ein in der Luft liegende Zeitstimmung kräftig zum Ausdruck gebracht hat. Denn fast gleichzeitig mit jenem Aufsatz, vielleicht etwas früher, begann auf allen Lebensgebieten eine Reaktion gegen die Anmaßungen der wissenschaftlichen Fanatiker, die noch bis auf den heutigen Tag dauert, und die von Stufe zu Stufe zur völligen Vernichtung des Naturalismus und zu einem ungeahnten Siege der wahrhaft heroischen spiritualistischen Philosophie geführt hat.

Als charakteristische Beispiele dieser Reaktion kann man auf dem Gebiete der Literatur die späteren Werke Alexander Dumas (Sohn), die Symbolisten, die Neoklassizisten der Gegenwart, auf dem Gebiete der Kunst den

Symbolismus, das Schaffen Puvis de Chavannes und namentlich dasjenige Rodins betrachten.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht Rodins künstlerisches Glaubensbekenntnis, welches vor kurzem veröffentlicht wurde. Allerdings kann Rodin nicht genug betonen, daß er immer bestrebt gewesen ist, der Natur zu gehorchen. Er meint aber damit, daß er sich immer von dem Gekünstelten, von dem Gesuchten, von dem Toten ferngehalten hat. Im Gegensatz zu manchen Bildhauern vermeidet er so viel wie möglich, dem Modell irgendwelche künstliche Lage aufzuzwingen. Die Natur nachahmen, heißt also für ihn vor allem, das, was ihm die Wirklichkeit spontan bietet, darstellen. Den wahren Zweck der Kunst aber erblickt Rodin in der Überwindung der Materie durch den Geist und somit in der Versetzung des Genießenden in reinere Sphären. „Man versteht uns Künstler schlecht," bekennt Rodin von sich, „wenn man glaubt, daß wir bloß durch unsere Sinne leben, und daß uns die Welt der Erscheinungen genügt. Man hält uns für Kinder, die sich an den schillernden Farben berauschen, und die sich mit den Formen wie mit Puppen amüsieren. Die Linien und die Nuancen sind für uns vielmehr nur Zeichen von verborgenen Realitäten. Unser Auge dringt durch die Flächen bis zum Geist, und wenn wir die Umrisse reproduzieren, so bereichern wir sie mit dem geistigen Gehalt, den sie in sich schließen. Der wahre Künstler soll die ganze Wahrheit der Natur, nicht nur die äußere, sondern auch und vor allem die innere Wahrheit erklären. Wenn ein guter Bildhauer einen menschlichen Körper modelliert, so stellt er eben nicht nur Muskeln dar, sondern das Leben, das sie beseelt, ja etwas Besseres als das Leben: die schöpferische Macht, die sie gestaltet hat." Jeder große Künstler hat nach Rodin etwas auszusprechen, ja zu offenbaren. Auf Veranlassung der Natur feiert er seine eigene Seele und bereichert dadurch den geistigen Inhalt der Menschheit. Der Künstler enthüllt seinen Zeitgenossen bis dahin unbekannte Reichtümer. Er gibt ihnen neue Gründe, das Leben zu lieben, neue Einsichten für eine bessere Lebensführung. Er ist, wie Dante von Virgil sagte, „ihr Führer, ihr Herr und ihr Lehrer." Ein Schiller würde, glaube ich, alle diese Bemerkungen Rodins ohne Zögern unterschreiben.

III.

Das wahrhaft Epochemachende aber in der philosophischen Bewegung der neuesten Zeit besteht darin, daß Vertreter der exakten Wissenschaften selbst sich genötigt sahen, gegen die Anmaßungen der exaktwissenschaftlichen Erkenntnis zu protestieren und mehr oder weniger die Daseinsberechtigung der Philosophie der exakten Wissenschaft gegenüber anzuerkennen, ja sogar für die Selbständigkeit des Geisteslebens einzutreten.

Als einen der frühesten Vertreter dieser Bewegung kann man Claude Bernard betrachten. Der große Chemiker zögerte nicht, den Materialismus als albern und sinnlos zu bezeichnen. Er vertrat eine ausgesprochen antimechanistische Lebensauffassung. Das Leben definiert er als Schöpfung. Den schöpferischen Gedanken nennt er den organischen Gedanken.

Gegen die Anbetung der bloßen „positiven Tatsache" wie auch gegen die Selbstgenügsamkeit der exakten Wissenschaft kämpft ein anderer hervorragender Forscher, A. A. Cournot. Allerdings gesteht Cournot, daß es heute der Philosophie unmöglich ist, ohne die positive Wissenschaft auszukommen, falls sie sich nicht in luftleeren Sphären bewegen will. Aber andererseits ist er weit entfernt, zu glauben, daß die exakte Wissenschaft als das letzte Ziel der Geistesarbeit betrachtet werden kann. Philosophie ohne Wissenschaft ist leer, Wissenschaft ohne Philosophie ist blind — so etwa würde Cournot das Verhältnis zwischen den beiden Gebieten definieren. Denjenigen, die da fragen, wozu die Philosophie diene, antwortet er mit Frau von Staël: „Wozu dient alles, was nicht Philosophie ist?"

Am intensivsten kommt die Reaktion gegen den Fanatismus der exakten Wissenschaft bei einigen der hervorragendsten Mathematiker und Naturforscher der Gegenwart zum Ausdruck.

Das gilt zunächst von der Lebensarbeit des kürzlich verstorbenen Mathematikers Jules Tannery. Ganz im Sinne des erkenntnis-theoretischen Idealismus, meint Jules Tannery, daß die Erkenntnis der Außenwelt durch unsere geistige Organisation bedingt ist, und daß infolgedessen die sogenannte Regelmäßigkeit der „Naturgesetze" einen konventionellen Charakter hat. Nicht der Körper des Menschen, sondern sein Denken ist der Mittelpunkt der Welt, d. h. der Welt, die es kennt. Außerhalb unseres Denkens gibt es sicherlich weder einen Punkt noch eine Gerade, noch eine Ebene; unser Denken ist es, welches diese Elemente schafft. Tannery empört sich gegen Le Dantec, wenn dieser den Gedanken als ein Epiphänomen bezeichnet. „Ich kenne nur mein Denken," sagt er, „nur mein Denken kann mich interessieren." Ja, er glaubt, daß zwischen dem Denken und der Abwesenheit des Gehirns kein Selbstwiderspruch besteht. Ebenso verwirft er den materialistischen Monismus. „Ihr Monismus", schreibt er an Le Dantec, „wird niemals die Verschiedenheit der Seinsformen, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, den unendlichen Reichtum des Gewandes des Unerkennbaren auffangen. Weil wir mit einem Spiel von quantitativen Symbolen ein Schema zu konstruieren versuchen, welches uns eine Vorstellung von der Welt gibt, dürfen wir durchaus nicht dieses Schema für die Wirklichkeit halten." Endlich verdient es hervorgehoben zu werden, daß Tannery auch ein Feind des Determinismus ist.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Renaissance des Idealismus in Frankreich ist unzweifelhaft der Kampf, den der Astronom Henri Poincaré und der Physiker Pierre Duhem gegen die Allmacht der exakten Wissenschaft führen. Im bewußten Gegensatz zu dem berühmten Wort Newtons „Hypotheses non fingo" behauptet Poincaré, daß es keine voraussetzungslose Wissenschaft gibt, daß der Wert der Wissenschaft und der Wahrheit überhaupt von einer Übereinkunft abhängig ist, und daß bei der Wahl der Hypothesen Zweckmäßigkeitsrücksichten eine große Rolle spielen. Poincaré denkt dabei vor allem an die Mathematik. Die Frage: „Ist die euklidische Geometrie wahr?" hat nach Poincaré keinen Sinn. Das hieße ebensoviel, als wenn man fragen wollte: „Ist das

metrische Maßsystem wahr, und sind die alten Maße falsch?" Eine Geometrie kann nur zweckmäßiger als eine andere sein. Und das ist die euklidische Geometrie ganz entschieden. Ebenso haben in der Astronomie die beiden Sätze: „Die Erde dreht sich" und „Es ist zweckmäßiger anzunehmen, daß die Erde sich dreht" denselben Sinn. Ebenso ist es in der Physik wenig von Belang, ob der Äther wirklich existiert. Das Wesentliche ist für uns, daß alles so geschieht, *als ob* es existierte.

Ebensowenig wie Tannery ist Poincaré ein blinder Anbeter der rohen Tatsachen und der bloßen Empirie. Auch er glaubt an die schöpferische Macht des Geistes. Die Erfahrung und überhaupt das Bild, welches wir uns von der Wirklichkeit machen, ist in hohem Grade durch unsere allgemein menschliche und individuelle Organisation bedingt. Poincarés idealistische Denkrichtung kommt auch darin zum Ausdruck, daß er den Gedanken als die wahre Wirklichkeit betrachtet. Alles, was nicht Gedanke ist, ist das bloße Nichts. Der Gedanke ist der Blitz mitten in einer langen Nacht. Aber dieser Blitz ist alles.

Am charakteristischsten für den Idealismus Poincarés ist seine Ablehnung des oberflächlichen Utilitarismus einerseits und seine Überzeugung von dem fördernden und veredelnden Einfluß der wissenschaftlichen Erkenntnis andererseits. Um die Wahrheit zu suchen, sagt er, muß man unabhängig sein, vollständig unabhängig. Es genügt, nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, daß die Errungenschaften der Industrie, denen so viele praktische Männer ihre Reichtümer verdanken, niemals entstehen würden, wenn nur diese praktischen Menschen existiert hätten, und wenn ihnen nicht uneigennützige Narren voraufgegangen wären, die arm gestorben sind, und deren Führer ihre Grille war.

Pascal pflegte in bezug auf den Menschen zu sagen: „S'il se vante, je l'abaisse; s'il s'abaisse, je le vante." Dieses Wort bildet die Devise der Kritik, die der Physiker *Pierre Duhem* an der exakten Wissenschaft übt. Er will einerseits die Grenzen und andererseits die Bedeutung der physikalischen Erkenntnis hervortreten lassen. Dem Beispiele vieler großen Entdecker folgend, behauptet Duhem, daß die Physik nicht imstande ist, die metaphysische Natur der Dinge zu erfassen. Die Physik ist eben keine erklärende Wissenschaft. Sie ist nur dann fruchtbar, wenn sie sich bescheidet, eine vereinfachte und geordnete Betrachtungsweise zu sein, welche die Erfahrungsgesetze nach einer möglichst vollkommeneren, möglichst natürlichen Klassifizierung zusammenstellt. Auch Duhem glaubt, daß die exakte Wissenschaft keine absolute Erkenntnis liefert. Die Physik ist immer im Werden begriffen. Sobald eine physikalische Theorie aufhört, mit der Erfahrung in Übereinstimmung zu sein, hört sie auch auf, fruchtbar zu sein, und muß daher einer anderen den Platz einräumen. Von einer mathematischen Exaktheit, wie sie sich viele Fanatiker der exakten Wissenschaft als den Maßstab der wahren Erkenntnis träumen, kann in der Physik gar nicht die Rede sein. Der Physiker muß mit Hypothesen arbeiten, und die physikalische Hypothese ist keine unbestreitbare Wahrheit.

Sehr charakteristisch für den Kampf Duhems gegen die Schrankenlosigkeit der exakten Wissenschaft ist seine Auffassung der wissenschaftlichen Tatsache und des wissenschaftlichen Gesetzes. Die theoretische Tatsache ist keine bloße Kopie des Gegebenen, meint Duhem. Die Erfahrung, die uns die sinnliche Wahrnehmung liefert, ist höchst lückenhaft. Zwischen den wirklich festgestellten Erfahrungen im Laufe einer Erfahrung und dem Ergebnis dieser Erfahrungen, wie es der Naturforscher formuliert, wird eine sehr komplizierte geistige Verarbeitung eingeschaltet, die an die Stelle einer Beschreibung der konkreten Tatsachen ein abstraktes und symbolisches Urteil setzt. Ebenso haben die physikalischen Gesetze keine absolute Gültigkeit. Ein physikalisches Gesetz ist stets nur provisorisch, denn es ist nur annähernd und symbolisch. Ein Symbol ist aber weder wahr noch falsch; es ist nur mehr oder weniger gut gewählt, um die Wirklichkeit, die es darstellt, zu bezeichnen; es drückt sie in einer mehr oder weniger genauen Form aus. Sobald diese Symbole nicht mehr die Wirklichkeit auf eine befriedigende Art darzustellen vermögen, müssen sie beseitigt und durch genauere ersetzt werden. Ohne diesen fortwährenden Kampf ist kein Fortschritt in der Naturwissenschaft denkbar.

Auch die Kritik, die der Chemiker E. Meyerson an der exakten Wissenschaft übt, ist von einem idealistischen Hauch beseelt. Sich auf Männer wie Berthelot, Davy und Liebig stützend, weist er nach, daß der bloße Empirismus, wie ihn z. B. Bacon verstand, kein haltbarer wissenschaftlicher Standpunkt ist; daß die Erfahrung nur die Veranlassung für die Selbstverwirklichung des Denkprozesses gibt, und daß infolgedessen die sogenannte empirische Gesetzeswissenschaft von aprioristischen Elementen durchtränkt ist. Bewußt oder unbewußt ist unsere ganze wissenschaftliche Arbeit von Hypothesen beeinflußt. Die Geschichte der Wissenschaft fällt insofern mit der Geschichte der leitenden Ideen der Wissenschaft zusammen.

Nicht minder lehrreich ist der Kampf, den ein anderer hervorragender Vertreter der exakten Forschung, G. Milhaud, gegen den Positivismus führt. Auch er wendet sich gegen die Anbetung der rohen Tatsache und versucht die Unzulänglichkeit des bloßen Empirismus hervortreten zu lassen. Den Positivismus glaubt Milhaud dadurch überwinden zu können, daß er zu den drei Stadien Comtes (dem theologischen, dem metaphysischen und dem positiven Stadium) ein viertes Stadium hinzufügt, welches das Stadium der Innerlichkeit genannt werden könnte. Was zu der Annahme dieses vierten Stadiums berechtigt, ist nach Milhaud die Überzeugung des modernen Menschen, daß es keine absolute, von unserem Denken unabhängige Wirklichkeit mehr gibt. Daß wir es wirklich mit einem Stadium im Comteschen Sinne zu tun haben, daß es sich um eine allgemeine Art sämtlicher geistigen Strömungen der Gegenwart handelt, davon kann uns ein Blick auf die ethischen, sozialen und religiösen Bestrebungen der Gegenwart überzeugen: die Wendung zur Innerlichkeit tritt uns überall entgegen. So z. B. auf dem Gebiete der Moral. Die Unabhängigkeit von jeder äußeren Lehre wird hier immer größer. Die Bedingungen der Sittlichkeit und der Würde könnten heutzutage unmöglich außerhalb des individuellen Bewußtseins gesucht werden. Nicht

minder auffallend ist die Wendung zur Innerlichkeit auf dem Gebiete der Religion. Je freier das religiöse Gefühl von jeder äußeren Formel, von jeder von außen her auferlegten Gebärde ist, je mehr es seine ganze Kraft und seine ganze Glut aus der Sehnsucht unseres innersten Wesens schöpft, desto aufrichtiger, desto reiner erscheint es uns.

Beachtenswert ist ferner der Kampf, den ein Physiker wie Josef Wilbois gegen die Schrankenlosigkeit der Wissenschaft führt. Wilbois ist wesentlich bestrebt, zu zeigen, daß die Wissenschaft einen rein praktischen Zweck verfolgt, und daß sie infolgedessen keine Erkenntnis des wahrhaft Wirklichen zu liefern vermag. Die sogenannten Gesetze der Physik sind keineswegs der Ausdruck eines Gesetzes der Dinge selbst, sondern vielmehr der Ausdruck unserer Schwäche. Weit entfernt, eine absolute Notwendigkeit auszudrücken, finden wir in ihnen einen hohen Grad von Zufälligkeit, nämlich die Willkür des Physikers. So ist das Gesetz der Erhaltung der Energie nicht eine notwendig bewiesene Wahrheit. Wir wählen das Gesetz der Trägheit und dasjenige der Erhaltung der Energie, weil sie wegen ihrer großen Einfachheit uns gestatten, am unmittelbarsten und am gewöhnlichsten zu handeln. Aber neben dem Bedürfnis des Handelns und des Denkens empfinden wir das noch mächtigere Bedürfnis, zu erkennen. Und die Wissenschaft vermag es nicht zu befriedigen. Die Wissenschaft ist nicht imstande, Antworten auf die letzten Fragen vom Ursprung und von der Bestimmung des Menschen zu geben. Das ist eben die Aufgabe der Metaphysik.

In der Lehre Ed. Le Roys von dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Philosophie erreicht die Reaktion der exaktwissenschaftlichen Forscher gegen den wissenschaftlichen Fanatismus ihren Höhepunkt. Wie Wilbois, so ist auch Le Roy in diesem Kampfe stark von Bergson beeinflußt. Er geht weiter als die bisher angeführten Denker, indem er der rohen Tatsache jede Existenz abspricht und die exakte Wissenschaft für unfähig erklärt, die wahren Tatsachen zu erfassen. Jede Tatsache, sagt Le Roy, ist das Ergebnis einer Mitwirkung zwischen unserem Geiste und der Natur. Es gibt zwar in den Tatsachen einen geheimnisvollen Rest von Objektivität, aber die Wissenschaft, einzig und allein auf die Zerstückelung des Gegebenen gerichtet, vermag nicht den wahren Stoff, der allen Tatsachen zugrunde liegt, zu sehen. Diesen Stoff kann nur die Philosophie herausheben. Nicht minder scharf bekämpft Le Roy die Notwendigkeit der Naturgesetze und den Determinismus. Jedes Gesetz ist eine Konstruktion des Geistes, ein Symbol und Produkt unseres Vermögens, die Winkel, unter denen wir die Stetigkeit in der Welt betrachten, unendlich zu variieren. Alles beruht auf der Freiheit des Geistes. Dieser ist eben der eigentliche Schöpfer der Tatsachen. Die exakte Wissenschaft, weit entfernt, zur Leugnung unserer Freiheit zu führen, setzt vielmehr die letztere voraus. Das Zustandekommen der Wissenschaft setzt nämlich voraus, daß wir fähig sind, uns frei für dieses oder jenes geistige Verhalten zu entschließen. Ihre Ergebnisse werden erst dann streng und allgemein, wenn sie in frei dekretierte Definitionen verwandelt werden. Sich auf die Wissenschaft stützen, um den allgemeinen Determinismus zu beweisen, ist ein circulus

vitiosus und ein Widerspruch. Anstatt daher zu suchen, wie die Freiheit innerhalb einer vorherbestehenden Notwendigkeit keimen und sich entfalten kann, muß man vielmehr zuerst die Freiheit des Geistes als das wesentliche Prinzip voraussetzen; die Notwendigkeit kommt erst hinterher als ein regulatives Band unserer Tätigkeit.

IV.

Als eine Brücke zwischen dem Positivismus und dem philosophischen Idealismus im eigentlichen Sinne kann man die Kompromißversuche A. Fouillées und L. Webers betrachten.

Fouillée gesteht selber, daß er den Positivismus mit dem Idealismus versöhnen will. Auch er bekämpft die Anmaßung vieler exakten Forscher, durch ihre Methoden in fremde Gebiete einzugreifen und, von dem Erfolge auf ihrem eigenen Gebiete geblendet, das Universalmittel für die Lösung aller Probleme gefunden zu haben glauben. Die positiven Wissenschaften, meint Fouillée, geben uns stets nur partielle Erkenntnis, sie betrachten stets nur „Ausschnitte", einzelne „Phasen", niemals Ganzheiten. Die Mechanik erklärt nur eine Seite der Wirklichkeit, die Physik eine zweite, die Chemie eine dritte usw. In den Augen der positiven Wissenschaften bleibt die Welt stets nur ein zerbrochener Spiegel. Die Philosophie aber, indem sie die Bruchstücke einander nähert, versucht das ganze Bild zu sehen. Wenn die positive Wissenschaft die gegenseitige Bestimmung der Objekte erstrebt, so erstrebt die Philosophie die Bestimmung der Objekte durch das fühlende, denkende und wollende Subjekt.

Fouillée versucht gleichsam die platonischen Ideen vom Himmel herab unter die Menschen zu bringen, indem er in jeder Idee eine Kraft zu zeigen unternimmt, die sich in dem Maße verwirklicht, in welchem sie ihre eigene Verwirklichung begreift und wünscht. Der Begriff „Idée-force" durchdringt das ganze Lebenswerk Fouillées. Er spielt bei ihm ungefähr dieselbe Rolle wie das Energieprinzip bei Ostwald: er erklärt alles. So versucht Fouillée in dem Determinismus die Idee und den Wunsch der Freiheit wiederherzustellen, ferner in die Entwicklung der Natur die psychischen Faktoren und die Bewußtseinszustände wieder einzuführen, in der Entwicklung der Gesellschaft nicht nur die Rechte, sondern auch den wirksamen Einfluß des Ideals zur Anerkennung zu bringen; endlich zeigt er, daß die Soziologie fähig ist, uns die radikalsten Gesetze der Kosmologie durchschauen zu lassen.

Als eine sehr glückliche Überwindung des Positivismus kann man den absoluten Positivismus Louis Webers betrachten. Der charakteristische Zug desselben ist die Annahme, daß es kein Dasein außerhalb des Denkens gibt, daß die Idee des Objekts mit dem Objekte selbst zusammenfällt. Weber weist in einer geistvollen Weise nach, daß die positive Wissenschaft ihrem Wesen nach idealistisch ist, denn sie ist nichts weniger als ein bloßes Produkt der sinnlichen Erfahrung. Die Erfahrung bedient sich der Angaben der äußeren Sinne nur unter der Bedingung, daß sie jene Angaben unter die Kontrolle des Verstandes setzt und sie dem Verdikte der Vernunft unterordnet. Das Wirkliche ist im Grunde nur die Selbstbehauptung des Denkens. Ja, Weber

geht weiter und bezeichnet die Wissenschaft geradezu als die Leugnung der Angaben der Wahrnehmung. Zwischen der sinnlichen Erkenntnis, welche die des Ungebildeten ist, und der intellektuellen Erkenntnis, die durch methodische Beobachtung, Induktion und Berechnung vorgeht, zögert die Wissenschaft nicht im mindesten: die erste betrachtet sie als eine individuelle, subjektive und falsche, die zweite dagegen als allgemeine, objektive und wahre Erkenntnis. Als Beispiel führt Weber die Auffassung der Sonne beim Ungebildeten und beim Naturforscher an. Während dem Ungebildeten die Sonne als eine brennende, leuchtende, kaum einige Zentimeter breite Scheibe erscheint, die morgens an einem Punkte des Horizontes aufgeht, am Tage den Himmel durchwandert, um abends am entgegengesetzten Punkte des Horizontes unterzugehen, sieht in ihr dagegen die heutige Wissenschaft eine sphärische Masse, die aus verschiedenen Flüssigkeiten und Gasen besteht und mehr als 300000 mal größer als die Masse der Erdkugel ist. Die Wissenschaft ist daher immer im Werden begriffen, sie kann nur eine relative Erkenntnis liefern. Wollte aber die Philosophie bei diesem Relativismus stehen bleiben, so würde sie zum Skeptizismus und zum Agnostizismus führen. Die wahre Philosophie soll uns dagegen eine absolute, vollständige Erkenntnis liefern. Das wird sie erst dann tun, wenn sie den bloßen Empirismus überwindet und zu einem logischen Idealismus oder, was im Grunde dasselbe ist, zu einem absoluten Positivismus fortschreitet.

Als eine nicht minder interessante Überwindung des Positivismus wird man endlich André Lalandes Kampf gegen den Evolutionismus und den Monismus ansehen dürfen. Im Gegensatz zu Spencer nämlich behauptet Lalande, daß der wahre Fortschritt sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften, nicht in einer Evolution vom Gleichartigen zum Ungleichartigen, sondern umgekehrt in einer Involution vom Ungleichartigen zum Gleichartigen besteht. Das gilt namentlich auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Auf dem Gebiete des Wahren, des Guten und des Schönen macht jede Handlung, jedes Wort, jeder Gedanke die Welt in einer der Evolution entgegengesetzten Richtung fortschreiten, d. h. diese Äußerungen des Geisteslebens vermindern die individuelle Differenzierung. Sie bewirken es, daß die Menschen weniger verschieden voneinander werden, und daß jeder von ihnen nicht wie das Tier die Welt in die Formel seiner Individualität einzuschließen strebt, sondern vielmehr versucht, sich von dem Egoismus, in dem die Natur ihn einschließt, zu befreien und sich mit seinen Nächsten zu identifizieren.

V.

Während der charakteristischste Grundzug der Bestrebungen, die wir bisher betrachtet haben, wesentlich der Kampf gegen die Schrankenlosigkeit der positiven Wissenschaften ist, ist die Hauptsorge fast aller Denker, zu denen wir jetzt übergehen, die Rettung der Selbständigkeit des Geisteslebens, der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Das ist die gemeinsame Tendenz der verschiedenen, voneinander manchmal völlig abweichenden Richtungen oder Stufen des philosophischen Idealismus der Gegenwart in Frankreich.

Das gilt zunächst von L. Brunschwiegs Synthese des Geisteslebens. „Der Geist und sein Eigentum" — so etwa könnte man am kürzesten Brunschwiegs These formulieren. Die Philosophie definiert er als das methodische Nachdenken des Geistes über sich selbst. Dementsprechend versucht er die ganze Welt, also unser wissenschaftliches, ästhetisches, ethisches und religiöses Leben als eine Selbstverwirklichung des Geistes zu charakterisieren.

So kann von einer wahren Erkenntnis nur dann die Rede sein, wenn der Geist sich nicht von dem Vorurteil der bloßen Erfahrung führen läßt, sondern wenn er die Daten, die ihm die Beobachtung liefert, mit Hilfe der ihm eigentümlichen Erkenntnisformen der Analyse und der Synthese selbsttätig zu deuten versucht. Die wahre Wissenschaft ist ein Fortschritt von den Dingen zum Geiste. Nicht minder groß ist der Anteil des Geistes am künstlerischen Schaffen und Genießen. „Die Seele ist die Quelle und der Maßstab aller Schönheit," sagt Brunschwieg mit allen Idealisten. Aber mehr als die Wahrheit und die Schönheit scheint die Sittlichkeit unabhängig von aller bloßen Empirie zu existieren. Was bedeutet z. B. die Freiheit anderes als ein Gebot, uns von unserer empirischen Subjektivität zu befreien, um der Geist zu werden, für den wir uns entschlossen haben? Indem ferner die Weisheit und der Mut uns von unserem engen empirischen Ich befreien, beseitigen sie das Hindernis, welches zwischen uns und dem Geiste war. Endlich ist die Religion die höchste Bestätigung der Realität des Geisteslebens. Die Religion verbindet die Seele mit einem höheren Prinzip Weit entfernt, uns von den Mitmenschen zu trennen, bedeutet das religiöse Leben eine Erweiterung unseres Daseins, es offenbart uns das Ideal des Geisteslebens in seiner ganzen Tiefe, nämlich die Gemeinschaft aller Wesen in ihrem Prinzip, welches die Einheit selber ist.

Um einen neuen Idealismus kämpfen ferner die Vertreter des französischen Neokritizismus. So hat Lionel Dauriac in einer seiner letzten Arbeiten seine Stellung durch das Entweder-Oder „Positivismus oder Philosophie" zu präzisieren versucht. Der Positivisums bedeutet nach Dauriac den Tod der Philosophie, denn er führt uns zum Skeptizismus. Dieser kann nur durch den Idealismus überwunden werden.

Ein anderer Vertreter des französischen Neokritizismus, der kürzlich verstorbene O. Hamelin geht weiter als Dauriac, indem er den Empirismus systematisch widerlegt und einen neuen Idealismus begründet, den er selber als „Noodicee" bezeichnet. Wenn man unter Absolutem dasjenige versteht, meint Hamelin, was alle Relationen in sich enthält, so kann man sagen, daß der Geist das Absolute ist. Das Sein ist der Geist und zwar der Geist, insofern er Bewußtsein ist. Der Geist ist alles, und er umfaßt alles. Daher ist der Theismus die Philosophie, die Hamelin am meisten befriedigt.

Als einen der größten Bahnbrecher in dem Kampfe um einen neuen Idealismus kann man den Nestor der Philosophie der Gegenwart in Frankreich, Jules Lachelier, betrachten. Lachelier ist von der Überzeugung durchdrungen, daß der Empirismus den Tod der Philosophie bedeutet, da er zum Skeptizismus führt. Es gibt nach seinem Dafürhalten nichts Sicheres

als die Ursprünglichkeit des Bewußtseins oder des Ichs. Nicht das Denken ist ein Produkt der Wahrnehmung, sondern umgekehrt die Wahrnehmung ist ein Werk des Denkens. Die Erkenntnis beginnt mit einer freien Tat und das letzte Wort des absoluten Denkens, das sich in den Dingen äußert und sie wirklich macht, ist Freiheit. Mit großer Energie bekämpft Lachelier die Ableitung der höheren Formen des Seins aus den niederen, da er glaubt, daß die niederen Formen in der substanziellen Einheit der höheren enthalten sind und aus ihnen nur durch eine Art von Zerstückelung oder Refraktion herausgehoben werden. Die wahre Philosophie, meint Lachelier mit Ravaisson, ist ein spiritualistischer Realismus, für welchen jedes Sein eine Macht ist und jede Macht ein Gedanke, der nach einem immer vollkommeneren Bewußtsein seiner selbst strebt. Diese Philosophie, meint Lachelier, ist zwar unabhängig von jeder Religion. Indem sie aber den Mechanismus der Finalität unterwirft, bereitet sie uns vor, die Zweckmäßigkeit selber einem höheren Prinzip zu unterwerfen und durch eine ethische Glaubenstat die Schranken des Denkens und damit zugleich diejenigen der Natur zu überschreiten.

Als ein anderes Zeichen der Renaissance des Idealismus wird man auch das zunehmende Interesse für die deutsche spekulative Philosophie betrachten dürfen. Namentlich verdient es hervorgehoben zu werden, daß die sympathischste Darstellung der Philosophie Fichtes dem Herausgeber der „Revue de Métaphysique et de Morale", Xavier Léon, zu verdanken ist.

VI.

Was uns aber am meisten berechtigt, von einer Wiedergeburt der Philosophie zu sprechen, ist, daß die hervorragendsten französischen Philosophen der Gegenwart ausgesprochene Anhänger der spiritualistischen Metaphysik sind. Wir denken namentlich an Männer wie Liard, Dunan, Blondel, Boutroux und Bergson.

So bezeichnet Liard den Spiritualismus deshalb als die wahre Philosophie, weil hier die freie sittliche Tat eine überlegene Stellung gegenüber dem bloßen Instinkt einnimmt. Liard zögert nicht zu behaupten, daß eine Wissenschaft vom Absoluten möglich ist, wobei er nicht an eine bloße Ontologie denkt. Es wäre ein philosophischer Anachronismus, meint Liard, wenn man heutzutage ein Absolutes a priori setzen und aus ihm ohne Berührung mit der Erfahrung die ganze Ordnung der relativen Dinge ableiten wollte. Die wahre Metaphysik ist vielmehr die ethische Metaphysik. Man muß nicht von einer intellektuellen, sondern von einer moralischen Wahrheit ausgehen und von dem Gewissen eine Erklärung der Welt verlangen, die dem Gewissen entspricht. Das Gewissen nämlich offenbart uns eine Art von Kausalität, die von der äußeren Kausalität grundverschieden ist. Die Ideen verwirklichen sich in uns kraft ihrer relativen Vollkommenheit. Also hindert uns nichts, uns nach diesem Typus eine Ordnung der Dinge zu denken, deren letztes Wort die Vollkommenheit wäre.

Mit großer Energie kämpft auch Ch. Dunan um einen neuen Idealismus. Die Philosophie, meint Dunan, ist notwendigerweise idealistisch, weil

man nur mit Ideen denken kann. Der Empirismus ist eben nicht eine philosophische Lehre, sondern die Verneinung der Philosophie. Dunan findet bei Plato und Aristoteles den Embryo der wahren Philosophie, weil nämlich Plato die Idee entdeckt und Aristoteles richtig gesehen hat, daß die Idee nicht von ihrer Erscheinung getrennt werden kann. Zugunsten eines angeblichen Positivismus auf die Metaphysik verzichten, ist geradezu eine Blindheit. Die Philosophie ist eben die Lehre vom Sinn und Wert des Lebens, die Lehre von Gut und Böse, von Recht und Pflicht, vom Werte und Wesen der Dinge. Die angebliche „Positivität", in der viele heutzutage den Maßstab aller menschlichen Erkenntnis erblicken, ist in Wirklichkeit nur ein Hirngespinst. Es gibt nichts Positives in dieser Welt, es sei denn, daß wir geboren sind, und daß wir sterben müssen. Das Höchste, was wir wünschen können, ist die Weisheit, und es ist gewiß keine Weisheit, wenn man den menschlichen Geist verstümmelt, indem man ihn verhindert, einige seiner natürlichen Kräfte zu betätigen, weil er bis jetzt schlechten Gebrauch davon gemacht hat.

Als ein in hohem Grade charakteristisches Symptom der Wiedergeburt des Spiritualismus kann man ferner die antiintellektualistische Bewegung betrachten, wie sie zunächst von den katholischen Modernisten vertreten wird.

Bedeutend ist in dieser Hinsicht vor allem der Aktivismus Maurice Blondels. Auf der einen Seite nämlich bekämpft Blondel die Selbstgenügsamkeit der exaktwissenschaftlichen Erkenntnis. Er weist nach, daß die Erkenntnis der positiven Wissenschaften eine symbolische ist. Wahres Erkennen heißt, die Erscheinungen und das wahre Wesen der Dinge außerhalb der Kunstgriffe der Reflexion erfassen. Namentlich gelangen wir zur moralischen Gewißheit weder durch den bloßen Intellekt noch durch den bloßen Glauben, sondern sie ist eine innere Tat des ganzen Menschen. Was man nicht erkennen und vor allem was man nicht verstehen kann, das kann man tun und in die Praxis umsetzen. Die bloße Erkenntnis kann uns nicht zum Handeln führen, weil sie nicht unser ganzes Wesen durchdringt. In jeder Handlung ist eine Glaubenstat enthalten.

Aber andererseits ist Blondel weit davon entfernt, an die Selbstgenügsamkeit des Menschen zu glauben. Was der Mensch tut, meint er, ist nicht Sache des bloßen Menschen, der Natur, sondern der Gnade Gottes. Das Handeln des Menschen übertrifft den Menschen. Indem wir alles, was wir wollen, von ganzem Herzen wollen, setzen wir das Wesen und die Tat Gottes in uns. Das wahrhaft Unendliche kann nur im Handeln immanent werden. Durch die Einführung der Immanenzmethode will Blondel nicht nur dem immanenten Charakter der modernen Philosophie gerecht werden, wonach nichts in den Menschen hineingehen kann, was nicht aus ihm kommt; er will auch die Scholastik bekämpfen, sofern hier die Theorie über die Praxis gestellt wird und insofern der theologische Rationalismus das Ganze der Philosophie ausmacht. Blondel wendet sich energisch gegen die Vergötterung unserer Vernunft, gegen den ontologischen und intellektuellen Realismus eines Denkens, welches alles beherrschen und alles sein möchte, gegen eine Philosophie, die

uns glauben machen möchte, daß die rationale Ordnung alles Übrige in sich enthalte.

Noch schärfer als Blondel betont der Theologe Laberthonniere, daß man unmöglich zugleich Christ und Intellektualist sein kann. Die religiöse, d. h. übernatürliche Wahrheit läßt sich nicht beweisen; denn beweisen heißt, eine Wahrheit aus einer anderen Wahrheit hervorgehen lassen. Wollte man aber die übernatürliche Wahrheit aus der natürlichen Wahrheit ableiten, wie man die Eigenschaften eines mathematischen Begriffs von einem anderen Begriff ableitet, so gäbe es kein Übernatürliches. Glauben, den Glauben haben, heißt die übernatürliche Wahrheit derartig besitzen, daß man sie in sein eigenes Leben einführt, um übernatürlich zu leben. Es bedarf nicht einer Wissenschaft der übernatürlichen Wahrheit, um zum Glauben zu gelangen. Die Spekulation ist Sache der bloßen Intelligenz, der Glaube dagegen ist Sache des Willens. Den Glauben, den lebendigen und vollständigen Glauben haben, heißt Gott besitzen. Aber wir können Gott nur besitzen, indem wir uns ihm ganz hingeben, und wir können uns ihm hingeben, weil er sich uns hingibt. Der Glaube ist demnach das Zusammentreffen zweier Arten von Liebe und nicht eine Verbindung von zwei Begriffen. Er ist kein abstrakter Schluß, sondern eine lebendige Tat. Gott kommt nicht von außen zu uns, sondern von innen her. Die übernatürliche Vereinigung mit Gott vollzieht sich in unserem tiefsten Innern. Laberthonniere würde mit Goethe sagen:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken;
Läg nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Ein anderer Vertreter des französischen Modernismus ist Ed. Le Roy, dessen Kritik der exakten Wissenschaft wir schon kennen gelernt haben. Auch Le Roy ist ein leidenschaftlicher Gegner des Intellektualismus. Daher sein Kampf gegen die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes. Es ist eine Anmaßung, meint Le Roy, Gott begreifen zu wollen. Die Logik ist für den modernen Menschen nicht mehr das Maß der Wahrheit. Keiner unserer Begriffe läßt sich auf Gott anwenden. Gott ist und bleibt unvergleichbar und inkommensurabel mit allen Wesen, die wir kennen. Gott bejahen, heißt eine konkrete Freiheit, ein die Kategorien übertreffendes Absolutes bejahen. Gott deduzieren wollen, heißt ihn verneinen. Wenn überhaupt Gott erkannt werden kann, so ist das nur durch Erfahrung möglich, d. h. durch eine immanente, in der Lebenspraxis selbst enthaltene Erfahrung. Wir erkennen Gott durch die Liebe, die uns zu ihm führt, in dem Maße, als wir ihm ähnlicher werden. Auch das Dogma hat vor allem einen praktischen Sinn. Es ist mehr als alles übrige die Formel für eine Regel des praktischen Verhaltens. Die dogmatischen Formeln sind allerdings unbegreifbar, wenn man in ihnen positive Bestimmungen der Wahrheit sucht. Es ist zugleich ein Recht und eine Pflicht, nicht an die Dogmen blind zu glauben, sondern man muß auch versuchen, sie zu verstehen. Aber das Denken, insofern es auf die Dogmen angewendet wird, ist nicht bloß eine intellektualistische Dialektik, sondern eine Sache der erlebten Erfahrung.

VII.

Ihren Kulminationspunkt erreicht die Wiedergeburt des Idealismus unzweifelhaft in der Lebensarbeit der beiden größten Schüler Ravaissons: Emile Boutroux und Henri Bergson. Denn trotz der Unterschiede, die zwischen diesen zwei Denkern bestehen, verkörpern sie aufs glücklichste fast alle bisher betrachteten Bestrebungen und setzen die Grundlage zu einer den Anforderungen des modernen Lebens in hohem Grade entsprechenden Weltanschauung. Wir können indessen ihren Standpunkt nicht charakterisieren, ohne wenigstens mit einigen Worten ihres größten gemeinsamen Lehrers und Vorgängers zu gedenken.

Ravaisson ist einer der ersten Denker aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der den Mut gehabt hat, die Philosophen vor das große Entweder-Oder zu stellen: Materialismus oder Spiritualismus. In seinem Berichte über die Philosophie in Frankreich im 19. Jahrhundert versuchte er nachzuweisen, daß nicht nur er, sondern auch alle hervorragenden Vertreter der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert den Spiritualismus als die wahre Philosophie anerkannt haben, denn sie haben alle den Mechanismus der Finalität unterworfen. Sie haben alle den lebendigen, bewußten und persönlichen Geist als den Grund und das Prinzip von allem aufgefaßt. Den Materialismus nennt Ravaisson, dem Beispiele Ciceros folgend, die plebejische Philosophie, den Spiritualismus dagegen die aristokratische. Er hört in seinen verschiedenen Schriften nicht auf zu behaupten, daß das Leblose niemals das Lebendige erklären wird, daß das Leben nur durch das Denken verstanden werden kann, daß das Ganze den Teilen vorhergeht, daß am Anfang die Vollkommenheit war, daß die Triebfeder der menschlichen Handlungen nicht der Egoismus, sondern das Wohlwollen, die Liebe ist. Nächst dem Naturalismus hat Ravaisson sein ganzes Leben hindurch den Intellektualismus bekämpft. Er war immer bestrebt zu zeigen, daß der bloße Verstand und die bloße Berechnung niemals etwas Gutes hervorgebracht haben. Die wahre Erkenntnis kann nur durch Intuition, durch das, was man gewöhnlich den Glauben, das Gefühl, das Herz nennt, erreicht werden. Der Verstand betrachtet die Dinge von außen her, die Intuition sucht dagegen sie in ihrem Innern zu erfassen. Stark von Pascal beeinflußt, behauptet Ravaisson, daß das Herz in allem, namentlich aber in der Sphäre des Übernatürlichen, die letzte Entscheidung hat. Man muß lieben, um zu verstehen. Damit hängt Ravaissons Überzeugung zusammen, daß es keine wahre Moral gibt ohne Metaphysik, und umgekehrt, daß die wahre Metaphysik die ethische Metaphysik ist. Ihre Aufgabe besteht vornehmlich darin, eine Antwort auf die Frage zu finden: Was ist Pflicht? Pflicht heißt, Gott, unserem Vorbild und unserem Schöpfer ähnlich zu werden durch die Liebe und die Selbsthingabe. Die Liebe ist das Eigentümliche aller großen Seelen. Das Böse fliehen, heißt sich von allem Schmutz reinigen, der die Ursache alles Egoismus ist. Das Gute erstreben heißt, dem Beispiele aller großen Seelen folgend, die eigentümlich übermenschliche und übernatürliche Tugend üben, großmütig sein.

Wenn ich oben Ravaisson den Lehrer Boutroux und Bergsons genannt habe, so habe ich natürlich nicht gemeint, daß die letzteren nichts anderes getan hätten, als die Philosophie ihres Meisters weiter zu spinnen. Ravaisson ist vielmehr nur ihr größter Anreger. Sie gehen ihre eigenen Wege; Ravaisson ist gleichsam ihr gemeinsamer Leuchtturm.

Boutroux ist einer der ersten Bahnbrecher des Kampfes gegen jene Form von Intellektualismus, die von der exakten Wissenschaft aus die letzten Probleme des Daseins behandelt wissen will und die den Maßstab der exakten Wissenschaft zum absoluten Maßstab der Wissenschaftlichkeit erhebt. Im Gegensatz dazu betont Boutroux den Diskontinuitätscharakter der Natur und der Erkenntnis. Da einige konkrete Wissenschaften sich der mathematischen Strenge nähern, so nehmen die Naturalisten an, daß alle denselben Grad von Genauigkeit erreichen müssen. Aber diese Verallgemeinerung ist eine rein theoretische. Tatsächlich ist der Abstand zwischen der Mathematik und der Wirklichkeit noch unendlich groß. Es besteht eine radikale Inkommensurabilität zwischen dem Wirklichen und dem Mathematischen. Die lebendige Wirklichkeit läßt sich nach Boutroux nicht messen, weil sie eine fortwährende Schöpfung und Wandelbarkeit, ein Fortquellen von etwas Neuem ist. Die Wissenschaft als Inbegriff der Wissenschaften verstanden — ist eine Abstraktion. Gegeben sind uns eben einzelne Wissenschaften, deren jede zwar mit den anderen im Zusammenhang steht, aber zugleich ihren eigentümlichen Charakter, ihre eigene Evidenz hat und mithin auf die vorhergehende Wissenschaft unzurückführbar ist.

Als ein anderes Hauptverdienst Boutroux' kann man seinen Kampf gegen die Lehre von der mechanischen und intellektualistischen Lebensbetrachtung ansehen. Er weist nach, daß der Satz „Nichts entsteht und nichts vergeht" in dem Maße unhaltbar wird, als man von den niederen zu den höheren Lebewesen emporsteigt. Das Leben in seiner Harmonie als statische und dynamische Einheit betrachtet, ist nicht der Gegenstand eines Begriffes a priori. Es ist eine ununterbrochene Schöpfung. Jedes Lebewesen ist ein Individuum und besitzt als solches einen ursprünglichen, auf niedere Lebensformen unzurückführbaren Charakter. Namentlich besteht zwischen dem Menschen und den übrigen Lebewesen nicht nur ein Gradunterschied, sondern ein Wesensunterschied. Der Mensch ist das freie Lebewesen schlechthin, die höchste Offenbarung Gottes, die wir kennen. Boutroux würde mit Goethe sagen: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche." Der Mensch ist nicht der Sklave, sondern der Schöpfer seines Charakters. Insofern ist Boutroux auch einer der schärfsten Gegner der mechanischen Seelenlehre, welche die Tat einfach als die Diagonale von Beweggrund und Charakter betrachtet. „Du bist am Ende, was du — tust" — so etwa würde Boutroux jenes bekannte Mephistophelisch-Schopenhauersche Wort verbessern. Das Handeln eines Individuums wird nicht von seinem Charakter determiniert. Vielmehr ist das Gegenteil wahr: der Charakter hängt vom Handeln ab. Die Seele als Allgemeinbegriff erklärt ebensowenig die einzelnen Merkmale dieses oder jenes Gefühls, dieses oder jenes Entschlusses, wie die Kraft als Allgemeinbegriff die Richtung der Bewegung erklärt. Es gibt gar keinen unveränderlichen Charakter. Die

menschliche Natur ist wie das Ganze des Weltalls in fortwährender Schöpfung begriffen. Die Freiheit des Willens wäre ein sinnloses Wort, wenn die fortwährende Schöpfung nicht zum Grundbestande der Dinge gehörte, d. h. wenn die Freiheit nicht die Wurzel unseres Seins wie des Seins überhaupt wäre. Die Freiheit ist, mit anderen Worten, die schöpferische Kraft in unserem Innern, die uns treibt, uns immer mehr Gott zu nähern. Daher bedeutet „leben" für den Menschen einen Kampf nicht ums Dasein, sondern vielmehr um ein Mehrsein, um die Vermehrung des Reiches der Freiheit. Frei handeln heißt sich durch praktische Betätigung im Dienste der Menschheit bis zu einer möglichst hohen Stufe der göttlichen Vollkommenheit erheben.

Aber Boutroux' Kampf gegen den Intellektualismus darf nicht mit den anderen antirationalistischen Strömungen der Gegenwart identifiziert werden. Wenn er die statische Vernunft der Intellektualisten bekämpft, weil sie im Grunde nur eine ganz fertige Liste von unbeweglichen Kategorien ist, so glaubt er indessen, daß es eine über den bloßen Verstand hinausgehende Vernunft gibt, die nicht mit leeren Begriffen, sondern mit den Wesen selbst zu tun hat. Der beste Weg, um den Intellektualismus zu überwinden, ist nach Boutroux also der, sich zu einer vertiefteren Auffassung der Vernunft zu erheben, d. h. die letztere als eine zugleich theoretische und praktische schöpferische Macht im Sinne Platos, Aristoteles' und Descartes' zu betrachten.

In seinem Werke „Wissenschaft und Religion" führt Boutroux den Kampf weiter, indem er nachzuweisen sucht, daß trotz der ungeheuren Fortschritte der exakten Wissenschaft die Religion heute noch eine Daseinsberechtigung hat. Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Lebens. Die Religion bietet dem Menschen ein viel reicheres und tieferes Leben als das bloß spontane oder intellektuelle Leben. Sie ist eine Art Synthese oder vielmehr eine innere und geistige Verbindung des Instinktes und der Intelligenz, in welcher jedes von beiden, indem es mit dem anderen verschmolzen und eben dadurch erhöht und verklärt wird, einen Reichtum und eine schöpferische Macht besitzt, die ihm entgeht, wenn es allein wirkt. Die Religion ist aber auch eine vereinigende Macht, insofern sie eine radikale Gleichheit und Brüderlichkeit aller Wesen lehrt. Sie gibt den Handlungen des Individuums zur Triebfeder die Überzeugung, daß es, so bescheiden es auch sein mag, mit Erfolg an der Verwirklichung des Reiches Gottes, d. h. der Gerechtigkeit und der Güte arbeiten kann. Die Religion ist von jeher eine der mächtigsten Kräfte, die die Menschheit bewegt haben. Sie hat die Menschen vereinigt und getrennt, sie hat Königreiche geschaffen und zerstört, sie hat jeder materiellen Macht den Geist als ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt. Sie hat den Menschen glücklich in der Not und elend im Zustande des Wohlseins gemacht. Diese sonderbare Herrschaft besitzt sie aber nur deshalb, weil der Glaube stärker als das Wissen ist, weil die Überzeugung, daß Gott mit uns ist, wirksamer ist als jede menschliche Hilfe, weil die Liebe stärker ist als alle Räsonnements.

Das Lebenswerk endlich, in welchem alle Erneuerungsbestrebungen der Philosophie der Gegenwart in Frankreich konzentriert sind, ist dasjenige

Henri Bergsons. Der Mechanismus, der Scientismus, der Rationalismus, die Assoziationspsychologie, der psycho-physische Parallelismus, der Determinismus haben in Bergson wohl ihren gefährlichsten Feind gefunden. Der Kampf gegen alle diese modernen Krankheiten ergibt sich nämlich bei Bergson mit innerer Notwendigkeit aus dem Grundcharakter seiner Denkweise.

Bergson gehört in der Tat zu jener Kategorie von Denkern, deren ganzes Schaffen von einer einzigen großen Idee, richtiger von einer Intuition beherrscht ist. Durch ein Sichversenken in die Tiefe des seelischen Geschehens und durch langjähriges Studium der Mechanik und der Mathematik ist Bergson zu der Überzeugung gekommen, daß das Wesen des seelischen Geschehens wie alles Lebens überhaupt, fortwährende Schöpfung und Wandelbarkeit, Hervorbringung von etwas Neuem ist. Diese Intuition nennt Bergson „durée réelle", konkrete Zeit. Alles, was nicht Zeit in diesem Sinne ist, nennt er Raum.

Die erste Konsequenz, die sich aus dieser Intuition ergibt, ist die Unterscheidung der partiellen oder Verstandeserkenntnis von der totalen oder intuitiven Erkenntnis. Da der Verstand nämlich immer auf das Handeln, auf das Praktisch-Nützliche gerichtet ist, so entwirft er nur Partialweltbilder. Ganz anders dagegen die Intuition. Sie versetzt uns sofort ins Innere der Wirklichkeit und macht uns Zeuge ihres Werdens. Sie sieht von dem bloß praktischen Verhalten ab und schaut die Dinge gleichsam sub specie aeternitatis. Der Verstand ist das Organ der exaktwissenschaftlichen Erkenntnis, die Intuition dasjenige der Philosophie. Daher ist es eine ungeheuere Anmaßung, wenn die exaktwissenschaftliche Erkenntnis ihre Resultate und ihre Methoden als die allein gültigen betrachtet und zum Maßstab aller Erkenntnis erhebt. Nichts berechtigt uns, das, was von der Welt des Raumes gilt, auf die Welt der Zeit zu übertragen. Aber gerade diesen Fehler begehen alle obenerwähnten Formen des Intellektualismus.

So ist der Grundfehler des assoziationistischen Determinismus, daß er sich das Ich als eine Vereinigung psychischer Zustände vorstellt, von denen der stärkste einen überwiegenden Einfluß ausübt und die anderen mit sich fortzieht. Der Assoziationist führt das Ich auf ein Aggregat von Bewußtseinstatsachen, auf Empfindungen und Vorstellungen zurück. Wenn man aber tiefer unter die Oberfläche gräbt, wird man finden, daß es gar keine Bewußtseinszustände gibt, die sich nebeneinander ordnen. In Wirklichkeit gibt es nur einen Bewußtseinsstrom, d. h. Bewußtseinszustände, die sich gegenseitig durchdringen und ineinander verschmelzen. Die tieferen Bewußtseinszustände haben überhaupt keine Beziehung zur Quantität, sie sind reine Qualität, sie vermischen sich derartig, daß sich nicht sagen läßt, ob sie einer oder mehrere sind. Daher wird man nimmermehr das seelische Geschehen mit den Kategorien und den Methoden der Wissenschaften vom Anorganischen erfassen.

Auch der psycho-physische Parallelismus ist eine Sünde der intellektualistischen Betrachtungsweise. Da der Verstand nämlich gewöhnt ist, in der Welt des Raumes für jede Wirkung eine entsprechende Ursache zu suchen, so tut er das auch auf dem Gebiete des Seelenlebens und findet eine genaue

Übereinstimmung zwischen den Gehirnvorgängen und den seelischen Vorgängen. Im Gegensatz dazu findet die intuitive Erkenntnis, daß von einem derartigen Parallelismus gar nicht die Rede sein kann. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß jeder seelische Vorgang das Spiel von Gehirnmechanismen voraussetzt. Daraus ergibt sich aber nicht, daß das Bewußtseinsleben Stück für Stück dem Gehirnmechanismus entspricht. Weil ein spitziges Messer mit seiner Spitze solidarisch ist, wird man doch nicht schließen wollen, daß die Spitze mit dem Messer zusammenfällt — so drückt Bergson in seiner bilderreichen Sprache das Verhältnis des Bewußtseins zum Gehirn aus.

Nicht minder scharf bekämpft Bergson die intellektualistischen Freiheitstheorien, mögen sie deterministischer oder indeterministischer Art sein. Deterministen und Indeterministen denken sich die Erwägung in Gestalt eines Oszillierens im Raume, während sie doch in einem dynamischen Fortschritt besteht, bei dem das Ich und die Motive selbst in einem fortwährenden Werden begriffen sind wie wirkliche Lebewesen. Bergson ist ein entschiedener Anhänger der Willensfreiheit, aber er betrachtet sie als einen Ausdruck unserer ganzen Persönlichkeit. Die wahrhaft freie Handlung verlangt eine große Anstrengung unsererseits; sie hat etwas Feierliches an sich und zeigt mit unserer Persönlichkeit ungefähr dieselbe undefinierbare Ähnlichkeit, die man manchmal zwischen dem Künstler und seinem Werke findet.

Nirgends aber kommt die Unzulänglichkeit des Verstandes so klar zum Ausdruck als in dem Versuche, das Lebendige nach der Analogie des Leblosen zu erfassen. Der Verstand ist nämlich von dem Leben unter bestimmten Umständen geschaffen worden, um auf bestimmte Dinge zu wirken; er kann daher unmöglich das Leben, wovon er doch nur ein Aspekt ist, erfassen. Mechanismus und Finalismus nennt Bergson Konfektionäranzüge, in die wir das lebendige Geschehen hineinzwingen wollen. Der Grundfehler beider ist die Annahme: alles ist gegeben. Der radikale Mechanismus schließt eine Metaphysik in sich, in der die Totalität des Wirklichen auf einmal in aller Ewigkeit gesetzt ist. Der radikale Finalismus ist sozusagen ein umgekehrter Mechanismus: er setzt voraus, daß die Lebewesen und die Dinge im Grunde nur ein ein für allemal gezeichnetes Programm realisieren. Beide sträuben sich dagegen, in dem Geschehen oder auch nur in der Entwicklung des Lebens eine unvorhersehbare Schöpfung von Form zu erblicken. Ganz anders die intuitive Erkenntnis. Nur sie vermag das innerste Wesen des Lebens zu sehen. Sie zeigt uns, daß das Leben ein fortwährendes Schaffen, eine schöpferische Evolution ist. Die Entwicklung des Lebens nämlich denkt sich Bergson nach der Analogie des künstlerischen Schaffens. Es kann dabei weder von einem Mechanismus noch von der Verwirklichung eines im voraus ganz bestimmten Zieles die Rede sein. Daher führt Bergson den Begriff des „élan vital" ein, den man am besten durch die Worte „innerer Forttrieb des Lebens" übersetzen könnte. Alles geht so zu, als ob ein flaues und undeutliches Wesen, das man nach Belieben Mensch oder Übermensch nennen kann, sich zu verwirklichen gesucht hätte, was ihm aber nur dadurch gelungen wäre, daß es unterwegs einen Teil seiner selbst gelassen hätte. Diese Abfälle werden durch die übrigen

Tiere und selbst durch die Pflanzenwelt dargestellt. Die Schöpfung ist nicht ein einmaliger Akt, sondern vielmehr eine fortwährende Tat. Bergson zögert daher nicht, das, was er „évolution créatrice" nennt, mit dem Begriff der Gottheit zu identifizieren.

Mögen die vorliegenden Ausführungen genügen, um den Leser zu überzeugen, daß die Philosophie überhaupt und der Idealismus insbesondere gegenwärtig in Frankreich ihre Wiedergeburt feiern. Eine eingehendere Würdigung der Lage würde vielleicht das besser hervortreten lassen. Lehrreich wäre z. B. die Berücksichtigung der psychologischen, soziologischen und ethischen Bestrebungen, wie sie von Männern wie Ribot, Durkheim, Rauh und ihren Anhängern vertreten werden. Nicht minder würde zur Evidenz unserer These die Schilderung der Begeisterung beitragen, die bei der aufsteigenden Generation auf Schulen und Universitäten für die idealistische Philosophie herrscht. Aber wir mußten uns auf das Notwendigste beschränken. Unser Ziel war, zu zeigen, daß nach jenem Zusammenbruch der alten Welt, wovon wir anfangs sprachen, der moderne Franzose rechtzeitig verstanden hat, einen wirklich „neuen Lebenslauf" zu beginnen, d. h. mit dem Alten, das gealtert war, aufzuräumen, das Neuerrungene auf dem Gebiete der Einzelwissenschaften zu berücksichtigen und es für den Aufbau einer neuen Welt verwertbar zu machen. Fertig ist dieser Weltbau gewiß noch lange nicht. Die bitteren Erfahrungen haben den modernen Menschen gelehrt, etwas vorsichtiger dabei zu verfahren. Auch haben wir es hie und da noch mit einem Suchen und Tasten zu tun. Aber andererseits fehlt das Wetten und Wagen nicht. Jedenfalls beruht das bisher Gebaute auf festen und unerschütterlichen Grundlagen, so daß wir mit großer Zuversicht auf eine für die Verinnerlichung des Lebens außerordentlich günstige Zukunft rechnen können.

Goethe im Gespräch [1].

Von
Richard M. Meyer.

Von allen freien Künsten steht in Deutschland keine so niedrig im Preise wie die der Unterhaltung. Wohl steht es außer Frage, daß sie heute nirgends blüht. Sachkenner wie Herbert Paul und G. W. Russell klagen, daß in England das Gespräch ganz oder doch in gewissen Hinsichten verfällt, und selbst dem klassischen Land der Konversation droht ein Ende seines Ruhms; haben wir doch den trefflichen Philologen und Historiker Gaston Boissier, als er hochbejahrt seine geliebte Akademie verlassen mußte, den „letzten Causeur" nennen hören. Aber eben — auf beiden Seiten des Kanals weiß man doch, was ein Absterben dieser Kunst bedeutet. Die Bonmots von Samuel Foote und Thomas Hood hat ein Illustrator vom Namen Aubrey Beadsleys geistreich geschmückt; Charles Fox, der große Redner, verdankt seinen witzigen Antworten, daß er unter seinen Landsleuten viel lebendiger fortlebt als der größere Edmund Burke, und Sidney Smith ist nur um solcher Triumphe willen noch heute ein Liebling Altenglands. In Frankreich gehört nun gar Voltaires Witz, Diderots Plaudertalent, Chamforts und Rivarols „esprit de riparti" zu den sorgfältig behüteten Ansprüchen auf internationale Anerkennung. Bei uns aber ist einzig Heinrich Heines gesellschaftlicher Witz in Macht geblieben. Mit dunkler Ehrfurcht spricht man von dem Salon der Rahel, von den brieflichen Salons der Romantiker; daß aber solche Herde und Werkstätten der feinsten und bedeutendsten Unterhaltungskunst vereinzelt blieben, daß sie fast plötzlich aus der vielbeklagten Einöde trivialer Alltags- und Fachsimpelei aufstiegen und verschwanden, empfindet kaum jemand als Verlust. Selbst heute nicht, wo doch von so vielen Seiten die Kunst der Geselligkeit gepredigt wird; wo eine überlegte Wahl der Gäste den Zufall der Liste, eine geschmackvolle Herrichtung der Tafel das Prahlen mit teueren Quantitäten wieder zu verdrängen

[1] Goethes Gespräche Gesamtausgabe. Begründet von Woldemar Freih. v. Biedermann. Neu herausgegeben von Flodoard Freih. v. Biedermann, unter Mitwirkung von M. Morris, F. G. Gräf und Leonhard L. Mackall. Fünf Bände. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1909–1910.

beginnt. Das ist alles gut und schön; aber wie die pruntvollste Inszenierung neben dem Wert des Dichters Nebensache bleibt, so soll auch das Gespräch die Königin in der Gesellschaft bleiben — das geistreiche, keine Tiefe scheuende und keine Oberfläche verachtende, jedem sich anpassende und nie sich verlierende Gespräch.

Epochen, in denen die Kultur eine ältere und festere Tradition besaß als heute und bei uns, haben das nie verkannt. Das Frankreich des 18. Jahrhunderts lebt in einem wahren Kultus des Gesprächs; um dieser Kunst willen wird ihren Virtuosen alles verziehen, und kein noch so heiliger Gegenstand darf vor der Souveränität des Bonmots bewahrt bleiben. Man kämpft um die Meister des Wortkampfes in den Salons wie etwa heute eine Oper der andern die gefeierten Sängerinnen zu entreißen strebt. Auch lassen die Meister der Kunst es keineswegs an eigener Schulung fehlen; nur die Fürsten vertrauen der Improvisation, andere aber bereiten sich sorglich vor, und Montesquieu erzählt gar spottend von zwei Schöngeistern, die einen witzigen Dialog vorher einüben, um damit am Abend glänzen zu können.

Hier wird uns denn auch sichtbar, wie nahe diese Übung im Zwiegespräch, das doch immer die Seele der Konversation bleibt! — dem Bühnenspiel steht. Die Freude am geistreichen Dialog überwuchert nicht nur bei den Franzosen seine unmittelbare dramatische Aufgabe. Sowenig La Fontaine sich damit begnügt, die trockene Fabel lehrhaft vorzutragen, die Lessings ästhetischer Utilitarismus fordert, so wenig will Voltaire in der Tragödie nur sagen, was unmittelbar die Ökonomie der Handlung verlangt; und die Helden des französischen Theaters fallen mit einem letzten Bonmot wie die Opfer der Guillotine.

Aus diesen Voraussetzungen ist auch Goethes Gesprächskunst zu erklären, obwohl sie durch seine Größe und seine Vielseitigkeit, ja Allseitigkeit neues Gepräge erhielt. Aber der Mann, der Diderots Dialog „der Neffe Rameaus" mit innerstem Behagen wiedergab und kommentierte, hat nicht nur bei dieser Gelegenheit versichert, wieviel er französischer Kultur und Kunstübung verdanke. Goethe im Gespräch ist eine so einzige Erscheinung wie Goethe im Briefwechsel. Aber er wäre in beiden Beziehungen in dem Frankreich seiner Zeit wohl immer noch der Größte, aber nicht so durchaus ein Einziger gewesen, wie er es in Deutschland war.

Wie sehr er es bei uns ist, das legt die schöne neue Ausgabe des Biedermannschen Werkes klar vor aller Augen. Woldemar v. Biedermann hat zuerst alle Gespräche des Dichters gesammelt und erklärt. Es gereicht der Nation nicht zur Ehre, daß erst nach langen Jahren eine zweite Auflage nötig wurde. Freilich konnten nun aber dieser mancherlei Erfahrungen zugute kommen. Flodoard v. Biedermann hat den Plan seines Vaters derart erweitert, daß nach seinem eigenen Wort das Buch nun wohl „Goethes Leben in Zeugnissen aus seinem Umgang" heißen dürfte; vor allem aber hat er das Werk ungleich praktischer gestaltet. Die auf dreitausend Nummern gebrachte Zahl der „Gespräche" wird in vier handlichen Bänden, klar gedruckt, streng chronologisch geordnet, bequem dargereicht; der fünfte Band, keineswegs besonders um-

fänglich, bringt in mustergültiger Anordnung die nötigen Erklärungen und in einer Anzahl von Registern die Möglichkeit, fast jede Materie, jeden Unterredner, vor allem alle Bezüge auf Goethes Leben und Werke rasch aufzufinden. Das deutsche Publikum hat wirklich keine Ausrede mehr; es darf sich seiner Pflicht, dies nationale Werk sich anzueignen, nicht länger entziehen!

Aber auch der wissenschaftlichen Arbeit gibt das Werk neuen Boden unter die Füße. Wie die Grammatik längst neben den geschriebenen Denkmälern das gesprochene Wort zur Grundlage ihrer Forschung macht, so wird die Literaturgeschichte sich der Aufgabe, das gesellschaftliche Gespräch und den mündlichen Bericht als Vorstufen für Drama und Epos zu untersuchen, nicht auf die Dauer entziehen dürfen; hat sie doch zu lang sogar die literarische Bewertung des Briefes aufgeschoben! Dabei wird das Corpus dialogorum Goethianum im Mittelpunkt stehen, wegen seiner Bedeutung seines Umfangs, seiner Zuverlässigkeit; und sogar die Gesprächsbände Luthers, Friedrichs des Großen, Schopenhauers, Bismarcks werden in allen drei Punkten zurückstehen müssen.

Zwar wenn über Bedeutung und gar Umfang (trotz aller Publikationen Poschingers für Bismarck) diese Suprematie unangezweifelt bleiben wird, steht es nicht ganz so mit der Zuverlässigkeit. Natürlich richtet sich das Bedenken hier nicht gegen den sorgfältigen und von ausgezeichneten Sachkennern unterstützten Herausgeber, sondern gegen seine Gewährsmänner. Biedermann selbst hat in den Vorworten sich kurz mit dieser Frage auseinandergesetzt. Natürlich wird an bewußte Fälschung kaum zu denken sein. Selbst bei den Berichterstattern, deren Erzählung die gegründetsten Bedenken hervorgerufen hat, wie bei dem frommen Satiriker J. P. Falk und dem unfrommen Satiriker Heinrich Heine, ist kaum zu zweifeln, daß sie einen echten Kern wesentlich richtig wiedergeben wollten. Aber es bleiben Ursachen genug, nicht jedes Wort so zu achten, als sei es in der Inspiration geschrieben. Allgemeine Unfähigkeit, dem Genius zu folgen; momentane Verwirrung; unsicheres Gedächtnis sind kaum ganz zu vermeidende Fehlerquellen. Je weiter die Aufzeichnung von dem Gespräch abrückt, desto mehr steigern sich die Gefahren. Übereifrige Freunde inquirieren heraus wie allzu lebhafte Untersuchungsrichter: Hat er denn nicht auch von Napoleon gesprochen? und von Schiller? Was für ein Gesicht machte er, als du Kotzebue erwähntest?

Und doch sind das alles noch nicht die schlimmsten Feinde der Zuverlässigkeit. Ärger ist die Eitelkeit, die selbst auf Kosten des großen Mannes glänzen will; wofür hier der unglaubliche Bericht eines russischen Grafen Stroganoff ein Paradebeispiel gibt. So groß auch ohne Frage Goethes Respekt vor Adelstiteln und fremden Namen war — solches Benehmen dieses lächerlichen Verächters aller deutschen Poesie hätte er sicher nicht geduldet; an Beispielen, wie energisch er Vorwitz und Aufgeblasenheit abzufertigen mußte, fehlt es auch nicht, und das Gespräch mit Lord Bristol, Bischof von Derby, in dem er diesem „tollen Christen" (wie Goethe gern sagt) auf seine Demoralisierung des „Werther" kräftig diente, hat er gern selbst mit behaglichem Schmunzeln erwähnt. Oder der Gewährsmann verschiebt

unmerklich die Tendenz, wie es dem klugen, aber recht selbstbewußten Kanzler v. Müller wohl begegnet zu sein scheint. Oder endlich: gerade die Absicht, das Kunstwerk eines Goetheschen Gesprächs als Kunstwerk wiederzugeben, hieß Eckermann hin und wieder Goethes Äußerungen wie Rohstoff behandeln. Ohne freiere Anordnung hätte der mit Recht berühmteste Hörer Goethes nicht ein solches Meisterwerk schaffen können, wie seine Unterredungen sind; hat doch erst kürzlich Houben vor seiner glänzenden Ausgabe auf diese künstlerische Bedeutung glücklich hingewiesen. Aber damit sind eben auch gewisse Einbußen der absoluten Zuverlässigkeit untrennbar verbunden.

Es wird eine wertvolle Aufgabe methodischer Forschung sein, Goethes Sprachstil eingehend festzustellen; seine Eigenheiten in der mündlichen Führung des Gesprächs mit denen im Drama zu vergleichen; inhaltliche Kriterien für die Echtheit oder Unechtheit einzelner Angaben zu gewinnen. Aber wesentlich dürfen solche Untersuchungen den Grundeindruck nicht ändern. Schon jetzt wird man den Kopf schütteln, wenn der Major v. Unger in Rom zu ihm gesagt haben will:

„Höre, Wolfgang, du hast noch eine große Aufgabe zu erfüllen, darum mußt du leben, aber was hindert dich, hier neben der Pyramide des Cestius deine letzte Ruhestätte zu suchen?" — „Du hast recht," rief er aufspringend, „das will ich, aber du mußt es auch tun! Dann vereinigt auch uns beide der Tod wieder!" ...

Wir werden einem anderen Offizier nicht gleich glauben, daß er an der Tafel des Herzogs von Weimar zu dem Herrn Legationsrat gesagt habe:

„Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Ihnen mit humorvoller Geradheit zu antworten mir erlaube, daß bei uns ein altes Sprichwort heißt: Schuster bleib bei deinem Leisten. Wenn Sie über das Theater und die Dichtung und noch über viele andere gelehrte oder Kunstsachen reden, so hören wir alle Ihnen mit dem größten Vergnügen zu, denn dies verstehen Sie aus dem Grunde, und man kann viel von Ihnen dabei lernen. Etwas anderes aber ist es, wenn Sie über das Artillerieweſen sprechen und nun gar uns Offiziere darüber belehren wollen; denn, nehmen Sie es nicht übel! — davon verstehen Sie auch nicht das Mindeste!"

Und Goethe, der sich schwerlich je in seinem Leben solcher Strafrede ausgesetzt hätte, soll darauf mit einem Zitat aus einem zwanzig Jahr später erscheinenden Lustspiel geantwortet haben: „Aber darum keine Feindschaft, Herr Leutnant! . . ." Goethe wird schwerlich zu dem üblen Literaten Braun v. Braunthal, indem er „seine vor Entzücken und Verehrung zitternde Hand sanft erfaßte und mit seinen beiden Händen weich umrahmte", gesagt haben: „Ich habe Ihr Tagebuch durchblättert und werde noch bis zu Ihrer Abreise von Marienbad daraus weiter lesen; ich fand des Annehmlichen und Zukunftverheißenden bereits manches"; und gewiß nicht zu Bettinen: „Über dich und deine Liebe schreite ich nicht hinaus, die ist mir zu teuer, und um deinen Geist schleiche ich mich so herum (indem er das Plätzchen sorgfältig umschritt)." Und Fürst Pückler hat in seiner gewohnten Aufrichtigkeit sogar selber gestanden, „daß er Goethen nur seine eigene Meinung in den Mund gelegt hat."

Ebenso wird man aber vielen Berichterstattern zuversichtlich trauen können. Der zuverlässigste mag Soret sein, der sofort aufzeichnet, was er klug auf-

genommen hat, und dessen Urteile hier ohne Eckermanns Übersetzung mitgeteilt werden. Aber auch bei dem mit Goethes Eigenheit so genau vertrauten Riemer oder bei dem ihn mit einer Mischung von Diplomatie und Liebe beobachtenden Boisserée und seinem Freund Bertram bemerkt man oft Wendungen und Führungen des Gesprächs, die überzeugend echt wirken; und viele Fernere, wie der Musiker Lobe, wie die etwas vordringliche Berlinerin Lili Parthey und der verdrießliche Dichter Platen scheinen sehr genau aufgefaßt und aufgenommen zu haben. Das Gleiche möchte ich persönlich übrigens auch für einige ebenso wichtige als viel umstrittene Gespräche annehmen: für die politischen mit dem Historiker Luden und mit Falk.

Oft wird uns die Authentizität wenigstens von Einzelheiten durch äußere Umstände beglaubigt: durch Wiederholungen, durch anderweitige Zeugnisse, durch auffällige Übereinstimmungen. Der wesentliche Inhalt wird ja fast durchweg durch Briefe und ähnliche Belege gestützt; und die Angaben über den allgemeinen Charakter von Goethes Redeweise und Gesprächsführung stimmen bei den verschiedensten Gewährsmännern überzeugend überein.

Ich gebe eine Anzahl solcher Charakteristiken, wobei allgemein zu bemerken ist, daß sie durchweg den schon berühmten, fast ausnahmslos den älteren Goethe meinen, der dann freilich von dem sprudelnd lebhaften Goethe der ersten Weimarer Zeit, von dem Improvisator und dramatischen Arrangeur der literarischen Satiren und gesellschaftlichen Farcen unterschieden werden muß.

Stephan Schütze (Gespräche II, 238), 1806–1814:

„Um so liebenswürdiger war er aber, wenn er gesellig aufgelegt in einem kleinen Kreise ein leichtes Wechselgespräch unterhielt, worin einer um den anderen sein Scherflein beisteuerte. Gewöhnlicherweise warf er weder mit Witz noch Ideen um sich, ja, er vermied diese sogar, sondern er gefiel sich meist im Ton einer heiteren Ironie, die etwas zu loben schien, dessen Unhaltbarkeit sich so von selbst ergeben mußte. So wurde der Tadel zu einem anmutigen Ergötzen und das Unvollkommene wieder zum Genuß. Schnelle Kreuz- und Quersprünge konnte er in der Unterhaltung nicht leiden. Ich lief öfters damit an, von Einfällen des Augenblicks verleitet; und ich hatte dann immer zu bemerken, daß er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr.

„Noch mehr liebte er, etwas ruhig durchzusprechen, wobei andere oft nur beipflichtend und fragend beförderlich waren, während er eigentlich das Gespräch führte und fortsetzte. Höher noch stieg seine Liebenswürdigkeit, wenn er ganz und gar einer epischen Stimmung sich hingab, wenn er z. B. ein römisches Karneval beschrieb oder sonst etwas von Italien erzählte. Hier konnte man stundenlang ihm zuhören und die ganze übrige Gesellschaft darüber vergessen. Die Ruhe, die Klarheit, die Lebendigkeit, der ans Komische hinstreifende halb feierliche Ton, womit er schilderte und alles deutlich vor Augen stellte, flößte mit dem Reize der Unterhaltung zugleich ein großes Behagen, ein großes Wohlgefallen am Leben ein, wodurch der Blick sich erweiterte und das Herz von einer schöneren Welt Besitz nahm. Man erkannte darin das Ziel der Goetheschen Muse, schon dieses Leben in ein anmutiges Eden zu verwandeln und den bestmöglichen Gebrauch desselben zur Aufgabe unserer Weisheit zu machen. So angenehm fesselnd indes auch seine Schilderungen waren, die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhaftes Rot die Wangen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabenen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen

seines Auges glänzten und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte. Es war dies namentlich der Fall, als er eines Abends Calderons standhaften ‚Prinzen' vorlas (den 22. März 1807). Bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, wurde er so von der Schönheit der Dichtung hingerissen, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf, daß es auf die Erde fiel."

Frau v. Rehberg, 21. Juli 1823 (Gespräche II, 644):

„Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres als seine Gespräche zu denken. Er ist sich seiner inneren Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewußt und läßt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, daß er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, die sie so viel Nützliches beschicken. Ja, sagte er freundlich, das schickt sich wohl für mich, die Partie des Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin. — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für deine gute Absicht."

Wilhelm Zahn, 7. September 1827 (Gespräche II, 439):

„Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende. Goethe leitete sie meisterhaft, ohne aber jemanden zu beschränken. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief, denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen, den man wegen seiner schweizerischen Mundart den Kunschtmeyer nannte, verweilte auf dem Anblicke seines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebenso viel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten. — Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe wußte auch mir die schüchterne, ungelenke Zunge zu lösen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatikan zu erzählen."

H. König, 30. September 1828 (Gespräche IV, 20):

„Nach dem Tee nahmen alle Platz um den Tisch, und Rösel legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise, besonders am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen oder, wie er sich ausdrückte, geknackert hatte. Überhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Kontrast zu dem ernsten Dichter: klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebensosehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gemessenheit und heitere Bemerkungen, das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit festem Auge den Tisch, während Rösel, kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrat zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die Geheimratschaft des Wirtes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Wort, sein behagliches Lachen, seine Anreden und Erwiderungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethes Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zu Hause zu fühlen. Mir selbst waren die zur Schau zirkulierenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen und über die geknackerten Zeichnungen hinweg

nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas Geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochenen Blätter mit den fast pedantisch wiederholten Worten zurück: Sie sollen bedankt sein! Sie sollen belobt sein wie immer! Eine seltene Paste, die Rösel verwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: Da! Heben Sie es sorgfältig wieder auf! Nicht wahr, lachte Röse, damit Sie nicht in unrechte Hände komme? — Nein, lächelte der Alte, weil sie vielleicht nicht in den rechten ist."

L. Freiherr v. Steinfurt, 30. Oktober 1829 (Gespräche IV, 172):

„Man führte mich durch ein Zimmer in ein zweites. Überall Kunstwerke verschiedener Art, Gemälde, Kupferstiche, Büsten, Statuen, auf Repositorien große Mappen, Zeichnungen enthaltend. Das Ameublement stand hiermit in Widerspruch; es war geschmacklos, alt, fast ärmlich zu nennen. Ich wartete einige Minuten. Dann sah ich durch eine offenstehende Tür des Zimmers, in welchem ich mich befand, Goethe in das anstoßende Gemach kommen, ziemlich rasch, in sehr aufgerichteter Haltung, die Lippen bewegend, manchmal selbst leise redend, hindurchschreiten und zu mir eintreten. Sein Äußeres entsprach im ganzen meiner Erwartung nicht. Nach den vielfachen glänzenden Beschreibungen, die ich gehört und gelesen, hatte ich mir ihn noch größer und weniger gealtert vorgestellt. Nur sein lebhaftes, mitunter feuriges Auge und seine aufrechte Haltung, die er während unserer ganzen Unterredung beizubehalten suchte, und von Zeit zu Zeit, wenn der Oberkörper unwillkürlich vorsank, wieder herstellte, bezeugte auch im Äußeren noch die Herrschaft des gewaltigen Geistes über den achtzigjährigen Körper. Höchst merkwürdig aber, ja wahrhaft erstaunenswürdig war die Art, wie er sprach. Es war der reinste, ununterbrochene Fluß der Rede, die höchste Mannigfaltigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, über welchen Gegenstand er auch sprechen mochte. Da, wo sich's um tiefere Dinge handelte, und wo selbst die Gebildeten, selbst die geübten Denker in der Regel die Worte suchen müssen, da bewegte er sich mit derselben Leichtigkeit, als wenn er über das Wetter oder eine Stadtneuigkeit spräche. Man sah überall, wie ihm, der sein ganzes Leben der Beschäftigung mit Ideen und Idealen gewidmet, diese Dinge, die uns nur Zuckerbrot sind, zur gewöhnlichen Speise geworden. Es war mit einem Worte unsere deutsche Sprache in der Gestalt, wie man sie sich, von überirdischen Wesen geredet, denken möchte."

Nur scheinbar widerspricht diesen Zeugnissen eine andere Gruppe. Die beiden Schriftsteller Schütze und König, der Jurist Steinfurt und die junge Frau Rehberg betonen in ihren sympathischen Berichten nur leicht, was einige enttäuschte oder auch voreingenommene Besucher stark unterstreichen. Eine gewisse Gemessenheit der Haltung, eine abwartende Kühle konnte der von recht verschiedenartigen Besuchern bestimmte Mann gar nicht vermeiden; und freilich war er auch Exzellenz, und eine vornehme Würde auch des äußeren Benehmens war ihm zur zweiten Natur geworden. So dürfen wir uns über die häufige Klage, er sei steif gewesen, nicht wundern; zumal die Ursache dieser Starrheit nicht selten im Wesen der Besucher selbst lag:

H. L. Hüsgen, 11. bis 12. August 1797 (Gespräche I, 259):

„Letzt abgewichenen Freitag morgen erscheint ganz unerwartet ein Fremder in meinem Zimmer, den ich vor seinem wohlgemästeten Bauch nicht erkannte, bis ihn seine Stimme bei der Frage verriet: Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr? Und siehe da, es war Goethe in eigener hoher Person, und ungeachtet er eine geraume Zeit bei mir blieb, so blieb er doch erbärmlich steif und zurückhaltend. Das einzige, was er mir durch seine Zunge mitteilte, war, daß er gesonnen sei, in die Schweiz zu reisen. Als ich ihn am anderen Tage besuchte, war er redsprächiger und gefühlvoller."

Wilhelm Häring (Willibald Alexis), 13. September 1824 (Gespräche II, 128):

„Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Es schlug fünf! Die Pforte öffnete sich. — Exzellenz werden bald erscheinen! sagte der Kammerdiener, auf die für uns bereit gestellten Stühle weisend, und wenige Sekunden darauf, als habe sie schon hinter der Tür bereit gestanden, trat die Exzellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Silben, die Exzellenz erwiderte andere und deutete einladend auf die Stühle. Die Exzellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schoße gefaltet, mit den Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

„Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Exzellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ und mich plötzlich in die bare Wirklichkeit zurückversetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort; nicht Goethe, der Dichter des ‚Werther', ‚Götz', ‚Faust', nicht der Liedersänger war zu uns getreten, sondern Goethe der vornehme Mann gab uns Audienz. — Äußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einzuschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappieren, und ich war im Moment darauf wieder ein ganz freier Mann; statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich im Gefühl eines gewissen Übermutes das Wort und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

„Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethe nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn v. Cotta und den Herrn v. Varnhagen und sagte, daß letzterer ein sehr respektabler Mann sei und sein Zirkel sehr zu empfehlen. Raumers ‚Hohenstaufen' waren eben erschienen; Goethe sagte auf mein Anklopfen: ‚Diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben.' Das Theater kam auch an die Reihe. Wolffs Darstellung des König Johann gab zu einem indirekten Komplimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe, daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerter Künstler sei. Hinsichts jenes Shakespeareschen Dramas und des ‚Standhaften Prinzen' von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken, daß nämlich eine Theaterdirektion auf die realen Begriffe ihres Publikums Rücksicht zu nehmen habe, und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann — meinte ich — käme ‚König Johann' wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Isgurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick und meinte: auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publikum auf diese Art mit wertvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

„Wir gingen, nachdem die Tür hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten; von Bangigkeit war nicht mehr die Rede.

„Also das war Goethe! Ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf."

Eindrücke wie sie Preußens romantischer Historiograph empfing, hat Wilhelm Hauff in dem bekannten „Besuch bei Goethe" seiner „Memoiren des Satans" verarbeitet. Mit jener flachen Gewandtheit, die er nirgends verleugnet, erzählt er, wie die Exzellenz den Amerikaner seinem deutschen Besucher ansieht, ihn über meteorologische Dinge ausfragt und dann die beiden enttäuschten Gäste huldvoll entläßt . . .

Grillparzer sagt, Goethe sei „wie ein audienzgebender Monarch" unter die Besucher getreten; Karl Maria v. Weber: er habe ihm „mitten im Zimmer stehend und mit einer stolzen Handbewegung zum Sitzen einladen" empfangen; noch lebhafter hat ja schon Bürger geklagt, er habe nur „das Alltagsding Minister" getroffen, nicht den großen Dichter. Empfindlichkeit der Poeten, schlechte Empfehlung des Musikers (durch Zelter) mag man abrechnen — die Steifheit war gewiß Tatsache, aber ein vortrefflicher Bericht hilft uns, die Nachrichten über sein freundliches Entgegenkommen mit denen über seine olympische Kühle selbst allgemein in Einklang zu bringen. Der spätere Minister v. Schuckmann nämlich schreibt (17. August 1790; Gespräche I, 174) an den Komponisten Reichardt:

„Ich habe ihn doch ganz anders, als meine Vorstellung war, gefunden, gerade zu meiner Zufriedenheit. Daß es schwer ist, ihm näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigentümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Geschicke und Ideen so, wie sie ihm liegen, auszudrücken, in der Intension beider und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn errät, fühlt, durch jede Öffnung, die er gibt, hinaussieht, kann er nicht reden."

In der Tat — wäre eine grundsätzliche Unfreundlichkeit die Ursache der Steifheit gewesen, wieviel einfacher hätte Goethe sich die unwillkommenen Besucher fernhalten können! Wer konnte ihn zwingen, durchwandernde Studenten oder anreisende Ausländer zu empfangen? Aber so oft es ihm auch zu viel werden mochte — er wollte doch empfangen, sprechen, hören. „Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!", rief sein alter Sekretär Schuchardt, (nach 1824; Gespräche III, 519) sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart aus:

„Stets war er ruhig, heiter und human, ich habe ihn nie anders gesehen. Mit jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Tür hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen Alter wurde es mir klar, weshalb er jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu tun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt so durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt."

Das trifft ins Schwarze. Der geborene Dramatiker (und endlich wird man wohl einsehen, daß Goethe das war!) ist unersättlich in Durst nach Menschenkenntnis. „Er schenkte der kleinsten Bemerkung Aufmerksamkeit", berichtete der österreichische Dramatiker Deinhardstein. Wohl interessiert ihn alles; aber vor allem doch als eigentlicher Gegenstand des Studiums — der Mensch. „Goethe hatte es gern, wenn man Material in das Gespräch brachte", bemerkt der gelehrte Improvisator D. L. B. Wolff. Mir fiel bei

dieser Stelle ein, was Schmoller von Bismarck berichtet: wie er in den Staatsratssitzungen bei langen Vorträgen ermüdete und mit dem Bleistift spielte, gleich aber wieder ganz Ohr war, wenn Tatsachen vorgebracht wurden. So betrachtete auch Goethe das Gespräch vor allem als eine Gelegenheit, zu lernen. „Schiller war ganz ein anderer Geselle wie ich", sagte er zum Kanzler Müller, „und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung von dem, was mich gerade am meisten interessierte, zu sprechen" – vorab von den Dichtungen, mit denen er eben beschäftigt war, worüber Schiller gerade gern redete. Für Goethe aber war das Gespräch zu sehr ein Mittel, seine Kenntnisse zu erweitern, als daß er für solche Mitteilungen viel übrig gehabt hätte.

Natürlich ließ aber auch diese Hauptabsicht seiner Gespräche Raum, „bedeutend und anziehend zu sprechen!" Das bezeugt zum Schluß die denkbar kompetenteste Richterin, die größte Gesprächskünstlerin Frankreichs:

„Goethe est un homme d'un esprit prodigieux en conversation," äußert sich (1804, Gespräche I, 354) Mme de Staël; „et l'un a beau dire, l'esprit doit savoir causer. Quant on sait faire parler Goethe, il est admirable; son éloquence est nouvrie de pensées; sa plaisanterie est en même temps pleine de grâce et de philosophie; son imagination est frappée par les objets extérieurs, comme l'était celle des artistes chez les anciens; et néanmoins sa raison n'a que trop la maturité de notre temps. Rien ne trouble la force de sa tête; et les inconvéniens même de son caractère, l'humeur, l'embarras, la contrainte, passent comme des images, au bas de la montagne sur le sommet de laquelle son génie est placé."

Man sieht, die beredte Französin tat sich etwas darauf zugute, daß sie ihn „zum Reden zu bringen" versteht; und in der Tat berichten auch andere, Johanna Schopenhauer, der Engländer R. P. Gillies, daß er gern den anderen das Gespräch beginnen ließ. Doch war das gewiß nicht die Regel.

In den meisten Fällen ist vielmehr das Gespräch mit Goethe eben ein Kunstwerk, sorgfältig inszeniert und geleitet. Im schwarzen Rock mit Ordensstern tritt er feierlich heran, grüßt zeremoniös, faßt den Gegenstand ins Auge und beginnt je nach seiner Natur die Art der Unterhaltung einzurichten. Wie wir Tragödie, Lustspiel, Schauspiel scheiden, so kann man drei Hauptformen des kunstmäßigen Gesprächs unterscheiden: das Gespräch als Ziel — als Untersuchung — als Erleichterung. Die mittlere Art überwiegt durchaus bei Goethe, womit schon gegeben ist, daß er beginnt und führt. Übrigens berühren sie sich natürlich und bleiben sich verwandt. In allen drei Formen ist Goethes Gespräch ein Kulturprodukt des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Tradition. Diesem Nährboden entspricht die Neigung zur Pointe, zur Sentenz, zum scharfen Abschluß; die große Vorliebe für das „Porträt"; die Neigung zu gewissen behaglich ans Ziel führenden Umwegen. Vor allem traten sie in dem „Gespräch als Spiel" hervor, das so recht die Wonne der Pariser Salons und ihrer Nachbildungen in London und Berlin war.

Das Gespräch als Spiel setzt einigermaßen gewachsene Partner voraus und rechnet wohl auch ein wenig auf geeignete Zuhörer. Eine geist-

reiche Dame klagte mir einmal, wie selten in Deutschland Hörer seien, die ein witziges oder tiefes Wort zu „relevieren" wüßten; und ohne solche Hörer — wer verliere nicht schließlich die Lust am Spiel? Wer hat je den alten Mommsen eine akademische Aufnahmerede halten hören, ohne zu sehen, wie die Lust an der Spannung der gut vorbereiteten Zuhörer die Laune und den Witz dieser etwas einseitigen Dialoge steigerte? Solches Publikum hatte sich Goethe erzogen; aber Lustspieler, die den Ball elegant fingen und warfen, hatte er nicht allzu häufig. Viele trennte schon die Ehrfurcht, andere gesellschaftliche Ungewandtheit.

Wer das Spiel geistreicher Konversation liebt, liebt es, den Ball vorerst hoch zu werfen. Die Paradoxie würzte das Gespräch Lessings wie Diderots; und „schrecklich paradox" findet die gute Schriftstellerin Friederike Brun (deren Romane noch Bismarck anteilvoll las) den Karlsbader Goethe. Ein andermal sagte sie, er wäre „etwas Faustinisch wild" gewesen. Wieland ärgert er mit gehäuften Paradoxien, bis der Mann des bon sens schreit: „Das wird zu toll!" und weggeht. Einen frommen Begleiter des Königs von Holland reizt er mit den Worten, das gefährlichste aller Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht sei unstreitig die Bibel; einen Literaten Ernst Ortlepp mit dem Satz, daß ein Gedicht eigentlich gar nichts sei, eine philiströse Gesellschaft mit dem Ausruf: „Die Dankbarkeit ist ein Laster, das man ertragen muß!" Um diese Paradoxien durchzuführen, muß er dann freilich auch wohl Sophismen anwenden, wie der Dichter Salis Seewis einmal anmerkt.

Das Hauptmittel des Gesprächsspieles aber ist der Witz: „Der Witz", sagt Goethe selbst (20. Februar 1809, Gespräche II, 20) „setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten." Die geistige Spannung der erregten Kräfte entlädt sich im Witz; und so melden denn zahlreiche Berichterstatter, er habe in witzigen Abfertigungen, in treffenden Bonmots geglänzt, was damals noch nicht für unmoralisch galt. In einer Gesellschaft wird die Frage aufgeworfen, wie das menschliche Geschlecht wohl möchte „fortgepflanzt worden sein, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre?" Goethe antwortete schnell: „Ohne Zweifel durch einen vernünftigen Diskurs!" Der Oberstallmeister v. Stein wird heftig, als der Dichter im Regen ihn durch mineralogische Prüfungen aufhält; einlenkend sagt er dann: „Da Sie ein so großer Mineralog sind, so sagen Sie mir doch, was bin ich für ein Stein?" „Sie gehören in die Klasse der Kalksteine: kommt Wasser auf diese, so brausen sie." Er scheut auch ein Wortspiel nicht. Als er von der Königin von Neapel etwas erzählen wollte, begann er: „Sie war in anderen Umständen als das Land, in gesegneten nämlich."

Sehr nahe steht dem Bonmot die Sentenz; und mit solchen Aussprüchen, die einen Einzelfall zu symbolischer Geltung erheben, sind Goethes Gespräche ja überfüllt (z. B. Mitte August 1824, Gespräche III, 126: „Menschen sind schwimmende Töpfe, die sich aneinander stoßen"). Dabei bilden sich gewisse Lieblingssprüche heraus, wie „durch Stolpern kommt man auch weiter!" Oder es werden schon geprägte Sprüche zitiert, gern auch

eigene. Wie jeder gute Deutsche zitiert er gern den „Faust": „Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus „Faust" ein:

„Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie."

Oder er beruft sich auf „Egmont": „Das sind lauter Negationen des Lebens und der freundlichen Gewohnheit des Daseins — um mich eigener Worte zu bedienen." Die Zitate erweitern sich auch wohl zu ganzen Rezitationen.

„Am liebenswürdigsten," erzählt Riemer, „erschien er, wenn er aus seinen eigenen Gedichten einzelne Verse oder ganze Stellen bald mit einem besondere Wichtigkeit ausdrückenden Lehrton, bald mit einem achselzuckenden Bedauern oder auch behagliches Zugeben andeutenden Konversationston, als wie im Augenblick erst improvisiert, vorbrachte. Z. B. aus dem ‚Reinecke Fuchs': ‚Und so ist es beschaffen usw.' oder: ‚Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger' oder: ‚Wir hätten ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen', bei Genuß eines Lieblingsgerichts, etwa Tauben." (Gespräche II, 252.)

Ein jedes Gespräch beruht im Grund auf der Tendenz, zwei verschiedene Persönlichkeiten zu einer gewissen Einheit gelangen zu lassen. Darin liegt die Bedeutung, die die Sentenz, das Sprichwort, das Zitat für die Unterhaltung besitzen: sie rufen einen anerkannten Satz aus, auf den sich beide Meinungen einigen können. Was nun solche Sprüche unmittelbar leisten, das leisten mittelbar Gleichnis und Anekdote: sie machen etwas anschaulich, das als Symbol oder Beispiel auf Gemeingültigkeit Anspruch erhebt. Bei Goethe, dem „geborenen Gleichnismacher", versteht sich die Neigung zu solchen Bildern überhaupt von selbst. Gern faßt er seine Ansicht in ein Gleichnis zusammen: „Errichtung eines Theaters ist wie eine Kupferstichsammlung; anfangs ist man genötigt, allerlei Gutes und Schlechtes mit aufzunehmen; nach und nach, wie man bessere Akquisitionen macht, schließt man das Schlechte aus." Oder: Als von dem Eigentum und der Eigenwilligkeit des jetzigen jungen Künstlers die Rede war, als Weißer (Bildhauer), Friedrich (Maler), Kleist, bemerkte Goethe: „Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, das hatten sie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gäbe, und da schießen sie denn ins Blaue." Ein solcher Ausspruch, der die Melodie des ganzen Gespräches in wenige Takte verdichtet, erinnert denn besonders anschaulich an die Gleichnisreden in den großen Dialogpartien in „Egmont", „Faust", „Pandora", oder auch an die der „Wahlverwandtschaften", wenn etwa Eduard sagt: „Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst."

Auffallend gering scheint dagegen der Raum, den in Goethes Gesprächen die Anekdote einnimmt. In einer typischen Situation das Abbild besprochener Verhältnisse zu finden und mit einem witzigen Wort scheinbar nur das Abbild, in Wirklichkeit zugleich das Urbild zu erledigen, das hat in allen Blütezeiten der Unterhaltung als köstlichste Würze gegolten. Für diesen Zweck sammelt schon das Altertum Anekdoten, erneut die Renaissance das Sammeln solcher mündlich geprägter Medaillen und Denkmünzen, bringt noch

Karl Julius Weber, freilich zugleich andere Zwecke im Auge behaltend, den Riesenleib seines „Demokritos" zustande. Von Chamfort, dem letzten Virtuosen der alten Konversationskunst, zeigt Boissier, wie in der paradoxen Sentenz und in der geschickt verwandten Anekdote das Hauptgeheimnis seiner Kunst bestand, und so ist denn auch seine von Lichtenberg und A. W. Schlegel so hoch geschätzte Anekdotensammlung fast das einzige, was von dem unsteten Mann auf die Nachwelt gekommen ist. Aber schon seine Zeitgenossen urteilten, er mißbrauche die Anekdote. Das jedenfalls tut Goethe nicht. Wohl berichtet Luden, daß er sie gern vertrug: „aber sie zu erzählen, wage ich nicht. Jedenfalls würde das Anmutigste und Pikanteste fehlen, Goethes Organ, Stimme und Gebärdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte alles mimisch dar." Aber es scheint sich da mehr um Miniaturdramen im Stil etwa des „Pater Brey" zu handeln, als um eigentliche Anekdoten; denn auch sonst wird berichtet wie Goethe Talma parodiert und etwa „von dem Britannikus, einem hübschen soliden Stück" (Racines) ein Bild gibt: „wie der Held mit einem gewissen stehenden Gestus hereingekommen und langsam einen schönen Helm von seinem Haupt genommen und ihn triumphierend auf den nebenstehenden Tisch gestellt habe" (Gespräche II, 647). Oder er liest aus einer Übersetzung Calderons vor und „agiert meisterhaft dabei," wie er denn auch sonst gern und schön vorliest.

„Es ist doch ein hoher Genuß, von Goethe dies (Calderons ‚Standhaften Prinzen') lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Kunst reißt er uns alle mit, obwohl er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamiert, und wenn ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm wie in Drurylane (dem berühmtesten Londoner Theater), wenn es dort eine Schlacht gibt. Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm gefällt, so gut es sich im Sitzen tun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüt den lebhaftesten Eindruck: er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind." (Johanna Schopenhauer an ihren Sohn; 12. bis 22. März 1807; Gespräche I, 480.)

Aber gerade weil Goethe gern vorträgt und agiert, ist es auffallend, wie selten er Anekdoten erzählt. Schrieb er doch selbst: „Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß" (Weim. Anz. 42, 2, 130). Sieht man aber von ein paar charakteristischen Zügen aus dem Leben Karl Augusts oder Schillers ab, die nicht um ihrer typischen Bedeutung willen, sondern gerade zur individuellen Bewertung mitgeteilt werden, so bleiben, so viel ich sehe, nur drei übrig: von den wildledernen Hosen des Prinzen (Gespräche II, 364), von der seltsamen Übertrumpfung eines Grobians (Gespräche III, 410) und von dem Prediger in Weißeritz (IV, 418). Dabei kennen wir doch des Dichters Interesse an Anekdoten, hören von J. E. Grüner, wie er sich Geschichtchen notiert, finden zahlreiche Hinweise darauf in den Tagebüchern. Fast möchte man annehmen, die Besucher hätten solche nicht von Goethe selbst stammende Geschichten der Aufzeichnung nicht würdig befunden. Aber sollte er nicht auch zuweilen, wie später so unendlich

oft Hebbel, zur Erfindung von symbolisch wirkenden Anekdoten gegriffen haben?

Auffallend bleibt es, daß in diesem Punkt Goethes Gespräch von dem typischen Geistesspiel seiner Zeit abzuweichen scheint. Denn daß er dies wirklich als solches liebte, wie die Lessing und die Diderot, zeigt auch Schützes Bericht über die wechselnden Stimmungen, in denen Goethe seine Gespräche begann. (Gespräche II, 237): „Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Male zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft ruhigen, bald einen verdrießlich abschreckenden (auch Humor drückt sich bei ihm gewöhnlich durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich. Wenn uns ein solcher Wechsel bei ihm in Verwunderung setzt, rührt es nur daher, daß wir die menschliche Natur überhaupt zu wenig kennen. Diese große Verschiedenheit oder Menge von Stimmungen war bei Goethe etwas ganz Natürliches, ja Notwendiges; denn wie hätte er bei seiner Richtung auf Universalität in so vielerlei Verhältnisse und Gemütsverfassungen sich mit Leichtigkeit versenken können, wenn seiner Phantasie nicht auch eine große Schmiegsamkeit des Gefühlssystems wäre beigegeben worden, ein wandelbares Mitempfinden, das bei aller Ruhe und Freiheit doch zum Medium des Auffassens und zur Grundlage einer neuen Schöpfung dienen muß. Eine solche innerliche Beweglichkeit ist aber auch im gewöhnlichen Leben nachwirkend. Goethe übte gewiß eine Herrschaft über sich, wie leicht niemand; dennoch drang ein Nachhall der letzten Stunde oder die Laune des Augenblicks oftmals durch die feste Haltung hindurch, und als Gast, ohne besondere Verpflichtung, ließ er sich hier weit freier gehen als zu Hause, wenn er selbst Gäste empfing."

Natürlich lag die letzte Ursache für diesen Wechsel der Stimmungen in der dichterischen Empfänglichkeit und inneren Beweglichkeit. Wenn aber Goethe, sonst gegen sich so streng, hier den Stimmungen von vornherein nachgab, so wirkte gewiß die mimisch-dramatische Freude an der Vervielfältigung der eigenen Person mit, die Lust, dieselbe Landschaft bei verschiedener Beleuchtung und durch verschiedene Gläser zu betrachten, die Neigung, andere Stimmungen in das Spiel mit demselben Gegenüber gleichsam als Mitspieler einzuführen.

Auf solche Gespräche darf man denn auch nicht beziehen, was derselbe Schütze (Gespräche II, 12) bemerkt, und was andere Gewährsmänner, wie Frau v. Beaulieu oder der Amerikaner Hewett bestätigen: Goethe habe keinen Widerspruch vertragen und daher erst recht kein Disputieren. Wo Goethe belehrt und ermahnt, verträgt er wirklich keine Einrede; aber wenn die geistigen Kräfte im freien Spiel in Rede und Gegenrede sich üben, fordert er durch Paradoxie und Sophismus den Widerspruch ja selbst heraus. Es muß freilich ein würdiger Gegner da sein: mit Fr. Aug. Wolf, dem streitsüchtigen Philologen, liebt er, sich in Paradoxien und Parodien zu überbieten (Gespräche II, 231), bis ihm dann freilich auch hier des leeren Widerspruchs zuviel wird. Sonst aber heißt es nur, wenn er zu einem bestimmten Ziel gelangen will: „Ihr sollt mich nicht durch Widerspruch verwirren!"

Darin liegt also eine grundsätzliche Verschiedenheit dieser ersten, freiesten Art des Gespräches, von der, wo das Gespräch als Untersuchung, als Auseinandersetzung, kurz als Mittel der Belehrung gebraucht wird.

Auch dies ist natürlich eine uralte Form des Gespräches, ja wohl die älteste des kunstmäßigen Dialoges. Alle Untersuchung ist Zwiegespräch, sei es mit dem Gegenstand, sei es mit einem anderen Beurteiler. Selbst jene primitive, ja mythologische Art, der Dialog mit dem Ding selbst, begegnet noch bei Goethe: er sieht einen merkwürdigen Stein, springt aus dem Wagen und ruft ihn halblaut an: „Ja, wo kommst du denn her?" Aber so wird doch der Dialog zum Monolog was freilich auch sonst bei Goethe oft begegnet.

Eigentlich aber ist ein solches Gespräch eben auch ein Experiment: ein Versuch, mit Hilfe eines anderen zur Klarheit zu gelangen, die den einzelnen vergeblich zur Lösung aufriefen. Das Ideal ist hierbei ein harmonisches Zusammenwirken beider Kräfte, bis sie an ihren verschiedenen Ausgangspunkten zu einem beide befriedigenden oder doch fördernden Punkt gelangen. Solche Zwiegespräche hat auch Goethe geschrieben, und in ihnen steigen „Tasso" und „Iphigenie" zum dramatischen Ziel. Aber zumeist sind doch auch seine Dialoge auf der Bühne versteckte Monologe oder doch paarweise ineinander verschlungene Einzelreden, wie die der großen Gesprächsszenen im „Egmont".

So lassen sich denn auch in denen, die er als Sprecher schuf, nach dem Grade der Durchdringung drei Gruppen unterscheiden. Am seltensten ist jener vollkommene Dialog, in dem zwei Unterredner sich gerade durch ihren Gegensatz schützen und fördern. Solche Zwiegespräche sind im großen Stil Goethes Briefwechsel mit Lavater, mit Jacobi, vor allem mit Schiller; und deshalb sehen wir Goethe auch kleine gesellschaftliche Unhöflichkeiten nicht scheuen, wenn es ein so kostbares Gut gilt. „Goethe nahm beim Tee (in Schillers Hause) Schiller von uns weg ins Nebenzimmer," klagt Frau v. Stein (Gespräche I, 333); „sie stellten sich im Diskurs neben eine Bouteille Wein und ließen sich nicht wieder mit uns ein. Goethe verdirbt einem meistenteils die Gesellschaft!" Ja, wenn wir jenen ersten Dialog besäßen, mit dem die unvergleichliche Freundschaft der Unvergleichlichen begann! - Aber auch mit dem Kanzler v. Müller, mit dem liebenswürdigen Gelehrten Soret, mit dem feurigen Historiker Luden kommen echte Dialoge zustande; und bei des Letzteren berühmtem Wechselgespräch mit Goethe über den „Faust" mag man selbst an kunstvoll angelegte philosophische Dialoge platonischer Tradition denken.

Die Regel aber bilden die Scheindialoge, bei denen tatsächlich eigentlich nur einer spricht. Es braucht das nicht äußerlich hervorzutreten, wie wenn Goethe „in einem dozierenden Ton über Raphaels Gemälde im Vatikan spricht" und dem mißvergnügten Journalisten Garlieb Merkel gerade eben die Zeit läßt, eine ungeschickte Bemerkung einzuwerfen (Gespräche I, 251) oder wenn der dankbare Heinrich Voß schreiben kann: „Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, das aber Goethe beinahe allein und bald ganz allein führte" (I, 347). Oder wenn es dem guten Eckermann, den er für sein Lebenswerk gewinnen will, sein eigenes Wesen klar macht: „Wir saßen lange zusammen in ruhiger, liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie,

ich vergaß das Reden über seinem Anblick . . . Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wohl einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet" (10. Juni 1823; Gespräche II, 633). Vorträge hat der alte Goethe gern gehalten, vor seiner geladenen Mittwochsgesellschaft, vor den zum Lernen befohlenen Schauspielern, vor einzelnen Schutzbefohlenen; es ist begreiflich, daß er auch, wo eigentlich eine Unterredung erwartet wurde, leicht in diese Manier verfiel. Aber häufig gilt beinahe das Gleiche auch da, wo die anderen reden und sogar zuweilen viel reden.

Dieser Scheindialog kommt zustande, entweder wenn Goethe einseitig das Gespräch regiert, indem er nur von dem Gegenredner hören, nicht selbst etwas geben will, oder auch indem er sich bewußt von dem Gegenpart zum Offenbaren eigener Ansichten treiben läßt.

Das Gespräch als Untersuchung wird einseitig geführt, wenn der eine Teil nicht als Werkzeug, sondern als Gegenstand der Unterhaltung dient. Wenn Besuche kommen, denen Goethe eine eigentlich fruchtbare Meinungsäußerung nicht zutraut, so benutzt er sie nur als „Gefäße" bestimmter Kenntnisse. So kommt das oft übel vermerkte „Ausfragen" zustande. Der Engländer Hutton wird ihm zugeführt; er befragt ihn über die Stellung der Engländer zum deutschen Geisteswesen (III, 150). Der Dichter Grillparzer aus Wien erhält die Frage, ob dort die italienische Literatur sehr betrieben werde (III, 293). Eckermann muß seine ornithologischen Kenntnisse hergeben (III, 468). Ein Kammergerichtsreferendar wird nach juristischen Geschäften befragt (IV, 113). Dr. Notter, der aus Berlin kommt, erhält die Parole: „Sie kommen aus Berlin. Erzählen Sie mir etwas davon. Worüber spricht man jetzt dort?" (IV, 128). Ebenso erkundigt er sich bei dem jungen Mann, der einst erster Präsident des deutschen Reichstages, des Reichsgerichtes und der Goethe-Gesellschaft werden sollte, nach Königsberg und Ostpreußen (31. August 1829; Gespräche IV, 158), bei A. v. Steinfurt nach der Universität Heidelberg (IV, 173), bei dem Ingenieur Schwedes nach der „merkwürdigen Formation zu Frankenberg mit ihren Kupferwerken" (IV, 281). Ein anderer Besucher sagt geradezu: „Ich werde zum Sofa geführt, nachdem Goethe meine Worte mit wenigem und freundlichem Lächeln erwidert hatte. Goethe faßt mich scharf ins Auge und fängt sein Examen über den Zweck der Reise an" (I, 296). All dies ist ja naheliegend, und unsere Aufzählung allein gibt einen Begriff davon, wie der unendlich ausgedehnte Horizont seiner Betrachtungen sich über jeden kleinen Flecken ausspannt, wie sein Strahl in jede Ecke fällt. Aber daß es manchen verdroß, nur als „Ding" gebraucht zu werden, um mit Hebbel zu reden, das versteht man auch. Und wenn ein wirklich witziger Mann, wie der Ritter v. Lang, kommt, und Goethe nur „in die Worte ausbricht": „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?" und wenn er nun genau über jede Einzelheit unterrichtet werden will, wie es bei Bränden gehalten werde — („wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen . . ."), so begreifen wir den Ärger des Humoristen: „Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte" (Gespräche III, 514).

Das Peinliche hierbei ist eben, daß der Gefragte streng an der Stange gehalten wird. Brachte das Ausfragen ihm Gelegenheit, sich über Dinge auszusprechen, die wirklich ihm am Herzen liegen, so wäre es anders; und natürlich ist auch das nicht selten, zumal wenn Goethe mit Dichtern und Künstlern literarische oder ästhetische Themata behandelt. Oft genug bilden auch die Examina nur den Ausgangspunkt zu freierer Unterhaltung. Aber es blieb doch der Eindruck: Goethe hat dich nicht als Menschen gewürdigt, nur als Inhaber bestimmter Kenntnisse oder höchstens bestimmter Anschauungen als Buch.

Goethe selbst widerstrebt solcher Art lebhaft. Seine Kunst, unangenehmen oder doch unwillkommenen Fragen oder Anregungen auszuweichen, war unerschöpflich in Ernst und Humor. Jean Paul will ein Urteil über ihn und seine Haltung herauslocken. — „Goethe immer neben uns", schreibt Caroline Schlegel (Gespräche I, 275). Jacob kommt „mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit seiner Eugenie eigentlich gemeint habe"; ernst weicht er zurück: „Lieber Jacobi, lassen Sie das" (nach Varnhagen, I, 397). Er vermeidet es, in eine Meinungsäußerung über Schiller und die Juden einzugehen (II, 132) oder mit einem politisierenden jungen Mann über Politik zu reden (II, 407). Selbst Ottilien schlägt er eine Auslegung des gern zitierten Gedichtes „Weltseele" ab (II, 515). Sogar Themata, die ihm so am Herzen liegen wie die französische Literatur im Zeitalter der Romantik, lehnt er ab, wenn der Philosoph Victor Cousin ihn zu deutlich darauf hinlenken will (28. April 1825, III, 189). Glücklicher war der Engländer Cogswell (Gespräche II, 438). Allgemein vermied es Goethe, auf Fragen Unberufener nach seinem Gesundheitszustande zu antworten, wie der Arzt Vogel bezeugt (Gespräche I, 483).

Ein jeder Zwang also zur Meinungsäußerung war ihm verhaßt, wenn er ihn nicht selbst herbeigeführt hatte. Denn diese Form des halben Dialoges ist allerdings überhäufig: daß er den Gegenredner benutzt, um sich zu Mitteilungen bringen zu lassen. Der Greis vor allem trug überschwer an der Last seiner Kenntnisse und Erkenntnisse; so viel er auch in Dichtungen und Briefen niedergelegt hatte, noch immer begehrte der übervolle Baum geschüttelt zu werden. Eckermanns Hauptaufgabe ist dies: ihn zum Reden zu bringen. Goethe will die Summe seiner Meinungen und Erfahrungen der Nachwelt nicht verloren gehen lassen. Eckermann wird dazu erzogen, durch allerlei Fragen ihn zu kurzen und langen Vorträgen zu veranlassen; und so liegt schließlich in den nie zu erschöpfenden Gesprächen Goethes mit diesem „Kinde" eine Art vollständiger Aufnahme seiner geistigen Welt vor. Seine religiöse und politische Stellung; sein Urteil über die Deutschen und insbesondere über das Publikum; sein Verhältnis zu Shakespeare und Molière, Klopstock und Schiller, Byron und Manzoni; sein Urteil über „Forscher und Literatoren", über das Theater, über alte und neue Malerei; seine Auffassung vom Wesen des Dichters, des Stils, der Tendenz; Hauptpunkte seiner Psychologie wie die Lehre vom Dämonischen, von der

Gefahr der Selbstbetrachtung; seine Farbenlehre — alles läßt er sich abfragen, nicht ungeduldig, sondern freudig, mit bewußter Kunst. Freilich muß der geheime Sekretär auch aufnehmen, was andere sagen: Wort für Wort wiederholt er ihm, was Mickiewicz, der berühmte polnische Dichter, über Volkslieder gesagt hatte (Gespräche IV, 149). Aber das ist Nebenwerk; vor allem soll Eckermann, ich möchte sagen, den Gipsabdruck von Goethes innerem Gesicht abnehmen und formen . . .

Natürlich läßt der Dichter sich auch von andern, wenn es ihm nur gelegen ist, zu solchen Äußerungen bewegen. Und dann entstehen solche improvisierten Vorträge, an der Durchführung eines Gedankens zu erkennen: alles Glück und Wohlsein beruhe auf Proportion, Unglück auf Disproportion, setzt er Herders Gattin auseinander (14. August 1788, Gespräche I, 146). Oder er variiert einen einzelnen Gedanken: daß die Kinder nicht von den Torheiten der Eltern profitieren (II, 612); „besser schlechtes Wetter als gar keines" (II, 91). Er nimmt eine einzelne Oper durch, um seine Lehre daran zu entwickeln (6. Oktober 1828; IV, 27) oder läßt sich von einer Tibullstelle zu Betrachtungen über die Unsterblichkeit anregen (19. Oktober 1823; Gespräch III, 26). Dann rühmen Einsichtige, wie der Mineralog v. Leonhard, die wunderbare Vereinigung von großartiger Ruhe und feuriger Beredsamkeit (Gespräche II, 284). Aber die Vielen sind auch dann wieder unzufrieden und sprechen mit Merkel von seiner „dozierenden Manier". Oder sie geben sich nur dem augenblicklichen Eindruck hin, was der Mediziner und Botaniker Kieser in seltsamer Verallgemeinerung ausspricht (Gespräche II, 210):

„Es fällt mir dabei ein, daß es sonderbar ist, warum man so leicht, was Goethe sagt, ausführt und beweist — wieder vergißt. So riet er mir in Beziehung auf unser Gespräch, ja am Sonnabend die ‚Räuber' von Schiller zu sehen, aber ich habe das Motiv ganz vergessen. Ich glaube, es liegt doch hauptsächlich darin, daß man sich durch die Art seiner Darstellung überreden läßt, mit ihm ganz gleichdenkend zu sein, da man doch in den Grundansichten in manchen Stücken abweicht. Oder liegt's darin, daß man im Gespräch mit ihm nie Ruhe genug hat, um das sich im Gespräch Entwickelnde sich einzuprägen, da der Strom der Entwicklung unaufhaltbar forteilt und das Frühere vom Nachfolgenden verschlungen wird?"

Zwei Hauptformen begegnen besonders häufig in diesen versteckten Monologen: der Bericht aus der Erinnerung und das Porträt.

Am liebsten erzählte er von Italien. Schiller (Gespräch I, 152) und Falk (I, 186) und Schütze (II, 238) schwärmen von dem Reiz dieser Schilderungen; Böttiger, der gelehrte und schreibeifrige Archäolog, gibt anschauliche Proben (I, 178), Conta (II, 27) mehr zufällige. Aber auch von den Abenteuern in der Champagne berichtet Goethe ausführlich (I, 201) oder gibt auch wohl aus seiner allseitigen Lektüre gar einen Auszug der spannenden Geschichte (30. Juni 1824; Gespräch III, 122). — Solche Referate haben fast ganz die Form seiner Erinnerungslieder: was er nach Böttiger (23. März 1792; Gespräch I, 181) über Cagliostro vortrug, deckt sich beinahe mit dem bekannten Exkurs der „Italienischen Reise".

Nähern sich namentlich jene Erinnerungen an Italien durch ihren Stimmungscharakter schon der letzten Art Goethischer Gespräche, so führen

dagegen die Porträts zu den mehr wissenschaftlich gehaltenen zurück. Die Kunst, in wenigen scharfen Umrissen das Eigene einer geistigen Physiognomie festzuhalten, gehört wieder zu den Erbschaften aus der mathematisch-gesellschaftlichen Kultur Frankreichs. Wilhelm v. Humboldt reist wie mit einer Kamera im Lande umher und fängt sich die Schattenrisse der Klopstock und Voß auf; seines Bruders Alexander Charakteristik Karl Augusts konnte Goethen beglücken (Gespräche IV, 40) Goethes Porträts gehen weniger, als die Tradition fordert, auf Vollständigkeit aus; sie suchen mehr den Gesamteindruck wiederzugeben. So vor allem jene herrliche Reihe von Schillerbildern: „er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tache et sans reproche" (3. März 1815, Gespräche II, 313). „Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren" (17. Januar 1817; Gespräche II, 322). „Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses," setzt Eckermann hinzu. Wieder: „Er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde" (11. September 1828; Gespräche IV, 18). „Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil." Ebenso über seine äußere Erscheinung: „Alles Übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft" (18. Januar 1825, nach Riemer). Man sieht, wie er das „Erkenne dich selbst" ablehnt, so unterläßt er es auch, das Urphänomen einer solchen Existenz auf eine Formel zu bringen; und so lautet dann sein abschließendes Urteil nur: „Er war ein wunderlicher großer Mensch!" (Alle drei Stellen Gespräche III, 158 f.)

Ebenso verhält es sich zu den anderen Lieblingsgegenständen seiner beschauenden Psychologie: Karl August, Napoleon, Byron; auch Merck und Zelter. Höchstens daß er mit dem Rätselwort des „Dämonischen" das Unaussprechliche der Individualität mehr andeutet als umschreibt. Von jenen ausführlichen Charakteristiken, wie sie etwa Antonio von Tasso gibt, oder Mephistopheles im Vorspiel von „Faust", ist in den Gesprächen kaum ein Beispiel zu finden, so daß wir hier abermals eine Abweichung von dem herrschenden Stil finden. Freilich muß in der Unterhaltung die ausführliche Abbildung der Persönlichkeit wohl auch bei andern oft der Konzentration, der Wiedergabe des Eindruckes weichen. Aber der systematischen „Charakterologie", der er etwa in dem historischen Teil der Farbenlehre so großartige Beiträge geschenkt hat, scheint Goethe im Gespräch tatsächlich widerstrebt zu haben.

Am nächsten kommt er ihr noch in der Erregung. Das Gespräch als Herzenserleichterung wird selten so kunstgerecht geformt sein wie die anderen Gattungen; es wird naturgemäß auch seltener zu genauer Aufzeichnung gelangen. Aber wo dies geschieht, verleugnet sich doch der Gesamtcharakter des Goetheschen Gesprächs auch hier nicht. In den Momenten tiefster Erregung zwar, wie nach dem Tod des Sohnes Karl Augusts und Charlottens

v. Stein, verschließt er sich jeder Unterhaltung. Aber schon jenes Zeugnis Schützes beweist, daß er keineswegs in jeder erregten Stimmung dem Gespräch auswich, vielmehr ein solches oft gerade suchte, um seine übermächtige Stimmung in Worten zu entladen. Wohl herrscht durchaus das Wohlwollen in seinem Verkehr; Alwine Frommann, der nun auch Richard Wagner in seiner Lebensbeschreibung ein Denkmal gesetzt hat, erzählte Varnhagen: „Man habe es Goethen immer angesehen, wie schwer es ihm wurde, ja wirklich weh tat, wenn er genötigt war, zu tadeln, zu verwerfen; dagegen leuchteten seine Augen freundlich, wenn er irgend tüchtigen Sinn, frischen Geist oder irgend Geschicklichkeit und Talent vernahm; das Kleinste wußte er in dieser Richtung anzuerkennen, zu ermutigen, zu fördern" (Gespräche II, 522). Aber glücklicherweise führte diese Menschenliebe nicht zu jener „Impassibilität", die man ihm so oft nachgesagt hat. Er kann sehr heftig werden.

„Das Gespräch kam auf die Überschwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher steigen wollen und, statt den Gegenstand darzustellen, ihn und ihre eigene Kraft überfliegen. Hier geriet der Meister in solchen Eifer, daß er sich der stärksten Ausdrücke bediente, so daß selbst der Kutscher sich öfter nach ihm umsah. Er schalt sie Träumer und Schwindler." (Schütze, Mai bis Juni 1813; Gespräche II, 178.)

„Hier sieht man den Stefan, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe", ruft er ein andermal (8. Juni 1821; Gespräch II, 503) im Zorn über ein frömmelndes Buch; „das sind die verdammten Rednerkünste, die alles bemänteln, über alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen!"

Trifft hier der Zorn abwesende Dritte, so kann doch auch der Gegenredner selbst ihn hervorrufen. Ein unglückliches Wort genügt zur Explosion, ein beiläufiger Ausdruck. Ein Gast bringt einen Toast auf die Erinnerung aus; er stößt heftig die Worte aus: „Ich statuiere keine Erinnerung in Euerem Sinne; das ist uns eine unbeholfene Art sich auszudrücken . . Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewiges Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen" (4. November 1823; Gespräche III, 37). Fr. v. Müller zitiert das Wort, der Humor sei nichts anders als der Witz des Herzens.

„Goethe ergrimmte aufs heftigste über die Redensart „Nichts anders als." ‚So,' schrie er, ‚sagte einst Cicero; die Freundschaft ist nichts anderes als nur. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt. Nichts anderes! Lauter Negation, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre . . . Und Witz des Herzens, welcher Unsinn! Ich weiß nicht, was Herz ist und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phrasen streifen an meinem Ohr vorüber wie zerplatzte Luftblasen; der Verstand findet absolut nichts darin; das ist hohles Zeug.' — Es dauerte lange, ehe er sich beruhigte." (6. Juni 1824, Gespräche III, 118.)

Solche Erregung tut wohl, wie Bräsigs „Hofjungenärger". Als er sich üben den Grafen Loeben, der ein Versprechen nicht gehalten hatte, ausgescholten hat, sagt er scherzend: „Habe ich mich doch einmal wieder geärgert!

Das ist gut; denn eine Bewegung bekommt mir wohl" (mit J. G. v. Quandt; Gespräch III, 279). Aber die friedliche, freudige Erregung ist doch noch heilsamer: wenn ihn Heinrich Voß beim Gespräch über Gott und Unsterblichkeit in eine überirdische Bewegung geraten sieht (I, 367) oder erzählt, wie seine Augen blitzen, wenn er von der Peterskirche spricht (I, 369); oder wenn auch nur die Erinnerung an den Besuch des Königs Ludwig von Bayern ihm in frohe Erregung versetzt (III, 435). Gewiß strebte der Greis der Ruhe zu, und es waren keine diätischen Absichten, wenn lange aufgespeicherter Zorn sich entlädt; besonders jenem Kanzler Müller gegenüber, der als tüchtiger Geschäftsmann und geistreicher Widersprecher so etwa den Mephistopheles bei dem alten Herrn spielt. Mehrfach notiert dieser „heftigste Szene", „heftigen Streit (Gespräche III, 243; 8. 10. Dezember 1825), wobei Goethe ihm Schikane und sogar dem getreuen Meyer Leidenschaftlichkeit vorgeworfen habe. Längst hat sich der Grimm über die frömmelnde Romantik angesammelt, ehe er auf provozierte Äußerungen von Steffens hin „sich willig gehen läßt und sich in eine Heftigkeit hineinsprach, wie ich sie nie erlebt habe" (31. Dezember 1808; Gespräche II, 14). Müller selbst sieht in verlorenem Gleichgewicht die Ursache für den leidenschaftlichen Zorn, mit dem Goethe (23. September 1823; III, 12) ihn wegen des neuen weimarischen Judengesetzes empfängt. Und selbst Soret wundert sich über die scharfe Art, in der Goethe sich über die Utilitarier und ihren Propheten Bentham auszusprechen pflegt (20. Oktober 1830; Gespräche IV, 301).

Und diese Seite darf nicht übersehen werden. Der Goethe, den zu sprechen so mancher Würdige und Unwürdige Gelegenheit hatte, stellte eben doch nur eine einzelne Ansicht der „Welt Goethe" dar. Weder mit dem freundlich kühlen Olympier, von dem viele erzählen, noch gar mit des Ritters Lang „langem, altem, eiskalten, steifen Reichsstadtsyndikus" (Gespräche III, 514) ist „Goethe im Gespräch" vollständig gegeben. Der leidenschaftlich aufbrausende, der heftig streitende Goethe steht als Erneuerung des jugendlichen Brausekopfes bis zuletzt neben dem langsam und bequem sprechenden Greis mit seinem gemütlichen „nun nun ja ja" (Gespräche II, 511) und „m h h" (Gespräche IV, 127), die er gern zwischen die Sätze einschiebt, mit seinen von Wilhelm v. Humboldt beobachteten „halbsagenden" Lieblingsausdrücken, die immer häufiger werden und sich von gewissen stehenden Mienen begleiten lassen „untergebend sogar ist's immer dieselbige Sonne".

Nie ist ihm das Gespräch eine Hauptsache geworden, wie es das zeitweilig für Voltaire, immer für Diderot war. Kam ein großer Gegenstand über ihn, so zog er sich stille und kalt in sich selbst zurück (wie Oberthür erzählt; 19. September 1777, Gespräche I, 90); er verabschiedet den Dichter Leisewitz schon, um einen Brief zu schreiben (Gespräche I, 107). Zumeist aber ist das Gespräch ein feierlicher Akt, durch eine Verbeugung (Gespräche I, 170) oder ein paar Abschiedsworte (Gespräche I, 362) formell abgeschlossen. Ein Akt, der im kleinen einen solchen auf der Bühne abspiegelt, und für den Goethe, wie für das Theater, gute Form bei innerer Wahrheit, feste Führung bei freier Bewegung, und eine gewisse gegenseitige Abstimmung der Mit

wirkenden fordert. Schillers Gespräche, die uns jetzt auch in einer hübschen, von J. Petersen veranstalteten Sammlung vorliegen (Leipzig 1911, Insel-Verlag), sind die lebhaften geistreichen Improvisationen eines in steter Arbeit befindlichen Kopfes; Goethes die ruhigen vorbereiteten Handlungen einer alles künstlerisch veredelnden Natur. Freilich müssen wir mit dem Vergleich den wir Goethe selbst ziehen sahen vorsichtig sein: Schiller fand keinen Eckermann, wohl aber leider in Charlotte v. Kalb eine Rhapsodin, die seine Worte in unerträglich affektiertem Stil umdichtet; und selbst die wertvollsten Aufzeichnungen, die Christianens v. Wurmb, die sein großer Freund noch selbst mit Rührung las , bleiben fragmentarisch. Nur seine größere Geduld selbst widersinnigen Ansichten gegenüber scheint aus dem Bericht des Schauspielers Genast hervorzugehen. Dazu stimmt, was die berühmte Henriette Herz, Schleiermachers Freundin, bemerkt:

„Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen notwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Goethe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den letzteren. Aber er gab sich denjenigen gegenüber, welche ihn nicht besonders zu interessieren wußten, gar zu sehr seiner augenblicklichen Stimmung hin, und schien die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, als einen schuldigen Tribut zu betrachten, der auch nicht die kleinste Erwiderung seiner Seite erheische ... Schiller war eingehender. Auch sein Äußeres war jedenfalls bedeutend."

Man möchte daran erinnern, daß der gewiß beiden treu ergebene Heinrich Voß sagt: „Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller viermal gewacht und bei Goethe zweimal. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber!"

Doch mit Recht wehrt Petersen selbst eine nähere Vergleichung der beiden in ihren Gesprächen ab. Das größte ewige Gespräch haben sie ja, zwei würdigste Genossen, in ihrem Briefwechsel geführt! Wir aber, wenn wir Goethes Gesprächen lauschen, die wir bei der Fülle treuer Aufzeichnungen fast wie im Phonographen deutlich hören, denken an jenes Loblied auf die Kunst des Gesprächs, das er in das kunstreichste seiner Dramen verflochten hat:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert;
Es sei von seiner Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt;
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn nur die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Mann zuerst entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49.

Unter Benutzung neuer Quellen

von

Wilhelm Alter (Wien).

Die lebhafte und fruchtbare Tätigkeit auf dem so lange brach gelegenen Felde der innerpolitischen Geschichte Österreichs, die durch Heinrich Friedjungs bahnbrechende Werke angeregt worden ist, hat im letzten Jahrzehnt außer dem ersten Bande des neuen Friedjungwerkes „Österreich von 1848 bis 1860" eine stattliche Reihe wertvoller Publikationen auf dem Gebiete der politischen Geschichte Österreich-Ungarns hervorgebracht. Gerade jener Zeitraum, den Friedjung in seinem neuen Meisterwerke bearbeitet, ist zum Gegenstande eingehender Forscherarbeit gemacht worden, und die Geschichte der österreichischen Revolutionszeit, deren Historiograph Helfert im vorigen Jahre vor Vollendung seines Lebenswerkes ins Grab gesunken ist, hat in etlichen Monographien und Biographien wertvolle Bearbeitungen gefunden. Es ist interessant, daß auch die ungarische Historiographie sich intensiver mit dem Revolutionsjahr 1848/49 zu befassen beginnt und sich dabei zu jener strengen, Licht und Schatten gleichmäßig und gerecht verteilenden Objektivität bekehrt hat, welche sie begreiflicherweise vermissen ließ, so lange die Wunden, die jenes Sturmjahr geschlagen hatte, noch nicht vernarbt waren, der Führer Ungarns im Kampfe gegen Österreich noch unter den Lebenden weilte, die historische Distanz noch nicht gewonnen war. Wertheimers groß angelegte Andrassy-Biographie bietet in jenen Kapiteln, welche das Revolutionsjahr behandeln, ein erfreuliches Beispiel moderner ungarischer Geschichtschreibung, die das böse Stadium der Tendenzhistoriographie glücklich überwunden hat. Manche Revolutionslegenden, die früher als unantastbares historisches Dogma galten — man denke nur an die Legende von Görgeys Verrat, zu deren Zerstörung vor ungefähr zwanzig Jahren eine Ergebenheitskundgebung der alten Honveds für Görgey den ersten Anstoß gab —, ist durch die ungarische Geschichtschreibung selbst widerlegt worden, die strenge historische Kritik, die sich so lange an die ungarische Revolution nicht heranwagen durfte, kommt auch bezüglich dieses Zeitraumes endlich zu ihrem Rechte und waltet sine ira et studio ihres Amtes.

Ein ungemein interessantes, ergiebiges und wichtiges Spezialgebiet der ungarischen Revolutionsgeschichte ist jedoch bis jetzt unausgebeutet geblieben: die auswärtige Politik der ungarischen Revolutionsregierung. In den großen Geschichtswerken österreichischer und ungarischer Historiker, welche diesen Zeitraum behandeln, ist die auswärtige Politik der ungarischen Revolution nur sehr oberflächlich nebenher berührt, die in vielen Quellenwerken verstreuten wertvollen Nachweise sind noch nicht zusammengefaßt, die hochinteressanten und wichtigen Zusammenhänge zwischen der auswärtigen Politik der ungarischen Regierung und dem Gange der Ereignisse in Ungarn noch nicht erforscht und klargelegt worden. Diese Lücke auszufüllen, ist die Bestimmung der vorliegenden Arbeit, in der sich der Verfasser die Aufgabe gestellt hat, eine systematische Darstellung der auswärtigen Politik der Nationalregierung zu liefern. Ein reiches Material, aus archivalischen Quellen und einer reichhaltigen Literatur geschöpft, bot dem Verfasser die Möglichkeit, eine ziemlich vollkommene Darstellung zu liefern, die sich an historische Tatsachen hält, soweit sich diese aus den benützten Quellen ergeben, und der Kombination sorgsam aus dem Wege geht. Bei Darstellungen dieser Art ist es selbst bei größter Objektivität schwer zu vermeiden, daß hier und da wunde Punkte berührt, Empfindlichkeiten tangiert werden, und von diesem Mangel dürfte auch die vorliegende Arbeit nicht frei sein. Es muß aber berücksichtigt werden, daß die Vorgänge, die sich vor dreiundsechzig Jahren in Ungarn abspielten, heute nur noch historisches Interesse haben, und daß es für keinen der beiden Teile, die damals im blutigen Kampfe standen und heute von der Notwendigkeit und Unauflöslichkeit der im Jahre 1867 geschlossenen Vernunftehe durchdrungen sind, etwas Verletzendes haben kann, wenn die ganze Wahrheit historischer Vorgänge gesagt wird, soweit sie sich aus den Quellen mit der ausschließlichen Tendenz, historische Tatsachen klarzulegen, feststellen läßt. Die einzige Tendenz, die den Verfasser bei seiner Arbeit leitete, war die, der historischen Wahrheit zu dienen.

Wenn es dem Verfasser möglich war, halbwegs Vollständiges zu liefern, so hat er das vor allem seinem Freunde Herrn Dr. phil. et jur. Rudolf V. Wirther zu danken, der, obzwar selbst mit umfangreichen und schwierigen Archivstudien in London beschäftigt, sich mit liebenswürdigster Kollegialität der Aufgabe unterzog, dem Verfasser aus den Londoner Archiven, namentlich des „Foreign Office", das notwendige Material zu beschaffen.

Erstes Kapitel.

Ungarns Beziehungen zum Ausland bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges.

Freiheit war die Losung, die in den letzten Februartagen des Jahres 1848 der Telegraph mit der Nachricht von dem Siege der Pariser Februarrevolution den aufhorchenden Völkern Europas verkündete. Sie gab der dumpfen Gärung der Massen Ziel und Richtung und befreite die gebundenen

Kräfte, indem sie den Völkern den Mut gab, mit ihren Forderungen vor die Regierenden zu treten. Der Sturz einer alten Dynastie und die Aufrichtung eines neuen Regierungssystems in der kurzen Zeitspanne von vier Tagen schufen die psychologischen Voraussetzungen für die Ereignisse des Jahres 1848, indem sie den Massen klarmachten, daß durchaus nicht unerschütterlich fest begründet sei, was als unabänderliches Los der Völker anzusehen man sie mit allen den nachdrücklichen Mitteln, welche die vormärzliche Staatsweisheit und Staatsraison der Administrative an die Hand gab, gelehrt hatte. Die Februarrevolution gab den Völkern Vertrauen zu ihrer Kraft und den Glauben an die Macht und Unverbrüchlichkeit ihrer Rechte.

Aus dem wiedererwachten Selbstbewußtsein der Völker sog die nationale Idee neue Kraft. In Deutschland tauchte das Schwarz-Rot-Gold, das heimlich getragen zu haben achtzehn Jahre vorher die Blüte der deutschen Studentenschaft in den preußischen Festungskerkern hatte büßen müssen, wieder auf, wurde in Heidelberg über die Berufung der deutschen Nationalversammlung beraten, die das Deutsche Reich wieder erstehen lassen sollte; in Italien traten die nationalen Parteien, welche die Idee der Einigung Italiens, sei es als Republik, sei es als Monarchie oder als Föderativstaat, auf ihr Banner geschrieben hatten, kühn auf den Kampfplatz und warfen den einheimischen und fremden Bedrückern den Fehdehandschuh hin; sogar in den Donaufürstentümern wurde der Ruf nach nationaler Konzentration, nach Zusammenlegung der Moldau und der Walachei zu einem einigen Rumänien, laut. Neues Leben sollte allenthalben aus den Ruinen blühen, Österreich aber drohte den Tod zu bringen, was andere Staaten verjüngen und kräftigen sollte. Die Erstarkung der nationalen Idee schien die Grundlagen seines Bestandes zu erschüttern. Sie wies Slawen, Magyaren, Italienern, der Majorität der Bevölkerung Österreichs ihre eigenen Wege, die fernab führten von dem Gesamtreich der Habsburger, sie drohte auch die Deutschösterreicher um ein Banner zu scharen, das nicht jenes Habsburgs war. Die Idee der nationalen Einigung entfesselte in Österreich zentrifugale Kräfte, zog die Nationen Österreichs von dem Reichszentrum zu — allerdings nur in der Theorie — neugeschaffenen nationalen Zentren ab.

In den Ländern westlich der Leitha waren freilich die zentrifugalen Bestrebungen für den Bestand des Gesamtreiches kaum wirklich gefährlich. Metternichs Staatskunst hatte in den alten habsburgischen Erbländern dafür gesorgt, daß die Völker von dem Augenblick, in dem sie sich selbst mündig sprechen und, fremdem Beispiel folgend, die Bevormundung abschütteln sollten, in einem politisch unfertigen Zustand angetroffen wurden, der ihren Willen und ihre Kräfte lähmte. Sie hatten die Aufgaben, zu denen sie sich über Nacht selbst berufen, weder in der Presse noch in ständischen Versammlungen von Einfluß und politischem Gewicht genügend diskutieren und ihre Ansichten klären können; sie traten mit keinem fest umschriebenen Programm, nur mit vagen Ideen und Idealen auf den Plan. Die unklaren Gärungen und Strebungen mußten den richtunggebenden Impuls zum Teil erst aus dem einzigen Lande des Habsburgerreiches erhalten, in dem es ein

politisches Leben gab, aus Ungarn. Im Besitze einer alten, eingewurzelten Verfassung, stand Ungarn in der Blüte kraftvoller politischer Entwicklung, die befruchtet worden war durch die im Jahre 1847 erfolgte Aufgabe des rein bureaukratischen Verwaltungssystems und die Berufung der konservativen Partei mit ihren hochbegabten Führern zur Regierung. Eine stattliche Reihe angesehener und populärer Politiker lenkte dort die öffentliche Meinung, während in Wien und Prag im weiteren Verlauf der Ereignisse die Studenten die maßgebende Rolle im öffentlichen Leben okkupierten und den wenigen zur Führung befähigten Politikern, die Österreich damals besaß, die Leitung entglitt. Ungarn gab der Revolution in Österreich bis zu einem gewissen Grade Ziel und Richtung, nicht nur durch den berühmten Beschluß des Preßburger Landtags vom 3. März, der konstitutionelle Einrichtungen auch für die österreichischen Erbländer forderte, sondern auch weiterhin, so lange, bis Ungarn selbst Ziel und Richtung verlor und auch die ungarische Bewegung von dem unvermeidlichen Schicksal aller revolutionären Umwälzungen erfaßt wurde: zur Schaffung haltbarer Zustände unfähig zu werden. Dieses Schicksal aber war von Anfang an vorherbestimmt durch die Person ihres Führers.

Die ungarische Revolution ist Ludwig Kossuth, von Preßburg bis Vilages und darüber hinaus bis zum Einfall der Legion Klapka in Ungarn im Jahre 1866. Nicht als ob sie allein Kossuths Werk gewesen wäre; aber seine Persönlichkeit hat ihr die Signatur gegeben, ihren Verlauf bis Vilages bestimmend beeinflußt und in weiterer Folge bis zum Ausgleich von 1867 wiederholt in den Gang der Ereignisse eingegriffen, wenn diese einen Kurs zu nehmen begannen, der nicht mit seinen Ideen übereinstimmte. Eine Bewegung in Ungarn unter der Führung Kossuths mußte den Verlauf nehmen, den sie genommen hat.

Im Urteil der Weltgeschichte wird Kossuth wesentlich leichter befunden werden, als im Urteil seiner Nation. Ludwig Kossuth verband eine glänzende geistige Begabung mit einem gewinnenden, sympathischen Auftreten, das empfängliche Naturen für ihn einnahm. Aber die tiefen Schatten seines Charakters entfremdeten ihm ernstere, tiefere Naturen. Sein Ideenreichtum, seine Kühnheit und seine Energie fanden zahllose Bewunderer, und es gab eine Zeit, in der er sogar von den kühlen Engländern als Held von antiker Größe gefeiert wurde. Groß war an Kossuth nur seine Rednergabe, seine Fähigkeit, die Massen mit sich fortzureißen[1]). Einen Zug ins Große hatten schließlich auch sein Ehrgeiz, der nach großartigen Emotionen verlangte, in denen um die höchsten Einsätze, um das Geschick von Land und Volk gewürfelt wurde, seine schrankenlose Einbildungskraft, mit der er sein ganzes Leben lang immer neue Pläne zur Verwirklichung seiner Ideen schmiedete. Klein aber war seine Gewohnheit, die Ideen anderer zu adoptieren und sie geschickt als seine eigenen auszugeben, sobald er merkte, daß sie populär wurden[2]).

[1]) Vgl. die glänzende Schilderung Kossuths als Redner bei Springer, Geschichte Österreichs. Bd. II, S. 93 ff.

[2]) Siehe die bei Helfert, Geschichte Österreichs, Bd. IV, Abt II, S. 253 ff. angeführten Tatsachen. Reiches Material auch bei Pap, A parlament Debreczenben 1849.

Kossuth war kein Politiker, er war ein politischer Improvisator; aber als solcher stand er, seinen Kurs sorgfältig nach der Resonanz einrichtend, die er im Publikum fand, unerreicht da an Erfolgen.

Ein fest umschriebenes politisches Programm hat Kossuth nicht geschaffen und nicht vertreten; ein solches lag schon zu der Zeit, in der er den „Pesti Hirlap" redigierte, seiner publizistischen Kritik und Opposition, so schneidend und manchmal vernichtend sie auch war, nicht zugrunde. Je nachdem man die eine oder die andere Nummer dieses Blattes zur Hand nimmt, kann man Kossuth als einen Schwärmer für die nordamerikanische Verfassung, einen Anhänger der französischen Gleichheitstheorie, einen Schüler der süddeutschen Liberalen betrachten. So wenig es ihm deshalb in seiner journalistischen Laufbahn vergönnt war, zur Förderung positiver Reformen beizutragen, so wenig zeigte er sich später, als er zum Leiter der ungarischen Politik emporgestiegen war, zu einer wirklichen Verfassungspolitik, einem systematischen Ausbau der Konstitution fähig. Treffend urteilt über ihn ein Zeitgenosse: „Er war nie ein bedeutender Staatsmann und konnte es nicht sein, dazu fehlte ihm die notwendigste Eigenschaft, die leidenschaftslose Erwägung der obwaltenden Umstände und vor allem die notwendige Ruhe" [1]. In den Schriften Kossuths, die sechs starke Bände füllen, sowie in seinen Parlamentsreden und in den zahllosen Proklamationen, Manifesten und Rundschreiben [2], die Europa über die Lage Ungarns informieren sollten, forscht man vergebens nach politischen Ideen, die mehr als den Eintagswert agitatorischer Schlagworte haben, forscht man vergebens nach tieferem Verständnis für die leitenden Grundsätze der internationalen Politik. Seine politischen Theorien bewegen sich in dem ewigen circulus vitiosus, daß Ungarns selbständige Staatlichkeit, die durch mehr als zweihundert Jahre kein Bedürfnis für Europa war, die fundamentale Bedingung für die Befestigung des europäischen Gleichgewichtes sei und ein vitales Interesse sämtlicher europäischer Mächte bilde. Ludwig Kossuth war eben kein politischer Geist, er war nur ein glänzender Agitator, stark in den Künsten, die öffentliche Meinung an sich zu fesseln, fruchtbar in den Mitteln, sich eine zahlreiche Anhängerschaft zu erwerben, beharrlich in der Propagierung und Verteidigung populärer Forderungen. Die vorzügliche Kenntnis und die virtuose Ausnutzung der Eigenheiten und Schwächen seines Volkes ist das Geheimnis seiner beispiellosen Erfolge bei den breiten Massen: dies und der Umstand, daß er mit allergrößtem Nachdruck das nationale Moment als das letzte Ziel seiner Pläne statuierte und in dem Maß der Forderungen, in der Energie des Ausdrucks alle anderen Führer übertrumpfte. Bei der Lizitation um die Volksgunst blieb er stets mit dem munifizentesten Angebot Sieger. Es ist wiederholt die Vermutung ausgesprochen worden, daß Kossuth sich schon bei Beginn seiner politischen Laufbahn die Entthronung der Habsburger, die Errichtung einer ungarischen

[1] Wirtner, Meine Erlebnisse, S. 224.

[2] Enthalten bei Adlerstein, Archiv des ungarischen Ministeriums, und Páp, Okmánytár.

Republik und seine Alleinherrschaft als deren Präsident zum Ziele gesetzt habe[1]. Die Tatsache, daß schon in den vierziger Jahren bei der Opposition des ungarischen Landtages, zu deren eifrigsten Mitgliedern Kossuth zählte, der handschriftliche Entwurf eines ungarischen Staatsrechtes zirkulierte, in dem das Wort „König" überhaupt nicht vorkam, das also einer republikanischen Auslegung Raum ließ[2], verleiht dieser Annahme immerhin einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Auch daß Kossuth den Landtagsbeschluß vom 3. März 1848, der konstitutionelle Einrichtungen für die Erbländer forderte, durch einen besonderen Emissär, David Kaszónyi, in zahlreichen Exemplaren in Wien verbreiten ließ[3], legt die Vermutung nahe, daß es ihm schon in diesen Tagen, in denen er seine berühmte Rede vom 14. März vorbereitete, um mehr zu tun war als um Reformen auf legalem Wege. Die Frage freilich, ob Kossuth tatsächlich einen so weitausholenden Plan von vornherein durchzuführen dachte, oder ob er nur von den Geistern, die er gerufen, zu der Verwirklichung von Ideen getrieben wurde, mit denen er nur gespielt hatte, wird kaum je mit Sicherheit beantwortet werden können. Als sicher kann nur angenommen werden, daß die Dinge in Ungarn kaum sich so verhängnisvoll gestaltet haben würden, wenn Kossuth nicht die Führung übernommen hätte.

Schon die Märztage machten Kossuth zum Führer Ungarns. Der erwähnte Beschluß des Reichstages vom 3. März, durch den der Kaiser aufgefordert wurde, in allen seinen Ländern konstitutionell zu regieren und Ungarn die nationale Selbstverwaltung zu gewähren, war für Österreich das Sturmsignal der Revolution, die in Ungarn, allerdings vorderhand nicht als Revolution, sondern unter dem Deckmantel der legalen Reform, mit beispielloser Raschheit von Erfolg zu Erfolg schritt. Am 14. März verkündete der Preßburger Reichstag die Preßfreiheit und erfolgte in Budapest die Einsetzung des Sicherheitsausschusses, am 15. März verwandelte sich der Reichstag in eine Nationalversammlung, deren Beschlüsse nur noch die Mitteilung an die Magnatentafel, nicht ihre Zustimmung erforderten. Und Kossuth war die Nationalversammlung. Kossuth stellte die Anträge, motivierte die Annahme, lenkte die Stimmen, proklamierte die Beschlüsse. Den Deputierten verblieb die bescheidene Rolle des in den Refrain einfallenden Chors[4]. Seine freigebige Hand schüttete eine wahre Flut von Reformen über das Land aus, Reformen, die zum großen Teil zwar bereits der Reichstag von 1847 auf Grund der ihm vorgelegten königlichen Propositionen hatte ausarbeiten sollen[5], die aber jetzt als Kossuths Werk von der Nationalversammlung verabschiedet wurden. Was nur an populären Forderungen aufzutreiben war, er hatte es gefordert und erreicht: Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, allgemeine Steuerpflicht, Aufhebung der Frondienste,

[1] So Zwiedinek v. Südenhorst in Helmholts Weltgeschichte, Bd. VIII, S. 196; ferner Mayer, Geschichte Österreichs. Bd. II, S. 643.

[2] Mailáth, Geschichte der Magyaren. Bd. IV, S. 273.

[3] Kaszónyi, Ungarns vier Zeitalter. Bd. II, S. 4 ff.

[4] Vgl. Springer a. a. O., Bd II, S. 207.

[5] Siehe Wirkner a. a. O., S. 199 ff.

Geschwornengerichte, Union mit Siebenbürgen, verantwortliches Ministerium. Die Volksgunst machte ihn nahezu allmächtig, und mit vollem Recht konnte er in offener Sitzung von sich sagen: Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Macht der Wahrheit, und doch kann ich durch eine bloße Bewegung meiner Hand entscheiden über Sein oder Nichtsein des Hauses Habsburg[1]. Wohl saßen in dem Ministerium, das der Erzherzog-Palatin Stephan am 20. März bildete, auch Konservative, wie Esterhazy und Szechenyi, aber auch Kossuth hatte seinen Platz darin gefunden, Kossuth, der dank der öffentlichen Meinung, die er am Gängelband führte, stark genug war, durch die Drohung mit seinem Rücktritt, der gleichbedeutend gewesen wäre mit der schrankenlosen Entfesselung der Revolution, jedes Zugeständnis zu erwirken, und den man vielleicht stark und besonnen genug glaubte, die Leidenschaften, die er entfesselt hatte, zu bändigen. Zudem zogen sich die Konservativen, durch die Volksbewegung eingeschüchtert, noch mehr aber verärgert und beleidigt, weil der Hof sie ohne viel Federlesens einfach preisgab, in eine nahezu vollständige Passivität zurück[2].

Die Ernennung des selbständigen ungarischen Ministeriums, bestehend aus den volkstümlichsten Männern Ungarns, dem Grafen Ludwig Batthyanyi, Fürsten Paul Esterhazy, Franz Deák, Stephan Szechenyi, Eötvös und dem inoffiziellen Haupt des Kabinetts, Ludwig Kossuth, bildete die Exposition zu dem blutigen Drama, dessen Schauplatz Ungarn werden sollte. Durch seine Berufung und die Gesetze, die dieses erste ungarische Ministerium in rascher Folge schuf, wurde ein neuer Staat konstituiert, der sich dem österreichischen Staat ganz unabhängig und logischerweise sehr bald feindselig gegenüberstellte. Die Unerfahrenheit, der Ehrgeiz und die Sehnsucht des jungen Erzherzog-Palatins nach Popularität auf der einen Seite, auf der anderen Seite die Unklarheit über den Wert und die Zulässigkeit der von den Wortführern der Nation aufgestellten Forderungen und die Überstürzung in der Bewilligung von Konzessionen, deren Tragweite in Zeiten so starker politischer Erregung nicht übersehen werden konnte[3], hatten Österreich und Ungarn in eine Lage gebracht, aus der ein anderer Ausweg als der, zu dem es schließlich kam, schwer zu denken ist. Die staatsrechtlichen Beziehungen, wie sie zwischen Österreich und Ungarn bis 1848 bestanden und seit 1867 bestehen, sind oft mit einer unglücklichen Ehe verglichen worden. Aber es handelt sich da um eine Ehe, die triftige Gründe unlösbar machen, und an deren Bestand Europa ein ebenso wichtiges Interesse hat wie die beiden Reichshälften selbst. Das Jahr 1848 zerriß das Eheband, und die Magyaren waren es, die zuerst die Gefahr der Auflösung der Vernunftehe zu spüren bekamen. Sie selbst waren kaum darauf vorbereitet, zuerst auch kaum dazu fähig, die Umwandlung ihres feudalen Staatswesens in ein konstitutionelles so rasch durchzusetzen, wie sie wünschten und hofften. Sie waren sich nicht klar darüber, daß die

[1] Bulle, Geschichte der neuesten Zeit. Bd II, S. 47.

[2] Vgl Friedjung, Österreich von 1848–1860. Bd I, S. 39.

[3] Siehe die vorzügliche Darstellung der unglücklichen Rolle, die der Palatin spielte, bei Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 36 ff.

Anwendung des Grundsatzes der persönlichen Freiheit auf politische Einrichtungen in ihrem national nicht einheitlichen Lande mit Naturnotwendigkeit die Erhebung nationaler Ansprüche zur Folge haben mußte, die der Vorherrschaft der Magyaren in den Ländern der Stephanskrone gefährlich waren, und daß ihnen infolgedessen auf ihrem eigenen Boden ein Kampf um die Vorherrschaft bevorstand, in dem ihnen die Anlehnung an Österreich und an dessen Herrscherhaus unentbehrlich war. Schon in den Flitterwochen der ungarischen Freiheit und Selbständigkeit demonstrierten das den Magyaren die Serben und Kroaten, die, von panischem Schrecken erfaßt über die Machtvollkommenheit, die dem magyarischen Element eingeräumt war, ihr möglichstes zu tun sich anschickten, um den Bestand des ungarischen Staates als solchen in Frage zu stellen; ihnen folgten die Rumänen. In Überschätzung der eigenen Kraft muteten die Magyaren sich die Fähigkeit zu, mit einem Schlage einen selbständigen Staat zu bilden, und sie trugen kein Bedenken, die Schwierigkeiten ihrer Stellung noch dadurch zu vermehren, daß sie in einer Zeit, in der sie vollauf mit der Regelung ihrer inneren Verhältnisse zu tun gehabt hätten, auch die jahrhunderte alte politische und wirtschaftliche Verbindung mit den alten Erbländern zerrissen. Sie verlangten und erreichten eine Unabhängigkeit, wie sie eine solche seit der Schlacht bei Mohacs nicht mehr besessen hatten. Die Gesetzartikel, die der Kaiser und König Ferdinand am 10. April 1848, am Schlusse des alten Reichstages, bestätigte, stellten den Bestand der Gesamtmonarchie nicht nur in Frage, sondern hoben sie direkt auf und machten Ungarn zu einem selbständigen Staat mit allen Attributen eines solchen.

Die Ungarn zögerten nicht, von den Hoheitsrechten, die ihnen die Aprilgesetze gewährten, Gebrauch zu machen. Noch im Mai, im ersten Rausch ihrer nationalen Erfolge, ernannten sie ihre ersten Gesandten, die Ungarn bei der in Frankfurt tagenden deutschen Nationalversammlung vertreten sollten. Ein richtiger politischer Instinkt leitete die ungarischen Politiker, als sie sich bemühten, Beziehungen mit der neuen deutschen Zentralgewalt anzuknüpfen. Der Satz, den später, bei Ausbruch des offenen Kampfes in Ungarn, ein deutscher Politiker prägte: „In Ungarn wird ein Kampf gekämpft, wobei der Sieg der Deutschen leicht zur Sklaverei Deutschlands werden kann, nicht auf lange, aber für das jetzige Geschlecht“ [1]), sprach die Aussicht eines kleinen, aber maßgebenden Kreises praktisch denkender deutscher Politiker aus, jenes Kreises, welcher der Ansicht huldigte, daß die Trennung von Österreich die erste und unerläßliche Voraussetzung für jede, wie immer geartete Gestaltung eines nationalen Deutschland sei. Den damaligen Leitern Österreichs bedeutete die deutsche Einheit nicht nur eine Schmälerung des österreichischen Einflusses auf Deutschland überhaupt und damit eine Beeinträchtigung seiner historischen Machtstellung, sondern eine ernste Gefahr für Österreich, dessen Hort angesichts der gerade in diesen Tagen mit erschreckender Klarheit hervortretenden zentrifugalen Bestrebungen der Slawen, Magyaren und Italiener das Festhalten der Deutschösterreicher an der Staatseinheit bildete. Verfielen diese dem

[1]) Bunsen, Tagebücher. Bd. III, S. 1.

nationalen Magnet, der von Frankfurt aus zu wirken begann, dann mußte der Tag kommen, an dem sich von dem einst so stolzen Staatsschiff der Habsburger die Balken lösten. Die österreichische Regierung setzte daher der deutschen Bewegung eine Art passiven Widerstandes entgegen und beobachtete eine alle Ansprüche festhaltende, aber zu nichts verpflichtende Haltung[1]. Möglich, daß die österreichischen Staatsmänner unter dem Eindruck der Tatsache, daß die diversen Nationalitäten des Kaiserstaates fast mehr nach provinzieller Selbständigkeit, nach eigener Staatlichkeit strebten, denn nach Erweiterung ihrer politischen Rechte und Freiheiten, die Gefahr der deutschen Einheitsbestrebungen für Österreich überschätzten; jedenfalls aber unterschätzten sie sie nicht und rüsteten zu einem stillen, aber nachdrücklichen Widerstand, einen Widerstand, der zahlreiche deutsche Politiker in einer engen Verbindung zwischen Deutschland und Ungarn ein wirksames Gegengewicht gegen die der deutschen Einheit abträglichen Vorherrschaftsgelüste Österreichs in Deutschland erblicken ließ. In ähnlichen Bahnen bewegten sich die Gedanken der ungarischen Politiker, die eine Anlehnung Ungarns an Deutschland wünschten[2]. Die leitenden ungarischen Staatsmänner waren, mögen ihre politischen Ideen auch manchmal etwas phantastischer Natur gewesen sein, doch viel zu praktische Denker, als daß sie nicht die Hinfälligkeit des Lieblingsplanes aller österreichischen Regierungen des 19. Jahrhunderts, ein zentralistisches Österreich zu schaffen und gleichzeitig in Deutschland die Führerrolle zu behaupten, durchblickt hätten. So wenig sich die ungarische Verfassung mit dem Siege der zentralistischen Idee in Österreich vertrug, so wenig konnte Österreich dem nationalen deutschen Bundesstaat angehören oder gar dessen Führung übernehmen, ohne den absoluten politischen Schwerpunkt von Wien wegzuverlegen. Die ungarischen Politiker waren zudem überzeugt, daß Österreich durch die Abneigung der Slawen gegen Deutschlands Wiedergeburt, die sich in flammenden Protesten der Slawenführer gegen jede Einflußnahme des Frankfurter Parlamentes auf die österreichischen Angelegenheiten äußerte, sich werde gezwungen sehen, aus dem zu schaffenden deutschen Bundesstaate auszuscheiden und sich in ein slawisches Reich zu verwandeln Sie hielten den Drang nach Einigung, die Kraft des wiedererwachten nationalen Bewußtseins in Deutschland für stark genug, alle Hindernisse der staatlichen Reform und Neugestaltung zu überwinden, und da das politische Übergewicht der Slawen in Österreich gleichbedeutend erschien mit dem Siege der Zentralisation, der gefährlichen Bedrohung der selbständigen ungarischen Staatlichkeit, galt der Sieg der deutschen Einheitspolitik ihnen als eine Lebensfrage Ungarns, die Unterstützung der nationalen deutschen Bestrebungen als durch vitale Interessen Ungarns geboten. Das einige Deutschland und das selbständige Ungarn erschienen als natürliche Verbündete[3]. Eine kleine Fraktion ungarischer Politiker wieder

[1]) Vgl. Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution, S. 649

[2]) Vgl. Springer a. a. O., Bd. II, S. 478 ff.

[3]) Stiles, Austria in 1848 -1849. Bd. I, S. 222. Stiles, amerikanischer Gesandter in Wien, stand mit dem ungarischen Regierungskommissär Kaszónyi und dem Staatssekretär Franz Pulszky in regem Verkehr und war über die in Ungarn herrschenden Ansichten vortrefflich informiert.

schwärmte für den Anschluß Österreichs an Deutschland, in der deutschen Einheit und Freiheit die beste Bürgschaft gegen die österreichischen Zentralisationsbestrebungen erblickend. Diese Fraktion stellte jenes Programm auf, das tatsächlich in den Verfassungsentwurf für das Deutsche Reich Eingang fand und die Aufnahme der österreichischen Erbländer in den deutschen Bund an die Bedingung der Personalunion zwischen Österreich und Ungarn knüpfte [1]). Die stärksten Impulse empfingen die ungarischen Sympathien für Deutschlands Einigung allerdings durch die Antipathie der Slawen gegen diese Neugestaltung.

Am energischsten drängte Kossuth, der mit den süddeutschen Demokraten Beziehungen unterhielt, auf die Kreierung einer ungarischen Gesandtschaft bei der deutschen Zentralgewalt, und seinem überwiegenden Einfluß ist es zuzuschreiben, daß schon am 14. Mai der ungarische Ministerrat beschloß, Ladislaus Szalay und Dionys Pazmandy zu Bevollmächtigten Ungarns bei der Frankfurter Nationalversammlung zu ernennen [2]). Das Kreditiv und die Ministerialinstruktion für die beiden Gesandten hatte, trotzdem das in die Kompetenz des Ministers des Äußeren Grafen Batthyanyi gehörte, Kossuth ausgearbeitet [3]), und es ward ihm nicht schwer, am gleichen Tage die Genehmigung des Ministerrates und die Sanktion des Erzherzog-Palatins zu erreichen. Das von dem Erzherzog Palatin Stephan und dem Grafen Batthyanyi unterzeichnete Beglaubigungsschreiben beauftragte die beiden Gesandten,

„sich in betreff dessen, daß die Verhältnisse Deutschlands zu Österreich — mit welch letzterem Ungarn im Sinne der Pragmatischen Sanktion enge [4]) verbunden ist durch das im Laufe des Mai 1848 zu Frankfurt a. M. zur Eröffnung gelangende deutsche Parlament auf einer neuen und konstitutionellen Basis geregelt werden sollen, mit dem ungarischen Minister in Wien, Fürsten Esterhazy, und durch ihn mit den österreichischen Ministern Fühlung zu nehmen und über alle obigen Verhältnisse, soweit sie Ungarn betreffen, zu sprechen; hierauf sich nach Frankfurt zu begeben, um dort über die Erhaltung und Kräftigung der zwischen den ungarischen und deutschen Staaten obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse, deren Fortbestand wir innig wünschen, sowohl in politischer als kommerzieller Beziehung, im Interesse der beiderseitigen Freiheit, Selbständigkeit und des materiellen Wohlstandes beider Nationen zu wachen, und was zur Erreichung der obigen Zwecke dienlich ist, einzuleiten und zu fördern" [5]).

Die Ministerialinstruktion, die den beiden Gesandten mit auf den Weg gegeben wurde, und die sich durch jenen Wortreichtum auszeichnet, der Kossuths in späterer Zeit in unübersehbarer Zahl in die Welt gesandte Instruktionen

[1]) Stiles a. a. O., Bd. I, S. 229.
[2]) Stiles a. a. O., Bd. II, S. 17.
[3]) Stiles a. a. O., Bd. II, S. 36.
[4]) Nach Stiles a. a. O., Bd. II, S. 49 hatte im Ministerrate Batthyanyi verlangt, daß an Stelle des Wortes „enge" das Wort „untrennbar" gesetzt werde, war aber überstimmt worden.
[5]) Im Wortlaut bei Szalay, Aktenstücke zur ungarischen Gesandtschaft in Deutschland, S. 12, und Schlesinger, Aus Ungarn, S. 509.

und Manifeste charakterisiert, weist der Vertreter Ungarns in den Hauptpunkten an:

1. Die Sympathien Ungarns für das deutsche Element auszusprechen und die Deutschen zu überzeugen, daß sie in einem kräftigen Ungarn den besten und sichersten Bundesgenossen finden werden;

2. dahin zu wirken, daß die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung, welche die österreichische Monarchie und speziell Ungarn berühren, im Sinne der Aufrechterhaltung der Suprematie der ungarischen Nation gehalten sind;

3. zu erklären, daß für den Fall, als Deutschland eine Umgestaltung Österreichs zustande kommen ließe, welche die Umwandlung der bisher zum Deutschen Bunde gehörigen österreichischen Provinzen in slawische Staaten bewirken oder ermöglichen würde, Ungarn sich seine Bundesgenossen außerhalb der deutschen Nation suchen müßte;

4. schließlich zu erklären, daß das politische Verhältnis, welches zwischen Ungarn und Deutschland bestehen wird, für Ungarn auch in kommerzieller Hinsicht maßgebend sein werde[1]).

Interessant ist die Divergenz, die zwischen dem Beglaubigungsschreiben und der Ministerialinstruktion herrscht und das Beglaubigungsschreiben als die eng begrenzte, die Ministerialinstruktion als die erheblich weitergehende Vollmacht erscheinen läßt. Das erstere spricht ausschließlich von der Erhaltung und Kräftigung der bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse, das letztere klar und deutlich von der Schaffung eines völkerrechtlichen Bundesverhältnisses, und während das Kreditiv die enge Verbindung zwischen Österreich und Ungarn ausdrücklich hervorhebt, geht die Instruktion nicht nur stillschweigend über diesen wichtigen Punkt hinweg, sondern deutet mögliche trennende Gegensätze an, ja im dritten — im Originaltexte vierten — Punkt wird sogar die Möglichkeit einer Trennung Ungarns von Österreich, wenn auch verhüllt, so doch verständlich angedeutet. Trotzdem erhielten beide Schriftstücke die Zustimmung der kompetenten österreichischen Minister. Allerdings wurde, was sehr ins Gewicht fällt, das Kreditiv nicht durch die Unterschrift des Kaisers vollzogen, so daß ihm gegebenenfalls der Charakter einer „lettre de créance" abgesprochen werden konnte, aber immerhin war eine Begutachtung und Bestätigung erfolgt. In dem Schreiben des österreichischen Ministerpräsidenten Pillersdorff an den ungarischen Minister in Wien, Fürsten Esterhazy, erklärt der erstere, daß er „mit den Vollmachten und Instruktionen, welche den nach Frankfurt a. M. gesandten ungarischen Abgeordneten erteilt worden sind, vollkommen einverstanden sei und denselben seinerseits keine weiteren Instruktionen zu erteilen wisse"[2]). Die österreichische Regierung, welche sich über die Bedeutung der Entsendung ungarischer Gesandter nach Frankfurt keineswegs täuschen konnte, beschränkte sich in ihrer Abwehr also lediglich darauf, Szalay und Pazmandy, die in der Ministerialinstruktion ausdrücklich Regierungsbevollmächtigte genannt werden, nur als Abgeordnete, Abgeordnete des ungarischen Reichstages, zu bezeichnen, ihnen also nicht den Charakter ungarischer Gesandter zuzugestehen. Als Ge-

[1]) Im Wortlaut bei Schlesinger a. a. O., S. 510; Szalay a. a. O., S. 14.
[2]) Schlesinger a. a. O., S. 284

sandte waren Szalay und Pazmandy seitens der österreichischen Regierung, an die sie ihr Beglaubigungsschreiben wies, nicht anerkannt und konnten sie auch nicht anerkannt werden, da ein österreichischer Gesandter, ein Bevollmächtigter der international allein anerkannten Gesamtmonarchie, bereits in Frankfurt weilte. Trotzdem aber unternahm die österreichische Regierung nicht nur keine direkten Schritte gegen die Entsendung ungarischer Regierungsbevollmächtigter nach Frankfurt, sondern erklärte sich vielmehr mit Vollmacht und Instruktionen expressis verbis vollkommen einverstanden. Es war das eine jener zahllosen Halbheiten, Unentschlossenheiten und Zweideutigkeiten der österreichischen Regierung, die in diesem verhängnisvollen Jahre der ungarischen Regierung so oft Gelegenheit gaben, mit dem Schein der Berechtigung Österreich der Hinterhältigkeit und Falschheit anzuklagen und der Welt gegenüber ins Unrecht zu setzen. In diesem speziellen Fall trug die Unentschlossenheit der österreichischen Regierung dazu bei, einen Ehrenmann an den Galgen zu bringen. In der Anklage, die ein Jahr später zur Verurteilung des Grafen Batthyanyi zum Tode durch den Strang führte, figurierte unter den zahlreichen Kapitalverbrechen, die dem Grafen zur Last gelegt wurden, auch die Beschickung der Regierung von Frankfurt durch ungarische Gesandte [1]). Es gehörte viel dazu, die österreichischerseits unwidersprochen gebliebene Mission Szalay-Pazmandy in das Sündenregister Batthyanyis aufzunehmen. Doch es hieße an alte Wunden rühren, wollte man auf diese traurigste Episode einer traurigen Zeit näher eingehen.

Szalay und Pazmandy begaben sich von Wien sofort nach Frankfurt, wo sie von dem Präsidenten der Nationalversammlung, Gagern, am 29. Mai zur Einsichtnahme in ihr Beglaubigungsschreiben empfangen wurden. Sie konnten sich also rühmen, mit dem Repräsentanten der deutschen Zentralgewalt — das Reichsministerium wurde erst sechs Wochen später konstituiert — in offiziellen diplomatischen Verkehr getreten zu sein. Die Wiener Regierung dürfte die ungarische Gesandtschaft nach Frankfurt vielleicht als mehr oder weniger harmlose und ungefährliche Spielerei betrachtet haben, wenn sie sich auch vorsichtshalber ein Hintertürchen offen ließ, indem sie die Gesandten offiziell als Abgeordnete bezeichnete und sie auf diese Weise sozusagen als Parlamentsdeputation charakterisierte. Sie sollte bald belehrt werden, daß es den Ungarn um mehr zu tun war als um eine der nationalen Eitelkeit schmeichelnde Diplomatenspielerei. Der Aufstand der Serben, von dem später die Rede sein wird, die offenkundige Organisierung des bewaffneten Widerstandes gegen die ungarische Regierung durch Jellacic ließ in den Ungarn eine Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, aufsteigen und mahnte sie daran, sich ernstlich nach Bundesgenossen umzusehen, Bundesgenossen, die keine vitalen Interessen mit Österreich verbanden. Sie hofften sie in den Vorkämpfern der deutschen Einheit zu finden, und Mitte Juni — das genaue Datum läßt sich nicht feststellen — erhielt Szalay, der infolge der Rückkehr des zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählten Pazmandy nach

[1]) Vgl. Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 229 und 508 ff.

Ungarn als alleiniger Vertreter Ungarns in Frankfurt fungierte, von der ungarischen Regierung den Auftrag, mit Deutschland ein Defensivbündnis in aller Form abzuschließen[1]). Gegen wen sich die Defensive richten sollte, war angesichts der Sachlage in Ungarn klar. Szalay leitete die Ausführung dieses Auftrages in äußerst vorsichtiger Weise ein, indem er zunächst unverbindlich mit den Abgeordneten der Linken der deutschen Nationalversammlung Fühlung nahm. Mehr Diplomat und Politiker als manche anderen Minister und Diplomaten der ungarischen Revolution, brachte er es dahin, daß die Anregung zum Bündnisabschluß zwischen Ungarn und Deutschland von der deutschen Nationalversammluug selbst ausging und überdies ein österreichischer Abgeordneter die Initiative in dieser Richtung ergriff.

Am 22. Juli stellte in der Paulskirche der österreichische Abgeordnete Möring den Antrag, „die Zentralgewalt wolle unverzüglich die nötigen Anstalten zu einem Bündnis der deutschen Bundesstaaten mit Ungarn treffen". Der Berichterstatter des internationalen Ausschusses, Wydenbruck, schloß sich dem Antrag an, und als Möring darauf hin der Versammlung zurief: ‚Erheben Sie sich für das Bündnis mit der ungarischen Nation!", erhob sich die ganze Nationalversammlung[2]). Prompt reagierte der ungarische Reichstag auf diese Bekundung reger Sympathien. Am 3. August stellte im Repräsentantenhause Gorove den nachstehenden Antrag:

„Indem das Repräsentantenhaus jene Verfahrungsweise des Ministeriums gutheißt, die es dem deutschen Parlament gegenüber befolgt, erklärt es zugleich, daß es die Einheit des deutschen Volkes mit der einer selbständigen Nation würdigen Sympathie begrüßt hat, mit dem deutschen Element in innigster Freundschaft und engstem Bündnis leben will, und daher von dem Ministerium erwartet, daß es, die begonnene Politik fortsetzend, das mit der vereinten deutschen Nation zu knüpfende Bündnis einem erwünschten Resultate entgegenführen werde. Es wird ferner im Namen der ungarischen Nation erklärt, daß, im Falle die österreichische Regierung mit der Frankfurter deutschen Zentralgewalt sich wegen der Frage der deutschen Einheit in einen Krieg verwickeln sollte, erstere auf Ungarns Beistand gegen Frankfurt nicht zu rechnen habe."

Der vielsagende Nachsatz — er war auf Nyarys Antrag der Goroveschen Resolution hinzugefügt worden —, zusammengehalten mit der kurz vorher geführten Debatte über den Beistand Ungarns im italienischen Kriege, von der im Zusammenhang mit den ungarisch-sardinischen Verbindungen noch zu reden sein wird, mußte der österreichischen Regierung den ganzen Ernst der Lage klarmachen. Die Debatte vollends, die sich an diese Anträge knüpfte[3]), war geeignet, in Österreich gleich einem Alarmschuß zu wirken. Die Fraktion, welche das Aufgehen der österreichischen Erbländer im deutschen Bunde propagierte, erhielt sofort Oberwasser durch die Rede des Grafen Ladislaus Teleki, dessen leidenschaftliche, impulsive Natur seinen Freunden oft unbequemer wurde als sei .en Gegnern.

[1]) Pulszky, Meine Zeit, mein Leben. Bd. II, S. 146.
[2]) Stenographische Berichte aus dem deutschen Parlament, Bd. II, S. 1113.
[3]) Ausführlich bei Springer a. a. O., Bd II, S. 480 ff.

„Ein Verräter an Deutschland," rief er aus, „auch ein Verräter an Österreich ist der Mann, der sich weigert, für die Vereinigung der Erbländer mit Deutschland einzutreten. Man kann dem Hause Österreich und den Erbländern keinen besseren Dienst erweisen, als wenn man ihnen Einheit und Zentralisation verleiht und ausspricht, daß dort, wo bisher zwischen den einzelnen Ländern kein Band war, die Verschmelzung mit dem Deutschen Reiche dieses Band bilden soll."

Kossuth paßte sich sofort der Stimmung an, die in dem brausenden Beifall, welcher Telekis Rede begleitete, zutage trat. Ohne sich mit seinen Ministerkollegen verständigt zu haben, sprach er im Namen des Ministeriums in einer Weise zu dem in Diskussion stehenden Antrag, welche die Rede, mit der Nyary seinen Zusatzantrag begründet hatte, an Feindseligkeit gegen Österreich noch überbot. Er verwies darauf, daß drei Faktoren, die Wiener reaktionäre Partei, das slawische Element und das österreichische Ministerium, sich zur Herstellung des alten Absolutismus vereinigt hätten, und schloß: „Gerettet kann Österreich nur werden, wenn die Erbländer sich aufs engste dem deutschen Bundesstaat anschließen und dieser wieder in eine feste Allianz mit dem freien Ungarn tritt." Damit war ein Programm, das am österreichischen Hofe wie ein rotes Tuch wirken mußte, als Programm der ungarischen Regierung proklamiert: Personalunion zwischen Österreich und Ungarn und Verschmelzung der Erbländer mit Deutschland, das hieß die Degradierung Österreichs zu einer Macht zweiten Ranges. Ungarn griff die deutsche Einheitsidee auf, die nach der zu jener Zeit in österreichischen Regierungskreisen herrschenden Ansicht das alte Kaiserreich in seiner Macht, ja in seinem Bestande bedrohte; er setzte sich in bewußten, diametralen Gegensatz zu einer Politik, die durch Lebensinteressen Österreichs geboten schien. Wohl gelang es dem mäßigenden Einfluß Batthyanyis und Deáks zu bewirken, daß das Magnatenhaus den zweiten Absatz des Gorove-Nyaryschen Beschlußantrages in der milderen Formulierung annahm: „Ungarn wird sich mit den Gegnern der deutschen Einheit um so weniger verbünden, als es überzeugt ist, daß die Einigung Deutschlands auch von der Dynastie angestrebt wird und den Interessen Österreichs vollkommen entspricht;" aber auch diese Lesart bildete für den Fall, daß Österreich sich veranlaßt sehen sollte, offen auf die Seite der „Gegner der deutschen Einheit" zu treten, eine deutliche Absage an Österreich. Die österreichische Regierung konnte sich nicht mehr darüber täuschen, daß die ungarische Politik Wege einzuschlagen begann, die sich mit den Bahnen der Politik Österreichs nicht deckten.

Um so mehr ist es zu verwundern, daß der Reichsverweser Erzherzog Johann nach dieser alarmierenden Debatte, die Klarheit über die Ziele Ungarns und die Zwecke der ungarischen Gesandtschaft in Frankfurt geschaffen hatte, den ungarischen Gesandten Szalay in offizieller Audienz empfing[1]). Dieser offizielle Akt kam einer Anerkennung der ungarischen Gesandtschaft gleich oder wurde doch als solche in Ungarn aufgefaßt. „Kossuth Hirlapija", das Sprachrohr Kossuths, verkündete diese wichtige Tatsache an der Spitze des Blattes in fetten Lettern folgendermaßen:

[1]) Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. XL, S. 140. — Schlesinger a. a. O., S. 285.

„Heute hat der Reichsverweser in Frankfurt Ladislaus Szalay als ungarischen Gesandten – Ambassadeur de la Hongrie – offiziell bei sich empfangen. Hiermit ist der erste Schritt geschehen, daß Ungarn den seiner würdigen Platz in der Reihe der selbständigen, freien europäischen Nationen einnehme. Die Anerkennung von seiten der übrigen Großmächte ist binnen kurzem zu erwarten. Das Deutsche Reich wird einen Gesandten der Reichsregierung für Ungarn ernennen"[1].

Unerfahrenheit und persönlicher Ehrgeiz, die so manche Handlung des Erzherzog-Palatins Stephan entschuldigen, können bei dem sechzigjährigen Erzherzog-Reichsverweser nicht im Spiele gewesen sein. Mangel an präzisen Instruktionen dürfte wohl die einzige Erklärung für einen Schritt sein, der in seinen Folgen verhängnisvoll genug war, da er in Ungarn die Meinung stärkte, Europa anerkenne die Ausstattung Ungarns mit allen Souveränitätsrechten und habe ein Bedürfnis darnach, die ungarischen Diplomaten als solche anzuerkennen. Der Präsident der deutschen Nationalversammlung v. Gagern und der provisorische Reichsminister des Äußeren v. Schmerling waren vorsichtiger als der Reichsverweser; sie begegneten Szalay mit kühler Zurückhaltung, und als Heckscher das Portefeuille des Äußeren übernahm, folgte er ihrem Beispiel[2]. Der Empfang durch den Reichsverweser hob Szalays Selbstbewußtsein beträchtlich. Bisher hatte er sich damit begnügt, in wiederholten Noten[3] dem deutschen Reichsministerium die Wünsche Ungarns mitzuteilen und immer wieder die Entsendung eines Gesandten der deutschen Zentralgewalt nach Ungarn zu urgieren und den Fürsten Lichnowsky für diesen Posten in Vorschlag zu bringen; ein Vorschlag, der allerdings dem diplomatischen Brauch nicht ganz entspricht, sich aber als ein nicht ungeschickter politischer Schachzug darstellt, da Fürst Lichnowsky der Rechten der Paulskirche angehörte und bei jeder Gelegenheit heftig gegen jede „Überstürzung der Reformen" auftrat. Nach seiner Audienz beim Reichsverweser wurde aber Szalay dringender. Am 31. August überreichte er dem Reichsministerium eine Note, die in Form eines Berichtes über die „kroatische Konterrevolution" eine fulminante, wenn auch verhüllte Anklage gegen die österreichische Regierung bildete und in den Schlußsätzen gipfelte:

„Die kroatische Revolution ist der Anfang der Konterrevolution. Sie ist nicht natürlichen Ursprunges, sie wurde künstlich erzeugt, von außen her hervorgerufen, wie sie auch von außen her ernährt wird. Jeder Tag wird die Richtigkeit dieser Ansicht leider mehr und mehr erweisen. Ich hoffe zuversichtlich, die deutsche Zentralgewalt werde aus den erörterten Gründen, sowie auch behufs dessen ungesäumt einen Gesandten nach Ungarn abschicken, damit sie durch ihren eigenen diplomatischen Agenten über die Menées jener konterrevolutionären Partei, die sich wahrlich nicht auf Ungarn zu beschränken gedenkt, Berichte erhalten könne."

Szalay nützte übrigens, während das Reichsministerium mit der Ernennung eines Gesandten zögerte, seine Zeit gut aus. Er unterhielt lebhafte Beziehungen zu der Linken der Paulskirche, speziell zu deren republikanischem

[1] Adlerstein, Archiv der ungarischen Nationalregierung. Bd. II, S. 302.

[2] Pulszky, Meine Zeit, mein Leben. Bd. II, S. 146.

[3] Enthalten bei Szalay, Aktenstücke zur Geschichte der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland.

Flügel, der zuerst die Personalunion zwischen Österreich und Ungarn als Bedingung für die Aufnahme der österreichischen Erbländer in den deutschen Bund ins Auge faßte, und soll eifrig Stimmung für die Annahme des im Verfassungsausschusse formulierten § 3 der Reichsverfassung gemacht haben, der für deutsche und nichtdeutsche Länder, die das gleiche Staatsoberhaupt haben, bei der Aufnahme der ersteren in den deutschen Bund die reine Personalunion forderte[1]). Ein gewisses Maß von Glaubwürdigkeit erhält diese Version auch dadurch, daß Szalay unmittelbar nach der Perfektionierung dieses Paragraphen im Verfassungsausschusse – er fand später in der Paulskirche tatsächlich die Majorität und die Zustimmung auch der Mehrheit der Österreicher – an die Reichsregierung mit einem formellen Bündnisangebot herantrat. Zu einer Zeit übrigens, in der Ungarn dringend eines Bündnisses bedurft hätte, um die Errungenschaften zu behaupten.

Es müssen hier kurz die Ereignisse in Ungarn seit der Sanktion der Aprilgesetze angeführt werden. Ohne jede Gegenleistung an die Krone, ohne die Verpflichtungen zu Leistungen, die zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes der Gesamtmonarchie verlangt werden mußten, hatte der Kaiser die Aprilverfassung[2]) sanktioniert und den Erzherzog-Palatin mit Vollmachten, die ihn zum alter ego des Kaisers machten, bekleidet, sich dabei nur die Heranziehung Ungarns zur Tilgung der Staatsschuld vorbehaltend. Der § 6 der Aprilverfassung, der besagte, daß „in allen bürgerlichen, kirchlichen, finanziellen, militärischen, wie im allgemeinen in allen Angelegenheiten der Landesverteidigung Se. Majestät fortan die vollziehende Gewalt ausschließlich durch das ungarische Ministerium üben wolle", rührte, indem er der ungarischen Regierung die Möglichkeit gab, die Truppen ungarischer Nationalität ihrem Willen zu unterwerfen, an die Einheit des Heeres und damit an die Grundfesten der monarchischen Gewalt, und in dem Augenblick, in dem am 1. Juni die in Ungarn stehenden k. k. Truppen den Eid auf die ungarische Verfassung abgelegt hatten und damit dem Befehl der Pester Regierung unterstellt worden waren, war eine Lage geschaffen, für die eine friedliche Lösung um so weniger zu finden war, als an einem freiwilligen Verzicht Ungarns auf die eben erst errungenen Rechte nicht gedacht werden konnte. Unter den vielen Fehlern, die der Führer Ungarns, Kossuth, in dieser entscheidungsschweren Zeit beging, war der folgenschwerste der, daß er selbst dem Hofe Bundesgenossen warb: die Serben und Kroaten, die schon im Frühjahr gegen Ungarn zu den Waffen gegriffen hatten. Weder die serbische noch die kroatische Regierung trug von Anfang an ein entschieden dynastisch-österreichisches Gepräge[3]). Die Summe der persönlichen Freiheiten zu erweitern, die politischen Rechte des Volkes zu mehren, die nationale Selbständigkeit im Staate zur Geltung zu bringen, das war in den Märztagen an der unteren Donau

[1]) Stiles a. a. O., Bd. II, S. 143. Durch in den k. k. Archiven enthaltene konfidentielle Berichte bestätigt.

[2]) Vgl. die treffliche Kritik der Aprilverfassung bei Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 46 ff.

[3]) Vgl. Springer a. a. O., Bd. II, S. 277 ff.

und an der Save ebenso das Ziel der Agitation wie an der mittleren Donau, an der Moldau, am Po und an der Weichsel, und die südslawische Bewegung hatte mit der Wiener, Pester und Prager Revolution das gemeinsam, daß die ersten Zugeständnisse von der Wiener Regierung nichts weniger als freiwillig gewährt wurden. Das Verdienst, die serbo-kroatische Bewegung der Bekämpfung der ungarischen Revolution dienstbar gemacht zu haben, gebührt neben der Klugheit Jellacics der Unbesonnenheit Kossuths. Kossuth hatte die Beschwerden und Wünsche, die ihm der serbische Patriarch Rajacic und Hauptmann Stratimirovic vorbrachten, rundweg für undiskutierbar erklärt und weitere Remonstrationen brüsk abgeschnitten, indem er an seinen Säbel schlug und ausrief: „Dieser da wird entscheiden!“ [1]) Die Stigmatisierung der serbo-kroatischen Bewegung als Revolution, die Anstalten, die seitens der ungarischen Regierung getroffen wurden, sie mit Gewalt niederzuschlagen und die Gewißheit, daß von Ungarn nationale Zugeständnisse nicht zu erreichen seien, begünstigten bei den Serben und Kroaten die Idee, daß sie Anlehnung an den Hof suchen müßten, und erleichterte es dem Banus Jellacic, die ursprünglich ebenfalls zentrifugale Bewegung in dynastisch-österreichische Bahnen zu leiten. Durch die unerreichte Geschicklichkeit, mit der er den Agramer Landtag zu behandeln verstand [2]), gelang es Jellacic tatsächlich, dieses Ziel zu erreichen. Die von einer großillyrischen Partei genährte südslawische Bewegung und ihre Machtmittel in einer Zeit, in der die Würfel über Bestand oder Zerfall des Habsburgerreiches geworfen wurden, in den Dienst der Dynastie und der vergessenen Reichsidee gebannt zu haben, ist Jellacics historisches Verdienst. Ein politisches Meisterstück, das ihm bis zu einem gewissen Grade der blinde Chauvinismus Kossuths erleichterte.

Statt an die Konsolidierung des förmlich über Nacht zu vollkommener staatlicher Selbständigkeit berufenen Staatswesens zu schreiten, statt die widerstrebenden Nationalitäten zu befriedigen und mit der Hegemonie des magyarischen Stammes, die nun einmal die Grundlage eines selbständigen ungarischen Staates bilden mußte, zu versöhnen, statt den Hof über die Treue, Opferwilligkeit und Anhänglichkeit der Magyaren zu beruhigen und das Vertrauen fest zu begründen, das Batthyanyi, der später mit Unrecht zum Rebellen gestempelte Mann der Versöhnung, bei wiederholtem Aufenthalt in Innsbruck herzustellen bemüht war, statt im Sinne Batthyanyis der Neigung des Hofes entgegen zu kommen, durch Zugeständnisse in allen inneren Angelegenheiten Ungarns dessen festen Anschluß an die Dynastie und das Reich zu verkaufen, baute Kossuth weiter an der Scheidewand, die Ungarn vom Reiche und der Dynastie trennen sollte. Die klugen und maßvollen Absichten Batthyanyis, der Ungarn und den Hof auf jenen Weg zu lenken trachtete, auf dem sie sich im Jahre 1867 treffen sollten [3]), wurden durch Kossuths revolutionäre Politik paralisiert, und während die Majorität des

[1]) Szedlák, Enthüllungen aus der Zeit der ungarischen Revolution und Emigration, S. 14.

[2]) Siehe Friedjung a. a. O. Bd. I, S. 59.

[3]) Siehe Friedjung a. a. O. Bd. I, S. 53.

ersten ungarischen Ministeriums die Zwistigkeiten auf dem Wege der Loyalität und Billigkeit auszugleichen bemüht war, trieb Kossuth die Differenzen auf die Spitze[1]. Sein Einfluß brachte Reichstagsbeschlüsse zustande, die mit Gewalt zurückzuweisen immer mehr eine Lebensfrage für die Dynastie wurde. Das Verlangen, Ungarn möge zehn Millionen Gulden für den Zinsendienst der Staatsschuld beitragen, wies Kossuth a limine zurück, auf die Gefahr hin, Österreich zum Staatsbankrott zu treiben; den Antrag der Nationalbank, Ungarn 12,5 Millionen Gulden Papiergeld zur Deckung der Staatsauslagen vorzustrecken, beantwortete er mit der Herstellung ungarischen Papiergeldes in der gleichen Höhe; schließlich verlangte und erhielt er vom Reichstage einen Kredit von 42 Millionen Gulden und die Ermächtigung zur Aushebung einer nationalen Armee von 200000 Mann. Zudem ermangelte er nicht, auch in der auswärtigen Politik, speziell betreffs Italiens, der Krone bestimmte Direktiven zu erteilen, so von ihr die Abtretung alles österreichischen Gebietes bis an die Etsch und die unbedingte Unterwerfung ihrer deutschen Länder unter die deutsche Zentralgewalt vorzuschreiben. Diese Ambitionen anzuerkennen oder auch nur stillschweigend zu dulden, war gleichbedeutend mit der Abdankung Österreichs als Großmacht, mit dem Bankrott der Autorität und des Ansehens der Dynastie. Die Siege Radetzkys in Italien kamen dem Hofe zu Hilfe und gaben ihm den Mut, einen Kampf aufzunehmen, der ohne Gefährdung der wichtigsten dynastischen und Reichsinteressen nicht mehr länger hinauszuschieben war. Am 22. August erging ein kaiserliches Rundschreiben, in dem der Palatin der ihm erteilten unbedingten Vollmachten entkleidet, das vom ungarischen Reichstag beschlossene Anleihe- und Militärgesetz verworfen und die Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Serbo-Kroaten angeordnet wurde. Diesem ersten Wetterzeichen folgte am 31. August die unverhüllte Kriegserklärung: das kaiserliche Handschreiben an den Erzherzog-Palatin, in dem ausgesprochen wurde, „es tue Not, die allseitig als sicheren Stützpunkt angenommene Pragmatische Sanktion zur vollen Geltung zu bringen“[2]. Am 4. September wurde durch ein ungewöhnlich warmes und gnädiges Handschreiben Jellacic in seine Ämter und Würden wieder eingesetzt[3]. Das war der Krieg.

So standen die Dinge in Ungarn, als am 5. September der ungarische Gesandte in Frankfurt, Szalay, teils auf die Sympathien, die er seiner Sache in der Paulskirche zu erwerben verstanden hatte, vertrauend, teils durch die Not der Zeit in Ungarn gezwungen, dem Reichsminister des Äußeren Heckscher eine Note überreichte, die zum soundsovielten Male die Ernennung eines Gesandten der Zentralgewalt für Ungarn urgierte und dem Deutschen Reich ein formelles Bündnisangebot stellte[4]. Der Entwurf des Bündnisvertrages sieht u. a. folgende Bestimmungen vor:

[1] Szemere, Politische Charakterskizzen, S. 70 und 99.
[2] Siehe Springer a. a. O. Bd. II, S. 495.
[3] Siehe Friedjung a. a. O. Bd. I, S. 70.
[4] Die in Betracht kommenden Akten bei Szalay a. a. O.

1. Ungarn und Deutschland verpflichten sich gegenseitig zur Aufstellung eines Hilfsheeres von 1'0000 Mann als Maximum für den Fall, daß die Grenzen des Deutschen Reiches oder Ungarns durch eine andere, mit dem slawischen Elemente verbündete Macht angegriffen werden.

2. Die Hilfsscharen dürfen nicht zur Unterdrückung der Freiheit irgendeines Volkes gebraucht werden, und die Pflicht zur Hilfeleistung tritt nur für den Fall ein, wenn die Länder der verbündeten Mächte entweder durch einen äußeren Feind angegriffen werden oder deren Bestandteile, trotzdem die konstitutionellen Freiheiten des Reiches, des Mutterlandes, auch auf sie ausgedehnt wurden, sich von selben durch offenen Aufstand zu trennen suchen sollten.

3. In den erwähnten Fällen verpflichten sich die beiden verbündeten Mächte, die beanspruchten Hilfsscharen binnen drei Monaten aufzustellen.

Die Absichten, die das ungarische Ministerium, oder besser gesagt Kossuth — denn dieser und nicht der Minister des Äußeren Graf Batthyanyi soll der Autor der Instruktionen Szalays gewesen sein[1] — mit diesem Bündnisentwurf verfolgte, lagen auf der Hand. Das Deutsche Reich sollte auf Grund dieses Bündnisvertrages Ungarn die so notwendig gebrauchte Hilfe in dem Kampfe gegen Kroaten und Serben, die „Bestandteile des Mutterreiches, die sich von selbem durch offenen Aufstand trennen wollten", in dem bevorstehenden Entscheidungskampf gegen Österreich, die „mit dem slawischen Elemente verbündete Macht", leisten, und auch der „äußere Feind", dessen Angriff Kossuth fürchtete, stand bereits an Ungarns Südostgrenze: die russische Armee, die infolge der Unruhen in den Donaufürstentümern diese schon im Juli besetzt hatte[2]. Man mußte für den Beginn des unausbleiblichen Kampfes gegen Österreich eine Ungarn feindliche Diversion der vor den Toren Siebenbürgens stehenden Russen befürchten und suchte eine Deckung gegen diesen Feind, den Ungarn aus eigener Kraft zu bewältigen nicht imstande war. Kossuth und die Seinen vertrauten auf die allmächtige, alle Hindernisse überwindende Gewalt des nationalen Gedankens, und gleich den Demokraten und Republikanern der Paulskirche zweifelten sie nicht an der unausbleiblichen Unterwerfung der Häuser Habsburg und Hohenzollern unter den Willen des deutschen Parlamentes, glaubten sie daran, daß das Reichsministerium, das einen Kriegsminister in seiner Mitte zählte, auch ein Heer zur Verfügung habe. Der vorgelegte Bündnisvertrag, für dessen Bekanntwerden Szalay sorgte, fand in der Paulskirche allerdings lebhafte Sympathien, besonders bei der radikalen Fraktion, die ihrerseits wieder durch das Bündnis mit Ungarn der Reichsregierung einen starken moralischen Rückhalt zu geben hoffte und vielleicht — der Optimismus der deutschen Republikaner des Jahres 1848 kannte ja keine Grenzen — gar davon träumte, mit Hilfe der Honveds die deutsche Republik begründen zu können. Das an den Siegen Radetzkys erstarkte Österreich griff aber mit kräftiger Hand in die deutschen Angelegenheiten ein und gewann wieder bestimmenden Einfluß auf das Reichsministerium. An demselben Tage, am 11. September, in dem in der Paulskirche Eisenmann, Abgeordneter von Würzburg, in feuriger Rede den Abschluß eines Defensiv-

[1] So behauptet Stiles a. a. O., Bd. II, S. 187.

[2] Darüber ein gutes Kapitel bei Rosen, Geschichte der Türkei Bd. II, S. 115 ff.

bündnisses mit Ungarn befürwortete und die Ernennung eines deutschen Gesandten für Ungarn beantragte[1]), erhielt Szalay ein Schreiben des Reichsministeriums des Äußeren, in dem erklärt wird, die Vollmacht Szalays sei infolge des kaiserlichen Handschreibens vom 22. August, das dem Palatin die ihm übertragenen außerordentlichen Vollmachten entzog, als erloschen zu betrachten, weshalb das Reichsministerium des Äußeren bis zur Präsentierung neuer Vollmachten den offiziellen Verkehr mit den ungarischen Gesandten ruhen lassen müsse. Die deutsche Zentralgewalt, obzwar ein Kind der Revolution, stellte sich demnach streng auf den Boden des formalen Rechtes. Szalay gab seine Sache nicht verloren. In einem ausführlichen Memoire[2]), das er am 17. September dem Reichsministerium unterbreitete, vertrat er nachdrücklich den Standpunkt, das betreffende Handschreiben entbehre der verfassungsmäßigen Kontrasignatur eines verantwortlichen Ministers, könne also für die auf verfassungsmäßigem Boden stehende deutsche Reichsregierung keineswegs maßgebend sein. Auch abgesehen davon tangiere das kaiserliche Reskript seine, Szalays, Vollmachten in keiner Weise, da es nur die Zurücknahme einiger königlicher Rechte betreffe, die dem Erzherzog-Palatin am 11. Juni auf unbestimmte Zeit übertragen wurden, ihn aber keineswegs von der Statthalterwürde enthebe. Daß trotz der Zurücknahme der besonderen Ermächtigungen die Vollmachten des ungarischen Gesandten ihre Gültigkeit behalten, sei schon daraus zu folgern, daß diese Vollmachten von dem Erzherzog-Palatin im Mai, also bevor er mit der Ausübung der fraglichen speziellen Rechte betraut worden war, ausgefertigt worden seien, daher durch die Zurücknahme von Rechten, die zur Erteilung und Anerkennung der diplomatischen Vollmacht nicht als erforderlich betrachtet wurden, die Gültigkeit der letzteren nicht tangiert werden könne. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Argumente Szalays eine gewisse juristische Beweiskraft besaßen. Den festen Entschluß der deutschen Reichsregierung, den deutschen Kabinetten und Höfen gegenüber den Boden des Rechtes nicht zu verlassen, vermochten sie aber nicht zu erschüttern, und es ist interessant, daß die Amateurdiplomaten der deutschen Zentralgewalt haargenau den Weg fanden, den wenige Wochen später die im Dienst ergrauten Diplomaten, welche die auswärtige Politik der Großmächte leiteten, Ungarn gegenüber einschlugen. Die Bescheide, welche die in die Hauptstädte Europas entsandten ungarischen Vertreter auf die Einreichung ihrer Kreditive erhalten sollten, decken sich der Sache nach vollkommen mit der Antwort, die Schmerling, unterdessen zum Reichsminister des Äußeren vorgerückt, Szalay am 1. Oktober erteilte. Das Schreiben, dessen Adresse bezeichnenderweise nicht mehr die Titulatur „Bevollmächtigter der ungarischen Regierung" trug, lautete[3]):

„Euer Wohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung des gefälligen Schreibens vom 17. September zur Kenntnis zu bringen, daß eine von seiten des k. k. österreichischen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt des Reichsministeriums der

[1]) Stenographische Berichte aus dem deutschen Parlament. Bd. III, S. 647.
[2]) Im Wortlaut bei Szalay; ferner bei Kern, Die Russen in Ungarn, S. 230.
[3]) Kern a. a. O., S. 235.

auswärtigen Angelegenheiten unter dem 22. September gerichtete Mitteilung vollkommen die Voraussetzungen bestätigt, welche rücksichtlich der Geltung der von Euer Wohlgeboren hier überreichten Vollmacht in dem Schreiben vom 15. September ausgesprochen worden sind. Der erwähnten Mitteilung zufolge hat Se. Majestät der Kaiser und König durch ein Handschreiben vom 7. September die Entsendung eines Bevollmächtigten Ungarns an die deutsche Zentralgewalt mißbilligt, ja ausdrücklich für null und nichtig erklärt, da nach dem klaren Sinn des Gesetzes des letzten Reichstages dem Königreiche Ungarn dem Auslande gegenüber keine andere diplomatische Vertretung zustehe als diejenige der österreichischen Gesamtstaaten. Ich befinde mich daher nicht mehr in der Lage, die Anwendung des Grundsatzes, daß in völkerrechtlicher Beziehung die Dauer der Vollmacht an die Dauer der Autorität des Vollmachtgebers geknüpft ist[1]), auf den vorliegenden Fall rechtfertigen zu müssen, sondern habe nur mit Bedauern auszusprechen, daß mir insolange die Führung eines amtlichen Verkehres mit Euer Hochwohlgeboren versagt sein wird, als Sie nicht ein von Sr. Majestät dem Kaiser und König von Ungarn ausgehendes Beglaubigungsschreiben überreicht haben werden. Übrigens ergreife ich usw."

Am 5. Oktober verließ Szalay Frankfurt. Über das Scheitern seiner Mission dürfte ihn kaum der Umstand getröstet haben, daß bis dahin die Versuche der ungarischen Regierung, mit Frankreich und England in diplomatische Beziehungen zu treten, nicht einmal bis zur Entsendung, geschweige denn zur zeitweisen Anerkennung von Gesandten gediehen waren. Es ist kaum anzunehmen, daß lediglich nationale Eitelkeit, der die Ausübung des Souveränitätsrechtes der eigenen diplomatischen Vertretung allerdings schmeicheln mußte, die ungarische Regierung und vor allem deren spiritus rector Kossuth dazu bewog, mit fast überstürztem Eifer an die Aufstellung ungarischer Gesandtschaften zu gehen und diplomatische Fühlungnahme gerade mit jenen Nationen zu suchen, von denen man Sympathie, vielleicht auch tatkräftige Unterstützung der ungarischen Bestrebungen erwarten zu dürfen glaubte. Das legt die Vermutung nahe, daß Kossuth sich der unausbleiblichen letzten Konsequenzen der Bewegung, die er in Fluß gebracht hatte, vollkommen bewußt gewesen sei und von vornherein daran dachte, Ungarn im Auslande einen Rückhalt für den Kampf zu sichern, den er herannahen sah. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß die ersten Bündniswerbungen sich an Deutschland, das die Einigungsbestrebungen in einen scharfen Gegensatz zu Österreich bringen mußten, und an die Adresse des revolutionären Frankreichs, des alten Gegners der Habsburger, richteten.

Die französische Revolution genoß in Ungarn die regste Sympathie, und nicht nur die französische Revolution, sondern auch das französische Reich als solches. Die von den chauvinistischen Journalen Ungarns geweckte Erinnerung an die im Jahre 1809 von Napoleon I. an die unzufriedenen Magnaten erlassene Proklamation, welche die Ungarn aufforderte, das Haus Habsburg des Thrones verlustig zu erklären und nach uralter Sitte auf dem Rakosfelde einen nationalen König zu wählen[2]), verdichtete sich, als der Neffe des ersten

[1]) Dieser Grundsatz hätte schon deshalb gegen Szalay sprechen müssen, weil, was in Frankfurt noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, der Palatin am 25. September Ungarn verlassen und sein Amt in die Hände des Kaisers zurückgelegt hatte.

[2]) Siehe Csuday, Geschichte der Ungarn. Bd. II, S. 319.

Napoleon für die Nationalversammlung kandidierte und gewählt wurde, zu einer Art Legende, welche die Ungarn felsenfest an den Beistand Frankreichs in den Tagen der Gefahr glauben ließ. Die Hoffnung, in Frankreich einen verläßlichen Rückhalt für die nationalen Bestrebungen zu finden, wurde gestärkt durch das berühmte Rundschreiben Lamartines an die Mächte, dessen Fundamentalsatz lautete: „Frankreich wird keinerlei Propaganda machen, um die Völker zum Aufstande zu bewegen, aber es wird die Nationalitäten unterstützen, welche stark genug sind, sich selbständig zu entwickeln," noch mehr aber dadurch, daß Frankreich tatsächlich Anstalten zu machen schien, diesen Worten die Tat folgen zu lassen[1]). An der deutschen Grenze wurde ein Heer aufgestellt mit der Bestimmung, „auf den Ruf des deutschen Volkes über den Rhein zu gehen und Deutschland uneigennützigen Beistand gegen fremde Unterdrückung zu leisten", und die französischen Sympathien für die Polen, agitatorisch ausgebeutet von den Radikalen, führten bis zu dem gewaltsamen Vorstoß vom 16. Mai, der die Nationalversammlung zwingen sollte, ein Heer zur Befreiung Polens durch Deutschland hindurch in Marsch zu setzen. Die ungarischen Politiker, vor allem Kossuth, sahen Frankreich in dem glänzenden Lichte des Schützers und Förderers aller nach Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebenden Nationen, und sie vermochten nicht zu differenzieren zwischen den agitatorischen Deklamationen der nach der Herrschaft strebenden Radikalen und den politischen Grundsätzen, welchen die Regierung Frankreichs, von dem Treiben der Radikalen unbeirrt, folgte. Die turbulente Begeisterung der französischen Radikalen für die Freiheit Polens und für die Einheit Deutschlands absorbierte die Aufmerksamkeit der führenden ungarischen Politiker so vollständig, daß sie unfähig waren, aus der für die wahre Natur der französischen Völkerbeglückungswünsche ungemein bezeichnenden italienischen Politik Frankreichs die entsprechenden Schlüsse zu ziehen. Denn Frankreich, das feierlich die Unterstützung aller Nationen, die stark genug zur selbständigen Entwicklung seien, versprochen hatte, dehnte diese werktätige Sympathie gerade auf Italien, das ihrer am meisten wert gewesen wäre, nicht aus; die „terra dei morti", wie Lamartine Italien genannt hatte, sollte nicht zu neuem Leben erweckt werden, damit an Frankreichs Seite kein starker Nachbarstaat erstehe. Die Sympathien der französischen Regierung für die Freiheits- und Einheitsbestrebungen der Völker fanden eine Grenze in den französischen Interessen, und daran mußten auch die Liebeswerbungen der ungarischen Regierung scheitern. Kossuth horchte nur auf die Sinne des Volkes und glaubte nicht daran, daß eine Regierung unbeirrt ihren Weg gehen könne, ohne dem Drucke der öffentlichen Meinung nachzugeben. Die französische Polenschwärmerei erweckte in ihm die Hoffnung, Frankreich werde die nationalen Bestrebungen Ungarns mit demselben Feuer aufgreifen. Er, der als meisterhafter Agitator auf den Schultern des Volkes emporgestiegen war, vertraute auf die von ihm

[1]) Chaisés, La France et la Hongrie en 1848 49, S. 12. Chaisés spielte während der ungarischen Revolution eine nicht unbedeutende Rolle als geheimer Agent der ungarischen Regierung.

selbst erprobte Allgewalt der Agitation in den breiten Volksschichten und war fest überzeugt, daß in kurzer Zeit Ledru-Rollin, der sich die Polenbegeisterung angeschminkt hatte, um durch sie die Massen gegen die Regierung zu verhetzen, Oberwasser in Frankreich haben werde. Schon im Mai richtete das ungarische Ministerium des Äußeren, jedenfalls auf Kossuths Betreiben, an das französische Ministerium des Äußeren eine Note, die der Pariser Regierung mitteilte, das Königreich Ungarn sei, seiner historischen Vergangenheit und seiner Verfassung entsprechend, auf Grund der Aprilgesetze in die Reihe der souveränen Staaten wieder eingetreten und wünsche mit Frankreich, mit dessen Herrschern Ungarn wiederholt Beziehungen anzuknüpfen Gelegenheit hatte, sich auf den Fuß vertrauensvoller Freundschaft zu setzen. Zugleich wird die französische Regierung ersucht, ihre Zustimmung zu der Entsendung eines ungarischen Gesandten nach Paris, die durch die Ernennung eines französischen Gesandten für Ungarn zu erwidern wäre, zu geben [1]. Kossuths Hoffnungen wurden schwer getäuscht. Die französische Regierung antwortete mit kühler Zurückhaltung, wenn auch mit vollendeter Höflichkeit, sie sei vorläufig zu einer bindenden Erklärung nicht in der Lage, behalte sich aber die Entscheidung vor. Immerhin erachtete sie, wovon die ungarische Regierung jedoch nicht verständigt wurde, es für notwendig, sich über die Lage in Ungarn gründlicher, als das im Wege der Wiener französischen Gesandtschaft möglich war, zu informieren und entsandte einen Agenten ohne diplomatischen Charakter nach Ungarn [2]. Die Zurückhaltung der französischen Regierung, die sich über die Bedeutung der ungarischen Anfrage nicht täuschen konnte, hatte ihre guten Gründe. Lamartine wußte, daß er sich hüten müsse, dem tollen Treiben der Radikalen neuen Agitationsstoff zu liefern, und er und seine Parteigenossen hatten aus der Geschichte der ersten Revolution und Napoleons I. gelernt, daß Europa in bewegten Zeiten im Banne der nationalen Idee stehe und Frankreich, wenn es sich von seiner Eitelkeit und den vagen Sympathien seiner Radikalen für Völkerfreiheit und Völkerverbrüderung zur Einmischung in die Angelegenheiten fremder Völker fortreißen lasse, in schwere Kriege gestürzt und der Militärdespotie entgegengetrieben werde.

Einen gleich entschiedenen und peinlichen Refus erlitt die ungarische Regierung von seiten Englands. Palmerstons italienische Politik führte Kossuth zu der Überzeugung, daß es nicht schwer sein werde, England für die Sache Ungarns zu gewinnen. Überhaupt war in dem stürmischen Jahre 1848 Lord Palmerston die Hoffnung der Völker Europas. Unvergessen war in Europa der Satz, mit dem Palmerston im Jahre 1829 bei der Debatte

[1] In den ungarischen Quellen wird fast allgemein angegeben, Frankreich habe die ungarische Regierung aufgefordert, einen Gesandten nach Paris zu schicken. Diese Darstellung wird hier auf Grund der französischen Staatsakten richtig gestellt. Die Inhaltsangabe der Note nach dem im Archiv des französischen Ministeriums des Äußeren enthaltenen Original.

[2] Archiv des französischen Ministeriums des Äußeren. Pulszky, Meine Zeit, mein Leben, Bd. II, S. 112, behauptet fälschlich, die Entsendung des Agenten sei von Lamartine allein verfügt worden.

über die auswärtige Politik im Unterhause die Mission Englands dahin präzisiert hatte, Englands Aufgabe sei es, die Weltmacht, die es besitze, die Freiheit, deren es sich erfreue, geltend zu machen zur Unterstützung der Völker gegen die Despoten, des vorwärts strebenden nationalen Entwicklungstriebes gegen die Reaktion der Heiligen Allianz [1]). Im Jahre 1848 schien Palmerston diese Theorie in die Wirklichkeit umsetzen zu wollen. Er spielte den liberalen Ratgeber Europas, und wie die europäischen Regierungen sich in leidenschaftlichen Beschwerden und Anklagen gegen den unruhig flackernden „Feuerbrand" ergingen, so blickten die Völker auf das von Palmerston geführte England als auf den Freund, der nötigenfalls bereit sein werde zu tatkräftigem Eingreifen. Man traute von beiden Seiten Palmerston Taten zu, an die er selbst vielleicht nicht im entferntesten dachte, und war um so mehr geneigt, in ihm den allgemeinen Völkeranwalt zu erblicken, als sich natürlich der Kenntnis der Öffentlichkeit entzog, daß Palmerstons Impulsivität, sein Auftreten als „Schiedsrichter Europas" bei der Königin und im Kabinett wiederholt auf entschiedenen Widerspruch stieß [2]). Namentlich auf die sanguinischen Ungarn, vor allem Kossuth, übte die Haltung Palmerstons die tiefste Wirkung. Mit dem abgenutzten Schlagwort „England, die Wiege und der Hort der konstitutionellen Freiheit", redete man sich in die Überzeugung hinein, daß Ungarns Kampf unbedingt bei England eine Stütze finden müsse, ja konstruierte man sogar eine moralische Verpflichtung Englands zur Unterstützung Ungarns. Aber wie alle politischen Kombinationen Kossuths, so wies auch das Kalkül auf die Sympathien Englands für die liberale Bewegung einen groben Rechenfehler auf. Der Mangel an tieferer politischer Bildung und staatsmännischer Einsicht ließ Kossuth nicht erkennen, daß Palmerston, der so warm die Interessen der Völker zu verfechten schien, nur Englands Interessen vertrat, indem er durch Förderung der italienischen nationalen Wünsche Englands Einfluß in Italien fest zu begründen bestrebt war, und Kossuth vermochte noch weniger einzusehen, daß Palmerston schon aus dem Grunde niemals die Sache Ungarns zu der seinen machen konnte, da er mit einem der Fundamentalsätze der damaligen englischen Politik, eine Schwächung Österreichs widerstreite mit Rücksicht auf die russischen Aspirationen auf dem Balkan den Interessen Englands, weder brechen wollte noch konnte. England vertritt eben immer und überall nur das Interesse Englands, Kossuth aber glaubte die ganze Welt für die Interessen Ungarns gewinnen zu können. Die Note, die das ungarische Ministerium an das englische Auswärtige Amt richtete, deckte sich inhaltlich und im Wortlaut vollkommen mit der in Paris überreichten; sie erbat die Zustimmung Englands zur Entsendung eines ungarischen Gesandten nach London und ersuchte um die Ernennung eines englischen diplomatischen Agenten für Ungarn [3]). Die Antwort Palmerstons unterschied sich nicht wesentlich von der seines französischen Kollegen Bastide. Sie bestätigte einfach den Empfang

[1]) Bulwer, The life of Lord Palmerston. Bd. II, S. 81.
[2]) Siehe Briefe und Tagebuchblätter der Königin Viktoria. Bd. I, S. 647 ff.
[3]) Batthyanyi an Palmerston, London, Archiv des Foreign office.

der ungarischen Note und erklärte, England müsse sich die Entscheidung vorbehalten, bis es vollendete Tatsachen von realem politischen Werte gewahr werde. Bis dahin erachte die englische Regierung die Aufnahme des direkten diplomatischen Verkehres mit Ungarn nicht für dringend[1]).

Diese beiden Zurückweisungen waren eine schwere Enttäuschung für die ungarische Regierung. Aus dem Berichte, den Kossuth am 11. Juli im ungarischen Unterhause über die Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zum Auslande erstattete[2]), klangen denn auch die Enttäuschung und der Groll heraus, der sich zehn Jahre später in Kossuths „Essay über Ungarn" gewaltsam Luft machte. Bezüglich Englands erklärte er, es sei von der englischen Regierung eine Antwort eingelaufen, „wie wir sie von der liberalen Denkungsart, zugleich aber auch von der nüchternen, nur auf ihr eigenes Interesse bedachten englischen Nation erwarten konnten." Das ließ sich verschiedentlich deuten. Unzweideutiger sprach Kossuth über Frankreich, auf das er seine größten Hoffnungen gesetzt und das ihn deshalb am schwersten enttäuscht hatte. Die abweisende Antwort Frankreichs überging er mit Stillschweigen, aber er warnte dafür vor Illusionen in bezug auf diesen Staat: „Ich habe für die Franzosen die größte Sympathie, aber das Leben meiner Nation will ich von ihrem Schutze nicht abhängig wissen." Die Beziehungen, die zwar nicht die ungarische Regierung, aber Kossuth selbst im Namen Ungarns mit einem dritten Staate angeknüpft hatte, und die zu jener Zeit schon ziemlich weit gediehen waren, verschwieg er in diesem Berichte vollkommen: die Beziehungen zu Sardinien.

Kein Moment unterstützt stärker die von verschiedenen Historikern aufgestellte Vermutung, Kossuth habe von vornherein die vollständige, eventuell gewaltsame Loslösung Ungarns von Österreich im Auge gehabt[3]), als die Tatsache, daß er im Namen Ungarns, wenn auch anscheinend ohne Mitwissen seiner Ministerkollegen, mit Sardinien, das im Kriege mit Österreich lag, Beziehungen angeknüpft hatte, die auf nichts weniger abzielten als auf eine Kooperation zwischen Ungarn und Sardinien gegen Österreich. Im ungarischen Reichstag hatte es nicht geringe Verwunderung erregt, als Kossuth gleich nach dem Ausbruch der Februarrevolution sich in den Couloirs gesprächsweise dahin äußerte, daß nun auch in Italien die Revolution bald losbrechen und Karl Albert von Sardinien sich an die Spitze der Bewegung stellen werde. Noch größer war das Erstaunen, als Kossuths Vorhersage kurz darauf pünktlich eintraf[4]). Man staunte über die Schärfe seines politischen Blickes, und seine Anhänger waren mehr denn je davon überzeugt, daß seine staatsmännische und politische Begabung, der nicht verborgen blieb, was alle Welt überrascht hatte, ihresgleichen suchte. Und doch war das Wunder leicht zu erklären. Kossuth hatte schon zu Anfang des Jahres 1848 einen Agenten in Italien,

[1]) Palmerston an Batthyanyi, ibidem.

[2]) Adlerstein, Archiv der ungarischen Revolution. Bd. II, S. 45 ff. Auszugsweise bei Springer a. a. O., Bd. II, S. 472.

[3]) So Zwiedineck v. Südenhorst in Helmholts Weltgeschichte, Bd. VIII, S. 196.

[4]) Kaszóny, Ungarns vier Zeitalter. Bd. II, S. 3.

der ihn getreulich über die Pläne und Hoffnungen der Italiener auf dem Laufenden erhielt, den Baron Ludwig Splenyi [1]).

Baron Ludwig Splenyi v. Mihalv, mit 19 Jahren bereits Rittmeister im Franz-Joseph-Husarenregiment, hatte sich durch seine offen zur Schau getragene radikal-nationale Gesinnung im Regiment derart unmöglich gemacht, daß er im Winter 1847 sich genötigt sah, den einjährigen Erholungsurlaub zu nehmen, der die Einleitung zum nicht ganz freiwilligen Verlassen des Dienstes zu bilden pflegt. Im Januar 1848 trat er eine Vergnügungsreise nach Italien an, nachdem er in Preßburg die von ihm lange ersehnte persönliche Bekanntschaft Kossuths gemacht und diesem versprochen hatte, ihn mit Berichten über die nationale Bewegung in Italien zu versehen. Diese hatte sich schon um die Jahreswende so drohend bemerkbar gemacht, daß Radetzky sich zu den ernstesten Kundgebungen veranlaßt gesehen hatte. Von Splenyi, den sich Kossuth so zu seinem persönlichen Agenten in Italien erkoren hatte, wird behauptet, er habe „das Talent besessen, sich schnell und leicht zu orientieren, gesunden Verstand, gewinnende Manieren und neben der Regsamkeit der Jugend die Gabe aller Magyaren von Stand, mit einer gewissen Würde aufzutreten" [2]). Jedenfalls hat Baron Splenyi die Erwartungen seines Auftraggebers nicht enttäuscht, wie denn überhaupt den ad hoc kreierten ungarischen Diplomaten das Zeugnis nicht versagt werden kann, daß sie sich überraschend schnell auf dem ihnen vollkommen fremden Felde zurechtfanden. Das gilt auch vom Baron Splenyi, der sich aus einem lebenslustigen Husarenrittmeister förmlich über Nacht in einen außergewöhnlich rührigen und erfolgreichen Agitator verwandelte. Die einzelnen Phasen seiner Tätigkeit in Italien weisen, und das sichert ihm eine exzeptionelle Stelle in der Reihe der ungarischen Diplomaten, einen so augenfälligen Parallelismus mit der Entwicklung der Dinge in Ungarn auf, daß die Vermutung, es bestehe hier ein Kausalnexus, als mehr denn als Kombination erscheint. Baron Splenyi befand sich während des März und April in Rom, wo er mit dem Führer der liberalen Partei Mammiani in regem Verkehr stand. Mitte April erhielt er hier die Weisung Kossuths, sich unverzüglich nach Mailand zu begeben, das nach dem Rückzug Radetzkys in die Hände der Piemontesen gefallen war, und dort für ein Zusammenwirken zwischen Ungarn und Italien zu wirken, das für Italien die Grundbedingung seiner Befreiung, für Ungarn die Voraussetzung der Behauptung der errungenen Freiheiten

[1]) In ungarischen Quellenwerken wird behauptet, Splenyi sei auf eigene Initiative in Beziehungen zu Sardinien getreten, und die von ihm inaugurierten Verhandlungen seien erst nach den Septemberereignissen von der ungarischen Regierung offiziell aufgenommen worden. Die hier gegebene Darstellung beruht auf ungedruckten amtlichen Berichten des englischen Gesandten in Turin, Sir Hudson, der als persona gratissima am Turiner Hof seine Informationen aus Gesprächen mit dem König und den führenden Männern Piemonts schöpfte, und nach seinen eigenen Angaben auch mit Splenyi in Verkehr stand.

[2]) Schlesinger, Aus Ungarn, S. 306.

sei[1]). Mammiani, der kurz darauf zum Premierminister des Kirchenstaates vorrückte, versah Splenyi mit Empfehlungen an die führenden Männer Sardiniens und die Häupter der provisorischen Regierung der Lombardei. In den letzten Tagen des April traf Splenyi in Mailand ein, wo er sich sofort bei dem Haupt der provisorischen Regierung, dem Grafen Casati, mit seinem Anliegen meldete[2]). Graf Casati wollte aber von politischen Verhandlungen nichts wissen; er war zu sehr okkupiert durch die Verwaltung der Lombardei, die infolge der unklaren Kompetenzbegrenzung zwischen der Mailänder provisorischen Regierung und dem Königreiche Sardinien vollkommen zerfahren war. Graf Casati wies Splenyi an den sardinischen Minister Grafen Castagnetto, der ihn jedoch überaus kühl empfing. Splenyis Charakter als österreichischer Offizier war allerdings nicht darnach angetan, das Vertrauen der sardinischen Minister zu erwecken, die nicht glauben wollten, daß ein wirklich tiefgehender Antagonismus zwischen Österreich und Ungarn bestehe und den ganzen Konflikt einfach für eine „disputa di famiglia" hielten[3]). Erst ein persönliches Schreiben Kossuths an Splenyi, in dem er in aller Form mit der Mission betraut wurde, mit der sardinischen Regierung über die Herstellung einer „Interessengemeinschaft" zwischen Ungarn und Sardinien, beziehungsweise Italien, zu verhandeln, machte dem Mißtrauen Castagnettos ein Ende und hatte zur Folge, daß Castagnetto Splenyi an den Minister des Äußeren Lorenzo Pareto empfahl, der Splenyi mit großer Liebenswürdigkeit empfing, aber zunächst ein Memoire über die Grundzüge der gewünschten italienisch-ungarischen Beziehungen wünschte, da er über die Ansichten der ungarischen Regierung genau informiert sein müsse, bevor er sich zu den Vorschlägen äußern könne. Pareto wies ferner darauf hin, daß mehr als 20000 Mann ungarischer Truppen bei der Armee Radetzkys gegen Sardinien kämpften, und verlangte genaue Aufklärung über die militärischen Verhältnisse Ungarns.

Die Unterredung Splenyis mit Pareto fand — das genaue Datum ist aus den benützten englischen Akten nicht ersichtlich — in den letzten Tagen des Mai statt, und es ist zum mindesten ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade um jene Zeit die unter Kossuths Einfluß stehende Presse immer dringender den Ruf nach „Heimkehr" der in Italien stehenden ungarischen Truppen erhob und die am 1. Juni begonnene Vereidigung des in Ungarn stehenden k. k. Militärs auf wiederholten Befehl des ungarischen Ministeriums

[1]) Hudson an Palmerston nach persönlichen Mitteilungen Splenyis, dto. Turin, 12. Oktober 1848. Damit wird die Angabe Schlesingers a. a. O., S. 300, Mammiani habe Splenyi zu dieser Aktion aufgefordert, widerlegt.

[2]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 2. Mai. London, A. d. F. O.: „Mein Agent in Mailand berichtet, dieser Tage sei ein Ungar namens Splenyi in Mailand eingetroffen, der in Kossuths Auftrag ein Bündnis mit den Mailändern schließen will."

[3]) Schlesinger a. a. O., S. 301.

[4]) Hudson an Palmerston nach Mitteilungen Splenyis, dto. Turin, 12. Oktober 1848. London, A. d. F. O.

aufs äußerste beschleunigt wurde[1]). Durch diese Vereidigung erhielt die ungarische Regierung tatsächlich das Verfügungsrecht über eine Armee.

Das Memorandum, das Baron Splenyi Mitte Juni dem Minister des Äußeren Pareto überreichte, deckt sich so vollkommen mit den Ansichten, die Kossuth in seiner denkwürdigen, später noch zu erwähnenden Reichstagsrede vom 20. Juli entwickelte, daß es schwer ist, anzunehmen, Kossuth sei nicht der Autor dieses interessanten Dokumentes gewesen, das leider nur in kurzer Inhaltsangabe bekannt ist. Es wird darin erklärt, daß ein Sieg Österreichs in Italien den Interessen Ungarns ebenso widerstreite, wie die Behauptung der kaum errungenen ungarischen Unabhängigkeit den Interessen Italiens Rechnung trage. Der Sieg in Italien müsse Österreich, dem dann die freie Verfügung über den größten Teil seiner in Italien gebundenen Streitkräfte wiedergegeben wäre, zur Unterwerfung Ungarns unter das Prinzip der Zentralisation reizen. Italien dagegen könne aus der Selbständigkeit Ungarns, das der Erfüllung der nationalen Wünsche Italiens ebenso sympathisch gegenüberstehe, wie Österreich diese perhorreszière, nur Vorteile ziehen. Denn ein einiges, zentralistisch regiertes, über eine mächtige Armee verfügendes Österreich werde nie seine Tyrannenhand von Italien zurückziehen, das freie, selbständige, auf Grund der Aprilgesetze mit allen Attributen und Machtmitteln eines souveränen Staates ausgestattete Ungarn aber niemals gestatten, daß Österreich zum Henker der Freiheit und Einheit anderer Nationen werde. Italien und Ungarn seien demnach natürliche Bundesgenossen, die gegenseitig in der Freiheit und Stärke des einen die Bürgschaft für die Selbständigkeit des anderen erblicken müssen. Bei dieser Lage der Dinge seien die Grundsätze, nach denen die Beziehungen zwischen Ungarn und Italien geregelt werden sollten, von selbst gegeben. Die verlangten Aufklärungen über die militärischen Verhältnisse Ungarns lauteten dahin, daß Ungarn im Augenblick an Truppen, die auf die ungarische Verfassung vereidigt seien, zwar nur 21 Infanteriebataillone und 8 Husarenregimenter besitze, in kürzester Zeit aber an die Aufstellung eigener, durchaus nationaler Truppenkontingente schreiten werde, um in seiner nationalen militärischen Kraft eine Garantie für seine politischen Errungenschaften zu besitzen[2]). Die Ausführungen des Memoires über die in Ungarn herrschenden regen Sympathien für die italienische Sache schilderten die Sachlage vollkommen richtig. Im Gegensatz zu den deutsch-österreichischen Liberalen, welche die Einbuße an Macht, die Österreich durch einen Sieg Italiens erleiden mußte, nicht verschmerzen konnten, nahmen die Liberalen Ungarns ganz allgemein Partei für die Einheit und Freiheit Italiens[3]). Während eben die Anerkennung der Nationalität als Grundlage der Staatenbildung die herrschende Position der Deutschen in Österreich gefährden mußte, ruhte die ungarische Politik auf dem nationalen

[1]) Adlerstein a. a. O., Bd. I, S. 360 ff.

[2]) Hudson an Palmerston nach konfidentiellen Berichten seines Mailänder Agenten, dto. Turin, 28. Juni 1848. London, A. d. F. O.

[3]) Siehe Springer a. a. O., Bd. II, S. 469; Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 106 und 131.

Bewußtsein, das aus jeder Kunde eines neuen italienischen Sieges, eines Sieges der nationalen Idee und Kraft, neue Impulse zog. Die italienische Bewegung war in Ungarn durchaus populär, und die vorherrschende Ansicht ging dahin, die Italiener, die in Mailand und Venedig nichts anderes forderten, als die Magyaren in Pesth und Preßburg gefordert hatten, hätten das unverbrüchliche Recht, die mit der Waffe in der Hand erkämpfte Freiheit ebenso zu behaupten, wie Ungarn entschlossen war, die Errungenschaften des März und April festzuhalten und nötigenfalls zu verteidigen. Eine starke Dosis Egoismus war allerdings diesen Sympathien beigemischt; man war sich in Ungarn mehr oder weniger klar bewußt, daß die Position Ungarns mit jeder Schwächung Österreichs stärker wurde. Auch die Straße nahm in Budapest für Italien Partei und machte ihren Sympathien bei jedem Truppenabmarsch nach dem italienischen Kriegsschauplatz in lärmender Weise Luft. Die italienische Sache war in Ungarn populär — es bedurfte nicht mehr, um Kossuth zu bewegen, sie auch seinerseits in aller Form aufzugreifen.

Die Vorhersage des Splenyischen Memoires, Ungarn werde in kürzester Zeit an die Aufstellung eigener, durchaus nationaler Truppenkörper schreiten, ging überraschend prompt in Erfüllung. Schon in seiner großen Rede im ungarischen Unterhaus am 11. Juli[1] verlangte und erhielt Kossuth, zur Unterstützung des Regierungsantrages allerdings nur auf das Treiben des „geliebten Hofrebellen Jellacic" hinweisend, die Ermächtigung zur Erhöhung der disponiblen Kriegsmacht bis auf 200000 Mann und zur Ausgabe von Papiergeld in der Höhe von 42 Millionen Gulden[2]. Die Antwort Sardiniens auf diesen Rüstungsbeschluß, der seine Spitze weniger gegen die Serbo-Kroaten unter Jellacic, als gegen den Hof, beziehungsweise die österreichische Regierung richtete, erfolgte umgehend. Wenige Tage nach dieser historischen Reichstagssitzung, die eigentlich den Beginn der offenen Revolution in Ungarn bezeichnet, ernannte das sardinische Kabinett Bevollmächtigte, die mit Baron Splenyi über die Herstellung der „ungarisch-sardinischen Interessengemeinschaft" offiziell verhandeln sollten[3]. Man begann die Sache in Turin ernst zu nehmen. Die Vorgänge, die nunmehr im ungarischen Reichstag folgten, muten wie eine Honorierung dieses Zuvorkommens der sardinischen Regierung seitens Ungarns an. Im Auftrage des Hofes drängte der Erzherzog-Palatin in diesen Tagen, in denen die Dinge auf dem italienischen Kriegsschauplatz der Entscheidung zudrängten, im Ministerrate unaufhörlich darauf, es möge eine kategorische Erklärung des Reichstages herbeigeführt werden, daß Ungarn Hilfstruppen zu Radetzkys Armee senden werde. Nach dem klaren Wortlaute der Pragmatischen Sanktion war Ungarn bindend verpflichtet, die Monarchie gegen den äußeren Feind zu verteidigen zu

[1] Adlerstein a. a. O., Bd. II, S. 45 ff.; auszugsweise bei Springer a. a. O., Bd. II, S. 471 ff.

[2] Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 64, führt, wohl infolge eines Druckfehlers, an, der ungarische Reichstag habe der Regierung 42000 Mann und einen Kredit von 200 Millionen Gulden votiert.

[3] Hudson an Palmerston, dto. Turin, 30. Juli 1848. London, A. d. F. O. Vgl. auch Schlesinger a. a. O., S. 301.

helfen[1], aber die Erfüllung dieser Verpflichtung widerriet die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, von der Kossuth jederzeit seine Entschließungen maßgebend beeinflussen ließ, noch mehr jedoch die Rücksicht auf die vielversprechende Anknüpfung mit eben diesem äußeren Feind, die, mag sie nun von Baron Splenyi auf eigene Initiative entriert worden sein oder nicht, in diesem Stadium schon unbedingt zur Kenntnis der ungarischen Regierung oder wenigstens Kossuths — Batthyanyi, Deák und Szechenyi hätten nie die Hand dazu geboten — gelangt sein mußte. Daß dem so war, geht aus der Haltung Kossuths in der nun aufgeworfenen Hilfstruppenfrage klar hervor. Der ungarische Ministerrat, dessen gemäßigte Mitglieder wohl einsahen, daß eine abschlägige Antwort auf die wiederholten Bitten des Hofes um Hilfstruppen für den italienischen Krieg den Bruch mit Österreich vollenden würde, hatte sich nach langer Debatte endlich auf den nachstehenden, im Parlament einzubringenden Regierungsantrag geeinigt:

„Die ungarische Regierung verpflichtet sich zur Verteidigung der österreichischen Interessen in Italien, wenn die Wiener Regierung ihre guten Dienste bei der Unterwerfung Kroatiens anbieten will, vorausgesetzt, daß nach beendigtem Kriege den Italienern alle berechtigten Forderungen in nationaler Beziehung bewilligt werden"[2].

Der Antrag sollte den Mittelweg zwischen zwei diametral entgegengesetzten Entscheidungen, der unbedingten Leistung und der unbedingten Verweigerung der Waffenhilfe gegen Italien, einhalten. In solchen Fragen aber gibt es keine goldene Mittelstraße, und diese finden zu wollen, konnte sich nur ein Kabinett unterfangen, das als unleugbares Kind der Revolution in gesetzlichen Formen zu seinem Amte berufen worden, das tatsächlich in seinen Tendenzen revolutionär war, und dessen Majorität sich doch an die gesetzliche Basis" klammerte. Die Verweigerung der Waffenhilfe wäre eine entschieden revolutionäre, aber doch mannhafte Äußerung gewesen, die Stellung der Truppen der loyale, gesetzmäßige Akt. Man vermochte weder für die eine noch für die andere Alternative den Mut und die Ehrlichkeit aufzubringen, und so entstand, aus der Verbindung von Revolution und Gesetzmäßigkeit erzeugt, die Mißgeburt eines Regierungsantrages, der weder den Hof noch die öffentliche Meinung befriedigen konnte.

Kossuth war damit betraut, den Regierungsantrag im Unterhause zu vertreten. Seine große Rede am 20. Juli[3] begann er mit dem Geständnis, er halte es im Herzen mit den Feinden Österreichs, da seine politischen Grundsätze ihn den Sieg Italiens wünschen ließen, weil der Sieg Österreichs in Italien den ungarischen Interessen widerstreite, und er schloß mit der kühnen und vieldeutigen Konklusion, aus Nützlichkeitsgründen, um die Wiener Regierung nicht ganz in die Arme Jellacics zu treiben und um zu verhindern, daß mit den rückberufenen magyarischen Truppen auch die 35 000 Kroaten und Grenzer in die Heimat zurückkehren, um die Armee Jellacics zu verstärken, müsse er die Annahme des Regierungsantrages empfehlen. Trotzdem Kossuth

[1] Das anerkennt auch Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 131.

[2] Springer a. a O., Bd. II, S. 475.

[3] Im Wortlaut bei Adlerstein a. a. O., Bd. II, S. 100 ff. Eine lebendige Schilderung der Reichstagssitzung bei Springer a. a. O., Bd. II, S. 476 ff.

vollkommen im italienischen Sinne, also im Sinne der ungarischen öffentlichen Meinung gesprochen hatte, erregte seine Befürwortung des Regierungsantrages einen Sturm auf den Bänken der Opposition. Irinyi, Nyary, Perczel, Teleki ergingen sich in heftigen Vorwürfen gegen die Regierung und deren Sprecher. Kossuth war nicht der Mann, den Sieg des Kabinettes mit dem Verluste seiner persönlichen Popularität erkaufen zu wollen, und die Promptheit, mit der er, kaum daß der letzte Redner der Opposition gesprochen hatte, einen neuen Antrag produzierte, läßt im Zusammenhang mit dem Tenor seiner ersten Rede vermuten, daß ihn der Sturm auf der Linken kaum unvorbereitet getroffen, ja vielleicht ihm nicht unwillkommen gewesen sein mag. Sein neuer Antrag, den er ohne Einverständnis mit dem Kabinett als Regierungsantrag einbrachte, lautete:

„Die ungarische Regierung verpflichtete sich nur unter der Bedingung zur Teilnahme an dem italienischen Kriege, daß Österreich die Etschlinie anerkennt, dem jenseits der Etsch liegenden Lande volle Unabhängigkeit zugesteht und das venetianische Gebiet mit konstitutionellen Rechten ausstattet."

Das hieß, die Geschäfte Sardiniens, das mit der Monarchie im Kriege lag, besorgen. Die ungarisch-sardinische Kooperation war hergestellt, Splenyis Tätigkeit im sardinischen Hauptquartier durch diesen Regierungsantrag in aller Form legitimiert. Allerdings gelang es der Mehrheit des Kabinetts, bei der auf den nächsten Tag verschobenen Abstimmung eine wesentliche Milderung dieses Beschlußantrages zu erzielen, ein Kunststück, das Kossuth, von seinen Ministerkollegen gedrängt, durch eine wenig würdige Spiegelfechterei fertig brachte[1], aber diese Vorgänge bewiesen trotzdem deutlich genug, wessen sich Österreich seitens Ungarns zu versehen hatte. Auch Sardinien wußte, wo es einen Freund und Bundesgenossen finden konnte. Die Hoffnungen wurden jedoch nur allzu rasch zerstört, zum Glück für Österreich. Der viertägige Feldzug vom 23. bis zum 25. Juli — die Antwort Radetzkys auf die im ungarischen Reichstag gehaltenen Reden — machte allen Bündnisträumen ein jähes Ende, mit ihnen auch vorderhand der Tätigkeit Splenyis. Die Verhandlungen zwischen Splenyi und der sardinischen Regierung wurden abgebrochen, und dieser mußte sich damit begnügen, in Turin die bescheidene Rolle eines Fremden von Distinktion zu spielen. Die Tapferkeit und Hingabe, mit der gerade die ungarischen Truppen im Heere Radetzkys gegen die Sardinier gekämpft hatten, war sardinischerseits als gar zu nachdrückliches Dementi seiner Versprechungen empfunden worden.

Der in Italien erkämpfte Sieg wirkte unmittelbar auf das Verhältnis zwischen dem Hofe und Ungarn zurück. Man vermochte sich nach den Vorgängen im Juni und Juli am Hofe nicht mehr darüber zu täuschen, daß der Zwist kaum mehr anders als mit den Waffen in der Hand geschlichtet werden konnte. Nach dem bereits erwähnten kaiserlichen Handschreiben vom 22. August, welches die unbedingten Vollmachten des Erzherzog Palatins zurückzog, das Anleihe- und Militärgesetz verwarf, die Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Serben und Kroaten befahl und Verhandlungen in Wien

[1] Vgl. Springer a. a. O., Bd. II, S. 478.

in Aussicht stellte, erfolgte die weitere Entwicklung der Dinge Schlag auf Schlag. Am 4. September wurde Jellacic in alle Ämter und Würden wieder eingesetzt, am 11. September marschierte er in Ungarn ein. Der große Augenblick der Entscheidung war gekommen. Er fand den allgemein vergötterten Führer Ungarns zunächst nicht groß: Kossuth verlangte in diesen Tagen der Gefahr von dem Minister des Äußeren Grafen Batthyanyi einen Paß ins Ausland [1]. Sein Ansuchen, in diplomatischer Mission nach Paris geschickt zu werden, lehnte Batthyanyi jedoch schroff ab mit den Worten: „Soll ich ihn hinausschicken, damit er uns auch dort Verlegenheiten macht?" [2] Erst nach diesem Refus fand Kossuth seinen Mut und seine Zuversicht wieder. An der Erregung der Massen, der wilden Kampfbereitschaft der Linken des Reichstages erstarkte der Volkstribun zum unerschrockenen Führer Ungarns im Kampfe gegen die Dynastie der Habsburger. Während die Männer der Versöhnung, Deák und Eötvös, schmerzerfüllt ihre Ämter zurücklegten, Szechenyi, von der Verzweiflung zum Wahnsinn getrieben, in der Donau Ruhe und Vergessenheit suchte, Batthyanyi verzweifelte Anstrengungen machte, das Äußerste zu verhüten und einen Weg zur Verständigung ausfindig zu machen, mit dem einzigen Erfolg, daß er sich in Budapest der nationalen Lauheit und Unverläßlichkeit, in Wien der Doppelzüngigkeit verdächtig machte, während Eötvös nach Deutschland floh und nicht wenige Mitglieder des Oberhauses und der Rechten des Unterhauses seinem Beispiel folgten, arbeitete Kossuth fieberhaft daran, Ungarn zur Verteidigung fähig zu machen. Er trieb den Reichstag zu neuen Rüstungsbeschlüssen und veranlaßte die Einsetzung des Landesverteidigungsausschusses, an dessen Spitze Kossuth als Präsident trat. Selbst jetzt, wo der Ausbruch der offenen Revolution nicht mehr geleugnet werden konnte, wagte es der Hof vorderhand noch nicht, seine Sache offen mit der Jellacics zu verbinden und die dem ungarischen Kriegsminister Meszaros erteilten Vollmachten zurückzuziehen — ein Mangel an Entschlossenheit, der zur Folge hatte, daß die Festungen in Ungarn und die auf ungarischem Boden stehenden k. k. Truppen vollkommen in die Hände des Landesverteidigungsausschusses fielen. Am 24. September floh der Erzherzog-Palatin, in Ungarn den unverdienten Ruf eines Landesverräters zurücklassend, nach Österreich, und am 29. September kreuzten bei Velencze k. k. Truppen, die einen unter Jellacics Fahnen, die anderen unter der Fahne der ungarischen Revolution, zum erstenmal miteinander die Waffen im Kampfe um die Selbständigkeit Ungarns [3].

Der Revolutionskrieg in Ungarn hatte begonnen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1] Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 72.

[2] Helfert, Geschichte Österreichs. Bd. III, Abt. I, S. 245.

[3] Über den Verlauf der Septemberereignisse siehe Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 67 ff.; Springer a. a. O., Bd. II, S. 494 ff.; kurz und übersichtlich bei Bulle, Geschichte der neuesten Zeit. Bd. II, S. 67 ff.

Die Korreſpondenz von Fauriel und Mary Clarke[1].

Von

Charlotte Lady Blennerhaſſett.

Im ſtillen Faubourg St. Germain, Rue du Bac 120, ſteht, unberührt von den Wandlungen der Zeiten, ein hiſtoriſches Haus. Im Erdgeſchoß desſelben verbrachte Chateaubriand die letzten Jahre des Lebens, das in der Geſchichte des Jahrhunderts eine ſo hervorragende Stelle ausfüllt. Dort iſt er, unter dem Kartätſchengeknatter der Barrikaden von 1848, geſtorben. Im Jahre vorher bezog ein Ehepaar, auf deſſen Scheitel der Herbſt ſchon Flocken geſtreut hatte, den vierten Stock desſelben Hauſes. Der Gatte, Julius v. Mohl, war ein hervorragender Orientaliſt, der wie ſein gelehrter Kollege, der liebenswürdige Baron Eckſtein, in Frankreich die zweite Heimat gefunden hatte. Als er 1876 ſtarb, hielt ihm Sainte-Beuve die Lobrede, er ſei mehr als ein Gelehrter, er ſei ein Weiſer geweſen: „Ein offener, weitſichtiger Verſtand, eine deutſche, unter engliſchen Einflüſſen gereifte Intelligenz, klar, wolkenlos, hell wie ein Spiegel, von reinſter Moralität, früh gereift und früh die Welt durchſchauend, mit einem Körnchen von Ironie, das nichts von Bitterkeit enthielt, kahlköpfig noch kindlich heiter, in vielem an Goethe erinnernd, mit der Einſchränkung, daß Farbenſinn fehlte und der äſthetiſche Sinn wie eine Lüge abgeſtreift war.“ Aus perſönlicher Erinnerung iſt dem Bilde hinzuzufügen, daß Mohl noch mehr durch Einfachheit und Herzlichkeit im Umgang mit jedermann als durch geiſtige Bedeutung imponierte; daß er zwar das Franzöſiſche gemeiſtert hatte, aber mit ſchwäbiſchem Akzent ſprach, und daß man ihn vergnügt über „Madame Mohl“, wie er ſie ſtets zu nennen pflegte, kichern hörte, wenn ihre Exzentrizitäten das ſelbſt ihr zugeſtandene Maß überboten. Die beiden waren alte Freunde, bevor ihnen der Gedanke kam, ſich

[1]) „Correspondance de Fauriel et Mary Clarke“, publiée par Ottmar de Mohl. Paris, Plon. 1911. K. O'Meara, „Madame Mohl et ses intimes“. 1885. — A. Guillois, „La Marquise de Condorcet“. 1894. — M. C. Simpson, „Letters and Recollections of Julius and Mary Mohl“. 1887. Madame Mohl, „Madame Récamier with a sketch of the history of Society in France“. 1862.

zu heiraten. Bereits 1828 nannte Miß Mary Clarke, die damals mit ihrer Mutter viel in Paris lebte, Mohl nach kurzer Bekanntschaft einen der vollständigsten Menschen, die sie kenne. Die Äußerung steht in einem Briefe an Fauriel, der zustimmend antwortete, Mohl sei liebenswürdig, geistreich, gut und komisch. „Er hat eine engelreine Seele," antwortet Mary Clarke, „aber er lebt nur in der Intelligenz, und ich halte ihn für impassionabel. Gerade deswegen liebe ich ihn um so mehr: er steht über menschlichen Schwächen; das heißt gewöhnlich auch über menschlichen Gefühlen stehen, er aber ist so völlig anders als die anderen, daß ich mich versichert halte, die einzige zu sein, die ihn so sieht, wie er wirklich ist." Zwanzig Jahre vergingen. Mohl zählt deren siebenundvierzig, sie vierundfünfzig, bevor sie sich entschlossen, den Rest des Lebensweges vereint zurückzulegen. Sie stellte Bedingungen. Lieber, so erklärte sie, wolle sie zum Fenster hinausspringen, als ihr Alter anzugeben. Ferner sollte niemand von diesem Ehebund erfahren, keine Veränderung in ihrer Lebensweise eintreten. Mohl fügte sich und schlich eines Nachmittags verstohlen in die protestantische Kirche, wo auch die Braut sich wie zufällig einfand. Der Segen wurde über das Paar gesprochen, dann kehrten sie, jedes für sich, in ihre Wohnungen zurück. Es währte einige Zeit, bevor es Mohl gelang, seine widerspenstige Ehehälfte davon zu überzeugen, daß praktische Gründe einen gemeinsamen Haushalt empfehlenswert machten. In der Rue du Bac wurde er eingerichtet und bis zum Tod von Madame Mohl, die ihren Mann bis 1883 überlebte, feierten dort Gastfreundschaft und Geselligkeit seltene Feste.

Was die beiden den Ihrigen waren, hat der Neffe, Ottmar v. Mohl, dankend erwähnt. Nur wenige von allen, die dort verkehrten, leben noch und können mit mir bezeugen, welche unvergeßliche Erinnerungen an geistigem Verkehr und herzlichem Willkomm auch solche bewahren, die, wie mein Mann und ich, nur auf Durchreisen von oder nach England, zu den flüchtigen Besuchern des Salons Mohl gehörten.

Er öffnete sich jeden Freitag abends, nachdem ein Teil der Gäste dort gespeist hatte. Einfach und gemütlich wie alles andere waren die in einem französischen Haus nie vernachlässigten Tafelfreuden. Aber wer hätte noch an Wein und Speisen an einem Tisch gedacht, an welchem François Guizot, Ernest Renan, Loménie, Barthélemy Saint-Hilaire, Mignet, Jules Simon, Turgenieff, der Herzog von Broglie, zuweilen Thiers und Leopold v. Ranke für die Unterhaltung sorgten? Madame Mohl wünschte ja selbst an einem Samstag zu sterben, um noch einen ihrer Freitage zu erleben! Ihr Daseinszweck war der Verkehr mit den Besten ihrer Zeit: „Um jemanden zu finden, mit dem ich sprechen könnte, würde ich in die Hölle hinabsteigen," schrieb sie einmal. Die Kunst, Menschen, auch die größten, zu geselligem Verkehr heranzubilden, hatte sie in unvergleichlicher Umgebung gelernt. In den dreißiger Jahren wohnte sie mit ihrer Mutter unter einem Dach mit Madame Récamier, in der Abbaye-aux-Bois. Juliettes unnahbare Schönheit, die zwei Generationen bezauberte, ergab sich nur einem, dem niemand widerstand. Chateaubriand beherrschte ihr Herz und ihren Salon; er blieb, wenn nicht

treu, so doch liebend und ergeben bis ans Ende, da sie, erblindet und in Schmerz aufgelöst, mit Madame Mohl seinen letzten Atemzügen lauschte.

Inzwischen mußte der große Blasierte während der Nachmittagstunden, die er täglich bei Madame Récamier verbrachte, zerstreut und, wenn möglich, unterhalten werden. Die Wolken von der Stirn des Olympiers zu scheuchen, gelang am besten der „jeune Anglaise", deren ewige Jugend bereits die vierzig überschritten hatte. Im Umgang mit Ampère, Ballanche, Villemain, Cousin, Quinet, Tocqueville, um nur diese zu nennen, entwickelten sich ihre Gaben zur Virtuosität: warme Menschenliebe, vielseitige Bildung, nie versiegender Humor, endlich eine Originalität, der man die merkwürdigsten Entgleisungen und Extravaganzen verzieh. Diese kündigte schon das Äußere von Madame Mohl an, klein, schmächtig, immer rührig, mit einer beweglichen, von energischer Stumpfnase erheiterten und wirren, weißen Locken umrahmten Physiognomie, die nie schön gewesen, nie alt, noch weniger ehrwürdig zu werden vermochte. Einen Liebhaber, den Historiker Amédée Thierry, entließ sie mit höchster Verachtung „wie ein verwundeter, von der Nadel durchstochener Schmetterling", weil er schöne Kleider von ihr begehrt und damit das edelste, dem Menschen gegebene Gefühl erniedrigt habe. Vielleicht war seine Schuld verzeihlicher als es ihr schien, denn Königin Sophie von Holland wurde eines Morgens von Madame Mohl in der Nachtjacke, mit auf Zeitungspapier aufgedrehten Haarlocken, den Staubbesen in der Hand empfangen: nach solch kleinen Äußerlichkeiten fragt niemand in der Rue du Bac. Dagegen war man in vier Kulturländern heimisch und mit allen Kreisen der gebildeten Welt in Verkehr. Deutsche Gelehrte, italienische Staatsmänner und Dichter, Engländer aus allen Schichten, vom geistreichen Herzog von Bedford und seinen ebenso bedeutenden und liebenswerten Brüdern Russell, Stanley, dem Dechanten von Westminster und seiner unvergleichlichen Gemahlin, Lady Augusta, bis herab zu der bescheidensten Freundin des Hauses, kamen und gingen. Zum letztenmal in der Pariser Welt bildeten religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten keine Schranke. Bis 1870, Madame Renan bestätigt es, vereinigte der Haß gegen das zweite Kaiserreich die Elite französischer Geister in diesen Räumen. Dann freilich verdichteten sich die Meinungsverschiedenheiten zu praktischen Fragen leidenschaftlicher Gegnerschaft und, nach und nach, le salon s'est brisé. Niemals ganz: nur der Tod hat endlich seine Türen geschlossen. Es erleichterte die Aufgabe der Hausfrau, die weder Partei nehmen durfte noch wollte, daß ihr Interesse an der Politik ein mäßiges blieb. Der Monarch ihrer Wahl wäre Louis Philipp gewesen; eine durch die Königin von Holland vermittelte Einladung zum Frühstück in den Tuilerien wurde von Mohl und seiner Frau abgelehnt.

Noch leichter fiel es diesem Geisteskind des 18. Jahrhunderts, von Renan zu Montalembert, von Guizot zu Prevost-Paradol überzugehen. Die Schottländerin von Geburt besaß keine religiösen Überzeugungen, nur vorübergehende Velleitäten der Sympathie mit dem Katholizismus. „Mein Gott," schreibt sie aus Rom, „wenn der Glaube gekauft werden könnte, würde ich meine Hand darum geben. Die zwei mit mir hausenden, weder klugen noch schönen,

noch irgendwie interessanten Italienerinnen, die ihn haben, sind zehnmal glücklicher als ich, die reizend ist, zehn Liebhaber haben könnte, wenn ich wollte, und auch zehnmal besser ist als sie." Durch Fauriel lernte sie Manzoni auf der Höhe seines Ruhmes kennen und empfand es als Beleidigung, daß er nie versuchte, in religiöser Beziehung auf sie einzuwirken. Wie hätte dieser konsequente Christ sich ihr verständlich machen können, deren geistreiche Laune mit Problemen spielte und die des Ernstes so völlig zu entbehren schien, daß die ihr Nächststehenden zweifelnd den Kopf geschüttelt haben würden, hätte man ihnen gesagt, einmal wenigstens sei auch sie ihrem Frauenschicksal erlegen. Es war dennoch nicht anders.

Nach dem Tode von Madame Mohl fand sich unter nachgelassenen Papieren ein Paket Briefe, darauf von ihrer Hand die Worte: „Briefe von Fauriel. Ich verbiete, diese Briefe zu verbrennen. Sie sollen aufbewahrt und, je nach Umständen, einige Jahre nach meinem Tode veröffentlicht werden."

Herr Ottmar v. Mohl, deutscher Bevollmächtigter an der ägyptischen Staatsschuldenkasse, hat 1911 den Willen seiner Tante erfüllt und ihre Korrespondenz mit dem Freund, der er eine Vorrede voranschickt, der Öffentlichkeit übergeben.

Der erste Brief, nur wenige Zeilen, ist von Mary Clarke, die sich damals mit Malerei beschäftigte. Sie bittet den Philologen und Historiker, ihr einige Sitzungen für das Bildnis zu bewilligen, das ihrem gemeinsamen Freund Amédée Thierry bestimmt sei. Er kam, und kurz darauf redet sie ihn brieflich „mein lieber, lieber Engel" an. Fauriel war ein schöner Mann; dafür sprechen Überlieferungen und Porträte, und nicht zum wenigsten Mary Clarkes heftiger Widerwille gegen häßliche Gesichter. Man schrieb 1822. Der Ton des damals fünfzigjährigen Fauriel läßt gleichfalls an Wärme nichts zu wünschen. Er beteuert seine Liebe und spricht von der Aussicht, ihr für immer anzugehören, denn unter ihrer Berührung sei seine Seele auferstanden; ihre Abwesenheit vermöge er kaum mehr zu ertragen; vor Zeugen wage er nicht, sie wiederzusehen, so heftig sei seine Erregung.

Inzwischen lebe er in Erwartung ihrer Briefe. Obwohl Mary Clarke bereits 1823 bemerkt, nie habe er die Gründe angegeben, die ihrer Vereinigung entgegenständen, rief sie ihn nach Italien, wohin er auch folgte, schilderte ihm alles, was sie tat, sah und erlebte, und beschwor ihn um seines Ruhms und ihrer Liebe willen, seine Trägheit zu überwinden, seine geplanten Werke zu vollenden und einen großen Namen zu hinterlassen. Auch die Note der Eifersucht fehlte diesem Roman nicht. 1822 schrieb Fauriel, er sei physisch und moralisch das Opfer des Schmerzes und der Sorge um die schwer erkrankte Marquise de Condorcet, Mary sein einziger Trost. „Wer ist Madame de Condorcet?" antwortete diese. „Ich wußte nicht, daß die Krankheit irgendeiner Dame die Macht besitzt, Sie krank zu machen und Sie überdies verhindert, mir zu schreiben . . . . Ich muß Sie lieben und zwar zärtlich lieben, um Ihnen diese Fragen zu stellen und Klarheit zu verlangen; denn zwanzigmal, seit drei Tagen, habe ich mir versprochen, Ihnen nicht mehr zu schreiben. Sie verdanken es meinen Tränen, wenn ich es dennoch tue." Die Antwort, die

Mary Clarke forderte, und die in den Briefen fehlt, konnte alle Welt ihr geben. Der 1822 gestorbenen Madame de Condorcet, deren berühmter Gatte 1793 Gift genommen hatte, um dem Schafott zu entgehen, war eine der schönsten und geistvollsten Frauen ihrer Zeit. Der Kreis ihrer Freunde auf ihrem Landsitz zu Auteuil, der eine geistige und literarische Bedeutung von nicht zu unterschätzendem Wert gewann, scharte sich um Cabanis, den Schwager von Madame de Condorcet, und behielt das Gepräge des 18. Jahrhunderts. Cabanis, der berühmte Physiologe, hat Fauriel wie einen Sohn behandelt und die „Lettres sur les causes premières", die seinen Übergang zu einer spiritualistischen Weltanschauung bezeichnen, an ihn gerichtet. Ihm verdankte er den zu lebenslänglicher Freundschaft gefestigten Verkehr mit Manzoni. Das Verhältnis inniger Vertrautheit zwischen ihnen erlitt auch dadurch keine Störung, daß ihre geistigen Wege sich in den nächsten Jahren schieden. Manzoni vollzog nach jahrelangem Ringen die Umkehr zum Glauben, der die strenge Richtschnur seines Handelns und die Inspiration seines Genius wurde, und übte liebevolle Nachsicht für den schwächeren, nach wie vor vom Einfluß der freigeistigen Gefährtin beherrschten Fauriel. Durch Manzoni wurde er auf das Arbeitsfeld der Erforschung mittelalterlicher Volkspoesie und romanischer Philologie verwiesen, das er als einer der ersten erschlossen hat und dem er die zwar von besseren kritischen Methoden überholten, aber immer noch wertvollen Werke über griechische Volkspoesie, die Dantestudien, die Geschichte der provençalischen Dichtung usw. geschenkt hat, Werke, die durch seine Berufung in die Akademie die verdiente Anerkennung fanden.

Seit 1801 bestand zwischen Madame de Condorcet und Fauriel eine jener Neigungen, die durch Treue Achtung erzwingen, obwohl sie der langen Verbindung mit ihm nie die gesetzliche Sanktion geben ließ. Jetzt, nach ihrem Tode, ziehen ihre Freunde den Mann, der ihr so viel verdankte, gefühlloser Gleichgültigkeit; ihr Urteil wäre noch strenger gewesen, hätten sie gewußt, wo er Trost suchte und fand. Frau v. Staël, der in solchen Dingen manch schmerzliche Erfahrung den Blick geschärft hatte, schrieb bereits 1801 demselben Fauriel, sie habe offen und ehrlich mit ihm zu reden, comme deux bons vieux hommes, und da müsse sie gestehen, daß seine Freundschaft wie von einer Wolke verdüstert in ihrer Erinnerung lebe: er umgebe sie mit so vielen liebenswürdigen Klauseln, daß der Glaube daran verloren gehe.

Wer den vorliegenden Briefwechsel durchliest, wird den Scharfsinn von Frau v. Staël bewundern. Wie der junge Mann in der Freundschaft, so versagte der alternde Mann in der Liebe. Die bald genug an Mary Clarke gerichtete Bitte, ohne ihn glücklich zu werden, sticht zu grell von den Beteuerungen ab, es nur durch sie sein zu können. Nicht ihm, sondern ihr ist es zu verdanken, wenn gegenseitige, dauernde Zuneigung die volleren Akkorde der kurzen passionellen Episode in Harmonie auflöste. Sie nannte ihn nicht mehr „lieber Engel", sondern recht häufig „naughty Dicky" und doch stets „lieber Freund". Der Vitalität der rastlosen kleinen Schottländerin, die zehn Stunden zu Pferd bleiben konnte, im Kugelregen von 1848 über eine Barrikade kletterte, halb Europa bereiste, dazwischen Sanskrit lernen wollte und

zwei Jahrzehnte hindurch alles, was ihr durch den Kopf fuhr, für ihn in paradoxen Sätzen zu Papier brachte, war Fauriel nicht gewachsen. Er blieb fesselnd, liebenswürdig, umständlich, schwerblütig und schwermütig, er vollendete mehrere hervorragende Werke und ließ sich von Mohl und Mary Clarke mit Fürsorge umgeben. Erst drei Jahre nach seinem 1844 eingetretenen Tod entschloß sie sich, den Namen desjenigen zu tragen, der allein sie treu und aufrichtig liebte; dann übernahmen sie und der Gatte die Herausgabe des literarischen Nachlasses ihres Freundes.

In einem ihrer letzten Briefe an ihn beklagt sie es, der Täuschung, ihm sehr viel gewesen zu sein, zu lange sich hingegeben zu haben. Doch schonend fügt sie hinzu, an der Entzweiung zwischen ihnen sei die eigene Unfähigkeit, ihr Inneres zu enthüllen, schuld gewesen.

In der Sammlung berühmter Liebesbriefe werden diese keine Stelle finden, denn sie handeln von allem Möglichen und, bereits nach 1824, nur selten mehr von Liebe. Aber Fauriel gehörte zu den besten Stilisten seiner Generation und hatte viel zu sagen. Mary Clarke besaß den beneidenswerten Mut ihrer eigenen Meinung über Menschen und Dinge, worin sie, toute proportion gardée, uns Deutsche an die ihr weit überlegene Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling erinnert. Mit Grammatik und Orthographie stand Mary auf gespanntem Fuß, und wenn ihrem gewandten Französisch der richtige Ausdruck fehlte, so schuf sie sich einen; überdies wußte sie genau, wann sie unhaltbares zum besten gab, und vergleicht sich einmal mit einem Gummiband, das sich ausdehnt, so lange man daran zieht, ohne deshalb an Umfang zu gewinnen. Sie lästert auch ihr Herz und spricht wiederholt von ihrem Geiz. Sie sagt nicht, wie oft sie fürstlich und im Verborgenen schenkte. Sie besaß die seltene Kunst, Freude um sich zu verbreiten, und Rang, Titel, Geld und weltliche Ehren hatten als solche im Salon der Rue du Bac keinen Kurs. Die Lebenskünstler, die darin walteten, rechneten mit höheren Werten. Wie mancher, der in Sorgen kam, verließ ihre Schwelle, gestärkt vom guten Wein des Geistes und der Güte, und kehrte mit gehobenem Mut zum Alltagswerk zurück.

Mit den für sie so bezeichnenden Worten, sie sehne sich zu sterben und in den Himmel einzugehen, ist Madame Mohl, die Neunzigjährige, betend und sanft, von Freunden umgeben, hinübergegangen. Was über sie und Mohl zu sagen der Raum hier nicht gestattete, findet sich im schönen Buch, das Mrs. Simpson diesen beiden Virtuosen der Freundschaft gewidmet hat.

Weihnachtliche Rundschau.

Kinderbücher.

Die Kunst hat sich dieser Literatur seit einigen Jahren bemächtigt und ihr zu frischem Leben, Mannigfaltigkeit und Verinnerlichung verholfen. Die technischen Anforderungen sind gestiegen: man achtet auch auf die Form des Textes, die Komposition der Farben, die Raumverteilung auf jedem Blatt, auf die Zeichnung, die Ausstattung. Und so ist jedes Buch zu einem kleinen Kunstwerk geworden, das das Kind nicht ohne Respekt in die Hand nehmen wird. Daß nur die Güte nicht unter der Schönheit, dem schmuckvollen Gewand leide!

An erster Stelle nennen wir füglich Gertrud Kaspari, deren Meisterhand in dem neuen Buche „Guten Morgen!" (Leipzig, Hahn) eine Reihe entzückender Bilder zu kurzen Reimen aus dem Volksmund oder neuen Dichtern geschaffen hat. Ein Beispiel:

Heile, heile Segen!
Morgen gibt es Regen,
Übermorgen Schnee,
Dann tut's nicht mehr weh!

Oben sitzt der Bub auf der Bank, in sich zusammengesunken, mit warmen Filzpantoffeln angetan, den Kopf mit einem großen Tuch umwickelt, die Hand an der Backe, die weh tut. Und unter dem Verslein dasselbe Bürschchen, rotbäckig auf dem Schlitten den Hügel hinabfahrend, die Mütze hinten auf dem Kopf, der Hund tollt nebenher, und der Schneemann lacht, dem sie Nase und Mund aus Kohlen gemacht, einen Besen in die Hand gegeben und einen Eimer aufgestülpt haben. In allen ihren Bildern ist der Gesichtsausdruck des Kindes das Beherrschende; mit gleicher Sicherheit trifft die Künstlerin die stille Emsigkeit, die sich unbeobachtet glaubt, die Eitelkeit der „Putzmamsellchen", oder etwa Verlegenheit und Schrecken.

Von den Sternenkindern und ihrem Spiel auf der Himmelswiese zur Nachtzeit erzählt das anmutige, feine Buch „Weißt du, wie viel Sternlein stehen?" (Eßlingen, J. F. Schreiber). Die Verse hat Gertrud Klett gedichtet, und Anneliese v. Lewinski die reizenden Bilder entworfen, die ganz in Blau, Grau und Weiß Gelb gehalten sind und wirklich etwas von dem Zauber des bestirnten Firmamentes ausströmen. Überraschend gut werden einzelne Sternbilder gedeutet, so der Orion als ein See mit angelnden und segelnden Kindern, die Kometen und Schnuppen als „verbummelte Gesellen", die die idyllische Ruhe der anderen stören..

Eine kräftigere Kost bietet Arpad Schmidhammer. Besonders werden Knaben ihre Freude haben an seinem Buch „Lustige Verslein" (Mainz, Joseph Scholz), in dem er bekannte Geschichten wie die vom drolligen Reiter, dem Herrn und dem Jockel, vom Schnützgutshäusel, wo die Ochsen im Storchnest sitzen, dem Weg nach Buschlabe und manch Lügenliedchen sehr witzig dargestellt hat, bald in bunten, großen Bildern, bald in einer Menge kleiner eingestreuter Zeichnungen und Schnörkel. Jedes Bild ist eine Karikatur, aber voll drastischer Bewegung und oft unwiderstehlicher Komik. Einfacher und leichter verständlich ist sein Bilderbuch von den „Drei Helden" (Mainz, Scholz), zu dem Gustav Falke die Verse gedichtet hat: Hänschen, der Däumling, in seinen Kämpfen mit der Spinne, dem Frosch und Brummer; die zweite Geschichte von Fritzens Aquarium ist weniger gelungen; gern aber begleiten wir wieder den Peter bei seiner lustigen Reise auf der Schnecke, der Feldmaus und der Schwalbe.

„Gullivers Reisen" werden in Wilhelm Rotzdes Nacherzählung (Mainz, Scholz) sich viele kleine Freunde erwerben, nicht am wenigsten wegen der prächtigen Bilder von Hans Schroedter mit ihrer Einfachheit, Übersichtlichkeit und ihrer herzlichen, offenen Fröhlichkeit. Das Märchen von „Schneeweißchen und Rosenrot" hat Lena Baurnfeind mit zarten, mattgetönten Bildern geschmückt (Mainz,

Scholz). Als junges Talent, das freilich noch der Ausbildung bedarf, erscheint Sibylle v. Olfers, deren beide Märchenbücher „Windchen" und „Prinzeßchen im Walde" (Eßlingen, J. F. Schreiber) Verse und Bilder mit sehr hübschen Einzelheiten aufweisen. Unter dem Titel „Kinderlust" hat der Frankfurter Lehrerverein eine Auswahl von Friedrich Gülls gemütvollen Gedichten mit eingestreuten Bildern von Jos. Mauder neu herausgegeben; Mauder hat auch den „Jugendklang", eine Sammlung beliebter Kinderlieder mit Noten, durch seine bunten Bilder verschönt (Eßlingen, J. F. Schreiber). Elisabeth Heuslers Kinderlieder „Des Kindes Tageslauf" (ebenda) besingen das Mutterglück, sind aber unnaiv und werden sich kaum in der Kinderstube einen Platz erobern, dagegen weisen die zu ihnen gehörigen Kompositionen Füglistallers bei aller Einfachheit manche charakteristische Wendung auf.

Jugendschriften.

Für die jugendlichsten unter den Lesern ist Otto Ernsts glänzend ausgestattetes „Schlaraffenland" (Mainz, Scholz) bestimmt, von dessen Herrlichkeiten auch Hans Schroedters Zeichnungen und Buntbilder beredt zeugen. Dem Karl erfüllen sich alle seine Wünsche, nicht nur die nach Essen und Trinken. Er braucht nicht zur Schule, hat jeden Tag Geburtstag, macht Spazierfahrten im Wagen und Auto; da gibt es richtige Indianerschlachten mit scharfen Geschossen, redende Bäume, alle Spielsachen, die man nicht wieder selbst aufzuräumen braucht — und doch packt ihn schließlich vor Langeweile die Lust zur Arbeit, und am Morgen nach diesem Traum ist ihm das Streicheln der Mutterhand köstlicher als alle Genüsse.

Zu selbständigem Denken erzieht der neue Band der Mainzer Volks- und Jugendbücher (Mainz, Scholz) „Die Doktorskinder" von Trude Bruns. Die frische, anschaulich erzählte Geschichte eignet sich sehr zum Vorlesen, da manche Frage dem jungen Leser offen bleiben und dem Erzieher Gelegenheit zur Einwirkung geben wird. Denn die Dichterin strebt mit vielem Geschick nach einer klaren Darstellung der frühesten Probleme der Kindesseele, ohne ihnen eine bestimmte Lösung zu geben. Die Moral bleibt unausgesprochen, die ausgleichende Gerechtigkeit hält sich im Hintergrunde. Diese Kinder führen ihre kleinen Kämpfe im wesentlichen selbst durch: die Angst vor der Schule, die der Student seiner Nichte durch unvorsichtiges Reden eingeflößt hat, das gemütliche Zusammenleben mit dem dumm-dreisten Vetter aus der Stadt, den Spott, den die erste heimliche Liebesregung der kleinen Suse einbringt. Als eine flüchtige Arbeit erscheinen daneben die beiden munteren Erzählungen, die Else Hofmann unter dem Titel „Aus jungen Tagen" (Leipzig, Abel und Müller) zusammengestellt hat. Eine Reihe von Motiven wiederholen sich da und ermüden den Leser, die Geschichten entbehren der inneren Handlung und zerfallen in lose aneinandergefügte Einzelstücke, deren Stil zuweilen bedenklich an schlechte Feuilletons erinnert.

Aus den Knabenbüchern heben wir hervor Wilhelm Kotzdes Erzählungen nach alten Berichten und Chroniken: „Der Feind im Land" (Leipzig, Abel und Müller), die in schlichter Sprache, ohne Worte rühmender Erhebung unsere Jungen in die Nähe großer Männer und weltgeschichtlicher Begebenheiten führen und sie zu miterlebenden Zeugen machen, etwa von Friedrichs des Großen Verhalten in der Torgauer Schlacht oder von den seltsamen Umständen, die Gneisenaus Geburt und wundersame Rettung begleiteten. Auch der neue Band der trefflichen vaterländischen Bibliothek, die bei Franz Goerlich in Breslau erscheint, die Lebensgeschichte des Kunz von der Rosen, des lustigen Rats Kaiser Maximilians, die J. Pederzani-Weber nach dem mittelhochdeutschen „Weißkunig" schildert, wird Begeisterung für Freundschaft und Edelmut, für fröhliches Spiel und kriegerische Tugenden in jungen Herzen wecken und fördern.

Ein ausgezeichnetes, einfach ausgestattetes Buch ist „Zwischen Eis und Feuer" von Jon Svensson. Aus dem Dänischen übersetzt von Mayrhofer. (Breslau, Franz Goerlich). Nichts kann uns so unmittelbar wie diese schlichte

Art des Erzählens die einfache Größe der nordischen Natur und ihrer Menschen vor die Seele stellen. Hier schildert ein Lehrer, der einen seiner Schüler mitnimmt in seine isländische Heimat, die er selbst seit 25 Jahren nicht gesehen hat, den gefahrenreichen Ritt durch einsames Land, von Gehöft zu Gehöft. — Nachdrücklich sei auch auf die Übersetzungen der „Nordischen Bibliothek" hingewiesen, die in sauberen, preiswerten Bänden bei Georg Merseburger, Leipzig, erschienen sind. Von den Novitäten eignen sich am besten die Erzählungen aus dem Seemannsleben von Nylander: „Seevolk" und „Der Schoner Lizzie Gray und andere Seegeschichten", ferner Hans Aanruds „Sölve Solfeng, das Sonntagskind" und die Erzählung aus der Hunnenzeit „Die Gefahr" von Gustav Janson als Lektüre für die heranwachsende Jugend. Eine packende Seegeschichte alten Schlages ist Friedrich Meisters „Vampyr" (Leipzig, Abel und Müller; mit Bildern) mit ihrem abenteuerreichen Inhalt: Kämpfe mit Seeräubern und Sklavenhändlern an der Kongomündung, Schiffsbrand, nächtliche Überfälle, Gefangenschaft und Todesgefahr, heimliche Flucht und glückliche Rettung.

Von den Sammlungen zeitgenössischer Erzählungen empfehlen wir zwei vorzüglich ausgestattete illustrierte Bücher des Verlages Alfred Hahn, Leipzig: „Vom Baume des Lebens", für die reifere weibliche Jugend von Emil Geißler zusammengestellt, und „Aus der goldenen Schmiede" (zweite Folge), ausgewählt von Carl Ferdinands und seinen Freunden. Auch enthalten Albert Geyers „Bunte Bilder aus dem Leben" (Breslau, Goerlich) geschickt ausgewählte Stücke in Prosa und Vers, Heimatliches, Berichte aus den Kolonien usw.

Zu weiterem Ausbau der in der Schule gegebenen Anregungen ist die von Dr. Bastian Schmidt mit Umsicht geleitete „Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek" bestimmt. Tüchtige Schulmänner sind die Verfasser der bisher erschienenen Bände: Physikalisches Experimentierbuch, Geographisch-geologische Beobachtungen an der See, Himmelsbeobachtungen, Große Physiker, Geologisches Wanderbuch. Bilder und Zeichnungen sind in reicher Anzahl beigegeben. Wer dagegen mehr in unterhaltender Form sich über Naturwissenschaft und Technik unterrichten will, der greife zu dem neuen Bande des Großen Weltpanoramas" (Berlin, Spemann), das in buntem Wechsel Erzählungen, Reiseberichte und Mitteilungen aus der Völker- und Länderkunde, Naturwissenschaft, Jagd und Technik mit vielen Bildern bringt.

Neuausgaben.

Das neue und durchaus fruchtbringende Verfahren, das der Verlag Georg Müller in München bei der Goethe-Ausgabe anwandte, hat auch der neuen Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken einen besonderen Charakter gegeben: die chronologische Anordnung. Es folgen Lyrik, Drama, Prosa, wissenschaftliche Arbeit, Brief und Tagebuch nach der Zeit ihrer Entstehung, die sonst die Einteilung bestimmenden Schranken des Inhalts und der Form sind gefallen. Man muß sich erst in diese „Horenausgabe", von der bis jetzt vier Bände vorliegen, eingelesen haben, um den Wert des Verfahrens gerade bei Dichtern wie Schiller und Hebbel zu erkennen, und sich nicht daran stoßen, etwa neben einem pathetischen Liebesgedicht den Bericht über eine Leichensektion zu finden. Keine Biographie kann uns mit dem Werden des Dichters, seinen inneren Kämpfen und der Gewalt seiner poetischen Begabung so vertraut machen wie dieses Werk. Da sehen wir den jungen Mediziner unter seinen Freunden auf der Akademie, lesen seine untertänigen Briefe an den Herzog, die feurigen Gedichte an Laura und witzige lustige Kleinigkeiten; und später zwischen den Briefen, die voll sind von der bitteren Not in der Verbannung, die kühnen dramatischen Entwürfe. Unmittelbar in die Werkstatt des Dichters geführt, wird bei der Lektüre dieser Ausgabe mancher, den die begeisterte Verehrung der einen, die kühle Ablehnung der anderen zur Gleichgültigkeit verführte, etwas verspüren von der innerlich auch unserer Zeit so nahe stehenden Heldengestalt Schillers. Die ganz vorzüglich ausgestatteten Bände enthalten nur

die Worte des Dichters, ohne Einleitung, Anmerkung und Erläuterung. Besondere Ausbeute verspricht die Anwendung der chronologischen Anordnung bei Hebbel, in dessen grüblichem Geist die Flut der Reflexion stetig, fördernd und hemmend, die werdende Dichterarbeit umspült. Manch neuen Fund bringt Paul Bornstein in dem ersten Band dieser Säkularausgabe, die neben den sämtlichen Werken auch die Tagebücher und eine Auswahl der Briefe enthält und bis zum hundertsten Geburtstag des Dichters (1913) abgeschlossen sein soll. Die kritischen, für den Laien wie für den Gelehrten aufschlußreichen Anmerkungen erhöhen ihren Wert.

Für die Gediegenheit der Tempelausgabe (Leipzig, Tempel-Verlag) sprechen wieder die neuen Bände: sechs Bände Schiller, dessen Werke damit nahezu vollständig erschienen sind, zwei Bände mit den poetischen Schriften und einer Auslese der Briefe Uhlands. Auch in der Tempelausgabe ist auf jegliche Anmerkung und Einleitung verzichtet, in einem besonderen Ergänzungsband ist die Biographie und sonstige Belehrung untergebracht. Wegen des ungemein gefälligen, klaren Drucks und der eleganten Ausstattung eignen die Bände sich gut zu Geschenken.

Dasselbe gilt uneingeschränkt von den Unternehmungen des Insel-Verlages, Leipzig: Auf die von Max Morris veranstaltete wissenschaftlich hervorragende Ausgabe des „Jungen Goethe" werden wir demnächst ausführlich zu sprechen kommen, wenn sie mit dem sechsten Bande ihren Abschluß erreicht hat. Von der Castleschen Lenau-Ausgabe, die dankenswerterweise auch die Briefe enthält, sind Band zwei und drei erschienen. Empfehlende Erwähnung verdient die geschmackvolle Auswahl in zwei Bänden aus Eichendorffs Dichtungen, die Franz Schultz besorgt hat. Von hervorragenden Werken ausländischer Literatur bringt der Verlag gute Übersetzungen: von Honoré de Balsac die unsterblichen Contes drolatiques und die „Briefe an die Fremde", von den Märchen aus 1001 Nacht eine sehr willkommene Auswahl in vier Bänden, und die auf ihren großen Meister bezüglichen Schriften des Xenophon und Plato vereinigen die beiden Bände „Sokrates, dargestellt von seinen Schülern", die Emil Müller übertragen und mit Vorreden versehen hat. Sehr verdienstlich sind die handlichen, wohlfeilen Ausgaben von Briefen berühmter Männer: Kaiser Wilhelm (mit einer ausgezeichneten Einleitung Erich Brandenburgs), Lessing, Kant, Nietzsche; Abälard und Heloise, Balsac. In der guten Dickens-Übersetzung von Gustav Meyrink (München, Langen) ist „Nikolas Nickleby" als elfter und zwölfter Band erschienen.

In den von Professor Ernst Elster geleiteten Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts, die schon äußerlich in ihrem grünen Einband mit dem roten Rückenschild die Sorgfalt und Gediegenheit der in ihnen geleisteten Arbeit verraten, hat Peter Müller eine zweibändige Auswahl aus Gutzkows zahlreichen Werken mit gutem Geschick besorgt, und Carl Schaeffer die Ausgabe von Lenaus Dichtungen auf Grund der neuen Forschungsergebnisse wesentlich umgearbeitet.

Auch die noch junge, rasch aufgeblühte Goldene Klassikerbibliothek (Berlin, Bong und Co.) hat ihren Bestand erweitert: auf tiefer, eindringender Kenntnis beruht Karl Freves Auswahl aus den Dichtungen des „Sturm und Drangs", dessen Hauptvertretern Gerstenberg, Leisewitz, Lenz, Wagner, Klinger und Maler Müller Freve feinsinnige, von selbständigem Urteil zeugende Charakteristiken widmet. Daran schließen sich in zweibändigen Ausgaben die Werke Heinrich v. Kleists und die Gesänge Homers in der Vossischen Übersetzung.

Unermüdlich wirkt auch der Leipziger Verlag von Hesse und Becker (früher Max Hesse) für die Verbreitung der Klassiker und jüngeren Dichter durch Herstellung billiger Ausgaben. Von Nestroy, dem Wiener Meister der Posse, bringt Fritz Brückner eine reichhaltige Auswahl, mit Biographie und Anmerkungen. Noch ehe die dreißig Jahre nach seinem Tode verflossen, erscheint von Robert Hamerling eine wohlfeile, von Rabenlechner besorgte Gesamtausgabe, um deren Zustandekommen Peter Rosegger sich verdient gemacht hat. Einer der interessantesten und tapfersten unter den „Epigonen" lebt hier wieder auf, wenn auch in einer neuen Zeit der Ruhm, den ihm einst sein „Ahasver in Rom" und „König in

Sion" eintrugen, verhallt ist. Empfehlend sei auf die geschmackvoll ausgestattete Auswahl aus Mark Twains Werken, Zoozmanns, „Citatenschatz", die Neuausgabe von Johannes Scherrs „Geschichte der deutschen Frauenwelt", die Lebenserinnerungen von Kügelgen und Ludwig Richter verwiesen, die mit hübschen Bildern geschmückt sind.

Lebenserinnerungen. Neue Briefe.

An die Spitze dieser Rubrik stellen wir ein Werk, das zwar ein Memoirenwerk im strengen Sinne des Wortes nicht ist, doch aber im wesentlichen auf den eigenen Erinnerungen und Briefen des Dargestellten beruht, und darum an dieser Stelle erwähnt zu werden wohl verdient. Wir meinen die groß angelegte Biographie: Ernst v. Bergmann von Arend Buchholtz (Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig). Wie keine zweite von den jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiete hat sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregt — in solchem Maße, daß nach wenigen Wochen die erste Auflage vergriffen war und eine zweite soeben erfolgt ist. Denn es ist nicht nur der eminente Mann der Wissenschaft und Praxis, der uns aus diesen gewichtigen Blättern entgegentritt, der hervorragende Lehrer, der berühmte Chirurg, der Arzt, der als bewährter Helfer in den Feldzügen von 1866, 1870/71 und 1877 (türkisch-russischer Krieg) den Leidenden seiner und fremder Nationen zur Seite stand, und am Krankenbette unseres nie genug betrauerten Kronprinzen, dessen Kaiserkrone nur eine Dornenkrone war, in schweren Seelenkämpfen gegen das unerbittliche Schicksal kämpfte: wir bewundern in Bergmann ebensosehr den ausgezeichneten Stilisten, den in seinen schriftlichen Äußerungen und tagebuchartigen Aufzeichnungen zu lesen ein Genuß ist. Nach beiden Seiten hin hat sein jüngerer Landsmann und Verwandter, Arend Buchholtz, das Bild des Verewigten mit all der Gewissenhaftigkeit und Pietät gezeichnet, die seinem aus einem reichhaltigen Nachlaß geschöpften Werke Dauer versprechen und einen hohen Rang in der biographischen Literatur anweisen.

Die Kriegserinnerungen spielen eine große Rolle. Das Buch des Grafen Pfeil „Vor vierzig Jahren" (L. Heege, Schweidnitz) erhält seinen Wert besonders durch das Gepräge unverkennbarer Wirklichkeit. Es gibt persönliche Erlebnisse und Bilder aus dem Kriege 1870, durchweht von preußisch-soldatischem Geiste und vom Gesichtswinkel des höheren Offiziers aus gesehen. Wir erleben mit ihm St. Privat, Sedan und das Leben vor Paris. Namentlich das letzte bringt fast gemütliche Bilder, wie denn überhaupt der Schrecken des Krieges durch die vierzigjährige Patina gemildert, fast salonfähig erscheint.

In ebenso vaterländischem Geiste, aber mehr für Jugend oder Volk bestimmt, ist „Meine Kriegserinnerungen" von Adolf Matthias (Verlag Oskar Beck, München). Es sind Briefe aus dem französischen Feldzuge „aus der Werdezeit von Kaiser und Reich", an seine Braut gerichtet, an seinen Bruder, an andere Verwandte; auch sein Kriegstagebuch ist benutzt. Matthias war Göttinger Student, seine Briefe sind also vom Standpunkte des gebildeten Nichtmilitärs geschrieben. Es kommt ihm besonders darauf an, dem jetzigen nörgelnden und wieder auseinanderfallenden Deutschland der „Großmäuligkeit des Friedens" altpreußische Kameradschaftlichkeit und altgermanische Mannentreue entgegenzustellen.

Der Verlag E. S. Mittler und Sohn bringt eine ganze Reihe militärischer Veröffentlichungen. Ich nenne die „Denkwürdigkeiten des Generals August Freiherrn Hiller v. Gärtringen", herausgegeben von W. v. Unger. Schon als Zwölfjähriger in das Regiment eingetreten, mit dem Zöpfchen, Seitenlocken und Blechhammer Füsiliermütze geschmückt, wird er als neuester Junker eingestellt. Erinnerungen an Friedrich den Großen folgen. Aus dem Elend der Fremdherrschaft geht es hinein in die Erlebnisse der Freiheitskriege. Wir sehen Blücher, Schill, spüren den Atem Napoleons und erleben endlich Belle Alliance. Gärtringens Eingreifen entschied die Schlacht.

Aus gleicher Zeit stammen die „Lebenserinnerungen des Generalleutnants Karl v. Wedel", herausgegeben von Kurt Tröger (Mittler und Sohn). Es ist

der erste Teil, der vorliegt und von 1783—1810 reicht. Als Adjutant und Generalstabsoffizier hatte er Gelegenheit, den Ereignissen von Preußens Fall und Erhebung aus nächster Nähe zuzusehen und seine tätige Rolle dabei zu spielen. Auch er ein Soldatenkind, seit frühester Jugend in den Regimentslisten mitgeführt, von glühender Königstreue beseelt, gibt uns ein lebendiges Bild von sturmbewegten Kriegsjahren ebenso wie von der stillen, eintönigen Friedensarbeit des Kompagniedienstes.

Preußens Kämpfe in der Zeit von 1806—1815 schildert General Karl v. Röder „Standhaft und Treu". Auf Grund hinterlassener Aufzeichnungen hat Maximilian Schultze in Halensee ein Buch zusammengestellt, das sich mit dem General Karl v. Röder und seinen Brüdern beschäftigt. Derselbe Geist selbstloser Hingabe für König und Vaterland, dieselbe Frömmigkeit für Kirche und Pflicht wie in den vorerwähnten Büchern lebt auch hier.

Es ist interessant, diesen deutschen Kriegserinnerungen französische entgegenzustellen. Im Verlag von Karl Sigismund, Berlin, erschien soeben „Marschall Canrobert, Erinnerungen eines Jahrhunderts", bearbeitet und herausgegeben vom General v. Pfaff, nach dem französischen Werke von Germain Bapst. Im Jahre 1809 geboren als Sohn eines Kapitäns der emigrierten Armee, der überzeugter Legitimist und treuer Anhänger Ludwigs XVIII. war, blieb das Prinzip seines ganzen Lebens Achtung vor der Autorität. In Afrika holte er sich mit noch nicht dreißig Jahren das Kreuz der Ehrenlegion. Anfang des Jahres 1852 wurde Canrobert zum Adjutanten des Präsidenten der Republik ernannt. Dadurch trat er in nahe Beziehungen zu dem Manne, der im selben Jahre Kaiser der Franzosen werden sollte, und war Zeuge der Vorgänge am Hofe der Tuilerien. Er wird ein Vertrauter der kaiserlichen Familie, und die in das Buch aufgenommenen Briefe Napoleons und Eugenies an ihn sowie sonstige Briefe der Kaiserin geben ein ebenso deutliches wie interessantes Bild von der Vorzeit des großen Krieges von 1870/71 in Frankreich. Das Buch reicht bis zu den Schlachten von Metz.

Neben den kriegerischen Erinnerungen fährt man selbstverständlich fort, die literarischen zu pflegen. Abgeklärt und im Vollbesitz des Ruhmes tritt uns Wilhelm v. Humboldt entgegen in seinen „Briefen an Schiller 1796 bis 1803"; sie machen jenen wertvollen Fund aus, den der Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek, Friedrich Klemens Ebrard, in der „Deutschen Rundschau" zum erstenmal der Öffentlichkeit übergab. Die Briefe werden auch in der vornehm ausgestatteten Buchausgabe (Berlin, Gebrüder Paetel) allen Freunden schöner Literatur willkommen sein.

Es liegen zwei Veröffentlichungen über Storm vor. Eine „Biographie Theodor Storms, ein Bild seines Lebens" von Gertrud Storm, Verlag von Karl Curtius, eine zweite „Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers", herausgegeben von H. Wolfgang Seidel, ebenda. Aus beiden duftet uns derselbe warme, altväterische Hauch von Genügsamkeit entgegen. Die töchterliche Biographin bringt eine fast übergroße Fülle von Details. Trotzdem bekommen wir ein deutliches Porträt von des Dichters Gattin und Base Konstanze. Sie geht durch das Buch als ein Typus der sanften, tröstlichen, bescheiden klugen Frauen aus den vierziger und fünfziger Jahren, deren Bilder uns in Familienzimmern und Galerien von den Wänden entgegenlächeln. Mit ihr hat Storm die dänisch werdende Heimat droben in Husum verlassen, und mit ihr ist er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er in Berlin Anregung und Ermüdung gekostet hatte. Hiervon reden seine bereits vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlichten Briefe an Fritz Eggers, seinen Genossen beim berühmten „Tunnel über der Spree". Die Briefe bringen ein interessantes Abbild des damaligen Interessenkreises. Dem Buche beigegeben ist eine Biographie Friedrich Eggers', um dessen Berühmtwerden sich Storm immer in liebevollster Weise einsetzte, sowie eine Auswahl Eggersscher Gedichte. Namentlich die plattdeutschen sind von großer Schönheit.

Der Feldherr der plattdeutschen Dichtung, dessen Erfolge nur später durch Fritz Reuter verdunkelt wurden, Klaus Groth, erscheint in diesem Jahre gleich-

falls auf dem Plan. „Klaus Groth, Briefe an seine Braut", George Westermann, Braunschweig. Professor Hermann Krumm hat das Buch herausgegeben. Es bringt uns eine Überraschung. Mit Rührung und Ehrfurcht lernen wir in dem Dichter des „Quickborn" einen Menschen kennen, dessen Element Kampf und verzweifeltes Ringen nach Harmonie zu sein scheint, und dessen Humor von wilder Bewegtheit emporgehoben wird wie Schaum vom Meere. Seine Selbstdisziplin, die in diesen Brautbriefen zutage tritt, hat etwas Erschütterndes. Man schämt sich manchmal fast in so Reines, Geschlossenes hineinzublicken.

Kunstgeschichte.

Aus dem fröhlich anschwellenden Strome kunstgeschichtlicher Neuheiten, der in den letzten Jahren besonders durch die Nebenflüsse aus kulturgeschichtlichen Gefilden beträchtliche Steigungen aufzuweisen hat, leuchtet wieder allerlei Schönes auf. Da sind zunächst einmal drei neue Bände der jedem Kunstfreund hochwillkommenen „Berühmten Kunststätten" (E. A. Seemann, Leipzig): „Münster" von Hermann Schmitz, „Würzburg" von Fr. Friedr. Leitschuh, „Viterbo und Orvieto" von Fritz Schillmann. Den drei Werken kann das Gleiche nachgesagt werden: daß sich in ihnen erschöpfendes Wissen mit einer glänzenden Darstellung paart. Man könnte sich durch die genannten Städte keine besseren Führer denken als sie uns hier zuteil geworden sind. Ein ähnliches, in Deutschland noch wenig bekanntes Unternehmen sind die Les villes d'art célèbres. (Verlag Laurens, Paris), von denen als vierte deutsche Stadt kürzlich „Dresde" erschienen ist; Dresden mit kurzer Einbeziehung von Freiberg und Meißen. Der Verfasser Georges Servières hat sich seiner Aufgabe mit Geschmack und Sachkenntnis erledigt. Auch die Ausstattung ist gut, wenngleich nicht so anheimelnd reizvoll wie die der Seemannschen „Kunststätten". Die deutschen Verleger entwickeln ein großes Geschick, gemütliche, handliche Hausbücher auf den Markt zu bringen. Besondere Verdienste erwirbt sich hierin der Verlag K. R. Langewiesche, Düsseldorf, mit seinen „blauen Büchern". Die beiden letzten Gaben dieser Folge sind „Dänische Maler" und „Michelangelo". Die Dänen in einer Anderthalbjahrhundertrevue von Eckersberg bis Hammershöy zu betrachten, ist sehr genußreich und wird gewiß zu einer gesteigerten Wertschätzung der uns noch zu wenig vertrauten, stillsinnigen, nordischen Kunst beitragen. Von Michelangelo hat unseres Wissens noch keine so wohlfeile Ausgabe so vortreffliche Abbildungen gebracht. Das Auge freut sich daran. Und auf dem goldenen Mittelweg solider Sachkenntnis hält sich auch wieder der Text, der von Max Sauerlandt, einem den Lesern der blauen Bücher längst bekannten Autor, stammt. Ein glücklicher Wurf ist des Kunstwarts vornehm ausgestattete Boeblemappe. Boeble, der Gewaltige, spricht in seiner dürerhaften Sprache in der Darstellung der einfachsten, alltäglichsten wie der erhabensten Motive immer in überwältigender Weise zu uns. Freilich hier auch in wundervollen Wiedergaben. Die einzelnen Blätter sind in einem feinen Gravüreton meisterhaft ausgeführt. Wesentlich einfacher, aber als billige Volksgabe sehr zu begrüßen, ist das Boebleheft des Scholzschen Verlages, Mainz. Zugleich sei auch auf das daselbst schon früher erschienene Uhdeheft hingewiesen. Die engere Heimatkunst pflegt der erstmalig erscheinende, von Albert Reich gut illustrierte, oberpfälzische Nordgau-Kalender 1912. In eleganter Mappe liegen der berühmte Isenheimer Altar von Mathias Grünewald (E. A. Seemann, Leipzig) und acht Gemälde von Anselm Feuerbach vor. In farbigen Wiedergaben wurde hier versucht, eine Vorstellung von der großartigen, rein malerischen Wirkung der Originale zu geben, und man muß sagen, daß dies in einem hohen Grade geglückt ist. Eine wertvolle Zugabe bedeutet der beigegebene Text von Paul Schubring und August Wolf.

Von monographischen Werken begegnet uns zunächst das sehr interessante Lebensbild eines deutschen Genremalers: Johann Georg Meyer von Bremen.

(E. A. Seemann, Leipzig.) Einer aus der alten, vielgeschmähten und neuer dings wieder in der Achtung steigenden Düsseldorfer Garde. Besonders an sprechend ist in seinen anmutigen und vortrefflich gezeichneten Genreszenen die Darstellung des Kindlichen und mädchenhaft Verschämten, auch landschaftlich zeigt sich Meyer als vornehm empfindende Natur. Einen intimeren Einblick in des Künstlers Schaffen gewähren noch die in den Text verstreuten Bleistiftzeichnungen. Die dem liebevoll ausgestatteten Bande beigegebene literarische Würdigung durch Fr. W. Alexander trifft in ihrer dezenten Weise den rechten Ton. Als der Klassikerausgaben 19. Band erschien „Max Liebermann" (Deutsche Verlags anstalt, Stuttgart). Den Liebermannfreunden willkommen, auch als Nachschlage werk wichtig. Der stattliche Band gibt in über 300 Abbildungen Gelegenheit, die mannigfachen Entwicklungsstationen Liebermanns zu verfolgen. Fröhliche, bunte Bilderbücher sind die „Volksbücher der Kunst" (Velhagen und Klasing, Biele feld). Sie behandeln in gedrängterer Kürze die in den bekannten „Monographien" des Verlags verewigten Künstler. Es wäre gut, wenn diese „Volksbücher" ein mal den Anfang machten, die altdeutschen Künstler nicht bloß Dürer und Holbein zu bringen. Wie lange werden wir noch warten müssen, bis sich ein deutscher Verleger entschließt, die deutsche Kunst nicht mehr prinzipiell hinter der ausländischen zurückzusetzen? Wir haben noch immer keine populären Mono graphien über Lochner, über Schongauer, über Baldung, über Grünewald, über Elsheimer und über viele andere!

Eine interessante kleine Publikation, aber nur für einen engeren Kreis von Kennern wertvoll, ist die Neuausgabe von „Hans Holbeins Initial-Buch staben mit dem Totentanz", Manul-Neudruck der Ausgabe von 1849 (Th. Weicher, Leipzig). Die Holzschnitte sind nach dem Dresdner Original von Heinrich Loedel († 1861) kopiert; die dazu gedichteten patriotisch-satyrischen Verse stammen von Adolf Ellissen, dessen Sohn die Neuausgabe besorgte. Für Liebhaber kunst- und kulturgeschichtlicher Delikatessen seien hier auch gleich noch zwei schöne Neuerscheinungen genannt. Die eine behandelt in geistvollen Auf sätzen von A. Galante „Kulturgeschichtliche Bilder aus der Trientiner Konzils zeit" (Wagnersche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck). Höchst originelle Ab bildungen zeitgenössischer Kupferstiche, Holzschnitte aus italienischen Novellen, Gobelins, Skulpturen usw. sind beigegeben. Die andere ist eine Neuauflage von F. Gregorovius' herrlichem Werk „Die Grabdenkmäler der Päpste" (F. A. Brock haus, Leipzig). In 55 Jahren die dritte Auflage — eine gerade nicht erfreuliche Tatsache. Die von Fritz Schillmann besorgte Neuausgabe hat deutliche, aber allerdings sehr kleine Illustrationen empfangen; immerhin werden sie dem Leser ein dankenswerter Führer auf des Gregorovius verschlungenen Wanderpfaden sein. „Kunst und Religion" (Verlag E. Salzer, Heilbronn), eine Gegenwartsfrage, erläutert Professor Paul Weber an einem Gang durch die Geschichte der christlichen Kunst. Ob gerade Burnand, wie der Verfasser meint, „über den Frühling hinaus auf den reifen Sommer einer neuen religiösen Kunst" weist, bleibt mehr als fraglich. Als dritte, stark vermehrte Auflage wandern die „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur" von Furtwängler und Ulrichs (F. Bruck mann, München) in die Welt. Ein vorzügliches Buch für jeden, der mit der antiken Kunst näher bekannt werden möchte. Vielleicht bringt eine spätere Auflage auch noch ein Kapitel über die klassische Kleinkunst, insbesondere die von Tanagra. „Der schöne Mensch" von Hirth schreitet in seiner neuen Gestalt auch rüstig vorwärts. Bis jetzt liegen elf Lieferungen des großzügig angelegten Werkes vor. Ebenso ist auch das vielversprechende Mappenwerk „Anselm Feuerbach" (Hanfstängl, München) schon ziemlich weit gediehen. Von Neuwirths „Illustrierter Kunstgeschichte" (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München) erschienen zehn Lieferungen. Sie zeichnen sich besonders durch ihre schön aus geführten Farbentafeln aus.

Literaturgeschichte.

Alfred Biese dreibändige, reich illustrierte „Geschichte der deutschen Literatur" (München, C. H. Beck) wendet sich an die große Masse derer, die der Belehrung bedürftig und der Begeisterung fähig sind. Nicht eine subtile Kritik wird angestrebt, kaum eine objektive, die auf Kosten der Wärme geübt wird. Für den Verfasser gibt es echte Künstler und falsche, gibt es auch moralische und unmoralische Kunstwerke. Nicht im engen Sinne. Alles Gewordene wird untersucht, aber eben auch sorglich gewertet und auf seinen Platz gewiesen auf der großen vielsprossigen Leiter, die von der Vergangenheit zum Heute führt. Mit gewissenhafter Strenge wird nur gewürdigt, was heute noch Lebenswert bezeugt, sei es durch Nachfolge, sei es durch aufbauende, stützende oder selbst retardierende Wirkung auf das bunte Gewebe, das wir Literatur nennen.

Der erste Band geht von der germanischen Urzeit, durch Völkerwanderung, Sage und Legende auf die großen, heute immer wieder modern umgeformten Ritterepen zu. Klar, in ruhig fortschreitender Darstellung entwickeln sich dann Epos, Lyrik, geistliche Dichtung und der Anfang des Dramas. Interessant herausgearbeitet sind die Unterschiede im Geiste der Jahrhunderte, das Grobianische im 16., das Aristokratische im 17. und die Aufklärungsliteratur im Beginn des 18. Jahrhunderts.

Der zweite Band reicht bis Herder, der dritte Band führt von Goethe bis Mörike. Hier, bei den Allgemeinbekannten, liegt die Schwierigkeit für den Literaturgeschichtschreiber auf der Hand. Wieviel von dem, was er weiß und wissen muß, soll nur als leiser Unterton mitschwingen, nur Färbung geben, gar nicht sichtbar sein. Der Verfasser hat hier meist bescheiden nur Tatsachen reden lassen. Und bei der Würdigung der Werke beschränkt er sich auf das, was an der Oberfläche liegt, ohne eine neue Wertung zu versuchen. Nur daß er sich überall zur Nachfolge Goethes bekennt und besonders die Lebensgrundsätze der „Wanderjahre": die gleichmäßige, zweckmäßige und edle Kultur der Arbeit, als seine eigenen erklärt.

Fast unübersehbar erscheint der Stoff, dessen Behandlung sich Hauser und Busse als Aufgabe gestellt haben: die Weltliteratur. Beide haben ihre Arbeiten auf zwei Bände berechnet, von denen die ersten vorliegen. Durch eine sehr ausgebreitete Übersetzertätigkeit hat sich Otto Hauser auf seine „Weltgeschichte der Literatur" gleichsam vorbereitet, das Zeugnis einer ungewöhnlichen Belesenheit. Die von ihm gewählte Einteilung nach Völkern und Völkergruppen kommt der wissenschaftlich ruhigen Darstellung zugute. Keine Literatur ist ausgeschlossen, selbst die Tibetaner, Kalmücken, Javanen kommen zu ihrem Recht, und die Literatur jeden Volkes wird in ihrer Entwicklung bis in die jüngste Zeit verfolgt. Der mit vielen Tafeln vom Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig gediegen ausgestattete Band umfaßt den Orient, das klassische Altertum und die romanischen Völker. Die Einbeziehung der Rassentheorie dürfte von zweifelhaftem Werte sein.

Ein im besten Sinne populär geschriebenes Werk ist die „Geschichte der Weltliteratur" von Dr. Carl Busse (Bielefeld, Velhagen und Klasing), der sich zunächst durch literarhistorische Arbeiten, dann als Novellist und Lyriker Ruf erwarb. Der Stoff ist nach der Zeit geordnet, geschickt und übersichtlich. Den Völkern des Orients werden knappe, gut orientierende Einzeldarstellungen gewidmet; bei der Antike wird auch der Hellenismus und die nachklassische Periode der römischen Literatur gebührend berücksichtigt. In dem Abschnitte „Christentum und Mittelalter" steht die deutsche Literatur im Mittelpunkt, während für die Zeit der Renaissance und Reformation die Nationen naturgemäß einzeln behandelt werden. Viel Detailkenntnisse sind gut für die Charakteristik und geschichtliche Beurteilung verwertet, nähere Angaben über Persönlichkeiten, Inhaltsangaben der hervorragendsten Werke, sowie Proben aus Dichtungen sind (wie in dem Hauserschen Werke) in die Darstellung eingeschoben. Es gibt wohl wenig deutsche Werke, in denen sich gründliches Wissen, Feinheit im ästhetischen Urteil und leichte Eleganz der Darstellung in solchem Grade vereinigen wie hier. Ein sehr reiches Bildermaterial ist dem Buche beigegeben.

Reisebeschreibung.

Müssen wir es uns auch versagen, hier eingehend von den großen Reisewerken zu berichten, die uns das letzte Jahr gebracht hat: so etwa von dem glänzend geschriebenen und mit wertvollen, vorzüglich reproduzierten Bildern versehenen Werk Oskar Kauffmanns „Aus Indiens Dschungeln" (Leipzig, Klinkhardt und Biermann), oder von J. C. E. Falls' „Drei Jahre in der Libyschen Wüste" (Freiburg, Herder), das bei dem gegenwärtigen Kampf um Tripolis erhöhte Aufmerksamkeit verdient — so sei doch nachdrücklich auf die Eigenart des Buches „Durch Armenien und der Zug Xenophons" von Generalleutnant v. Hoffmeister hingewiesen (Leipzig, Teubner). Wir finden hier nicht die so beliebten Jagdabenteuer, sondern militärische Beobachtungen und Erinnerungen verleihen der Darstellung ihren Reiz, die schon durch ihre knappe, anschauliche Art, ihr energisches Vorwärtsschreiten und klare Anordnung den Soldaten verrät. Willig folgen wir Hoffmeister, wenn er uns die Landschaft schildert, etwa die Ruinen von Ani, einst „die Stadt der tausend Kirchen" und ein glänzender Herrschersitz, oder das Höhlenkloster Sumela, doch fesselt er nirgends so sehr als bei dem Besuch der alten Schlachtfelder. Bei der Festung Kars entwickelt er die Operationen, die die Gefechte im russisch-türkischen Kriege 1877/78 vorbereiteten, bespricht die Vorteile des Geländes, ihre Einwirkung auf den Ausgang. Auch von der Schlacht am Aladscha Dagh, die den Feldzug entschied, erhalten wir einen genauen Bericht. Der zweite Teil des Werkes untersucht die vielerörterte Frage, welchen Weg die 10 000 Griechen unter Xenophon von Kunaxa bis ans Schwarze Meer genommen haben. Unter steter Beziehung auf die „Anabasis" schildert Hoffmeister vom militärischen Standpunkte aus die Unternehmung des Kyros, die Gliederung der Heeresmasse, die Befehlsverhältnisse, Taktik, Verpflegung, Disziplin usw., so daß das ganze Ereignis in dieser Beleuchtung geklärt erscheint. Das Buch wird für alle Lehrer und reiferen Schüler von besonderem Interesse sein.

Ernst v. Wildenbruchs „Hexenlied" hat der Groteske Verlag (Berlin) von Johann Holtz nach Art einer mittelalterlichen Handschrift abschreiben, illustrieren und in der Reichsdruckerei als Faksimiledruck vervielfältigen lassen. Diese wertvolle Reproduktion von einer der volkstümlichsten Dichtungen des Verstorbenen wird seinen Verehrern willkommen sein. Ein Prachtwerk schenkt uns Hans Thoma zum Jahresschluß in seinem „Immerwährenden Kalender" (Karlsruhe, Kunstdruckerei Künstlerbund). Es folgen Blatt auf Blatt die Monate in wundervollen, charakteristischen Zeichnungen, dann die Himmelszeichen in einer seltsamen Schnörkelmanier mit eigenen Versen und schließlich die Planeten. — Die machtvollen „historischen Szenen" des in Deutschland sehr geschätzten Grafen Gobineau „Die Renaissance" gibt der Insel-Verlag nach der Übersetzung von Bernhard Jolles heraus in einem mit prächtigen, seltenen Bildern geschmückten Bande, dessen Ausstattung vollendeten Geschmack verrät.

Zum Schluß weisen wir hin auf die soeben erschienene Volksausgabe von Leo Königsbergers Helmholtz-Biographie (Braunschweig, Vieweg). Abgesehen von dem Wegfall der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ist das bekannte Werk des Heidelberger Mathematikers unangetastet geblieben.

Richard Nordhausen hat für seine Anthologie „Unsere märkische Heimat" die besten Schilderungen Berlins und der Mark gesammelt, da stehen neben den jüngsten Schriftstellern Namen wie Gottfried Keller und L. v. Ranke, und die Leser der „Rundschau" werden in dem Stück der Fontane-Rede Burdachs und in dem Beitrag „Küstrin" von Marie v. Bunsen gute Bekannte wiederfinden.

Die Kleine Ausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon (Leipzig, Brockhaus) sei in der neuen Auflage aufs beste empfohlen. Die beiden handlichen Bände bieten außer den knappen, sehr gut orientierenden Artikeln eine große Anzahl Bilder und Einschaltblätter, die besonders über Landeskunde, soziale Einrichtungen und Fragen, Technik und vieles sonst noch Wissenswerte eingehend berichten.

56. **Dreiunddreißig Anekdoten.** Von Wilhelm Schäfer. München und Leipzig, G. Müller. 1911.

Der Verfasser, reif an Jahren, Kunstweisheit und schöpferischer Kraft, ist spät hervorgetreten, darf aber dafür der Dauer seiner ausgesparten Gebilde versichert sein, die nach altem Gattungsrecht die Anekdote knappen und größeren Umfanges als Novelle fassen, und im wohlerwogenen, sachlichen und zugleich bildlichen Wort, Satzbau und Rhythmus von Stück zu Stück wählenden Vortrag an romanische Meister, an Kleist, an Gottfried Keller erinnern. Ohne jede schülerhafte Manier und in den der Zeit nach weiter zurückgreifenden Nummern ohne falsche Patina. Das leidige Schulschmäcklein Riehlscher Erzählungen ist ihnen fern. Sie reichen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, der z. B. die lange Novelle „Der Pflegling" mit einer unerwarteten Lösung entspringt. Die längsten sind übrigens nicht die besten. Ein herber, das Schaurige nicht ausschließender Ernst ist ihnen so gut eigen wie rheinische weinfrohe Lustigkeit und eine gesunde Derbheit. Aber der Verfasser weiß sehr wohl, was er gerade heraus sagen darf und was eine feine ironische Deckung des Verfänglichen fordert. Auch ihm sind Lachen und Weinen Geschwisterkinder. Manche Stücke münden in eine Pointe, andere verklingen sanft. Eine seltene Fülle von Motiven und Tönen ist hier beisammen, und von der einzelnen Begebenheit richtet der Blick sich ins Weite. Die Haupternten dieser fein geordneten Sammlung hat das Zeitalter der Revolution und Napoleons ergeben, in dem unser Rheinländer sich viel glücklicher bewegt als auf einem Ausflug zu Friedrich dem Großen. Der Humor überwiegt, doch unvergeßlich muß jedem der Bluttrank des Fräuleins v. Sombreuil vor der Guillotine bleiben, der ein rotes Rund um ihre edlen Lippen zeichnet. Meisterlich ist aus neuerer Zeit Lichnowsky in Frankfurt mit ein paar Strichen so dargestellt, daß zu dem junkerlichen Tafelwitz die furchtbare Katastrophe sich wohl fügt. Niemals muß hier eine historische Person mit ihrem bloßen Namen zahlen, es handle sich um Heines Landesvater Jan Wellem oder um Beethoven. Dieses Stück, „Beethoven und das Liebespaar", hat Schäfer selbst vor uns aus dem gegebenen Rohmotiv herauswachsen lassen in seinem nicht bloß für ihn allein, sondern für die ganze Poetik der Novelle höchst interessanten Vortrag „Wie entstanden meine Anekdoten?" (Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, 5. Jahrgang, Nr. 7). Die nächste Fundgrube war Strambergs „Rheinischer Antiquarius", ein monströses Sammelwerk; mit Wehmut fand ich auch die „Rote Erde" J. Petris bedacht, eines viel versprechenden jungen Westfalen, der im Dienste der „Deutschen Rundschau" jäh dahin gestorben ist.

57. **Wielands Gesammelte Schriften.** Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Poetische Jugendwerke. Dritter Teil. Herausgegeben von Fritz Homeyer. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Shakespeares theatralische Werke. Dritter Band. Sechster bis achter Teil. Herausgegeben von Ernst Stadler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1910—1911.

Von diesen beiden neuen Bänden der im Märzheft dieses Jahres eingehender besprochenen Wieland Ausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften bietet der erste die weiteren Werke des jungen Dichters bis zum Jahre 1760. Noch ist der Autor nicht sui generis. Aber er ist auf dem Wege, sich selbst zu finden. Die ätherischen Sphären hat er, wenigstens soweit die Stoffwahl in Frage kommt, verlassen und sich im wesentlichen dem geschichtlichen Epos und dem Vergangenheit und Gegenwart behandelnden Drama zugewendet. Schon kündigt sich auch (in der dialogisierten Erzählung „Araspes und Panthea") das Grundmotiv der echten Wielandschen Poesie: der Übergang von überirdischer Schwärmerei zu irdischer Leidenschaft an. In der Ausführung zeigt er sich allerdings noch seltsam unfrei. Der damalige Wieland liebte es, seine Schöpfungen mit theoretischen Erörterungen in die Welt zu schicken. So erschien das Fragment gebliebene Heldengedicht „Cyrus" mit einem „Vorbericht", in dem der Verfasser mit dem ihm eigenen Wortreichtum über seine künstlerischen Absichten, den Stil, die Darstellungsmittel, Erfindung und Komposition, kurz über die innere und äußere Form des Werkes erstaunlich naiv Auskunft gibt. Welcher Unsicherheit begegnen wir! Mit welch mühsamem Eklektizismus gelangt er zu der ihm angemessen erscheinenden Behandlung! Nach langen Überlegungen, bekennt er, machte er zum Ziele seines Lebens: sich so viel als möglich zwischen Homer und Thomson in der Mitte zu halten. Goethes wiederholt geäußerte Klage, wie schwer es ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts hatte, aus dem Wirrsal der vielen Theorien zu der ihm gemäßen Praxis zu gelangen, wird einem an Wieland recht verständlich. Die Unfertigkeit zeigt sich auch sonst. Noch ist er bei weitem mehr Rhetor als gestalten der Poet. In der Charakteristik noch der vage Idealist, der nicht von der Beobachtung des Lebens ausgeht und bestimmten Individuen, sondern von einer erträumten überirdischen Welt und als Vorbilder gedachten Typen. Der Schein der Wirklichkeit leuchtet nur eben hinein. Von der Bescheidenheit der Natur ist er recht weit entfernt und schwelgt im hochtrabenden Ausdruck. Von dem feinen Spott und der munteren Laune, die seine späteren Schriften so angenehm würzten, ist noch keine Spur vorhanden. Ein allzu gleichmäßiger getragener Ton geht durch alle diese Dich-

tungen. Auch durch die beiden Dramen, mit denen es sich Wieland etwas leicht machte. In der rasch zusammengezimmerten „Johanna Gray" vom Jahre 1757 benutzte er, wie ihm der junge Lessing höhnisch nachwies, die denselben Stoff behandelnde Tragödie des Engländers Nicol. Rowe bedenklich frei, und in der drei Jahre später verfaßten „Clementina von Porretta" dialogisierte er eine Episode des Richardsonschen Romans „Grandison". Er täuschte sich übrigens gründlich, als er nach den Lorbeeren des Dramatikers haschte. Sie blieben ihm jetzt wie später versagt und mußten es nach seiner ganzen Natur bleiben. Der zweite Band schließt Wielands Shakespeare-Übersetzung ab. Er bringt die Lesarten zu allen drei Bänden der Abteilung; ferner Erläuterungen und ein hübsches Nachwort des Herausgebers, das über den Charakter und die literarische Bedeutung der Übertragung kurz und treffend Auskunft gibt.

Le Faust de Goethe. Par Ernest Lichtenberger. Paris, Félix Alcan. 1911.

Der Name Lichtenbergers hat einen so guten Klang, daß der Wiederabdruck der in der „Revue germanique" 1905 erschienenen Faust-Studie vielen willkommen sein dürfte. Er bezeichnet sie als Skizzierung zur Methode unpersönlicher Kritik, die sich ihm nach zwanzigjähriger eingehender Beschäftigung mit Goethe — er ist der Herausgeber einer Faust-Ausgabe — als die zweckdienlichste empfiehlt. Wer sich ein großes intellektuelles Vergnügen bereiten will, der lese die zwanzig Seiten, in denen Lichtenberger unter der Form einer Diskussion in einem Goethe-Verein die vornehmsten Faust-Kommentatoren Revue passieren läßt. Philosophen, Symbolisten, Historiker, Ästhetiker, sie kommen alle zu Wort, sie sind oft entzückend geistreich, tief und plausibel, sie widersprechen sich alle. Bis auf die Definition des Namens der Dichtung, die sie abwechselnd Drama, Volksschauspiel, Lehrgedicht, Epos, Tragödie, Mysterium, Symbol, Allegorie, klassisch, romantisch, christlich, heidnisch, eine poetische Bibel, das Gedicht des Jahrhunderts, das der Menschheit genannt wissen wollen. Jede Behauptung erregt den leidenschaftlichsten Widerspruch, bis endlich Lichtenberger mit der Aufgabe betraut wird, das Gehörte in einem Artikel von etwa zwanzig Seiten zusammenzufassen. Er gibt die typischsten Erklärungen, d. h. diejenigen, auf deren Urteile die meisten Stimmen sich vereinigen, und so entsteht eine Faust-Bibliographie auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, mit einem sehr unterhaltenden Exkurs über die Auslegung, unter anderem des Ewig-Weiblichen oder der Persönlichkeit des Dichters selbst. Das Publikum hat zu entscheiden; die literarische Kritik liefert ihre Resultate, kein Kritiker und Kommentator, heiße er selbst Kuno Fischer oder Erich Schmidt, oder wie immer, kann für einen anderen Menschen denken. Er kann ihm nur behilflich sein, richtiger zu denken und klarer zu sehen. Dazu liefert Lichtenberger ein ausgesuchtes Material, das er wie wenige kennt, und seine unpersönliche Methode verzichtet auf Synthesen.

Schiller. Von Ludwig Bellermann. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Dieses Buch behauptet unter den Lebensbeschreibungen Schillers seinen Platz nicht bloß, weil es zu denen gehört, die in gedrängter Kürze den gewaltigen Stoff vorführen, und deshalb mit mäßigem Zeitaufwand gelesen werden können; auch das ist ja in einer mit literarischen Produktionen so überladenen Zeit von unbestreitbarem Wert. Bellermann hat aber außerdem das Verdienst, eine warme, ansprechende, ausgereifte und selbständige Darstellung zu bieten, die auch mit einigen wohlgelungenen Bildern geschmückt ist. Er betont, „daß Schiller — ebenso wie Goethe — es verträgt, bis ins einzelnste in allem, was er getan, gedacht, geschrieben hat, ans Licht gezogen und unter die schärfste Lupe der Betrachtung genommen zu werden, ohne daß er dadurch verliert." Zu den mißgünstigen Verkleinerern der Großen gehört Bellermann also nicht, und die Fehler und Schwächen, welche er an Schiller wahrnimmt, rauben ihm nicht den Blick für das einzigartig Hohe an dem Dichter, der, trotzdem ihm die Spanne der Lebenszeit so knapp zugemessen war, doch neun unvergängliche dramatische Werke geschaffen hat, die heute so jung und wirksam sind wie am ersten Tage, und der im edelsten Sinne des Wortes unser volkstümlichster Dichter geworden und geblieben ist. Welche Wirkung, sagt Bellermann Seite 3 mit Recht, würde Schiller erst ausüben, wenn ihm ein so langes Leben wie Goethe beschieden gewesen wäre: wie viel breiter würde da der Strom dahin fließen, wie viel mächtiger noch würde er die Bühne beherrschen! Es ist wirklich wahr, was Wilhelm v. Humboldt in dem letzten Brief an Schiller, den wir von ihm haben (vom 22. Oktober 1803 aus Rom) ausruft: „Das Kleinste in Ihrer Beschäftigung hat mehr Wichtigkeit für mich als alles, was ich unternehmen könnte . . . Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten; die Kraft und Jugend sind Ihnen gewiß." Wenn man fragt, warum Schiller unserem Volke so teuer ist, so darf man antworten: weil er es so geliebt hat. Mit sieghaftem Optimismus ruft er zur Zeit des Verlustes des linken Rheinufers 1801 aus: „Unsere Aufgabe ist nicht, im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen!"

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bailliere. Poetes lyriques d'Italie et d'Espagne. Par Paul Bailliere. Preface par Gaston Deschamps. Paris, Alphonse Lemerre 1911.

Bartsch. Das deutsche Leid. Ein Landschaftsroman von Rudolf Hans Bartsch. Umschlag und Buchschmuck von Alfred Keller. Leipzig, L. Staackmann 1912.

Baudissin. Aus Liebe zu Rußland. Roman von Eva Gräfin von Baudissin. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Baumgarten. Im Vorhof zum Heiligen. Schriften und Dichtungen von Bruno Baumgarten. Magdeburg, Crantz. 1912.

Bland-Blackhouse. China unter der Kaiserin-Witwe. Die Lebens- und die Zeit-Geschichte der Kaiserin Tzu Hsi. Zusammengestellt aus Staatsdokumenten und dem persönlichen Tagebuch ihres Oberhofmarschalls. Von J. O. P. Bland und E. Blackhouse. Ins Deutsche übertragen von F. v. Rauch. Mit 28 Bildern und einem Plan von Peking. Berlin, Karl Siegismund. 1912.

Bräuning-Oktavio. — Beiträge zur Geschichte und Frage nach den Mitarbeitern der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1772. Auch ein Kapitel zur Goethe-Philologie. Von Dr. Hermann Bräuning-Oktavio. Darmstadt, L. Vogelsberger. 1912.

Brandi. Unsere Schrift. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks. Von Professor Dr. Karl Brandi. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1911.

Brecht. — Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland. Von Walther Brecht. Nebst Mitteilungen aus Heinses Nachlaß. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1911.

Brinkmann. Die Erweckung der Marie Garmen. Von Ludwig Brinkmann. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Busson. Nelsons Blut. Von Paul Busson. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Carl Prinz von Hohenzollern. Meine Erlebnisse während des russisch-japanischen Krieges 1904—1905. Von Karl Prinz von Hohenzollern. Mit 55 Abbildungen und 6 Skizzen im Text sowie einer Karte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912.

Cassagne. La vie politique de François de Chateaubriand. Consulat, empire, première restauration. Par Albert Cassagne. Paris, Librairie Plon. 1911.

Comminges. — A travers l'Allemagne hippique. Par Comte de Comminges. Avec 19 gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1911.

Cotta'sche Handbibliothek. Feuerblumen. Roman von Adolf Wilbrandt. Vierte Auflage. — Der Tolpatsch. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Von Berthold Auerbach. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern von Gottfried Kinkel. 87. Auflage. — Das Nest an der Bahn. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Von Berthold Auerbach. — Die Frau Professorin. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Crequy. — Aus den Memoiren der Marquise de Crequy. Deutsch von E. Lemke. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Christaller. Heilige Liebe. Eine Geschichte aus Assisis alten Tagen. Von Helene Christaller. Basel, Friedrich Reinhardt. O. J.

Driault. Austerlitz, la fin du Saint-Empire. 1804—1806. Par Édouard Driault. Napoléon et l'Europe. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Driesmanns. Jahrtausendwende. In tausend und einem Jahr. Ein biosophischer Erlebnisroman auf erdpolitischer Grundlage. Von Heinrich Driesmanns. Dresden, E. Pierson. 1912.

Ertl. Auf der Wegewacht. Roman von Emil Ertl. Erstes bis zumites Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Fahlbeck. — Die Regierungsform Schwedens. Von Pontus E. Fahlbeck, Professor an der Universität Lund, Mitglied der Ersten Kammer. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1911.

Feydeau-Schanzer. Das Mädel von Montmartre. Vaudeville-Operette in drei Akten. Von Georges Feydeau und Rudolph Schanzer. Musik von Henri Berény. Leipzig, Josef Weinberger. O. J.

Finzi. Histoire de la literature italienne. Par G. Finzi. Traduite avec l'autorisation de l'auteur par M. Thierard-Baudrillart. Préface de Henry Cochin. Paris, Perrin et Cie. 1912.

Fischer. Die schwäbische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ein historischer Rückblick von Hermann Fischer. Tübingen, H. Laupp. 1911.

Frenssen. Der Untergang der Anna Hollmann. Erzählung von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote. 1911.

Freytag. Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches. Schilderungen von Gustav Freytag. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Rudeck. Leipzig, Walther Fiedler. O. J.

Frost. Von der Mutterliebe und andere Aufsätze. Von Laura Frost. Zweite Auflage. Leipzig, Xenien Verlag. 1911.

Ganghofer. Gesammelte Schriften von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Dritte Serie. Stuttgart, Adolf Bonz. O. J.

Geißler. Der Erltonig. Roman von Max Geißler. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Geucke. Rust. Die Geschichte eines Lebens. Von Kurt Geucke. Mainz, Josef Scholz. 1911.

Greinz. Auf der Sonnseit'n. Lustige Tiroler Geschichten. Von Rudolf Greinz. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Hahn. — Neue kaukasische Reisen und Studien. Von C. v. Hahn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Hanotaux. — Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. Publié sous les auspices de la commission des archives diplomatiques au ministère des affaire étrangères. XVII. Rome. Par Gabriel Hanotaux. Tome second. (1688—1723.) Avec une introduction et des notes par Jean Hanotaux. Paris, Félix Alcan. S. A.

Harder. — Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Von Franz Harder. Vierte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1911.

Harnack. — Aufsätze und Vorträge. Von Otto Harnack. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Hauvette. — Dante. Introduction à l'étude de la Divine comédie. Par Henri Hauvette. Paris, Librairie Hachette. 1911.

Herwig. — Die Stunde kommt. Ein Roman vom Gardasee. Von Franz Herwig. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1911.

Hirschfeld. Rasten und Gefahren. Novellen von Georg Hirschfeld. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Hoffensthal. Das dritte Licht. Von Hans von Hoffensthal. Berlin, Egon Fleischel. 1911.

Hofmannsthal. — Die Gedichte und kleinen Dramen von Hugo von Hofmannsthal. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Holm. Die Tochter. Roman in zwei Bänden. Von Korfiz Holm. Zwei Bände. München, Albert Langen. O. J.

Hugo. — Les misérables. Par Victor Hugo. Tome premier. Paris, Nelson. S. A.

Jahrbuch und Kalendarium des deutsch-österreichischen Preßvereins für 1912. Geleitet von Adolf Frankl. Graz, Selbstverlag. 1912.

Janson. Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihres aktuell-politischen Gehaltes. Von Dr. Friedrich Janson. Heft 33 der Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1911.

Insel-Almanach auf das Jahr 1912. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Issaieff. — Leo Tolstoi außerhalb der Grenzen dichterischen Schaffens. Von Professor A. A. Issaieff. Berlin, R. L. Prager. 1912.

Jünger. Heimaterde. Ein Roman von der Küste. Von Nathanael Jünger. Mit Buchschmuck von Fanny Wubbens. Erstes bis fünftes Tausend. Wismar, Hinstorff. 1911.

Kerr. Current ways of As we live now. By Andrew William Kerr. Edinburgh, R. Grant and son. 1910.

Heinrich von Kleist in seinen Briefen. Eine Charakteristik seines Lebens und Schaffens. Herausgegeben von Ernst Schur. Charlottenburg, Schillerbuchhandlung. O. J.

Kleist. Amphitryon. Lustspiel von Heinrich von Kleist. Für die Bühne umgedichtet und neu herausgegeben

von Gottfried Stommel-Düsseldorf. Hamburg, Verlagsgesellschaft Hamburg m. b. H. 1911.

Knies. Hört ihr Herren und laßt euch sagen . . " Eine Erzählung aus Rheinhessen. Von Richard Knies. Berlin, Konrad Wolf Mecklenburg. 1911.

Lemmann. Zwölf Nächte. Märchen. Von Else Lehmann. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Lenz. Geschichte Bismarcks. Von Max Lenz. Dritte, verbesserte und ergänzte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Leuchtende Stunden. Eine Reihe schöner Bücher, herausgegeben von Franz Goerke. (1.) Aus guter alter Zeit. Von Georg Hermann. (2.) Unsere deutschen Wälder. Von Johannes Trojan. Berlin, Vita. O. J.

Lichtenberger. Die kleine Majestät. Roman von André Lichtenberger. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von A. Ratisbonne. München, Albert Langen. O. J.

Lilienfein. Von den Frauen und einer Frau. Erzählungen und Geschichten. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Lizerand. Clément V et Philippe le bel. Par Georges Lizerand. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1911.

Löbbecke. Mutterliebe und andere Verse. Von Elsa von Löbbecke. Kassel, Karl Victor. 1911.

Loewig. Raimund des Walen Fahrt ins Riesengebirge. Roman von Hedwig Loewig. Schweidnitz, E. Heege. O. J.

Louise de Prusse. princesse Antoine Radziwill. Quarante-cinq années de ma vie. (1770 à 1815.) Publié avec des annotations et un index biographique par la princesse Radziwill, née Castellane. Ouvrage accompagné d'un portrait en héliogravure, d'un autographe et de quatorze gravures hors texte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1911.

Lukacs. Die Seele und die Formen. Essays. Von Georg von Lukacs. Berlin, Egon Fleischel. 1911.

Mann. Die Rückkehr vom Hades. Novellen von Heinrich Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Matthies. Die Deutschen und ihre Schrift. Von Karl Matthies. Selbstverlag des Verfassers. Kostenfrei zu beziehen durch die Vereinigung der Freunde deutscher Schrift. Darmstadt, Mathildenstraße 53.

Memorial-Buch der Fahrten und Taten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Nach seiner eigenhändigen Aufzeichnung aufs neue an Tag geben durch Engelbert Hegaur. München, Albert Langen. O. J.

Meschler. Die Gesellschaft Jesu. Ihre Satzungen und ihre Erfolge. Von Moritz Meschler, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

Metzger. — Die alte Profanarchitektur Lübecks. Von Max Metzger. 424 Abbildungen auf 120 Tafeln und 83 Textbilder. Lübeck, Charles Colemann. O. J.

Michael der Große. Eine Kaiserbiographie der Zukunft. Von Exzelsior. Leipzig, Ethnologischer Verlag. 1912.

Mirus. — Wo bleiben Wissenschaft, Recht und Moral? Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Martin Kirchner. Von Professor Paul A. L. Mirus. Impfgegnerische Flugschriften. Nr. 5/6. Dortmund, Robert Keßler. 1911.

Müller. Die Reden Jesu. Verdeutscht und vergegenwärtigt. Von Dr. Johannes Müller. Zweiter Band. Von der Nachfolge. München, C. H. Beck. 1912.

Münz. Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Von Dr. Wilhelm Münz. Zweite, durch neue Skizzen vermehrte Auflage. Frankfurt, J. Kauffmann. 1911.

Nordhausen. — Unsere märkische Heimat. Eine Anthologie für Berlin und Brandenburg. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Mit vielen Abbildungen zur Landeskunde. Leipzig, Friedrich Brandstetter. O. J.

Offener Brief an die europäischen und amerikanischen Staatsmänner, Politiker, Schriftsteller und Publizisten.

Osten. — Sturm. Von Gerhart Osten. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Ossian-Nilsson. — Der Barbarenwald. Eine Erzählung im Zeichen des Klassenkampfes. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Mit einem Vorwort von Sven Hedin. Leipzig und Stockholm, Albert Bonnier. O. J.

Paquet. Kamerad Fleming. Roman von Alfons Paquet. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Pauls. Frau Christel. Eine Novelle von Eilhard Erich Pauls. Hamburg, Gustav Schloeßmann. 1911.

Paulus. Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert. Von Nikolaus Paulus. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

Radowitz. Radowitz' ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Corvinus. 1. Band: Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Frankfurt am Main. 2. Band: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. Reden in der Nationalversammlung. Fragmente. I. 3. Band: Fragmente II. Regensburg, J. Habel. O. J.

Raithel. Herkle und Hannile. Ein Strauß Dorfbluten. Gerissen und gebunden von Hans Raithel. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, C. F. Amelang. 1911.

Raithel. Auf dem engen Weg. Ein historisches Schauspiel von Hans Raithel. Manuskriptdruck. Leipzig. 1912.

Richter. — Geschichte der englischen Romantik. Von Helene Richter. Zwei Bände. Halle, Max Niemeyer. 1911.

Rochette. L'Alexandrin chez Victor Hugo. Par Auguste Rochette. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1911.

Rondet-Saint. — L'Afrique équatoriale française. Par Maurice Rondet-Saint. Préface de M. Saint-Germain, sénateur. Avec une carte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1911.

Rosegger. — Die beiden Gänse. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1912.

Ruska. Schulelend und kein Ende. Eine Abwehr Ostwaldscher Angriffe. Von Julius Ruska. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Salus. — Glockenklang. Gedichte von Hugo Salus. München, Albert Langen. O. J.

Scapinelli. Die Künstlerkolonie. Roman von Carl Conte Scapinelli. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Schemann. — Alexis de Tocqueville. Vortrag. Von Ludwig Schemann. Stuttgart, Fr. Frommann. 1911.

Schickele. — Meine Freundin Lo. Von René Schickele. Brehm, Paul Cassirer. 1911.

Schöttler. Das Buch Adelheid. Von Horst Schöttler. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. O. J.

Schulz-Tharau. — Der Tod und das Mädchen. Zwei Novellen. Von Otto Schulz-Tharau. Wandsbek i. H., Claudius-Verlag Amandus Martens. O. J.

Soennecken. — Zur Schriftfrage. Von F. Soennecken. Mit Abbildungen. Bonn, F. Soennecken. 1911.

Söhle. — Musikanten und Sonderlinge. Von Karl Söhle. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann. O. J.

Spemanns Alpen-Kalender 1912. Berlin, W. Spemann. 1912.

Spiero. Lebensmächte. Novellen von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Spiero. Verschworene der Zukunft. Ein Roman von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Spurgeon. — Chaucer devant la critique en Angleterre et en France depuis son temps jusqu'à nos jours. Par Caroline F. E. Spurgeon. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Straß. — Lieb Vaterland. Roman. Von Rudolph Straß. Berlin, Ullstein & Co. 1911.

Strobl. Das Frauenhaus von Brescia. Von Karl Hans Strobl. Berlin, Vita. O. J.

Studnitz. — Tripolis und der Dreibund. Von Arthur v. Studnitz. Berlin, Deutsches Druck- und Verlagshaus. O. J.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. VIII, 1. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Sudermann. — Der Bettler von Syrakus. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piersersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.149

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY